Biblioteka
U. M. K.
Toruń
04022/1917
1918

Dd A
1
2441

Unser
Pommerland
4
1917/18

Titelbl. u. Inh. fehlen. 30/IX. 22.

nd
1916.2731

Unser Pommerland

4. Jahrgang 1917: Heft 1



Illustrierte Monatsschrift für Heimatpflege und Kultur, für Kunst und Geschichte sowie für die wirtschaftliche Entwicklung Pommerns und der Neumark

Herausgegeben
von
Ludwig Hamann und Arnold Koeppen
Verbandsorgan des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Messenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins

Jährlich Mark 7,20 — Einzelheft 75 Pfennig

Pommernverlag Max Mallin · Stargard in Pommern

An unsere Leser!

Nicht zuletzt ist Kriegszeit schwere Zeit für ein Unternehmen, wie es unsere Heimatzeitschrift ist.

Nicht Hoffnung auf ein einbringliches Geschäft war es, die Verleger und Herausgeber seinerzeit veranlaßte, das Unternehmen zu gründen — und was uns jetzt trotz schwerer Opfer zu seiner Fortführung in der Kriegszeit lockt, ist nichts anderes als die Liebe zu der nun einmal begonnenen guten Sache, einer „Heimatssache". Und sie wird uns auch jedes erträgliche Opfer nicht zu groß erscheinen lassen. Auch wir wollen durchhalten!

Wir sind aber auch fest davon überzeugt, daß unsere Arbeit, unsere Opfer nicht vergeblich sind, wenn wir der Heimat die Heimatzeitschrift erhalten, denn zu dem vielen Guten, das uns der Weltkrieg neben seinen Schrecken gebracht hat, gehört unstreitig

die Erstarkung des Heimatgedankens

und

die sich stärker betätigende Heimatliebe!

Um so mehr müssen wir und unser Blatt da auf dem Platze sein.

Die Zeitschrift „Unser Pommerland" hat in den drei Jahrgängen, die vorliegen, einen tapferen Kampf gegen die Verkennung unserer Heimatprovinz geführt; ihr Programm ist groß gewesen, aber ihre Arbeit dankbar — und an Stoff hat es wahrlich noch nicht gefehlt.

Trotzdem haben wir unser Interessengebiet noch dadurch erweitert, daß wir die mit Pommern historisch und geographisch so eng verbundene

Neumark

mit in die Grenzen unseres Stoffgebietes hineingezogen haben.

Wir können unseren Lesern daher wieder einen Schatz an wertvollen Arbeiten versprechen, von denen wir nur die folgenden erwähnen wollen:

1. An größeren wissenschaftlichen Abhandlungen sind vorgesehen:

Professor Dr. Göhler, Dresden: Robert Prutz und Adolf Stahr.

Paul Alfred Merbach: Die literaturgeschichtliche Entwickelung der Provinz Pommern.

Dr. Gültzow und Dr. Kobes: Auf den Spuren Ernst Moritz Arndts.

2. An kleineren Abhandlungen liegen vor:

Prorektor Wendt, Pyritz: Pommersche Kriegslyrik und Idealismus.

Dr. Regener, Stettin: Martin Meyer-Pyritz.

Lyzealdirektor Spiecker, Stolp: Aus stillen Winkeln Pommerns.

Arnold Koeppen, Pyritz: Vier literaturgeschichtliche Abhandlungen.

Auch das Gebiet des Unterhaltungslesestoffes soll weitergepflegt werden, wir bringen u. a. den Neudruck eines Romans von Edmund Höfer, der zu den besten des einst so gefeierten Schriftstellers gehört:

„Das Haus van der Roos",

dem sich andere kulturgeschichtliche Erzählungen aus alten Zeiten des Pommerlandes und der Neumark anschließen werden.

Mußten wir im letzten Jahrgange der hohen Kosten wegen auf den illustrativen Schmuck der Hefte verzichten, so stellen wir für diesen vierten Jahrgang nun wieder mehrere Serien mit Bildern reich geschmückter Artikel in Aussicht, deren erster bereits in diesem Hefte erscheint.

Die Herausgeber. **Der Verlag.**

Inhalt des Januarheftes:

Robert Prutz und Adolf Stahr .. .. Professor Dr. Goehler

Ein Nachklang zur Prutz-Gedenk-Feier .. .. Paul Alfred Merbach

Aus goldenen Tagen — Liebe. Zwei Gedichte .. .. Robert Prutz

Das Pansiner Schloß. Mit Illustrationen .. ..

Das Haus van der Roos. Roman .. .. Edmund Hoefer

Das Bernsteinpferd von Woldenberg. Kulturhistorische Skizze .. Curt Bloedorn

Bücher und Zeitschriften. Eine literarische Übersicht .. ..

Kleine Mitteilungen aus Pommern und der Neumark. .. ..

Bezugsbedingungen: „Unser Pommerland" mit der Nebenausgabe „Pommerland und die Neumark" erscheint monatlich, anfangs jeden Monats. Der Bezugspreis beträgt für das Vierteljahr (3 Hefte) 1,80 Mark, für einzelne Hefte 75 Pfennig. — Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Pommernverlag Max Mallin, Stargard in Pommern.

Anzeigenannahme: durch den Pommernverlag Max Mallin in Stargard in Pommern. — Preis für die 45 mm breite Petit-Zeile 30 Pfennig. — Beilagen nach Übereinkunft.

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

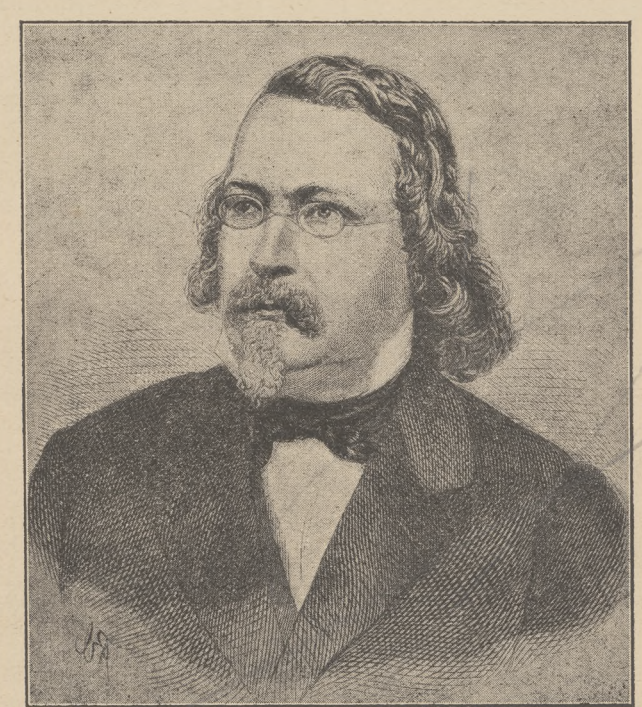
4. Jahrgang | Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen | Januar 1917

Robert Prutz und Adolf Stahr

Von Rudolf Göhler

I

Als in den Jahren 1841 und 42 Robert Prutz namhafte Gelehrte Deutschlands zur Mitarbeit an seinem literarischen Unternehmen, dem „Literarhistorischen Taschenbuche", aufforderte, da wandte er sich auch an Adolf Stahr, den Professor und Konrektor am Oldenburger Gymnasium. Dieser hatte sich durch seine bisher erschienenen Arbeiten als einen Mann von umfassender Bildung und, was damals noch zu den Seltenheiten gehörte, als Meister des Stils gezeigt, so daß er wie wenige geeignet war, Mitarbeiter eines Jahrbuchs zu werden, das sich die Aufgabe stellte, auf breiter wissenschaftlicher Grundlage in allgemeinverständlicher Form die verschiedensten Gebiete der Literaturgeschichte dem weiten Kreise der Gebildeten Deutschlands zuzuführen. Die nähere Bekanntschaft Stahrs hatte der um reichlich zehn Jahre jüngere Prutz im Herbst 1840 gemacht, als jener auf einer Reise von Oldenburg nach Dresden seine alten Freunde Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer in Halle aufsuchte. Aus dieser Bekanntschaft entstand ein langjähriger Freundschaftsbund, dem wir den nachfolgenden Briefwechsel verdanken; in ihm zeigt sich Stahr von seiner schönsten Seite. Voller Enthusiasmus kommt er dem jüngern gleichstrebenden Freunde entgegen; soweit es in seinen Kräften steht, bemüht er sich, Prutz durch treffliche Aufführungen seiner Tragödien auf dem Oldenburger Hoftheater zu wohlverdientem Erfolge zu verhelfen und begleitet alle weiteren Phasen der dichterischen Entwicklung seines Freundes mit teilnehmendem Interesse.



Robert Prutz

Welchen Eindruck Stahrs Persönlichkeit auf Prutz gemacht hatte, schildert dieser selbst in dem ersten an Stahr gerichteten Briefe:

Halle, 12. Novbr. 40.

Wertheſter Freund!

— Denn ohne Weiteres Sie mit diesem Namen anzureden, wird hoffentlich ebensosehr Ihre freundliche Gesinnung gegen mich mir erlauben, wie meine eigene lebhafte Empfindung mich dazu treibt. Sie glauben vielleicht nicht, — und doch, wenn Sie die eigenthümliche, halb kühle und halb schwüle Luft, in der wir hier leben, zerlegen wollen, wird es Ihnen begreiflich sein, daß die wenigen Tage, welche Sie hier in unserer Mitte zubrachten, mir eine rechte Anregung, ein rechter Stoff zu ernstlichem Nachdenken geworden sind. Ich, von Haus aus gährenden und rasch auflodernden Gemüths, zugleich aber mit einem gewissen altklugen Tic, diese eigene Leidenschaftlichkeit sogleich mit Pedantismus zu dämpfen, bin hier in einen Kreis gerathen, aus dem — vorläufig einmal durch Schuld der Verhältnisse, bei allem sonstigen Trefflichen und Erfreulichen, nur gerade der frische, frohe Zug, der wohlmeinende Muth, die Begeisterung immer mehr und mehr gewichen ist. Wir leben hier — Sie wissen es ja! ein sehr tristes Leben.

04022 III

Nun gab mir Ihre Erscheinung, liebster Freund, Ihre liebenswürdige Theilnahme und Erregsamkeit, der Genuß, den Sie dadurch selbst am Leben gewinnen und zugleich Anderen bereiten — diese ganze schöne Frische Ihrer Erscheinung gab mir einen Stoß, der Anfangs weh that, weil er eigne innere Schäden traf, der aber doch nicht umsonst mich soll berührt und erschüttert haben, denn wenn Manches, wenn Vieles die Verhältnisse, die leidigen, verschulden, so ohne Frage verschulden doch wir selbst hier das Meiste — ich auch: denn ich habe mich auch — wie soll ich sagen? überfrieren lassen durch diese allgemeine Winterlichkeit, und das muß ich nun büßen in dem Unbehagen, das ich hier empfinde. Meine Braut und ich haben uns oft und viel an Sie erinnert und der Refrain war immer: wenn wir doch solchen Freund einmal in der Nähe hätten! —

Verzeihen Sie diese Expectoration, liebster Freund! Ich halte sonst selbst nichts von Freundschaften, die mit Selbstbekenntnissen anfangen: indeß es giebt ja, Gottlob, noch andere Interessen der Freiheit, des Wahren und des Schönen, in denen Sie und ich einen gemeinsamen Boden haben. So halten Sie mir denn heut diese Schwäche zugute und entnehmen aus all diesem nur, daß ich Sie in herzlich liebem Andenken habe und einen freundlichen Verkehr mit Ihnen zu unterhalten, mich innigst freuen wird. — Meine Braut, die nun wieder seit 14 Tagen in Dresden ist, empfiehlt sich Ihnen herzlich und sagt schönen Dank für die gütigst übersandten Noten. — Ende Januar denk' ich Halle zu verlassen und in den ersten Tagen des Mai zu heirathen . . .

Ruge und Echtermeyer grüßen schönstens. Der Musenalmanach macht ihnen diesmal große Noth: Ihre Beiträge werden eben gedruckt. Ihr jüngster Bruder in Stettin arbeitet fleißig an den Jahrbüchern, wie die Stettiner überhaupt.

Leben Sie nun wohl, liebster Freund, und bleiben Sie gut

Ihrem

R. E. Prutz.

Noch vertraulichere Töne schlägt der zweite Brief an, den Prutz am 5. 2. 1841 von Halle aus an Stahr richtet:

Hochgeehrtester Freund!

Durch Ruge habe ich erfahren, daß mein „Rhein" Gnade gefunden vor Ihren Augen und was die Hauptsache ist, Anklang in Ihrem Herzen, so erlaub' ich mir denn, Ihnen beifolgend ein anderes opusculum zu übersenden, das von außen sehr verschieden vom „Rhein", von innen aber sein Blutsbruder ist. Man muß in diesen Zeiten wuchern mit dem Wenigen, was man hat, wär' es endlich auch nur, um vor sich selbst das Bewußtsein zu haben: Du hast gethan, was du konntest. Das ist nun freilich nicht viel, — und die Frucht wird noch kleiner sein. Ueberhaupt ist es mißlich, noch länger mit Worten zu fechten (und wären es, was sie nicht sind, goldene), wo nachgerade die That Noth thut. — Möge Ihnen nun auch das „Märchen" gefallen! Dieser Wunsch, werther Freund, ist nicht ohne allen Eigennutz, wennschon er auch nichts weniger sein soll, als eine Bestechung. Sie würden mich nämlich ungemein verbinden, wenn Sie eine (ganz nach Ihrem Gefallen, kurze oder lange) Anzeige des Dinges für die Jahrbücher schreiben wollten. Daß ich mich mit dieser Bitte an Sie wende, wird Sie hoffentlich nicht befremden: ich darf bei Ihnen der Uebereinstimmung in den Grundansichten und der gemeinsamen lebendigen Begeisterung für die Freiheit gewiß sein; — und das ist, wie gesagt, die Hauptsache. Aus meiner nächsten Nähe, von Ruge oder Echtermeyer, darf wohl des Anstands wegen keine Beurtheilung hervorgehn, damit unser harmloser Kreis nicht wie eine Lobverbrüderung aussieht; die Welt liegt bekanntlich im Argen und schon in der Bibel heißt es: meide den bösen Schein. Wenn Ihnen daher, wertheste Freund, diese kleine Arbeit nicht gar zu unbequem kommt und wenn Zeit und eigene Stimmung es Ihnen erlauben, so würden Sie durch freundliche Erfüllung meiner Bitte die Redaction, wie namentlich mich selbst, sehr verbinden, und um die gute Sache sich ein neues Verdienst erwerben.

Persönlich geht es mir so leidlich, nur daß ich schauerlich zu thun habe und mir, wie mit diesem „Märchen" noch immer mehr zu thun mache aus Uebermuth. Ich lasse am Göttinger Bund bereits drucken und hoffe in 6—8 Wochen diese ganze Historie endlich vom Halse zu haben. Dann will ich in den ersten Tagen des „schönen Monat Mai" heirathen und den Sommer über nach Stettin und Swinemünde gehen; man muß sich das Landrattenwesen einmal wieder vom Leibe spülen. Zum Herbst werd' ich meinen Herd gründen in — Jena; ob auch dort lesen, weiß ich nicht: ich möcht' es gern, aber ich werde auch wohl in Weimar über kurz oder lang eine persona non grata werden. Nun, wer arbeiten und entbehren kann, und beides mit Heiterkeit und dem Bewußtsein eines höheren Zieles, der findet sich zuletzt wohl in jede Lage und wird, wenn es sein muß, in einem Mauseloch heimisch werden. Nur der Mangel an Praxis, an unmittelbarem Eingreifen, quält und verstimmt mich oft. Die Zeit bringt Rosen — aber auch Dornen; man muß sich gedulden.

Echtermeyer grüßt herzlich; er zieht nun zu Ostern wirklich nach Dresden. Ebenso freundlich grüßt Ruge, der in diesem Augenblick mit Weib, Kind, Knecht, Magd, Vieh und Allem, was sein ist, an der Grippe darniederliegt, so daß das Haus mehr einem Lazareth gleicht, als, was es sein sollte, einem Musentempel.

Noch will ich beichten, daß das Märchen in Einer Nacht fix und fertig geschrieben und dann gleich am Morgen in die Druckerei gebracht ist; das entschuldigt vielleicht einzelne Übereilungen und Fehler. Man muß ja aber das Eisen schmieden — usw. Der Rezensent freilich braucht auf dgl. nicht Rücksicht zu nehmen.

Schließlich nun, werther Freund, auch von mir die herzlichsten Grüße: bleiben Sie gesund und frisch und erhalten Sie Ihre Theilnahme

Ihrem

R. E. Prutz.

Das in dem Briefe erwähnte Rheinlied, in dem Prutz im Gegensatz zu dem Beckerschen Gedichte gleichen Namens, wie Rudolf Gottschall sagt, „dem bloßen Patriotismus des Gefühls einen Patriotismus des Gedankens gegenüberstellte," hatte seinen Namen sofort weithin in Deutschlands Gauen bekannt gemacht und ihm die Sympathien der Besten unter den Deutschen gewonnen. Er forderte darin die Fürsten auf, der Presse die Fesseln zu lösen und auf die Weisen und Dichter des Volkes zu hören; denn nur mit einem freien Volke würden sie sich in Zeiten der Not des Feindes erwehren können. Weniger drang sein zweites politisches Gedicht durch, das gleichfalls bei Otto Wigand erschien, sein „Märchen" von der Jungfrau Germania, die den Riesen (Napoleon) bezwingt, der die ganze Welt in seiner ehernen Hand hält. Von ihrem königlichen Vater aber des Schwertes beraubt, empfängt sie statt dessen ein solches aus Goldpapier. Mit einem Netze vor dem Munde (Zensur) irrt sie stumm umher, für all ihre Liebe und Treue ausgestoßen, nur begleitet von dem treuen Troubadour (politischen Dichter), der ihr sein Leben weiht und ihr Bote wird. In öder Wüste finden sie einen Stein mit der hoffnungsreichen Inschrift: „Einst fällt das Netz vom Munde der Verbannten, Die Kette springt, die sie gebunden hält, Es wird ein Blitzstrahl leuchtend sie zerschmettern — Bleibt unverzagt! Gott selbst schrieb diese Lettern!" Und hoffnungstrunken ziehen sie weiter in die Welt hinein.

Noch enger wurden die literarischen Beziehungen beider durch Stahrs Mitarbeit am „Literarhistorischen Taschenbuch":

Jena 29. XII. 41.

Verehrtester Freund!

Eben schreibt mir Wellmann, daß Sie durch Ihren Bruder Karl, meinen lieben Freund, von dem „Literarhistorischen Taschenbuch" erfahren haben, welches ich beabsichtige, und daß Sie so freundlich sind, meiner längst beabsichtigten und bisher nur durch unvermeidliche Geschäfte noch hingehaltenen Bitte um Ihre thätige Theilnahme durch Ihr eigenes gütiges Anerbieten zuvorzukommen. Wie sehr dieser neue Beweis Ihrer Freundschaft sowohl, als Ihren guten Zutrauens zu meinem literarischen Unternehmen, mich erfreut, brauch' ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen; ebensowenig werd' ich, bei dem günstigen Vorurtheil, das Sie nun schon einmal haben, das Bedürfnis eines Unternehmens, wie das meine werden soll, lange nachzuweisen, seine Tendenz weitläufig zu entwickeln und das Ganze mit viel schönen Worten Ihrem Interesse zu empfehlen brauchen. Denken Sie sich ein Ding, das, auf der Basis und im Interesse der heutigen Bildung und Wissenschaft, etwas Aehnliches zu leisten sucht, wie die s. g. Nachträge zur Sulzer'schen Theorie für ihre Zeit geleistet haben; ein Buch also, das in einzelnen, von der gemeinsamen Ansicht: daß die Literatur eben nur Eine, Ein großer, allumfassender, lebendiger Organismus, und daß Geschichte nur dann wirklich Geschichte, also auch Literaturgeschichte nur dann Literaturgeschichte, wenn sie zugleich Philosophie — zusammengehaltenen, kleineren Monographien, in Charakteristiken, Skizzen und Übersichten das größere Publikum mit dem Gange und den Resultaten einer wissenschaftlich lebendigen Literaturgeschichte vermitteln soll — und, so Gott will, liebster Freund, haben Sie damit mein Taschenbuch. Ich bin so glücklich gewesen, mit diesem Project bei den tüchtigsten Männern Anklang zu finden; meine Mitarbeiter werden nämlich Gervinus, Bernhardy, Rosenkranz, Ritschl, Teuffel in Tübingen, die Grimms, Haltaus in Leipzig, Göttling, Wellmann und Ihr Bruder Karl in Stettin, Köppen, Ruge, Strauß, Feuerbach, Alexander Jung, Oppermann und Bock in Göttingen, Schücking, Regis, Pott, Flügel in Meißen — also Männer sein, deren Namen Sie hoffentlich nicht ungern Ihren eigenen anschließen werden. Das Taschenbuch erscheint alljährlich in Einem Band von etwa 24 Bogen, etwa 6 Aufsätze enthaltend, so daß also (namentlich dies Jahr, wo schon sieben Aufsätze notirt sind) vier Bogen das Maximum des Umfangs für den einzelnen Aufsatz wäre. Honorirt wird der Bogen (zu 16 Seiten, kleines Format) mit 15 rl. und zwar wird dies Honorar innerhalb der ersten vier Wochen nach Erscheinen des Buchs, unmittelbar durch mich, ausgezahlt. Den Verlag hat Otto Wigand übernommen, contractlich gleich auf drei Jahre. Der erste Jahrgang soll noch vor Ostern, so bald überhaupt, wie möglich, in Druck gegeben werden. Was nun, wertheſter Freund, Ihr freundliches Erbieten anbetrifft, zum ersten Jahrgang einen Aufsatz über „Shakespeare in Deutschland" beizutragen, so sag' ich Ihnen hiefür wiederholentlich meinen herzlichsten Dank und würde diesem Dank sogleich die Erklärung der unbedingtesten Annahme beifügen, wenn nicht der üble Querstrich käme, daß Gervinus mir für den ersten Jahrgang gleichfalls einen Aufsatz über Shakespeare versprochen hätte, und zwar schon im Oktober. Nun sehen Sie wohl ein, lieber Freund, daß so wenig auch nur von Weitem daran zu denken, daß Gervinus'

Arbeit die Ihre irgendwie überflüssig machen könnte, doch um der Abwechslung willen in Einem Jahrgang nicht Ein Thema zweimal berührt werden darf. In der That aber steht die Sache noch ganz anders; nämlich Gervinus ist, wie er selbst bekennt, stark im Versprechen von Beiträgen, aber ziemlich schwach im Halten. Ich glaube daher gar nicht, daß er den Aufsatz wirklich bis Ostern liefern wird. So lange nun Ihr liebes Anerbieten mir unbekannt war, konnt' ich mich mit dieser Ungewißheit allenfalls begnügen; jetzt aber werd' ich sofort an ihn schreiben und ihn um definitive Entscheidung bitten. Erlauben Sie mir daher, liebster Freund, Ihren Aufsatz vorläufig, bis Gervinus' Erklärung (und er ist in Beantwortung von Briefen meist sehr prompt!) eingegangen ist, weder anzunehmen noch abzulehnen. Schickt Gervinus seinen (wie gesagt, schon im October angemeldeten) Beitrag wirklich, so muß ich Sie bitten, mir Ihren Aufsatz zum zweiten Jahrgang aufzuheben, in welchem er dann gewiß seine Stelle finden soll; geschieht aber (und dies ist mir das unendlich Wahrscheinlichere) das Gegentheil, so soll mir Ihr Aufsatz um so willkommener sein, je eher ich ihn erhalte. Nicht wahr? noch jedenfalls vor Ostern? und nicht über vier Bogen? —

Wie es mir übrigens ergangen ist im letzten Sommer und mir nun hier, auf diesem neuen Boden, ergeht, soll Ihnen mein nächster Brief sagen; denn ich rechne sehr darauf, daß wir nun dauernd in Verkehr mit einander bleiben werden. Für heut nöthigt die grausame Last von Briefen, die ich zu schreiben habe, mich zum raschen Schluß. Nur daß ich auf Ruges (und zum großen Theil auf meinen eigenen) Wunsch dabei bin, Ihren Merck in den Jahrbüchern anzuzeigen, wollt' ich Ihnen doch noch sagen. Leben Sie wohl, liebster Freund, und möge das neue Jahr Ihnen und den Ihrigen nur das Beste bringen! Meine Frau empfiehlt sich von Herzen.

Ihr

R. E. Prutz.

P. S.

Ich mache eine Nachschrift, liebster Freund! Nämlich möchte wohl der Verfasser von „Neapel" usw. Herr Dr. Mayer geneigt sein, an meinem Taschenbuch Theil zu nehmen? und wird er es mir übel deuten, wenn ich, bei dem Mangel aller unmittelbaren Berührung, Sie, liebster Freund, ersuche, ihm in meinem Namen die desfallsigen Mittheilungen zu thun und ihn um Erlaubniß zu bitten, auch seinen Namen inter viros perillustres aufzuführen? Haben Sie doch die Güte, Sich diesem kleinen Auftrage freundlichst zu unterziehen.

Stahr erwidert:

Oldenburg 15. Jan. 42.

Ich nehme die so eben abgehende Buchhändlerische Postangelegenheit wahr, um Ihnen, mein herzlich lieber Freund, auf Ihren vor einer Stunde erhaltenen Brief umgehend zu antworten. Um da nun gleich mit der Hauptsache anzufangen, so steht Ihnen mein Aufsatz, der nur noch einer Ueberarbeitung bedarf, in jedem Falle zu Diensten, obschon ich in Ihrem und des Publikum Interesse wünschen muß, daß Gervinus Ihnen Wort hält, und meine Arbeit überflüssig macht. Das ist kein leeres Wort, denn wie Sie mich, hoffe ich, kennen, mache ich dergleichen nicht. Sollte indessen Gervinus wider meinen Wunsch Sie im Stiche lassen, so will ich Ihnen von Herzen gern den Aufsatz schicken, der wenigstens dem Umfang nach Ihren Anforderungen entspricht, ob aber sonst, möchte ich fast bezweifeln, da dieser Versuch in meiner hiesigen Einsamkeit, wie mein sonstiges Arbeiten überhaupt des Vortheils einer Mittheilung und mündlichen Besprechung mit Leuten von Fach entbehrt. Doch sehen Sie zu was Sie damit anfangen können, wenn Sie ihn haben und legen Sie ihn zurück, wenn er irgend Ihren Anforderungen nicht entspricht.

Zu Ihrem Unternehmen, das ich für ein außerordentlich wünschenswerthes halte, gratulier ich von ganzem Herzen, und werde in meinem kleinen Kreise zu seiner Verbreitung hier in unserem Staate alles thun was in meinen geringen Kräften steht. Mein Bruder Karl in Stettin, an dem ich mit ganzer Seele hänge, und mich seiner schönen Entwicklung innig erfreue, hatte mir bereits aus Ihren Berichten an Wellmann, gar manches von jenem Unternehmen nicht nur sondern auch von Ihren sonstigen Erlebnissen und Zuständen mitgeteilt. Im Besitze des frischesten Glücks eigner gefesteter Häuslichkeit und eines geistig gehobenen Liebeslebens weiß er Ihr jetziges Sein und Leben zu schätzen, und wie lieb er Sie selbst gewonnen, sprechen seine Briefe in der innigsten Weise aus, und wecken mir die Sehnsucht Sie in heiterer Umgebung als es jene in dem verräucherten und etwas unfreundlichen Halle war, einmal wieder zu sehn. Dieser Wunsch wird sich denn auch vielleicht künftigen Sommer erfüllen lassen wo ich wenn mir nichts dazwischen kommt, eine Tour nach Dresden zu machen, und mir dabei womöglich mit meinem Bruder ein Rendezvous zu geben beabsichtige. Bis dahin aber soll es mir herzliche Freude sein, mit Ihnen, wie Sie mich hoffen lassen in dauerndem brieflichen Verkehr zu bleiben, und von Ihrem und unserer gemeinsamen Freunde Ergehn und von den Dingen, die uns beide als geistige Lebenselemente erfüllen von Zeit zu Zeit Nachricht zu erhalten. Möge Ihnen der Himmel diese glückselige Unabhängigkeit der Lebensstellung erhalten und befestigen, und die Zeiten heranführen in denen das jetzt halb und halb geächtete und von der Gewalt mißtrauisch beobachtete Princip sein Haupt mit öffentlicher Anerkennung frei erheben darf. Wie ganz anders steht

dagegen mein armer Bruder Karl, der alle Energie bedarf, um mit seinen 28 wöchentlichen Elementar(!)unterrichtsstunden, in einem Orte, den er als absolute Stagnation der Idee charakterisiert, den Kopf oben zu behalten. Da sind wir hier doch glücklicher; denn hier, wohin die großen Wellenschläge der Zeitbewegung nur leise heranspülen, herrscht wenigstens im geselligen Verkehr der Menschen ein freies lebendiges Interesse an Wissenschaft und Geschichte, und die Aeußerung desselben ist bei unsern patriarchalischen Zuständen, und dem friesischen Urtypus des Volkes ungehemmter und ungenirter, wie vielleicht irgendwo in Norddeutschland. Ein kleines Schriftchen: Bericht über unsern von mir hier gegründeten literarisch geselligen Verein der bereits 40 Mitglieder zählt, — welches ich für Sie an Ruge gesendet habe, wird Ihnen davon eine Anschauung geben können.

Wie ich höre haben Sie Echtermeyer in Dresden gesprochen. Ist er wirklich so heruntergekommen, wie ich leider vermuthe, so ist das nur ein Beweis mehr, daß ohne sittliche Festigkeit des Charakters und ohne die darauf basirte Freiheit, selbst großes Talent nichtig ist, und sich auf dem schmalen Pfade des Rechten in Zeiten der Versuchung nicht halten kann. Von den Jahrbüchern scheint er sich ganz losgesagt zu haben. Das ist schlimm für diese, und für ihn selbst und seinen Ruhm, der sich bisher lediglich an die Jahrbücher knüpfte.

Ihr „Göttinger Dichterbund" und Ihre Gedichte haben wir hier mit großem Interesse gelesen und genossen, und die Nachricht von einer baldigen zweiten Auflage des ersteren ist ein schönes Zeichen daß das Gediegene und Gute sich Geltung zu verschaffen weiß, wenn es in so vortrefflicher — wie mich bedünkt — normaler Form wie hier geboten wird. Und daß sich der alte griesgrämige Bernhardy, der trotz seiner vielen Wunderlichkeiten denn doch nicht nur ein stupend gelehrter P. p. o. sondern auch ein kerniger Mensch ist, an Sie und Ihr neuestes Unternehmen anschließt, ist ein Zeichen der Zeit welches mir wie meinem Bruder Karl aus mehr als einem Gesichtspunkte Freude macht.

Meinem Freunde Mayer habe ich Ihre Aufforderung mitgetheilt, und bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er es sich zur Ehre und Freude rechnen wird, sich den Theilnehmern an Ihrem Taschenbuche anzuschließen. Ein anderer hiesiger Literat Dr. Pfeiffer, Ihnen vielleicht durch seine Schriftchen über Goethes Friederike, Goethe und Klopstock u. a. bekannt, würde vielleicht späterhin einen brauchbaren Mitarbeiter abgegeben haben, da er in gewissen Partien der deutschen Literaturgeschichte ganz artige Studien gemacht hatte. Aber leider ist dieser junge kaum 31jährige Mann der auch für Ihre Leistungen sich lebhaft interessirte, plötzlich vom Schlage getroffen gestorben. Die Umstände dieses Todes sind furchtbar. Gesund und frisch aus heiterer Gesellschaft heimkehrend schwatzt er sein junges Weib in den Schlaf, und weckt sie eine halbe Stunde später durch sein Todesröcheln. Dieser Fall hat etwas Erschütterndes für mich, der ich ihn wenige Stunden vorher gesehen und gesprochen.

Um nun aber mit so tristen Dingen nicht zu schließen, so lege ich eine Nummer der erneuerten humoristischen Blätter des Herrn von Kobbe bei auf der Sie mich und Mayer als Mitredactoren zu finden sich wundern werden. Das hängt so zusammen. Kobbe einer der liebenswürdigsten und originellsten Menschen, und mein Freund, hat mich und Mayer gebeten, ihn den von schwerer Krankheit leidenden bei seinem kleinen Blatte, das wöchentlich einmal erscheint, und dem des Herausgebers zahlreiche Bekanntschaft auch außerhalb unsres Ländchens namentlich an der Nordseekante, und in Süddeutschland manche Leser erworben hat, zu unterstützen. Da es nun abgesehn von den Freundschaftspflichten für uns von Interesse ist, keine Gelegenheit vorüberzulassen, auch das kleinste Organ der Oeffentlichkeit in den Dienst der Idee zu ziehn, so haben wir uns dazu bereitwillig erklärt, und würden uns herzlich freun, wenn Sie liebster Prutz, etwas zur Bekanntmachung des kleinen Blattes thun wollten. Der äußerst billige Preis (jährlich 1 rl. 16 ggr.) erleichtert die Anschaffung ohnehin. Und wenn Sie einmal ein Gedichtchen, oder sonst einen kleinen „Span" haben, der von Ihrer Arbeitsbank fällt, so helfen Sie uns damit unser kleines Feuer unterhalten; nicht wahr?

Ihrer lieben Frau die herzlichsten Grüße. Leider ist die meine seit 8 Tagen an einem Nesselfriesel heftig erkrankt, mir selbst gehts leidlich d. h. ich schlage mich durch von Tag zu Tag. Meine 4 Kinder sind gesund und das fünfte unterwegs.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

Adolf Stahr.

Ein Nachklang zur Prutz-Gedenkfeier

Von Paul Alfred Merbach

Die Gutenbergfeier und die Freiheitsbegeisterung hatten in der zweiten Hälfte des Jahres 1840 Robert Prutz zum politischen Dichter werden lassen; sein Anfang Dezember entstandenes Gedicht „Der Rhein", das dann der Leipziger Verlag O. Wigand in einem Sonderdrucke veröffentlichte, trat in einen gewissen Gegensatz zu Nik. Beckers bekanntem Rheinliede, denn er warf die Frage auf, ob man überhaupt berechtigt sei, von einem freien deutschen Rhein zu reden. Solange die Deutschen nicht wirklich frei und deutsch sind, solange der Ruf nach Preßfreiheit umsonst ertönt, ist die Versicherung, der Rhein sei frei und deutsch, ein Hohn . . . der einzige Bundesgenosse, der Deutschland im Kampfe den Sieg verheißt und den Besitz des Rheines zu jeder Zeit gewährleistet, ist der freie deutsche Geist. Die Verse fanden begeisterten Widerhall; aus einer sehr selten gewordenen Zeitschrift dieser Tage, die im Gegensatz zu so vielen anderen, die vom Nachdruck lebten, einen wertvollen selbständigen Inhalt aufweist, kann ich hier einen Niederschlag dieses Widerhalles mitteilen: das anonyme Gedicht steht im Frankfurter Konversationsblatte vom 8. Mai 1841 (Nr. 127 Seite 505).

Gleichzeitig veröffentliche ich ein seltenes Porträt von Robert Prutz aus einer Zeitschrift, die nur noch in einem einzigen Exemplare auf einer deutschen Bibliothek zu finden ist: die „Allgemeine Illustrierte Zeitung", die im Verlage von A. Payne in Leipzig wenige Jahre lang als Konkurrenz zu der bekannten J. J. Weberschen „Illustrierten Zeitung" erschien, brachte es 1869 S. 65, mit einer kleinen Biographie des Dichters, die an sich nichts Neues mitteilte; das Bild ist es wert, in diesem Jahre der Vergessenheit wieder entrissen zu werden.

Gedanken bei Durchlesung des Gedichts „Der Rhein"

Nur Freiheit, Freiheit! ruft in unsern Tagen,
Oft unbewußt und dennoch überlaut,
Der Mann, das Kind, dir zu in allen Sprachen,
In diesem Wort man Seligkeit nur schaut.
Ja, Flüsse sehnen sich, mit Ächzen, Stöhnen,
Nach Fesselösen, frei'rem Wogenschlag.
Das freie Wort, soll diese Freiheit krönen,
Dies den Gedanken, Freiheit selbst versprach. — —

Und wer wohl schmiedet solche Eisenbande?
Wer raubt die Freiheit dir, mein Vaterland?
Sag, wer bereitet dir solch bittre Schande?
Wer kleidet dich in Sklaven Schmachgewand?
Oh, sagt es mir, ihr Manen alter Helden,
Du Karls des Großen, Barbarossas Geist,
Daß in mein Ohr es tön' aus jenen Welten,
Wie für mein teures Volk ihr Hilf' verheißt.

Weh mir, ich sah die Stirne kraus sich falten,
Des großen Karls hohen Geist empört!
„Wer hat," so ruft er, „meines Volkes alten,
So oft bewährten, treuen Sinn betört,
Daß es in tollem Wahne nicht mehr scheidet,
Das Freche von dem Freien, Pflicht und Recht,
Nicht sieht die Fessel, die es selbst bereitet,
Das Gute hält für albern und für schlecht!

Weh euch, ihr ephemeren Schwindler alle,
Die ihr verfinstert mit modernem Licht!
Die ihr euch selber hebt durch andrer Falle,
Empörung nennt des Volkes wahre Pflicht;
Ich will euch künden eine alte Weise,
Wie's einem Engel, Lucifer genannt,
Gelüstet nach des Herrschers süßer Speise
Und wie er drauf vom Himmel ward verbrannt.

Und wie herabgestürzt aus jenen Hallen,
Die Hölle selbst Entsetzen drob durchdrang!
Ihr Freiheitskünder ihr, ihr seid vor allen
Die Sänger nun von dem Verführungsgesang!
Kehrt doch des Forschens und Erkennens Blicke,
Kehrt sie nach euch, in eure eigne Brust,
Bebt dort mit Schaudern und mit Schreck zurücke,
Denn euch beherrscht der Stolz mit Höllenlust.

Das ist der Feind, das ist das Kind des Bösen,
Das euch in Ketten und in Banden schlägt,
Auf nun mein Volk und eile sie zu lösen,
Die Fessel, die der Irrwahn angelegt;
Denn vor der Wahrheit muß die Lüge weichen
Und vor dem Licht entflieht die Finsternis,
Enthülle du die übertünchten Leichen,
Dann wird die Geistesfreiheit ganz gewiß.

Der Königsaar mit kräft'gem Flügelschlagen
Schwingt sich empor, gerad' zum Sonnenlicht!
Zeig' denn, mein Volk, in dieser Mattheit Tagen,
Zeig', daß dir's nicht an deutschem Sinn gebricht.
Ihm folge nach mit der Begeistrung Schwingen,
Folg' ihm zur Wahrheit und zum alten Gott!
Halt fromm am Glauben, fern von Trugesschlingen,
Für ew'ge Rechte stirb den Heldentod.

Mit diesem Schilde fürchte nimmer Feinde,
Das macht zum Felsen dich in Sturmesnacht,
Das ist das Band, das deutsche Brüder einte,
Nur dann, mein Volk, die Geistesfreiheit lacht!
Ich fühl' sie nahn, die seligste der Stunden — —
Was einzig nur den wahren Helden macht.
Hast du die inn'ren Feinde überwunden,
Und kniest vor Gott — — dann wahre Freiheit tagt!

Zwei Gedichte

Von Robert Prutz.

Aus goldenen Tagen.

1.

Dem Dichter ward ein köstlich Gut verliehen!
Ihm hält die Zeit, die wandelbare, stand,
Vergangenheit wird Gegenwart, gebannt
Vom holden Zauber seiner Melodien.

Er sieht im Spiegel goldner Phantasien,
Was ungeweihten Augen längst entschwand,
Ja selbst des Grabes unheimlicher Rand
Erhellt sich ihm, und alle Nebel fliehen.

Gleichwie in still umgrenztem Alpensee
Der Berge Gipfel purpurn noch sich malen,
Nachdem die Sonne längst hinabgesunken:

So spricht aus diesem Buch vergangnes Weh,
Verrauschte Lust mit Wonnen und mit Qualen;
Die Sonne sank, ich sammelte die Funken.

Liebe.

2.

Was die Liebe kann begehren,
Liebe darf es frei gewähren.

Was von Liebe ward verschuldet,
Gern von Liebe wird's geduldet.

Alles Fehlen, alles Irren,
Liebe weiß es zu entwirren;

Trägt mit seliger Gebärde
Alle Not und Schuld der Erde;

Am Geliebten jeden Flecken
Weiß sie sorgsam zu verdecken;

Ja, ihn völlig freizusprechen,
Lächelnd teilt sie sein Verbrechen.

Robert Prutz über den nächsten Krieg

Der Frieden eines Volkes hat nur dann Wert und ist nur dann wirklich so zu nennen, wenn er auf der gleichmäßigen Entwicklung aller Richtungen, der höchsten Harmonie der gesamten Kräfte, der freiesten Sicherheit des volkstümlichen Daseins beruht. Ist der Krieg die Krankheit, so muß notwendig der Friede die Gesundheit sein.

Der Geist ist es, der lebendig macht: und wir haben mithin unsre Aufmerksamkeit ausschließlich darauf zu richten, welche Einflüsse der Ausbruch eines Krieges auf das geistige Leben unsers Volkes ausüben wird. Sind diese Einflüsse günstig, wird der geistige Gehalt unseres Volkes dadurch erhöht und belebt, so kann und darf auch die einstweilige Störung des materiellen Wohlstandes, die im Gefolge des Krieges allerdings eintreten wird, gar nicht weiter in die Schale geworfen werden. Die Wunden, welche der Krieg schlägt, sind dann nur den Wunden zu vergleichen, welche die eiserne Pflugschar in die Brust der Erde reißen muß, damit die verborgene Frucht um so glücklicher gedeihe. —

Man kann keinen Krieg führen ohne Geld und ohne Soldaten. Das ist so richtig, daß es sprichwörtlich geworden. Aber noch richtiger ist dies, daß man keinen Krieg führen kann ohne Mut, ohne Begeisterung, ohne Aufopferung. Diese großen geistigen Mächte sind es, denen zuletzt unter allen Umständen der Sieg gehört.

Wenn auf irgendein Land, so ist es Rußland, auf das der geniale Ausruf Mirabeaus paßt: faul vor der Reife! Seine Vergangenheit, wir meinen seine slawische Ursprünglichkeit, die Wiege seiner Geschichte, hat es selbst zertrümmert; Peter, den man dafür den Großen nennt, schrob den politischen Einfluß gewaltsam in die Höhe, indem er die Kraft der Nationalität vernichtete. Aber auch der modernen Zeit hat Rußland sich niemals wirklich in die Arme geworfen. Es hat immer nur den Flitter der Kultur aufgerafft; immer ist es so roh geblieben, wie jemals, nur daß die Kraft, welche der Roheit sonst beiwohnt, durch Fäulnis gebrochen ist. So erscheint Rußlands ganze Stellung als eine gewaltsame und unnatürliche. Es will die Früchte der modernen Zeit für sich genießen, ohne Anteil genommen zu haben an ihrer Arbeit; es will sich mit der Blüte der Bildung schmücken und ist doch nicht imstande, sie aus sich hervorzubringen. Diese gewaltsame Stellung läßt sich nur auf gewaltsame Weise behaupten. Der eiserne Wille eines Gewaltherrschers hat Rußland groß gemacht; nur eiserne Bande können es vor dem Umsturz bewahren.

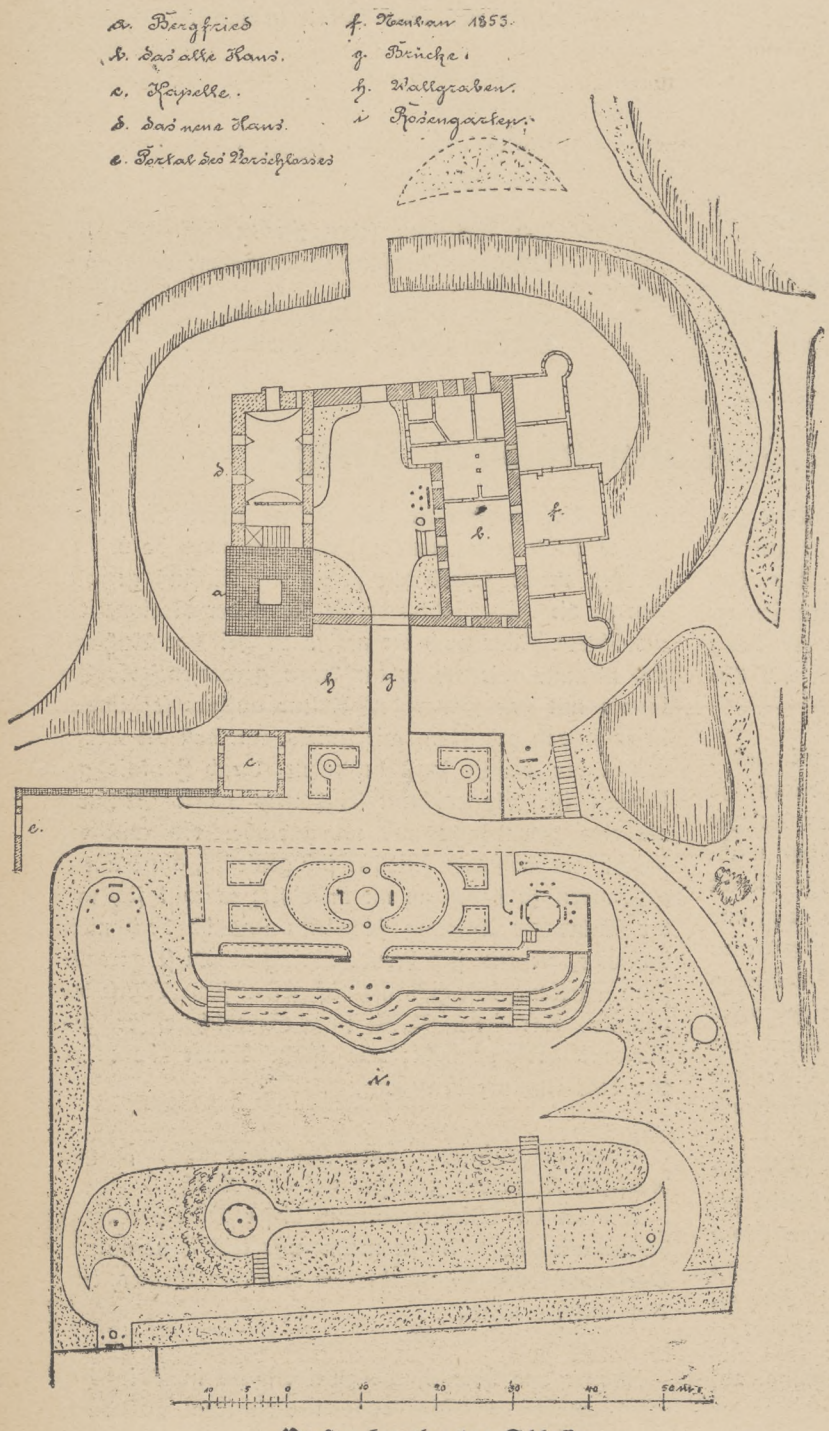
Sind die russischen Ostseeprovinzen nicht so gut deutsches Eigentum gewesen wie das Elsaß?

Und an die Wiedereroberung dieser Ostseeprovinzen denken wir nicht? An sie mahnt uns kein Blut unserer Vorfahren, keine Sympathie des deutschen Geistes, kein Ruf unserer Ehre?

Immer und überall, wo zwei Mächte in Krieg geraten, gehört der Sieg zuletzt derjenigen, auf deren Seite die Freiheit und die Bildung ist.

Schloß Pansin

Wer mit dem Zuge Pommern durcheilt, oder wer nur seinen herrlichen Badestrand kennt, ahnt nicht, daß es auch in Pommern nicht an schönen Herrensitzen und Schlössern fehlt, die sich zum Teil durch bauliche Schönheit und malerische Lage, zum Teil auch durch ihre geschichtliche Bedeutung auszeichnen. „Unser Pommerland" hat die Aufgabe, über alles das, was unsere Provinz an bemerkenswerten künstlerischen oder historischen Bauwerken aufweist, weitere Kreise der engeren Heimat und im ganzen lieben deutschen Vaterland zu unterrichten, und so will es nun eine Wanderung zu den pommerschen alten Herrensitzen antreten und sie in Wort und Bild den Lesern vorführen. Wir beginnen heute mit dem Schlosse Pansin, das im Besitze des Herrn Kammerherrn von Puttkamer und jener alten pommerschen Adelsfamilie ist, aus der bekanntlich unser Altreichskanzler Fürst Bismarck seine Gattin holte.



Pansin: Lageplan des Schlosses

Schloß Pansin hat oft hohen und allerhöchsten Besuch gehabt. So sah es gelegentlich eines Kaisermanövers den alten Kaiser, Kronprinz Friedrich, Fürst Bismarck, Graf Moltke und andere hervorragende Persönlichkeiten unter seinem Dache.

In nachstehendem folgen wir der verdienstvollen Arbeit unseres Provinzialkonservators, des Herrn Geheimrat Professor Dr. Lemcke, der im VIII. Heft seiner Pommerschen Kunstdenkmäler (Kreis Satzig) auf Grund seiner Studien folgende Mitteilung macht:

Geschichtliches.

Das Schloß liegt auf einer Insel, die der wasserreiche Bach Krampehl bei seiner Mündung in die „halbe" oder „gestohlene" Ihna mit dieser bildet, im Überschwemmungsgebiete dieser Wasserläufe. Es soll nach den Angaben älterer Forscher ursprünglich von den Tempelherren angelegt und 1311 nach der Aufhebung ihres Ordens mit der übrigen in Pommern belegenen Begüterung an die Johanniter übergegangen sein. Diese auf reiner Vermutung beruhende Ansicht ist schon von Berghaus in seinem Landbuche a. a. O. bekämpft, neuerdings von Sello a. a. O. gründlich widerlegt und zugleich durch seine Forschungen ausreichendes Licht über die Geschichte Pansins verbreitet. Das Ergebnis seiner

Forschung ist in dem Nachstehenden kurz zusammengefaßt. Der Name Pansin begegnet zuerst 1285 in einer Stargarder Urkunde, in der der Ritter Rutger von Pansin als Zeuge erscheint. Ein in Berlin erhaltenes Siegel des Nikolaus von Pansin von 1320 läßt in dem Wappenbilde eine geflügelte Pferdebremse erkennen, die auch das nach dem benachbarten Brüsewitz benannte Geschlecht im Schilde führt. Mit Recht hält Sello beide Familien für verwandt und erklärt die Verschiedenheit der Namen aus der auch sonst nachgewiesenen Sitte, daß die um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Pommern eingewanderten deutschen Geschlechter oft unter Aufgabe des alten Familiennamens sich nach dem Orte des neuen Besitzes nannten. Mit dem 1357 erwähnten Ritter Heinrich von Pansin scheint dieser Zweig des Geschlechts erloschen zu sein, der Zweig der von Brüsewitz blüht noch heute. Der nächste urkundlich bekannte Besitzer von Pansin ist der Ritter Hans von Borcke; er verkaufte 1382 das Schloß Pansin mit dem Dorfe und der Mühle, sowie den Wiesen von der Ihna an den Orden der Johanniter. Der seitens des Ordens von dem Herrenmeister Bernhard von der Schulenburg abgeschlossene Vertrag wurde von dem Herzog Wratislaw bestätigt mit der Bedingung, daß das Schloß dem Landesherrn stets offen sein müsse. Eine neue Veränderung brachte das Jahr 1420; in ihm belehnte der Orden die Vettern Simon und Nickel von Güntersberg mit Pansin und verlieh ihnen das Recht, es ganz oder teilweise zu verkaufen. In der Tat verkauften die von Güntersberg 1478 das halbe, 1482 das ganze Schloß an den Orden selbst, der es jetzt zum Sitze einer Komturei erhob und in eigene Verwaltung nahm. Doch nicht auf lange Dauer. 1493 verkaufte er es für 7000 Gulden an ein Mitglied der Familie, von der er es zuerst erworben hatte, an Heinrich von Borcke. Zwei Jahrhunderte ist Pansin dann im Besitze der männlichen Nachkommen Heinrichs von Borcke geblieben. Ihnen verdankt das Schloß in der Hauptsache seine heutige Erscheinung. Sie haben das „Alte Haus", das „Neue Haus" und das Portal des Vorschlosses gebaut und die Kirche des Dorfes.

Schon vor dem Dreißigjährigen Kriege gerieten die von Borcke, die 1582 Pansin auch von dem Herzoge zu Lehen genommen, in argen Vermögensverfall, und 1620 gab Franz von Borcke seine Schulden auf mehr als eine Tonne Goldes an. Die Plünderung des Ortes durch die während des schwedisch-polnischen Erbfolgekrieges 1657 auf Stettin ziehenden Polen unter Czarnecki vermehrte die Schwierigkeiten, so daß Matz von Borcke 1666 das Aufgebot seiner Gläubiger beantragte und 1680 dem Peter Georg von Puttkamer, seinem späteren Schwiegersohne, die Administration der Pansiner Güter übertragen wurde. Dieser ließ 1691 alle Gebäude des Vorschlosses neu errichten und erhielt 1703 für seine Forderung von 59 659 Gulden die Pansiner Güter zu-



Pansin: Schloß, das Neue Haus

gesprochen, aber erst 1801 wurden die von Puttkamer auch von den Johannitern, die bis dahin noch immer die von Borcke als ihre Lehnleute angesehen, in aller Form belehnt.

Das Schloß im Jahre 1624.

Ein im Jahre 1624 aufgenommenes, im Archive des Schlosses befindliches Inventar bietet die nachstehend nach einer Abschrift wiedergegebene Übersicht des damaligen Bestandes an Gebäuden und ihrer den Anforderungen jener Zeit entsprechenden Ausstattung.



Pansin: Schloß nach Nordwesten

Das Schloß hatte zwei Flügel und war „aus dem Grunde gemauert", d. h. massiv. Das alte Wohnhaus, der heutige Mittelflügel (b), sechs Ruten und fünf Schuh lang, war nach dem Inventar ohne die Erker drei Gemach (3) hoch und hatte unten zwei Keller, einer davon war gewölbt und zweimal durch Wände geteilt, der alte ungewölbt. In diesem Hause lag im Erdgeschosse zur linken Hand eine große Stube (die Ritterstube), ihr Mobiliar bildete ein „nagelfester" Schenktisch, ein anderer alter vierkantiger Tisch, eine Bank mit Lehne, fünf schlichte Bänke, fünf an die Wand geschlagene Tafeln (Gemälde). Neben der Stube eine ziemlich (recht) große Schlafkammer, auf dem Flure eine nagelfestes großes Küchenspind, auch ein alter fichtener Kumm (Kufe) und ein alter Tisch. An der rechts vom Flure gelegenen Küche eine kleine Küchenkammer. Im oberen Geschosse „das große beste Gemach" mit nagelfesten schmalen Bänken an den geschnitzten Wänden, mit getäfelter Decke, daneben zwei Schlafkammern; anbei auch eine Schlafkammer, darin ein ganz geschnitztes und gemaltes nagelfestes Bett; gegenüber von diesem Gemache eine Stube und zwei Schlafkammern, auf dem Flure ein weißer, 14 Schuh langer Kumm. Ferner lag hier das „kleine beste Gemach" mit geschnitzter getäfelter Decke und vier nagelfesten Bänken, daneben eine Schlafkammer, und gegenüber noch zwei andere und ein Logement, alle mit nagelfesten Bänken; auch zudem letzteren gehörte noch eine Schlafkammer. Im Dachgeschosse waren sieben kleine Kämmerchen mit Dielen abgeschlagen.

Das Neue Haus (d) war vier Ruten und vierzehn Schuh lang; es hatte ohne die Erker unter dem Dache drei Geschosse und darunter eine in der ganzen Länge des Hauses gewölbten Keller. Im Erdgeschosse befand sich ein drei Ruten und vier Schuh langer gewölbter Raum, im ersten Obergeschosse ein nicht gewölbter Raum von gleicher Größe, das „schwarze Gemach"

genannt, im zweiten Obergeschosse das „gelbe Gemach“ von geringerer Ausdehnung, ferner eine Schlafkammer; an Mobiliar werden nur genannt im gelben Gemach drei nagelfeste Bänke und ein alter Tisch, „so nicht viel wert“. Im Dachgeschosse befand sich ein Logement nebst zwei Schlafkammern und zwei nagelfesten Bänken.

Am Ende des Hauses, so lautet es weiter, ein alter gemauerter Gefängnisturm (a), und beide Häuser sind mit Mauern auf beiden Seiten wohl verwahrt. Über der Mauer nach dem Dorfe hin war ein Gang gemacht und mitten auf dem Hofe ein von Dielen geschützter Brunnen angelegt.

Auch das Vorschloß wird eingehend beschrieben, doch ist es hier bei der Ungenauigkeit der örtlichen Bezeichnungen nicht leicht, die Lage der einzelnen Gebäude sicher zu bestimmen. Zur Rechten auf dem Vorplatze lag ein Fachwerkgebäude von zehn Gebinden mit Lehmwänden eine gemauerte Wand (Mauer), mit Ziegeln abgedeckt und dicht verbunden mit 18 Gebinden zur obersten Breite.

Am Vorschloß lag auch ein Wohnhaus, damals von einem Verwandten des Besitzers bewohnt; groß und geräumig, es war 72 Gebinde lang und dreigeschossig in gemauertem Fachwerk errichtet; darin eine „große Stube“, drei Ruten und zwei Schuh lang, mit einer auf Leinwand gemalten Decke. Das Haus lag nach dem Graben hin zu (nach Angabe der Collectania in der Länge des heutigen Rosengartens). In der großen Stube befanden sich sieben Tische und sechs doppelte Lehnbänke, eine einfache Lehnwand, sechs Kasten, darunter einer, dessen Deckel mit Leder beschlagen; auf dem anderen Ende des Hauses ein Stall für elf Pferde. Im ersten Obergeschosse eine 27 Schuh lange Stube, worin u. a. ein nagelfestes gemaltes Spind und eine gemalte



Pansin: Schloß von Westen

unter Ziegeldach, ganz baufällig und verwichen, darin ein Stall und Kornboden, diesem zunächst das Brauhaus (an der Stelle des jetzigen Pavillons) von gleicher Bauart wie das vorhergehende, aber in besserem Stande, zweigeschossig in elf Gebinden. Es folgte das untere Torhaus mit dem Pferdestalle, in sechzehn Gebinden aus gemauertem Fachwerk. Von diesem Torhaus führte

Tafel. Auf dem anderen Ende über der großen Stube des Erdgeschosses wieder eine große Stube mit der üblichen Ausstattung. Ferner viele Schlafkammern mit Himmelbetten und Spannbetten; auf den Fluren Rüstkasten und Kumme, darunter einer, der siebzehn Schuh lang, auch Spinde, Kleiderschappe, Stühle und Schemel werden erwähnt. An das Wohnhaus schloß sich

nach dem Brauhause zu ein Fachwerkbau von dreizehn Gebinden und ausgemauerten Fächern mit Wohnräumen und einer Hausuhr mit Glocke und einer Tischglocke. Das obere Torhaus war sieben Gebinde lang, zweigeschossig, in Holzwerk gemauert, darin eine Rüstkammer; unten wohnte der Torwärter, oben war die Schreiberei, unter dem Tore ein Gefängnis, die Hundemühle genannt. An das Torhaus schloß sich ein damals verschlossenes gewölbtes Steinhaus, eine Rute sieben Schuh lang und zwei Ruten breit, die Kapelle (e). Den Schluß macht ein sechs Schuh und sechs Ruten langer Keller, ohne Oberbau mit einem Strohdach unmittelbar auf den Fundamenten, als Schuppen benutzt. Von dem Tore führte eine Lehmmauer bis an den alten Ackerhof in neunzehn Gebinden, mit Dielen verkleidet und mit Hohlziegeln gedeckt. Um das Haus (Schloß) zog sich ein Staket (Palisadenzaun).

Die Beschreibung des Baues.

Das Schloß Pansin verdankte seine Festigkeit vornehmlich seiner Lage inmitten des Überschwemmungsgebietes, war aber auch durch Wälle, Gräben und Mauern gesichert. Seine Anlage und Umfang läßt sich aus dem Lageplan (Fig. 1) erkennen und ist auf dem Gelände auch dort, wo die Befestigungen jetzt fehlen, noch heute leicht ersichtlich. Es bestand wie die meisten solcher Wehrbauten des Mittelalters aus zwei gesonderten Teilen, dem eigentlichen oder „rechten" Schlosse, das die Wohnräume des Schloßherrn mit ihrem Zubehör an Sälen und Festräumen enthielt, und dem hauptsächlich für die Dienerschaft, die Reisigen und Stallungen bestimmten Vorschlosse.

Erhalten ist in seinem ganzen Umfange nur das rechte Schloß. Es bildet ein etwas verschobenes Viereck, das durch einen von mächtigen Kastanien beschatteten, ziemlich rechteckigen Hof von 29 m Länge und 14 m Breite in zwei annähernd rechteckige Flügel geschieden wird. Die Diagonalen des Hofes entsprechen im ganzen den Himmelsrichtungen. Der von dem spitzbogigen Eingangstor rechts gelegene Flügel wurde das Alte Haus (b) genannt; er ist ein zweigeschössiger Ziegelrohbau aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den an allen damaligen Schloßbauten Pommerns, z. B. in Stettin an dem Bogislawbau (1503), Ückermünde (1546), Daber (1530) und in Putzar begegnenden, dem Haussteinbau Obersachsens entlehnten Zierformen. Die Giebel sind durch abgerundete glatte, die mit Kantenblumen besteckte Dachschräge übersteigende Pfeiler, und zwischen ihnen durch mehrere Reihen im Grunde geputzter, mit Schützenbogen geschlossener Blenden gegliedert. Das Innere des im Lichten 31 m langen und 10 m tiefen, im Laufe der Jahrhunderte stark verbauten und an einer Stelle erheblich verbreiterten Hauses hat in letzter Zeit einen noch nicht abgeschlossenen Ausbau erfahren, der es wohnlicher gestaltet hat. Das Äußere ist unter Festhaltung der alten Formen in baulichen Stand gesetzt, an der Südwestseite ein moderner Erker auf Sandsteinkonsolen vorgekragt. Die weitgespannte Balkendecke der ehemaligen Ritterstube ist erhalten. Die Fensternischen der nach dem Hofe gelegenen Langseite haben ebenfalls Schützenbogenschluß. Die in dem Inventar von 1624 erwähnten Erker des Dachgeschosses sind nicht mehr vorhanden.

Der Flügel links von der Einfahrt umfaßt zwei Bauabschnitte. Erstens den ältesten Bestandteil der mittelalterlichen Burg, den Bergfried (a), einen im Grundrisse geviertförmigen (11 : 11 m), mit steiler, jetzt verfallender Schwinge zum Kreiszylinder übergeführten starken Turm, von dem jedoch kaum mehr als die untere Hälfte vorhanden ist. Der Unterbau ist aus Findlingen errichtet, der obere stellt sich als Ziegelrohbau dar, doch sind seine Mauern in ihrem Kern ebenfalls aus Findlingen errichtet und die Ziegel nur vorgeblendet. Stilformen, die den Bau zeitlich bestimmbar machen, sind an diesem Gebäudeteile nicht mehr zu sehen. Nur aus der Oberflächenbehandlung ergibt sich, daß dem Turme eine frühere Bauzeit als das 13. Jahrhundert nicht zugesprochen werden darf. Die unteren Mauern im Burgverließe haben eine außerordentliche Stärke von 4½ m, so daß in dem bis auf das Grundwasser reichenden Burgverließe nicht mehr als 2 qm Flächenraum bleibt. Fenster fehlen dem Turm ganz. Zugänglich war er nur von der Tormauer aus und von einem der Obergeschosse des anstoßenden Flügels. Bekrönt wird heute der Turmstumpf durch einen kleinen hölzernen Aufbau, der einen weit reichenden Ausblick auf die reizvolle Umgebung des Schlosses gewährt.

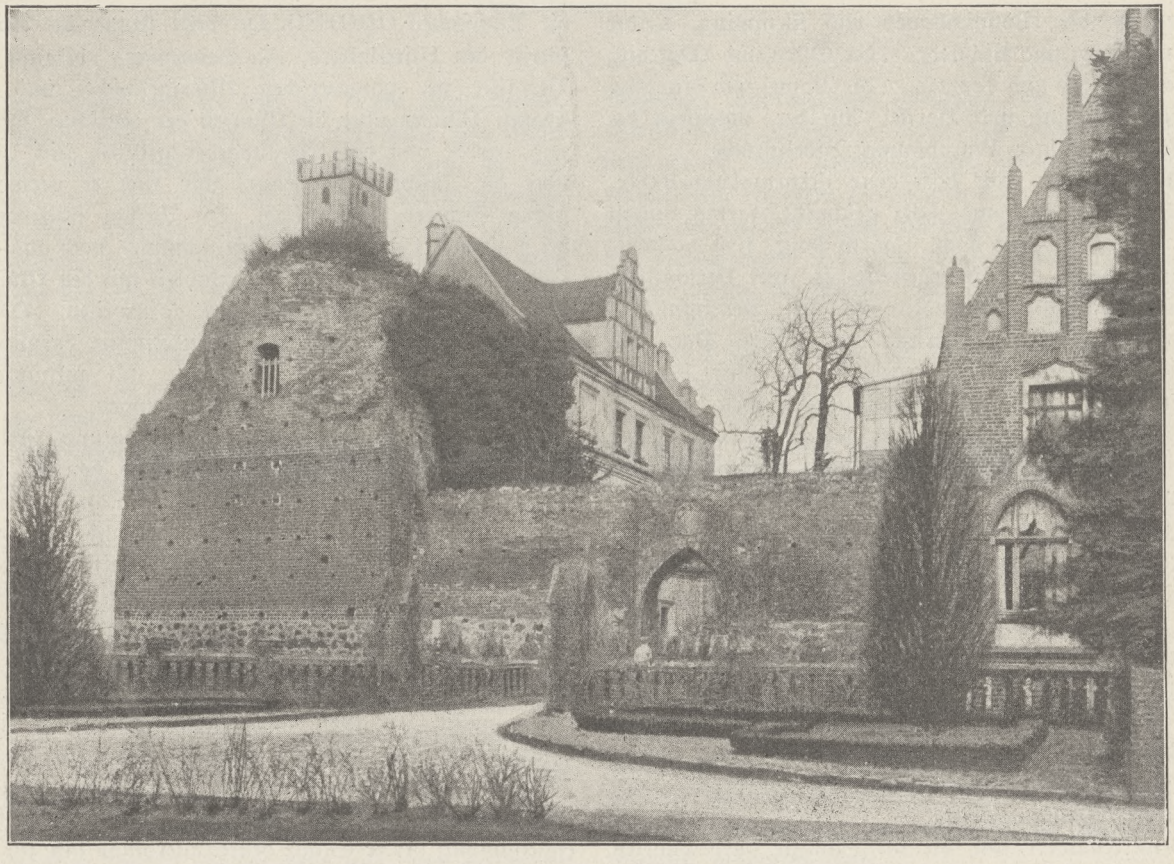
Der jüngere Teil dieses Flügels, das Neue Haus (d), im Lichten 20 : 10 m, ist um 1600 erbaut. Seine Verbindung mit dem auf der rechten Seite gelegenen Flügel wird durch einen 2,25 m tiefen Laufgang vermittelt, der in dem Obergeschosse der dem Tore gegenüberliegenden Verbindungsmauer hergestellt ist. Das neue Haus zeigt ausgebildete Renaissanceformen, Giebel, Erker, kreisrunde Schornsteine mit kronartiger Verzierung, auch stark vortretende Gesimse in malerischer Anordnung als wohlerhaltender Putzbau. In jedem der beiden unteren Geschosse enthält es einen Saal. Der untere Saal ist mit einer Stichkappentonne überdeckt, der obere hat eine Balkendecke, zum Teil mit profilierten Kanten. Das oberste Geschoß enthält nur kleinere Räume. Das Innere ist in voller Ursprünglichkeit erhalten, ebenso der stark verbundene liegende Dachstuhl; auch einzelne Stücke der alten Ausstattung, Brauttruhen, Himmelbetten, wahre Prachtstücke im Stile der Renaissance. Zwei in schlichten Formen gehaltene Kamine öffnen sich zu dem Treppenhause.

An das alte Haus hat Oberhofbaurat Strak 1853 bis

1855 einen Anbau in modern gotischen Formen angeschlossen.

Über der schlichten Einfahrt zum Hofe das in Relief gehauene Wappen der von Puttkamer aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Das Schloß Pansin ist nach Kuglers Ansicht unter allen erhaltenen pommerschen Schlössern dasjenige, das die schönste malerische Wirkung hervorbringt. Der Anbau von 1853—55 hat dieser Wirkung, obwohl er sich dem Stile der alten Teile nicht harmonisch anschließt, dennoch keinen Abbruch getan, und wir müssen auch heute noch sagen, daß die künstlerische Wirkung des Schlosses, von welcher Seite man es auch immer sehen mag, unübertroffen ist!



Pansin: Schloß, Der Bergfried und das Neue Haus von Südosten

Das Vorschloß ist heute bis auf wenige Reste ganz verschwunden. Die Stallungen und andere Wirtschaftsräume sind auf den Ackerhof verlegt, das Gelände in eine Gartenanlage umgewandelt. Von den ehemaligen Gebäuden stehen nur noch das isolierte Portal und die dachlosen Wände eines Massivbaues nahe der oberen Einfahrt. Aus der oben wiedergegebenen Aufzählung der früheren Gebäude des Vorschlosses aus dem Jahre 1624 ergibt sich, daß diese Wände von dem damals verschlossenen Steinhause (c) herrühren. Zu erkennen ist noch, daß der Raum gewölbt war, und aus den Ansätzen der Gewölbe, daß er eine Stichkappentonne trug, also etwa gleichzeitig mit dem Neuen Hause ist. Heute ist er in die Dekoration der Gartenanlage einbezogen und in malerisches Grün als Ruine gekleidet. Das Portal (e) stellt sich als ein zierlicher Putzbau der Renaissance dar und entstammt derselben Zeit wie die Kapelle. Diese beiden Reste sind es, auf die sich Kuglers Bemerkung bezieht, daß er auf dem Vorhofe des Schlosses noch Gebäude des Renaissancestiles gesehen habe. Ein geschmackvoll gezeichneter Volutengiebel, von kleinen Türmchen bekrönt, erhebt sich über einer Einfahrt mit ausgenischten Wandungen und korbbogigem Schlusse. Neben der Einfahrt eine kleinere korbbogige Pforte für Fußgänger. Über dem Ganzen ein aus Holz geschnitzter Menschenkopf, in dem man den angeblich von den Tempelherren angebeteten Götzen Bafomet sehen wollte.

Das Schloß birgt natürlich eine Reihe historischer Sehenswürdigkeiten. A. a. zwei Brauttruhen, wahre Prachtstücke, geschnitzt aus verschiedenen Hölzern und farbig bemalt, von bedeutenden Abmessungen, mit senkrechten Wandungen und wagerechten Deckeln; 1,03 m hoch, 1,93 m lang, 0,75 m breit, der Eva Sophie von Borcke, Gemahlin von Matz von Borcke gehörig, aus dem Jahre 1623. An der Vorderseite vier, an den

Schmalseiten je ein Feld in erhaben geschnitzten Ornamenten zwischen runden Säulen, die im unteren Teile mit Renaissanceornamenten verziert sind, über den Feldern Halbkreisbogen, in den Zwickeln Engelköpfe, teilweise neu gefärbt. Am unteren Rande geschnitzte Löwenköpfe. Die Gesimse verköpft, die Felder durch Formen und Blumengewinde abwechselnd getrennt. An der Vorderseite eines jeden in je vier Füllungen die mit Aufschrift versehenen farbigen Doppelwappen: 1. der Borcke und Vidante, 2. der Glasenapp und Mönnichhoven, 3. der Mönnichhoven und Flemming, 4. der Blanckenburg und Eichstedt, 5. der Osten und Wakenitz, 6. der Massow und Tesmar, 7. der Bamel und Zitzewitz, 8. der Flemming und Borcke. Auf der Innenseite der Deckel in farbiger Umrahmung Bibelsprüche.

Weiter finden wir dort eine Himmelbettstelle, großes Prachtstück aus Holz geschnitzt, farbig bemalt und vergoldet; 2 m hoch, 1,95 m lang, 1,20 m breit; an drei Seiten des Untergestelles je zwei Personifikationen christlicher Tugenden mit den Benennungen: Justitia und Spes, Caritas und Fides, Pax und Patientia; die der Wand zugekehrte Stirnseite leer, die andere Seite reich mit Renaissancemotiven verziert; der Himmel wird getragen von Hermensäulen in reicher Ausstattung, das kräftig ausladende Gesims ist mit Tropfen verziert und mit geschlitzten seidenen Bändern. An der Innenseite am Kopfende in kräftig gebildeten Umrahmungen farbige Wappen mit den Unterschriften „Matz Borck 1626" und „Eva Sophie Borcken 1626". Der eine flache Tonne bildende Himmel zeigt an der Unterseite Schnitzereien, Bandornamente mit Frucht- und Blumenstöcken umrahmen ein mittleres rundes Feld. Das Ganze mit Ausnahme der Bilder übermalt. Die Vorhänge (nur noch in Resten vorhanden), aus reichem Seidengewebe mit Aufnäharbeit, sind aus verschiedenen Mustern zusammengesetzt.

Bemerkenswert sind die im Schlosse aufbewahrten zwei goldnen Siegelringe, die Glücksringe von Pansin. Die Ringe werden aufbewahrt in einem Kästchen aus einem Kompositionsmetall, 4 cm hoch, 17½ cm lang, 5 cm breit, das ein kunstvolles Schloß hat und an den Außenwänden eine geschickte Gravierung zeigt, in denen Vögel sitzen. Die Ringe sind nicht massiv, sondern hohl und mit einer anderen Masse gefüllt, wie an einer Stelle des einen Ringes deutlich zu sehen ist. Beide Ringe sind einander vollkommen gleich und zeigen eine nahezu geviertförmige Siegelfläche von 2 cm Seitenlänge mit abgeschrägtem Rande und einem scharf abgesetzten Fingerringe. Dieser verjüngt sich nach unten und zeigt in seinem oberen breiten Teile auf beiden Seiten einen eingeritzten bärtigen Kopf. Das Siegelbild stellt dar einen geharnischten bekrönten Ritter mit der Lanze in der Rechten und dem Schilde in der Linken in sehr unvollkommener Zeichnung. Auf der Abschrägung des Randes zwei Kreuze, zwischen ihnen die Inschrift in Majuskeln; Bild und Schrift entsprechen den auf den Münzen des 12. Jahrhunderts begegnenden Zeichen.

J. v. Dreger hat laut einer in dem Kästchen aufbewahrten eigenhändigen Niederschrift die Worte Ordo Jerosolomitanus aus den Schriftzügen herausgelesen und sie auf den Orden der Tempelherren bezogen. Die Richtigkeit der Lesung ist sehr zu bezweifeln, denn sicher zu erkennen sind nur außer den beiden Kreuzen die Buchstaben ODOESO. Der beste Kenner der Münzschrift des Mittelalters, H. Dannenberg, bekannt als Verfasser der pommerschen Münzgeschichte und des großen Werkes über die Münzen der deutschen Kaiserzeit, wurde von dem Herausgeber gebeten, sein Urteil über die Inschrift zu geben, aber auch er vermochte nichts Sicheres zu ermitteln. Die Ansicht Sagebaums bei Dähnert, IV 296, die Ringe stammten noch aus dem Heidentum, ist wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Münzen des 12. Jahrhunderts rundweg abzuweisen. Wann und wie die Ringe nach Pansin gekommen, darüber ist nichts Sicheres bekannt. Auch die sich anknüpfende Sage begegnet in verschiedenen Fassungen.

Am wahrscheinlichsten ist die Vermutung Sellos, daß ein Mitglied der Familie von Borcke, das im Ausgange des 15. Jahrhunderts eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm, die Ringe im Morgenlande erworben hat und daß sie durch seinen Begleiter Bernd Maltzahn wie auch die in Pansin aufbewahrte sogenannte Rose von Jericho mit dem übrigen Nachlasse des im Morgenlande Verstorbenen an die Familie gelangt sind und den Weg nach Pansin gefunden haben. Die Schriftzüge haben außer den oben angeführten Buchstaben einen orientalischen Charakter, die Spuren einer weitgehenden Abnutzung der Ringe deuten auf einen vielleicht durch Jahrhunderte reichenden Gebrauch, die völlige Übereinstimmung beider Stücke deutet allerdings hin auf die Zugehörigkeit zu einer größeren Genossenschaft, wie sie in dem geistlichen Ritterorden bestanden hat.

Erwähnt mag noch sein, daß das vorhin beschriebene Himmelbett als das der Sidonie von Borcke, die 1620 in Stettin als Hexe verbrannt wurde, bezeichnet wird. Sidonie hat zwar in dem Schlosse vorübergehend gewohnt, das Bett entstammt aber der späteren Zeit. Auch die Echtheit des im Schlosse befindlichen Bildes der „Klosterhexe" wird bezweifelt. Näheres über Sidonie von Borcke findet der Leser in dem Roman von Ludwig Hamann, „Die Klosterhexe vom Marienfließ".

Wer dem Schlosse Pansin einen Besuch macht, wird ohne Frage sehr befriedigt zurückkehren. Der Schloßherr hat oft in entgegenkommender Weise den Besuchern die Räume des alten Baues öffnen lassen.

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

I.

Eine Stunde von der See, an einem zwar kleinen, aber tiefen Flusse, so daß große Seeschiffe mit voller Ladung ihn ungehindert hinaufgehn und an den Hafendämmen und unter den Speichern anlegen können, welche ihre Frachten aufnehmen sollen, liegt an der Nordostküste unseres Vaterlandes eine altertümliche, nicht unbedeutende Stadt. Ihre Lage ist so vorteilhaft und der Hafen so gut und sicher, daß sie mit jedem andern Handelsort Deutschlands konkurrieren könnte. Und in der Tat war sie vor Zeiten so bedeutend und mächtig, daß ihr Name vor vielen andern glänzte, die sie seitdem weit überflügelt haben; sie war nicht nur ein Mitglied, sondern auch eine Mitbegründerin des Hansebundes; ihre Stimme war von großem Gewicht auf den Bundestagen, ihre Schiffe waren auf allen Meeren zu finden, die Solidität ihrer Firmen und der Reichtum und der Stolz ihrer Handelsherren war nicht nur an allen ähnlichen Plätzen bekannt, sondern sogar sprichwörtlich geworden. Und dem Namen nach zu einer größern Reichsstandschaft gehörig und dem Herrscher untertan, stand sie in Wirklichkeit so frei und unabhängig da, wie nur eine der großen freien Städte des heiligen Römischen Reichs.

Inzwischen geriet der mächtige Bund der Hanse nach und nach in Verfall, in den mehr und mehr gesicherten und geordneten Zuständen des Landes bedurfte es weiter keiner Schutz- und Trutzbündnisse gegen die Friedensstörer zu Wasser und Lande; innere Unruhen und Parteiungen, zumal seit dem Auftreten der Reformation, vernichteten die Kraft und das Selbstgefühl der Städte und ließen sie sich aufs neue und leichter unter die Herrschaft der Fürsten zurückbeugen, deren Hand, wie sie im Lande Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz erzwang, auch in ihren Mauern die Ruhe wiederherstellte und die trotzigen Bürger dem Gesamtstaat mit seinen Rechten und Pflichten zuordnete.

Jedoch waren mit der Macht und dem Selbstgefühl, mit dem Bewußtsein der Macht auch die Energie und der Unternehmungsgeist der stolzen Bürger in Abnahme gekommen, der Handel hatte teils andere Bahnen eingeschlagen, teils waren ihnen in emporblühenden andern Staaten, in Rußland und England, in Schweden und Dänemark Konkurrenten erwachsen, die sie nicht nur überflügelten, sondern sie auch noch obendrein überall verhinderten und zurückdrängten, ihnen ihre Gebiete verschlossen, die alten Privilegien ihnen nahmen. Dann kamen nach kurzer Ruhe, wo man kaum Zeit gewann, sich an die neuen Zustände zu gewöhnen und sich in ihnen zurecht zu finden, nach dem Unabhängigkeitskriege der Niederländer, die unheilvollen Tage des Dreißigjährigen Krieges, der alles vernichtete, was noch übriggeblieben vom Handel und Wohlstand. Brand und Plünderung, Einquartierung und Seuchen herrschten in den Städten, legten sie wüst und entvölkerten sie auf das furchtbarste; alle Verhältnisse wurden ausgerenkt, alle Verbindungen zerstört. Und es ward nicht besser. Die französischen Raub- und Brandkriege wirkten auch in diesen Gegenden nach; der nordische Krieg brauste wie ein wilder Sturm verheerend durch sie selber hin; bis nach dem Hubertusburger Frieden gab es keine Ruhe, keine Gelegenheit, ja keine Möglichkeit eines wirklichen, nachhaltigen Emporraffens, eines neuen Aufbauens. Und dann endlich stürmte die Revolution daher, und die friedlosen Tage im Anfang unseres Jahrhunderts warfen alles wiederum über den Haufen, was man kaum mühsam und schüchtern zu gründen begonnen hatte.

Von all dieser Not und all diesen Kalamitäten war unsere gute Stadt im vollsten Maße und vielleicht mehr als viele andere heimgesucht worden. Mehr als einmal hatten große Brände sie durchflammt, mehr als einmal war sie allen Schrecken einer langen Belagerung und der endlichen Erstürmung preisgegeben worden. Der Handel hatte sich nie wieder ordentlich aufgerafft, der Hafen verschlammte und versandete, die Werfte, die Seilerwerkstätten verfielen und hörten auf, und die alten reichen Handelshäuser gingen meistens zugrunde oder siedelten nach anderen Plätzen über. Die Regierung vermochte der Stadt auch nicht wieder aufzuhelfen, da sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Unterstützung anderen Orten zuwenden mußte, die nach dem endlich erlangten Frieden bereits kräftig emporblühten und mit voller Energie aufstrebten, während die alte Stadt unverhältnismäßiger Mittel bedurft hätte, um nur überhaupt

erst wieder in Gang zu kommen. Und nichts verhieß hier einen wahren, lohnenden Erfolg, nichts versprach einen neuen kraftvollen Aufschwung, ein wirkliches reges, gedeihliches Leben. Sie schien unrettbar dem Verderben geweiht.

So war sie im Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts zu einem armen und zugleich armseligen Ort herabgesunken, der in seinen verfallenen Ringmauern nicht mehr die Hälfte der Bewohner zählte, welche zu den Zeiten ihrer Macht dort gehaust. Es gab weite öde Plätze und nur halbbebaute Straßen, wo die Plätze der früher einmal abgebrannten Gebäude zwischen den noch stehenden oder wieder aufgebauten wüst und kaum vom alten Schutt gereinigt lagen oder zu Gärten umgearbeitet und gegen die Straße mit elenden, klaffenden und schiefen Bretterwänden eingefaßt waren. Von alten stattlichen Gebäuden war wenig mehr zu finden, und die prachtvollen Kirchen und das alte mächtige Rathaus fühlten sich ohne Zweifel einsam und unheimlich genug zwischen all den armseligen, häßlichen, nüchternen und geflickten Fachwerkbauten des vorigen Jahrhunderts.

Vom Fluß aus hatte sich vor Zeiten ein Arm durch den Nordteil der Stadt erstreckt, wo damals die reichsten Handelsherren wohnten und zugleich auch ihre Speicher hatten. Die Straße oder vielmehr der Quai längs jenes Flußarmes hieß wegen des Reichtums seiner Bewohner der „Güllendamm", und hat sich diesen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt, wenn auch längst dort kein eigentlicher Reichtum mehr zu finden ist, ebensowenig wie sich noch eine Spur von dem Kanale selbst zeigt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts bereits bildete er nur noch ein Bett voll Schlamm und Morast, welches einige Sommer lang die ganze Umgegend mit seinen Ausdünstungen verpestete. Damals warf ein auffliegendes Pulvermagazin das halbe hier gelegene Stadtviertel in Staub. An Wiederaufbauen dachten einstweilen nur die wenigsten der am Leben gebliebenen Bewohner, der Magistrat schritt aber zu einer der wenigen Verbesserungen, deren sich die Stadt unter seiner Obhut zu erfreuen hatte, — er ließ den unbrauchbaren Schutt der niedergeschmetterten Häuser in den alten Kanal — im Volksmund „der Graben" genannt — führen, ihn ausfüllen und planieren. Nach und nach ward die Gegend auch wieder bebaut, da sie nicht fern vom Hafen und zunächst hinter dem „Fischmarkt" liegt, wo nicht nur die Fisch-, sondern auch die Wochen- und Kornmärkte abgehalten werden. Die andere Seite des früheren Kais, wo vordem der Graben gewesen, erhielt auf dem abgeschütteten Grunde eine Reihe ziemlich anständiger Häuser; die Bergenfahrer-Straße, welche vom Hafen zum Fischmarkt führt, setzte man über den Platz hinaus an der alten Marienkirche vorüber bis auf den Güllendamm fort, und erhielt so in dieser Gegend das einzige Viertel der Stadt, wo sich wenigstens noch einigermaßen Leben und Bewegung und ein gewisser Fortschritt zum Bessern zeigte.

Wie oben berichtet, hatte vor etwa hundertundzwanzig Jahren ein auffliegender Pulverturm den größten Teil der hier gelegenen Gebäude umgeworfen, und außer der Marienkirche waren nur hie und da ein paar einzelne alte, massive Häuser übriggeblieben, um an die Tage der Blüte und des Glanzes der Stadt zu erinnern. Doch waren auch diese meistens Bauwerke aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und boten außer ihren schweren, festen und bisher unerschütterlichen Massen wenig Bemerkenswertes dar. Dort jedoch, wo die Bergenfahrer-Straße auf dem Güllendamm ausmündet und ihr Ende erreicht, stößt sie gerade auf ein altes Giebelhaus, in welchem uns eins der schönsten Denkmale des mittelalterlichen Ziegel- und Häuserbaus, wo nicht das allerschönste erhalten ist.

Aber ihr müßt es nicht ansehn, wenn der Himmel sich blau darüber wölbt und die Sonne es mit ihren vollsten Strahlen umfängt, denn es sticht zu dunkel und düster von solchem Glanze ab, welcher es nicht mehr erwärmen und beleben zu können scheint. Es ist gleichsam zu alt und ernst für ein so scharfes Licht, für den leuchtenden Tag; die Jahrhunderte sind darüber hingezogen nicht allein mit den schleichenden und zehrenden Tagen und Jahren, sondern auch mit den Regen- und Schneestürmen des Himmels und dem Staub der Erde; nicht nur mit dem geordneten, geregelten, gesetzmäßigen Leben der Jetztzeit, sondern auch mit dem ganzen frischen und wilden, rauhen und bewegten Wirbel des Mittelalters. Als das Haus noch jung war und die Mauern noch im frischen Glanze leuchteten, da sah es andere Bewegung, andere Szenen, andere Menschen. Da führten große Frachtwagen unermeßliche Güter zu seinen weiten Speichern; da schien der „Graben" nur für dies Haus da zu sein, denn die Boote und Leichterschiffe drängten sich, die Frachten für die großen Fahrzeuge draußen im Hafen hier abzuholen, hier auszuladen. Da wimmelte es auf dem weiten Hofe, in den Speichern von rührigen Arbeitern, der Flur und die Schreibstuben wurden nicht leer von den derben Schiffern, den schweren Handelsherren; der stolze Patrizier begegnete hier dem bewußtvollen Zunftmeister, die Sendboten der Hanse trafen hier zusammen mit den Gesandten des Landesfürsten oder den Botschaftern fremder Könige. Denn das Geschlecht, welches hier hauste, hatte von jeher eine gewichtige Stimme nicht nur im Regiment der eigenen Stadt, sondern auch in allen Angelegenheiten des ganzen Bundes. — Oder es zog auch einmal ein anderer Tag herauf, wo niemand durch die weiten Türen ging. Da waren vielmehr die massiven Flügel fest geschlossen, verriegelt und verrammelt; da schmetter-

ten die Hämmer der Schmiede und die Beile der Fleischhauer drohend und gewaltig dagegen, und ein rasendes Volk schrie nach Rache an den hochmütigen Besitzern. Aber die Tore hielten, die Mauern standen.

Seht es nicht an, das alte Haus! Es hat zuviel erlebt, Ernstes und Heitres. Was ist die jetzige Lust gegen die alte Ausgelassenheit! Was bedeutet aller Ernst des heutigen Lebens gegen die damaligen Schrecken! Seht es nicht an; es ist zu ernst und still, und alles Himmelsblau und alles Sonnenlicht vermögen es nicht aufzurufen aus seiner tiefen, gefaßten, gleichgültigen Ruhe.

Und wiederum müßt ihr das Haus nicht ansehen an einem klaren Mondscheinabend, denn da tritt es euch schier grausig und erschreckend entgegen. Da schmiegt sich der blanke Stahl an die mit lasierten Ziegeln belegten Wölbungen der kleinen Luken im Giebel und läßt sie aufleuchten in einem gedämpften, geheimnisvollen Licht, während die von Zeit und Wetter schwarzbraun gebeizten Füllungen dunkel darin ruhen, als seien es düstere Augen im hellen Ring. Da scheint ein geisterhaftes Leben all die Zinnen und Zacken zu erfassen, sie zu recken und zu dehnen; traumhaft und geheimnisvoll umschwebt es all das zierliche Stabwerk, die bunten Steinnetze, die festen scharfgeschnittenen Zinnen, die tiefen Nischen und zierlichen Bogen; es ist, als wollten die alten Tage daraus hervorsteigen, als wehe uns der Odem der vergangenen Zeiten an. Und abergläubisch erschüttert fragen wir: sollten all die vielen Stunden spurlos daran vorübergerauscht sein? Haben sie nichts zurückgelassen in all den Nischen und Ecken und Winkeln? Sind nicht zurückgeblieben von jenen geheimnisvollen Wesen, die sich an den Menschen, an eine Familie, an ein Haus schließen? In stillen, mondhellen Nächten schlüpfen und schleichen sie dann durch die ruhenden Räume und schaffen und sorgen. Unsere Vorfahren hegten ja den Glauben: die gute Tat rufe einen guten die schlimme einen bösen Geist herbei, der nun mit der Familie vereint bleibe. Und was mag in diesen alten Mauern alles verübt und geschehen sein, Gutes und Übles, und niemand weiß mehr davon. Aber die Geister wissen's noch und vergessen es in Ewigkeit nicht. Und wer das Auge hat sie zu sehen, und das Ohr sie zu hören, der sieht es in stillen Nächten leise vorbeihuschen und hört es flüstern von den alten Mären. —

Wollt ihr das alte Haus in seinem rechten Lichte sehn, und in seinem vollen Recht, so sucht euch einen stillen, trüben Tag aus, wenn der Himmel sich in ein einförmiges, sanftes Grau kleidete. Oder wählt zur Zeit der Aquinoktien eine Stunde, wenn der Nordweststurm mit dumpfem Brausen die Bergenfahrer-Straße heraufährt und sich mit erschütternder Gewalt auf den hohen stolzen Giebel wirft, um die Zinnen heult, durch die Luken pfeift, mit den Windfahnen klirrt, und zurückprallt und wieder und wieder mit ohnmächtigem Grimm herbeisaust. Das ist die Zeit! Da steht das Haus noch einmal wie damals, als die Bürgerstürme es umbrausten, so ruhig, so hart und fest wie ein Fels, ernst im Ernst. Denn der Sturm scherzt nicht, aber in diesen Mauern hat er gefunden, was ihm gewachsen ist; die Eisenstangen droben, welche die Wetterfahnen tragen, mag er beugen, aber die Zacken ragen so keck und stolz wie je, und nicht ein Ziegel wird locker.

Da schaut es an — da steht's! Das ist der Wahlspruch dieses alten Baus, und ebendenselben ruft euch der Wappenschild entgegen, der schräg von dem nach außen sich erweiternden Bogen der tiefen Türnische auf euch heruntersieht. Ein ovaler Schild, von reichem Laubwerk umgeben, zeigt in zierlicher Steinhauerarbeit einen alten massiven Turm und darunter ein flatterndes Band mit der Devise in gotischen Lettern: „Ich steh".

Es ist ein großes Haus, ja wie es in seiner Art und nach der ursprünglichen Anlage dieser Gebäude vielleicht nicht größer zu finden sein dürfte, denn es hat auf jeder Seite der großen Türe zwei breite und hohe Fenster, welche wieder durch fast ebenso breite Zwischenwände voneinander, von der Tür in der Mitte und von den Endseiten geschieden sind. Diese ganze Fläche des Erdgeschosses zeigt neben der Türe nur die einfachen Fenstereinschnitte ohne weitere Verzierungen, als daß um diese sämtlichen, ziemlich spitz gewölbten Offnungen ein mit halbrunden Steinen gemauerter Rand hervortritt. Ebenso ziehen sich auch um die fünf Fenster des darüberliegenden Geschosses die gleichen, einfachen Bogen, und im übrigen ist diese ganze breite und schwere Masse des alten Hauses im schlichten, aber festen Mauerwerk errichtet, sicher genug gegen die Jahre, welche die Zeit darauf häufen wird, und gegen alle Lasten, welche die Menschen hineinführen mögen.

Über diesen beiden Geschossen erhebt sich dann aber der hohe, schlanke Giebel, in dem sieben Reihen Luken übereinander von den unermeßlichen Boden- und Speicherräumen zeugen, die das Gebäude in seinem eigenen Innern birgt. Rings zeigt sich an ihm eine Fülle gotischer Verzierungen; schlanke Türme und zierliche Zinnen, wunderfeine Zacken und Spitzen, leichte Bogen und anscheinend phantastische Arabesken, — alles hebt sich so mannigfaltig, so zierlich, und trotz der Fülle und des Reichtums wieder so einfach, so klar und harmonisch zur Höhe empor und schließt sich in der höchsten Giebelspitze zu einer so schönen Vollendung ab, daß die schwere Masse vor unsrem Augen gänzlich verschwindet. Wir bewundern den Meister, dessen — man muß sagen: Geist und Seele dies Werk geschaffen. Denn in diesen tiefsinnigen und tiefinnigen Bau-

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

werken des Mittelalters ist mehr, als der Geist allein zu gewähren, zu schaffen vermag; es ist auch das volle Herz darin, das tiefste Gemüt, das Heiligste und Erhabenste, was sich im Menschen regt, was ihn belebt. Und wir beugen uns vor der Idee, wenn man so sagen darf, die sich hier so rein, so kindisch fromm und glaubensvoll uns zu offenbaren scheint.

Was Kunst und Künstler jemals in dieser Weise vermocht und erreicht haben, tritt euch an dem alten Hause in reicher Vollendung entgegen, denn es stammt aus der Zeit ihrer reinsten und schönsten Blüte; in einem Balken des höchsten Dachgeschosses findet ihr noch heute die Jahreszahl seiner Erbauung, und sie lautet 1363. Aber wie reich und schön auch der turmhohe Giebel ist, er wird noch weit übertroffen von dem Erker, der an der rechten Seite des zweiten Geschosses hervortritt, wo das Haus von dem nächsten Gebäude durch einen ziemlich breiten Raum getrennt ist. Dort zeigt sich in der etwa fünfzehn Schuh hohen, gegen die Straße ein wenig zurücktretenden Mauer ein sogenannter Torweg, durch welchen man, ohne das Haus selbst zu betreten, zu dem dahinterliegenden Hofe mit den eigentlichen, größeren Speichern gelangen kann. An dem Erker hat die Phantasie des Meisters augenscheinlich geschwelgt, da haben Maurer und Steinmetzen gewetteifert, seine Pläne zu verwirklichen. Denkt euch das Schönste, was die alten Bauwerke unseres Vaterlandes aufzuweisen haben, und schreibt es kecklich diesem kleinen Erker zu. Ihr gebt ihm nicht zu viel. Und wie häßlich, armselig und langweilig die heruntergekommene Stadt sonst auch dem Fremden erscheinen mag, der Anblick dieses prachtvollen Denkmals früherer Kunst ist geeignet, alles wieder gutzumachen und einen Aufenthalt in der Stadt lohnend erscheinen zu lassen.

Was nicht wenig zu dem Eindruck beiträgt, den der alte Bau macht, ist die zu dem ganzen Äußern passende Färbung. Die Mauern sind nie mit Mörtel beworfen worden und bieten daher überall die einförmige, satte, tiefbraune Farbe, welche, schon an und für sich den Ziegeln des Mittelalters eigen, sich durch den Hauch der vielen Jahre hier noch tiefer und gleichförmiger zeigt. Nichts Grelles oder Abstechendes ist sichtbar; nur die Fenster und Luken sind an der Bogeneinfassung mit lasierten Steinen umgeben; ebensolche Ziegel ziehen sich auch in manchen Hohlkehlen und sonstigen Verzierungen durch den großen Giebel sowohl wie durch den des Erkers; aber die Lasur ist ebenso dunkel wie das gesamte Mauerwerk, hie und da auch abgesprungen oder erblindet, und stört also nirgends. Überhaupt ist an dem Gebäude niemals viel geändert worden, sei es, daß seine Besitzer es aus Gleichgültigkeit so gelassen, sei es, daß sie mit einem gewissen patrizischen Hochmut am alten hingen, sei es endlich, daß sich in ihnen wenn auch nur eine Art von Verständnis geregt hat, wie schön und ehrwürdig das alte Haus sei und wie sehr es durch jede Neuerung verunstaltet und geschändet werden müsse. So ist also eigentlich nichts geschehn, als daß man die Fenster der beiden bewohnbaren Geschosse statt der kleinen runden mit großen hellen Glasscheiben versehen hat, während jedoch die gemauerte Einfassung und die Steinverzierungen in den Spitzbögen dieselben blieben. Im Erker sind aber auch noch die alten Scheiben erhalten und zeigen sich mit farbigen Wappen und Bildern aus der Heiligengeschichte vollständig frisch und unversehrt. Der tiefgewölbte Eingang des Hauses wird ebenfalls noch immer von den alten massiven Eichentüren verschlossen, auf welchem große Nagelköpfe kunstvoll verschlungene Arabesken zeichnen. Zwei kleine metallene ruhende Löwen bilden rechts und links den Griff und den Hammer der Türe. Und auf beiden Seiten derselben endlich sind vom Hause zwei große sogenannte Kellerhälse vorgestreckt, die zu den geräumigen Kellern führen, während zwischen ihnen die Stufen eingefugt sind, welche sich bis zum Auftritt in der Türnische erheben.

Im Hause drinnen sind rechts drei von vorn nach hinten liegende Kontorzimmer, links nur eine Art Vor- oder Wartestube, wo sich auch ein Diener oder der Hausknecht aufzuhalten hat. Nach hinten hinaus liegen hier Küche und Vorratskammer. Zwischen diesen verschiedenen Gemächern erstreckt sich durch das ganze Haus ein vorn schmaler, weiter hinten aber sich ausbreitender großer Flur. In der Höhe des ersten Geschosses umgibt ihn in seiner hintern breiteren Hälfte eine geräumige Galerie, die rings vor den droben befindlichen Familien- und Wohnzimmern der Bewohner herumläuft und von unten auf beiden Seiten durch massive uralte eichene Treppen erstiegen wird. Die Balkenlage, welche den eigentlichen Bau von den Giebel- und Bodenräumen trennt, bildet mit ihren gebräunten und rohgeschnitzten Balken und ihren getünchten Zwischenräumen die Decke über dem Flur. In der Mitte ist aber wieder eine viereckige Öffnung, die sich in jedem höhergelegenen Boden wiederholt, bis man endlich in schwindelnder Höhe unter der First des Daches die starke Winde gewahrt, mittelst welcher Güter und Waren sogleich hinauf- oder herabzuschaffen sind.

Auf dem Hofe schließt sich links an das Haupthaus ein nur wenig jüngerer, aber gar schlichter Bau, in dem unten die Wohnung der Alten ist, welche sich zur Ruhe setzten. Darüber sind noch Wohn- oder Schlafzimmer der Familie, denn trotz seiner enormen Größe sind in dem alten Hause, wie wir es überall in solchen Gebäuden finden, nur wenige und nach unsern Begriffen für eine größere Familie nicht genügende Wohnräume. — Im übrigen sind auf dem Hofe noch Stallung und Remise, und eine ganze Reihe mächtiger Speicher, wie eine ordentliche Straße,

bis zur Stadtmauer. Und vom Altenbau, wie das Hinterhaus genannt wird, zieht sich längs der Speicher und gleichfalls bis zur Stadtmauer endlich ein großer, mit hohen Mauern umgebener Garten hin.

Das ist das reiche und wertvolle Besitztum eines uralten Patriziergeschlechts. Die Ahnen haben es erbaut und zusammengebracht, und die Nachkommen hausen dort noch immer in alter Würde und im gleichen Ansehen.

Von einem Hofe in der Umgebung der Stadt war das Geschlecht der Westritz zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in die schützenden Mauern übergesiedelt, hatte das Bürgerrecht erworben und durch Reichtum und Männlichkeit großes Ansehen erlangt. Als Ratsherren, mehr als einmal auch als Bürgermeister, oder als Stadthauptleute hatten sie der Stadt gedient, ihr Ansehen vermehrt und durch alsbald unternommene und ins Große getriebene Handelsgeschäfte ihren Reichtum vergrößert. Das Haus am Güllendamm war um die obengenannte Zeit von dem Ratsherrn Florenz Westritz erbaut, und von seinen nächsten Nachkommen der Besitz vermehrt und abgerundet worden, und das Geschlecht hauste und handelte und mehrte sich darin beinah zwei Jahrhunderte lang.

In den unruhigen Zeiten jedoch, welche, wie ein wenig früher oder später fast überall in diesen alten Städten, während der ganzen ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch über diese Stadt hereinbrachen, waren mehrere Glieder der Familie umgekommen oder ausgewandert, so daß gegen das Jahr 1586 der alte Stamm nur noch in dem Bürgermeister Balthasar Westritz und seiner einzigen, von vielen Kindern allein übriggebliebenen Tochter Margarete fortblühte.

Der Alte war in ernsten Sorgen. Verwandte hatte er nicht, mit Ausnahme einer Familie in einer Nachbarstadt, die aber, dem katholischen Glauben treu geblieben, von ihm auf das kräftigste gehaßt wurde. Unter den bisherigen Bewerbern um Margaretens Hand fand sich niemand, der ihm oder der Tochter zugesagt, und auch in allen ihm verbundenen und bekannten Handelshäusern wußte er keinen, den er zum Eidam, zur Fortführung seines Namens und seines Geschäfts hätte wählen mögen. Denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß dereinst bei seinem Tode weder sein Name noch sein Geschäft erlöschen dürfte. Im Gegenteil sollten sie im alten Glanz, am alten Orte fortdauern bis in die spätesten Zeiten.

Einige Zeit vorher, im Jahre 1580 etwa, war der Aufstand der Niederlande gegen die spanische Herrschaft im vollsten Brande, und nach den ersten Scharen der Auswanderer begannen jetzt auch einige der großen Handelsherren davonzuziehen, da sie allmählich ihre Geschäfte zu Grunde gehen sahen und alle Hoffnung auf eine baldige günstige Wendung der Zeitverhältnisse aufgeben mußten. Zu den Familien, welche sich zum Aufbruch rüsteten, gehörte auch die angesehene van der Roos in Antwerpen. Der derzeitige Besitzer, Engelbert van der Roos, hatte sein Vermögen nach und nach realisiert und durch den alten Handelsfreund Westritz in dessen Heimat anlegen lassen; dem dort wollte er sich niederlassen. Zum Aufbruch fertig, schickte er seine Schwester und einen jüngeren Bruder, Philibert, an Bord des heimlich ausgerüsteten Schiffs, während er selbst seine Braut abzuholen ging, die drüben erst seine Frau werden sollte. Er traf das Mädchen der brutalen Zudringlichkeit eines Spaniers ausgesetzt und erschlug denselben bei dem darüber entstandenen Streit. Von herbeieilenden Kameraden des Toten ergriffen, ward er eingekerkert und alsbald hingerichtet; seine Braut starb ihm nach, sei es an den Mißhandlungen, die sie erlitten, sei es vor Schreck und Gram über das Geschick des Verlobten. Dies alles mußten die Geschwister im Hafen erfahren, wo sie des Bruders harrten. — Da ließ Philibert die Schwester mit dem Schiffe vorausgehen und schloß sich selbst dem Heere der Patrioten an, um im Blute der Spanier seine heiße Rache zu kühlen.

Die Schwester fand bei dem alten Westritz die gastfreundlichste Aufnahme und in ihm selbst den wackersten und besorgtesten Vormund und väterlichen Freund, auch als sie nach einigen Jahren mit seiner Zustimmung einem Gatten folgte und an dessen Seite glücklich fortlebte. Von Philibert erfuhr man dagegen wenig oder nichts, bis er nach sechs vollen Jahren plötzlich im Hause des alten Handelsfreundes anlangte. Aus dem fast noch unerwachsenen jungen Menschen war ein frühgereifter, ernster und starrer Mann geworden, dessen von Wunden zerrissener Körper jedoch die Strapazen des Kriegslebens nicht mehr ertrug, so daß er sich wohl oder übel zur Ruhe setzen mußte. Aber sein Geist war nicht geschwächt, sein Rachedurst nicht gesättigt. Kaum hatte er sich einigermaßen erholt und mit dem unverwüstlichen, strebsamen Sinn des echten Kaufmanns ein neues Geschäft begründet, so rüstete er auch bereits ein Schiff mit Mannschaften und Kriegsbedarf aus, um es seinen streitenden Brüdern zu Hilfe zu schicken. Und es war, als ob der Himmel dieses treue Streben für das Vaterland sichtbar segnen wollte; Philiberts Geschäft nahm sogleich einen großen Aufschwung und den besten Fortgang; seine Schiffe brachten nicht allein dem alten Heimatlande Vorteil, sie taten auch dem Feinde empfindlichen Abbruch, und sein Name hatte bald wieder einen Klang gewonnen, der dem alten Ruf seines Stammes und Geschäfts in Antwerpen alle Ehre machte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bernsteinpferd von Woldenberg

Kulturhistorische Skizze aus der frühesten Steinzeit der Neumark

Von Curt Bloedorn.

Fast unwegsamer Bruch. Moraſt und grünbewachsene Sumpflöcher, endlos ſich ausdehnender Urwald, der rohrbewachsene Spiegel eines moorigen Sees, ein Strom, der ſich in Schlangenwindungen gurgelnd und gluckſend durch ſchmarotzende Ranken und rieſige Baumwurzeln fraß, darüber eine feuchte, ſüßlich riechende Luft. Auf einer Lichtung in dem wilden Durcheinander eine Siedelung, der Wohnſitz einer Sippe Menſchen, die klein, gedrungenen Baues, ſchwarzhaarig, faſt braun von Körperfarbe, mit böſem halb tieriſchen Blick waren, — Menſchen der Vorzeit, der früheſten Steinzeit — die erſte Siedlung in der Neumark — Woldenberg vor mehr den tauſenden Jahren. . . . .

Müßig und faul lagen ſtarkknochige Menſchen im Mittagsſonnenſchein. Felle als Schutz gegen den Tau der Nacht, gegen die Kühle des Morgens hatten ſie abgeworfen, Felle von Luchs, vom Wolf und Elch. Die halben Schädel der einſtigen Träger der Decken waren an den Häuten geblieben, um aufgeſtülpt auf den Köpfen der Männer ihnen ein fürchterliches, ein ſchreckliches Ausſehen zu geben.

Die Ruhenden hatten den Schutz des Körpers abgelegt, ihre Waffen, rohe Meſſer und Steinärte aus Feuerſtein, in gegabeltem Äſte mit Tierſehnen befeſtigt, lagen leicht zu greifen handlich in der Nähe. Stand doch der Menſch der Vorzeit in ſtetem Kampfe mit dem Großwild ſeiner Heimat. Ein Bär, ein Löwe, ein Panter, ja auch der größte Dickhäuter der Vorzeit, das Mammut, konnte plötzlich ihn annehmen, und bereit mußte man ſein zur Abwehr. Auch wandernde Horden ſeinesgleichen, Menſchen fremder Sippen, zogen und ſtreiften durch den Urwald, ſchlugen und mordeten die Überfallenen und verzehrten die Getöteten. Menſchenfleiſch, ſüßes weiches Fleiſch der Zweibeine war geſucht.

War den Männern die Verteidigung der Wohnſtätte, die Ausübung der Jagd überlaſſen, ſo arbeiteten die Weiber ſchwer an der Feuerſtelle, auf dem Platze vor den Hütten. Erbeutete Tiere mußten abgehäutet, Sehnen aus dem Fleiſche gezogen, das Wild ſelbſt in Stücke zerlegt und in Gruben, angefüllt mit glühenden Steinen, geröſtet werden. Von feuchter, gelber, fetter Erde, die an einer Stelle am Ufer des Fluſſes vom Waſſer freigeſpült war, ſchufen ſie aus gerollten und zuſammengefügten Tonwülſten irdene Töpfe zum Aufheben der Körner von wilder Gerſte und Wurzeln für den Winter.

Roh in ihren Wohnſtätten, hergerichtet aus Baumzweigen, Moos und Erde, roh in Sitten und Gebräuchen verlief das Leben der Menſchheit in vorgeſchichtlicher Zeit. . . . .

Bewegung kam in die ruhenden Männer. Die leiſe wehende Luft trug ihren Ohren und Naſen, ihren feinſten Sinnen, Geruch und Tritt von einem ſich nahenden Menſchen zu, der in der Dickung ſchlich. Auf ſprang einer nach den andern, in ihren rauhen Lauten gaben ſie ſich untereinander kund, was zu tun ſei. Umkreiſen wollten ſie den Mann im Walde, und war er, wie ihr Geruchſinn ihnen ſchon richtig beſtätigte, nicht ihrer Sippe, mußte er ſterben.

Wie der Schatten, ſo lautlos und ſtill, huſchte jeder durchs Gebüſch, durch langſtenglige Farren und hohes Waldgras, dem Menſchenwild den Weg abzuſchneiden, es zu fangen. . . .

Aus hohem Norden, von dort, wo in immerwährender Bewegung das weite Waſſer, das ſchier ohne Ende nach dem Untergang des großen Tagesgeſtirns ſich dehnte, wogte und brauſte, von dort war der brandhaarfarbige Sohn der Strandſippe geflohen. Im Streit um das Hirn eines Floſſenhundes des Salzmeeres, das ſo gut ſchmeckt und das er für ſich haben wollte, hatte er zwei ſeiner Genoſſen erſchlagen, und irrte nun planlos, vertrieben aus der Heimat, durch Wald und Feld, über Berge, durch Täler dem urwaldbewachſenen Inlande, dem Morgen zu. Angetan mit dem Fellkleide des Urſtieres, nur ſein Meſſer, roh und grob behauen aus hartem weißen Flintſtein, haltend, in nerviger Fauſt, ſo hatte er ſein waſſerbeſpültes Land, in dem er gezeugt, verlaſſen. Aber etwas Gelbes, wie ein leichter Stein anzuſchauen, weich und faſt durchſichtig, herangeworfen an den ſandigen Strand von den graugrünen Wellen mit den weißen ſchaumigen Kämmen, trug der Mann an geknotetem Lederband am ſehnigen Hals.

Mühſam, mit ſcharfen Kanten aufgeleſener Muſchelſplitter hatte er den ſeltenen Stein durchlocht und ihn behalten als Schutz gegen Böſes.

Hierher, in diese fürchterlichen Sümpfe hatte er sich verlaufen, sah Rauchsäulen brennender Feuer und näherte sich, wie die Wildkatze, schleichend und zögernden Schrittes, der Siedlung dieser ihm fremden Einwohner. Da — knackte nicht ein trockener Ast?! Der Fremdling fuhr herum und sah in das wilde wutverzerrte braune Gesicht eines schwarzhaarigen Menschen, der die großen blitzenden Zähne fletschte und einen grölenden Laut ausstieß, auf den plötzlich von allen Seiten eine ganze Horde ebensolcher Männer angestürzt kam. Steine flogen dem Erschreckten entgegen, armdicke Knüppel sausten durch die Luft ihm hart am Kopf vorbei, eine mit furchtbarer Kraft geworfene, gestielte Steinart traf mit dumpfem Schlage seinen harten Schädel. Betäubt sank der Mann der Salzmeerküste in die Knie. Knochige rauhe Fäuste, in ihnen Steinmesser und Steinhammer, hatten den Besinnungslosen bald vollends erschlagen.

Ins Lager wurde der Tote geschleppt, und am hellen großen Feuer briet man das Rothaar, den Fremden. Sein Fellkleid, sein Steinmesser und den gelben Schmuck von seinem Halse verteilte man untereinander.

Der Stein war leicht und weich und gut anzuschauen. Sein neuer Besitzer begann an ihm zu schneiden und zu meißeln. Er hatte täglich die Wildpferde, die in den Wäldern in großen Herden zogen, vor Augen und versuchte solch ein Tier, das ihm so bekannt, sich ihm in allen Formen seinem Gedächtnis eingeprägt hatte, aus dem erbeuteten Steinstück herauszuarbeiten. Mit Flintsteinsplittern, mit scharfen Knochenstücken und harten Muschelschalen, gefunden im seichten Wasser, schnitt, schabte und bohrte der Mensch der Vorzeit an dem — „Bernstein", bis es wirklich Gestalt und Form eines der schnellen Einhufer annahm, deren Fleisch damals die Hauptnahrung der Leute jener Siedlung war. Und das Stück wurde gut. Froh des gelungenen Werkes trug es der Mensch, der wohl der erste Künstler seiner Gegend war, an der Sehne eines Hirsches am braunen Halse. Doch die riß einst, als der Mann im sumpfigen, schilfbewachsenen Bruch jagte. Alles Suchen half nichts; tief war der Schmuck in den Morast eingesunken — und so ging das Bernsteinpferd verloren.

Aber wiedergefunden ist es dort nach Tausenden von Jahren und als wertvolles Beweisstück hervorragender Werktätigkeit der frühesten Steinzeit der Neumark aufgehoben an würdigem Platze.

Max Guhlke †

Schon wieder hat unser Verlag den Tod eines seiner Mitarbeiter zu beklagen. Max Guhlke, der Herausgeber unserer „Pommerschen Lyrik", hat das Schicksal so vieler Tausender teilen müssen: auch er ist den Heldentod auf dem Schlachtfelde gestorben. Ein junges, tatenfrohes Leben ist da erloschen; viel hatte er uns trotz seines jugendlichen Alters schon gegeben; mehr noch konnten wir mit Recht in späteren Jahren von ihm erwarten.

Seine Pommersche Literaturgeschichte war ein viel Gutes verheißender Anfang; an dem redlichen Willen, in Läuterungsprozessen Schlacken von dem Edelmetall zu trennen, hätte es ihm bei späteren Auflagen wahrlich nicht gefehlt. Doch das ist nun alles vorbei, kein Hoffen, kein Erwarten mehr darf sich an den Namen Max Guhlke knüpfen — nur noch ein schmerzliches Erinnern und ein herzliches Danken!

Wer die feinsinnige Auswahl des Frühvollendeten noch nicht kennt, erfüllt gegen den von echt pommerscher Treue erfüllt gewesenen Mann eine Dankespflicht, wenn er sich von seiner Hand durch den reichen und anmutigen Wald pommerscher Lyrik führen läßt.

Das Buch ist in gefälliger Ausstattung in der ersten Reihe der Pommerschen Heimatbücher in unserem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen sowie durch den Verlag zu beziehen.



Aus der Zeit

Das eiserne Kreuz 1. Klasse erhielten:

1. Vizefeldwebel Hellmuth Wendorff, Anklam.
2. Oberarzt Dr. Stoerk, Greifswald.
3. Leutnant Martin Fischer, Gingst.
4. Leutnant Pfefferkorn, Mellentin.
5. Regierungsbaumeister Wilhelm, Greifenhagen.
6. Feldwebel Max Schröder, Pollnow.
7. Leutnant Hermann Heeger, Greifswald.
8. Leutnant Pabst, Küstrin.
9. Kompagnieführer Walter Schwing, Demmin.
10. Oberleutnant Hans Krüger, Stettin.
11. Leutnant Dr. Walter Fraedrich, Seidel.
12. Leutnant Bösel, Zedlin.
13. Hauptmann v. Liedsdorf, Kelbier.
14. Leutnant Günter Bock, Jakobshagen.
15. Oberbootmannsmaat Karl Pittelkow, Köslin.
16. Oberleutnant Hasert, Rummelsburg.
17. Hauptmann Karl Grützmacher, Tempelburg.
18. Leutnant Heinrich, Dramburg.
19. Offizierstellvertreter Franz Mews, Pölitz.

Das Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2 im ersten Kriegsjahr.

Das Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV. wurde am 5. August 1914 in Stettin verladen und kam zunächst in der Gegend von Reinsberg an die Grenze von Belgien. Diese wurde am 13. August bei Monland überschritten. Während des Vormarsches durch Belgien kam es für das Regiment nur einmal zur Teilnahme an einem Gefecht am 19. und 20. August in der Schlacht an der Gette (Aerschot). Nach außerordentlichen Anstrengungen und Marschleistungen erreichte es am 21. August Schaerbeck, Laecken und die Vororte von Brüssel, überschritt am 24. August bei Condé die belgisch-französische Grenze und errang nunmehr bald in größeren heftigen Kämpfen frische Lorbeeren.

Am 26. August erstürmte das 1. Bataillon das mit einem Infanterie-Regiment besetzte Dorf Ramillies bei Cambrai. Zwei Tage darauf, am 28., erstritten das 2. und F.-Bataillon einen glänzenden Sieg bei Moislains. Am nächsten Tage nahm das Regiment an der Schlacht bei Proyart und am 1. und 2. September an den Gefechten bei Senlis teil. Am 4. September lag das Regiment in unmittelbarer Nähe von Meaux. Schon sah man am nächtlichen Himmel Scheinwerfer der Außenwerke von Paris leuchten, als am 5. September der Rückmarsch befohlen wurde. Es kam nun am 6. September zu der schweren Schlacht am Ourcy. In dieser kämpfte das Regiment vom 5. bis 9. September bei Vareddes. Am 9. September löste sich die Division vom Gegner und ging weiter unter Nachhutgefechten, wie am 10. September bei Chony, bis hinter die Aisne zurück. Es kam nun in der Schlacht bei Soissons vom 12. September bis 15. Oktober zu erbitterten Angriffen der Franzosen und Engländer, die sämtlich blutig abgewiesen wurden. Das Regiment lag hier bei Pontrouge-Vregny bis 2. Oktober, dann vom 3. bis 15. Oktober bei Sous Perrière und Clamecy, dicht vor Soissons. Am 16. Oktober wurde das Regiment nach Noyon verladen und löste das Regiment Nr. 9 in seinen Stellungen bei Beuvraignes ab. Bereits am 27. Oktober wurde es jedoch wieder herausgezogen und nach Lille verladen. Schwere, aber ruhmvolle Tage standen hier dem Regiment bevor. Vom 2. bis 18. November nahm es an der gewaltigen Schlacht bei Ypern teil. Besonders schwer waren die ersten Novembertage, in denen es im heißen Anlauf bei Wytschaete am 4. und 5. November französische Stellungen, das Kloster Capellerie und die Spanbrocker Mühle erstürmte.

Am 20. November wurde das Regiment dann von Lille aus nach dem Osten verladen. In den Tagen vom 30. November bis 5. Dezember nahm es an vielen Gefechten, wie bei Gorny, Rosza, Szdan und Mogilno, Pawlikowice und an der Schlacht bei Lask-Pabianice ruhmvollen Anteil. Vom 9. bis 12. Dezember lag es dann im Stellungskampf an der Miazga. Von hier aus kam es in die Gegend von Mlawa und wurde hier nach Ostpreußen verladen. Am 30. Dezember erstürmte es die befestigten Dörfer Gr.-Wersmeningken und Lasdehnen. Hier lag das Regiment vom 30. Dezember 1914 bis 7. Februar 1915 in Stellungen an der Schoreller Forst. Ausgeruht, machte es dann vom 7. bis 17. Februar die große Winterschlacht in Masuren, die Schlacht bei Lyck mit. Schwere und heiße Gefechte gab es, doch reich belohnt wurde das Regiment durch die Ansprache des obersten Kriegsherrn, die er am 14. Februar bei Lyck an dasselbe richtete und ihm für seine Tapferkeit dankte.

Danach ging es in die Gegend von Lomza. Ende April wurde dann das Regiment herausgezogen, um an dem kurländischen Feldzug teilzunehmen.

Kolberg.

Bei der Goldankaufsstelle der Stadt Kolberg wurde u. a. auch eine goldene Medaille abgeliefert, die, abgesehen von dem infolge ihrer Schwere hohen Goldwerte auch bedeutenden künstlerischen und Altertumswert besitzt.

Aus diesem Grunde wurde beschlossen, die Medaille seitens der Stadt anzukaufen und dem städtischen Museum zuzuführen.

Bücher und Zeitschriften.

Das „Robert-Prutz-Gedenkbuch". Stettin. Verlag von Fischer & Schmidt. 1916. Aus Anlaß seines 100. Geburtstages am 30. Mai 1916. Preis 1,50 Mark, geb. 2,— Mark.

Die Leser der heutigen Nummer, welche hauptsächlich dem Andenken des Dichters Prutz gewidmet ist, werden es mit Freuden begrüßen, wenn ihnen sogleich ein Buch genannt wird, das sie genauer in die Gedankenwelt des großen Pommern einführt. Eine Prutz-Vereinigung, der die beiden Töchter des Dichters: Frau Professor Helene Jonas und Fräulein Martha Prutz, sowie die Herren Hermann Ploetz, Gustav Fischer und Hugo Kaeker angehören, faßte anläßlich des Gedenktages den Entschluß, eine Auswahl aus seinen Werken darzubieten. Die vorliegende Ausgabe beansprucht, wie Kaeker in dem Vorwort ausführt, keinerlei literarisch-kritisches Verdienst; sie will gleichsam als Neuerscheinung betrachtet werden, die einem in weiten Kreisen ganz unbekannten Dichter recht viele Freunde erwerben möchte. In vollstem Maße ist der Plan gelungen; denn die allseitige Bedeutung des pommerschen Geistesheiden tritt in den zusammengestellten Stoffen zur Genüge hervor. Wer die vorliegende Ausgabe mit älteren vergleicht, wird finden, daß eine genaue Prüfung der politischen Gedichte und Liebeslieder vorgenommen und nur das Beste zusammengestellt ist. Daneben hat man auch dem Historiker und Literarhistoriker Beachtung geschenkt, um das Bild des verkannten, überzeugungstreuen, nach „oben wie unten gleich unabhängigen deutschen Mannes kräftig herauszuheben".

Mit besonderem Interesse verfolgen wir die nach dem Vorwort zum Abdruck gebrachte Festrede, welche F. Uecker bei der Robert-Prutz-Gedächtnisfeier in Stettin gehalten hat. Sie enthält außer dem Lebensbild eine treffliche Würdigung des Dichters und zeigt, mit welcher Gründlichkeit sich Uecker in dessen dichterische Schöpfungen vertieft hat. Während selbst größere Literaturgeschichten wenig oder gar nicht auf Prutz eingehen oder kaum den Namen erwähnen, erfahren wir hier eine Fülle von Einzelheiten aus des Dichters äußerem und innerem Entwicklungsgang, die allen willkommen sind. So hören wir hier z. B. Mitteilungen über seine traurigen Lebensschicksale, welche ihn sogar in bittere Armut versetzten. Zwar erwartete er von der neuen Zeit nach 1848 für sich eine bessere Zukunft, aber die durch Vermittlung des neuen Kultusministers übertragene außerordentliche Professur in Halle verschaffte ihm keine dauernde Lebensstellung. Dazu kam, daß er im Frühjahr 1850 körperlich zusammenbrach und ein Jahr Urlaub nahm, den er in Jena verlebte. Durch die Begründung der Wochenschrift für Literatur und Politik, betitelt „Das deutsche Museum", sicherte er sich in der Öffentlichkeit eine literarische Machtstellung. Durch allerlei Umtriebe um den guten Ruf gebracht, entschloß sich Prutz, 1857 nach seiner Heimat zu ziehen, der er zujubelt:

Nach Pommern?

„Ja, rümpft nur die Nasen: Was auch der Spötter Witz erfand,
Ich liebe doch den grünen Rasen, wo meiner Kindheit Wiege stand;
Ich lieb' der Küste wald'ge Hügel, die Heide, wo der Weiler raucht,
Die Seen, wo mit schwerem Flügel der Reiher aus den Fluten taucht."

Hier in der Heimat fühlte er sich wohl, nachdem er dem Professorenleben den Abschied gegeben hatte. Als Ersatz dafür hielt er Vorlesungen in Stettin und anderen größeren Städten Deutschlands. 1872 bettete man ihn zur letzten Ruhe.

Nach folgenden Gesichtspunkten sind im Prutzbuch die Dichtungen geordnet: 1. Erzählende Dichtungen. 2. Lyrische Gedichte. 3. Zeitgedichte.

Daran schließen sich Gedanken zur Politik und Literatur. Eine Quellenangabe, Anmerkungen und ein alphabetisches Verzeichnis sind ebenfalls auf den beiden letzten Seiten angefügt.

Die epischen und lyrischen Gedichte nehmen in der Sammlung den größten Raum ein. Sie gehören unstreitig zu den schönsten Gaben des Dichters. Der Sänger des Leides und der glühenden Vaterlandsliebe tritt dabei keineswegs zurück. Er hat selbst seiner poetischen Aufgabe einen herrlichen Ausdruck gegeben, wenn er sagt:

„Noch leuchten Gottes Sterne
Wohl über Land und Flut,
Noch gibt es nah und ferne
Viele Herzen fromm und gut.
Sie sollten nicht verderben;
Zu Taten, kühn und groß,
Soll dein Gesang sie werben:
Sieh, das ist Dichterlos."

Auf einen lieblichen Ton sind dazu seine Saiten gestimmt. Er wird weiterklingen auch in die fernsten Tage. Der poetische Gehalt hat Bedeutung für unsere Zeit, sobald wir den nationalen Charakter ins Auge fassen. Zugleich aber weiß er zu singen von Liebesfreude und Glück und denen Trost zu spenden, denen nur ernste Stunden beschieden sind.

Laßt uns darum an dem pommerschen Dichter nicht vorübergehen, erfreuen uns der lebensfrischen und wahren Poesie, damit wir erkennen, wieviel Segen noch heute von solch einer Heimatkunst auszuströmen vermag.

Auf die Prosa gehen wir nicht ein. Ein interessanter Abschnitt aus „Der nächste Krieg" findet sich auf Seite 7 dieses Heftes. Wendt-Pyritz.

Norddeutsche Monatshefte. Drei Türme-Verlag, Hamburg. Heft 9 und 10.

Aus dem reichhaltigen Inhalte der beiden Hefte nennen wir: „Nordische Stimmungen". Von Ernst Schröder. — „Deutsche Vornamen". Von Prof. Helmke. — „Johann Hinrich Fehrs †". „Der Kampf um Friedrich Hebbel". Von Prof. Adolf Bartels.

Die gediegene, vornehm illustrierte Zeitschrift kann nicht genug empfohlen werden.

Heimat und Welt. Verlag von Rautenstrauch & Co., Dresden. Heft 8 bis 10.

Aus dem Inhalte: „Kriegsgefangen in Südafrika". Die überaus interessanten Berichte eines noch heute in Pietermaritzburg gefangengehaltenen Deutschen sind recht lesenswert. Der umfangreiche Artikel ist reich illustriert.

Büchereiwesen

Landsberg a. W. Volksbücherei und Lesehalle.

Während die Jahresberichte des Vereins für Volksbücherei und Lesehalle über das 16. und 17. Geschäftsjahr einen bedeutenden Rückschritt in der Bücherausgabe und im Besuch der Lesehalle gegen die früheren Jahre zeigten, kann von der ersten Hälfte des 18. Geschäftsjahres (1. April bis 1. Oktober 1916) behauptet werden, daß, nachdem sich die Lebensverhältnisse der durch den Krieg veränderten Lage mehr und mehr angepaßt haben, der Betrieb in der Bücherei in erfreulicher Weise gestiegen ist.

Es wurden im Sommerhalbjahr 25198 Bände (gegen 19053 im gleichen Zeitraum des Vorjahres) ausgeliehen, im Oktober 1916 5070 Bände gegen 4050 im Oktober 1915! Die Bücherei umfaßt augenblicklich 9600 Bände. Zu beklagen ist nur, daß die Bewohner sich an die Benutzung der Lesehalle immer noch nicht gewöhnen wollen (übrigens eine Klage, die von Leitern einer mit einem Leseraum verbundenen Bücherei allenthalben geteilt wird!).

Geheizte, gut erleuchtete, mit Schreibmaterial ausgestattete Räume, lauter Vorzüge, die in diesen Tagen doppelten, dreifachen Wert haben. Aber alles das zieht nicht, die „Scheu" vor diesem Raum ist eben zu groß.

Aus dem Berichte der Landsberger Bücherei, aus dem wir hier nur in Kürze einen Auszug bringen können, geht deutlich hervor, wie lebenskräftig der „Betrieb" dort ist, und das ist immer ein sicheres Zeichen dafür, daß ein tüchtiger und begeisterter Leiter die Seele des Ganzen ist.

Aus dem Berichte des rührigen Leiters der Bütower Volksbücherei, des Herrn Lehrers H. Ewan, ist zu ersehen, daß der Bücherbestand die Zahl 500 überschritten hat.

Das ist für eine Stadt von der Größe Bütows unbedingt zu wenig — und es wäre sehr zu wünschen, daß die städtischen Körperschaften sich entschließen würden, durch eine einmalige Bewilligung einer größeren Geldumme den Bücherbestand wenigstens zu verdoppeln.

Ist es heutzutage überhaupt noch nötig, darauf hinweisen zu müssen, daß eine Stadt die beste „Realpolitik" treibt, wenn sie ihren erwachsenen und jugendlichen Einwohnern einen guten Bücherschatz zur Verfügug stellt?

Theaterrundschau

Stettin. Stadttheater.

Mir liegt der Spielplan der ersten Novemberhälfte vor (etwas reichlich gerechnet: bis zum 18.!), der 22 Aufführungen verzeichnet.

Kann das Stettiner Stadttheater sich hinsichtlich seiner Einrichtungen getrost zu den besten Bühnen Deutschlands zählen, so darf man es in bezug auf die Zusammensetzung seines Spielplans geradezu vorbildlich nennen.

Der herrlichen Aufgabe des Theaters, eine Pflegestätte wahrer Kunst zu sein, wird unsere Stettiner Bühne in einer (leider Gottes — trotz des Krieges —) recht seltenen Weise gerecht — und nur an ganz wenigen Abenden stieg man, um auch dem niedrigeren Geschmack anspruchsloser Gemüter Rechnung zu tragen, eine oder einige Stufen von der Höhe herunter.

Den Glanzpunkt der 18 Tage bilden die drei Tannhäuseraufführungen, wie denn überhaupt die Oper ganz besonders in diesem Spieljahr gepflegt zu werden scheint. Nicht zu verwundern ist deshalb, daß der Schwarm der außerhalb Stettins Wohnenden, die oft aus ziemlicher Ferne herbeieilen, um die Wagnergemeinde vergrößern zu helfen, immer größer wird.

Ein dankenswertes Unternehmen des Theaters in dieser Zeit war auch die Aufführung der „Familie Selike" als Festvorstellung. Ein Akt literarischer Dankbarkeit, der uns wieder einmal mit einem zu Unrecht vergessenen Werke bekannt machte. Würdige Darstellung verhalf den Dichtern und Darstellern zu einem nachhaltigen Erfolge.

Unter Direktor Illigs Leitung nähert sich die Stettiner Bühne in verheißungsvoller Weise immer mehr dem Ideal einer Großstadtbühne.

Stralsund.

Zu Beginn der Winterspielzeit wurde das neue Stadttheater eröffnet. In würdiger Weise eingeweiht wurde es durch eine Festaufführung des Kleistschen Schauspiels „Der Prinz von Homburg" vor geladenem Publikum. Wir wollen in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift dem Theater eine eigene illustrierte Abhandlung widmen.

Verantwortlich für die Illustrationen Ludwig Hamann, für den Text Arnold Koeppen. Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. sind zu richten an Konrektor Arnold Koeppen in Pyritz.
Verlag: Pommernverlag Max Mallin, Stargard i. Pomm. Druck: F. E. Haag in Melle i. Hann.

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

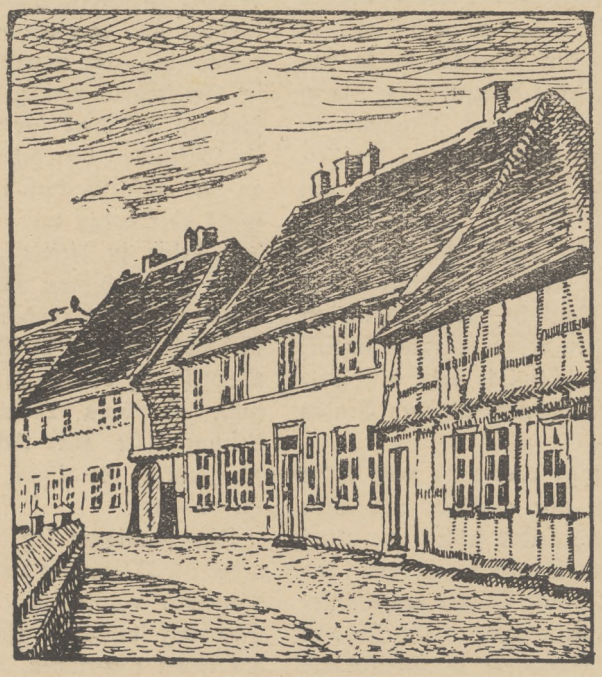
4. Jahrgang | Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen | Februar 1917

Charlotte Quistorp

Ernst Moritz Arndts erste Liebe.

Von Dr. Erich Gülzow.

Wenn man von E. M. Arndts Heimat spricht, so denkt ein jeder sogleich an die schöne pommersche Insel Rügen. Hier ist ja auch Arndt am 26. Dezember 1769 zu Groß-Schoritz geboren. Aber das Elternhaus unseres Dichters ist nicht immer dort geblieben. 1775 wurde der Inspektor Ludwig Arndt selbständiger Pächter zu Dumsevitz, das er dann 1780 mit Grabitz vertauschte; und während die beiden ersten Güter südlich von Garz nahe der Halbinsel Zudar lagen, war nunmehr mit Grabitz das Vaterhaus Arndts an die Westküste der Insel, nicht allzuweit nördlich von Stralsund gerückt. Da sich der Wohlstand des Vaters auch weiter hob, so konnte er bald an eine noch größere Pachtung denken. Im Jahre 1787 stellte sich also sein Haus „auf das Festland und in viel größerer Breite hin". Und auf dem Festlande ist Arndt seitdem heimisch geblieben. Achtzehn Jahre lang, bis 1805, wohnte der Vater in Löbnitz, 8 km südlich von Barth, und dann übernahm er noch die Pachtung von Trantow, das ostwärts von Loitz an der Peene liegt. Zwar starb er hier schon 1808, aber das Haus, das in die Hände seines Sohnes Ludwig überging, blieb auch weiterhin auf mehrere Jahre ein Zufluchtsort für unseren damals ruhelos umgetriebenen Franzosenfeind. Da auch die anderen Brüder und Schwestern des Dichters meist auf vorpommerschen Gütern saßen, so waren seine Beziehungen zu der vorpommerschen Heimat stets sehr rege. Die folgenden Kapitel sind diesen mannigfachen Familienbeziehungen gewidmet und benutzen dabei mancherlei unbekannte oder unerschlossene Quellen.



Diakonat — Präpositur — Witwenhaus
Die Papenstraße in Barth um 1860

* * *

Darauf drückt' ich ein Weib mir lieb an den liebenden Busen,
Und ich freute der Lust, freute der Liebe mich sehr,
Und ich pries die Gestirne die seligen droben am Himmel,
Und was auf Erden so schön sprießt und grünet und blüht.

Und ich dachte: Nun rollet nur hin und kehret nicht wieder,
Jahre! Du, Leben, so mit! Kehre auch du nicht zurück!
Denn das Unsterbliche hatt' ich und hab' ich und werde es haben.
Mutig, ihr Götter! Nun blitzt! Schon bin ich Blitzen zu hoch!

Und sie blitzten — es sank mein zärtliches Weib in die Grube,
Schlummert den schweigenden Schlaf lange mit Schlafenden schon.
Sie entschlief, als den Sohn sie geboren, die herrliche Gabe,
An seinem neunten Tag ward sie als Leiche beklagt.

Und ich grämte mich sehr und weinte Monden und Jahre,
Doch mit dem Lichte hinfort ging auch durch Trauer mein Pfad,
Denn ich hatte die Götter gesehn, den Himmel empfunden,
Über die Blitze hinaus hatt' ich mein Leben geführt.

Mit diesen Versen aus seinem „Lug ins Leben" (1813) malt uns E. M. Arndt Lust und Leid seines ersten kurzen Eheglücks. Das heißgeliebte Weib, das unserm Dichter und glühenden Vorkämpfer für deutsches Vaterland einen Abglanz überirdischen, unvergänglichen Lichtes ins Leben brachte, war Charlotte Quistorp. —

Als Arndt Ostern 1791 als junger, freier Bursch die Greifswalder Universität bezog, ergriff ihn bald die Liebe zu dem jungen Professorentöchterlein. Ihr frisches, keckes Wesen und ihre liebreizende Schönheit bezauberten ihn:

Um den schönsten Kopf die schönsten Locken,
Blaue Augen, Rosenwangen rund,
Süßes Schelmenlächeln um den Mund,
Gleich geschickt zu küssen und zu locken. . . .

Die beiden jungen Seelen fanden sich in erster heißer Liebesglut und schwuren sich ewige Treue. Doch der strenge Vater Lottes setzte der schon voll erblühten Liebe ernsten Widerstand entgegen. Eine Trennung hielt er für das beste Mittel, um die Neigung der beiden zu dämpfen, und so schickte er seine Tochter nach Barth in Pension. Arndt selbst, für den Greifswald so den größten Reiz verloren hatte, setzte Ostern 1793, seinem Lieblingsbruder Friedrich folgend, das Studium in Jena fort. Die Liebe zu Lotte aber erlosch in der Zeit der Trennung nicht, wenn sie auch „zuweilen mit dünnen weißen Aschen bedeckt" war.

Diese Darstellung von Arndts aufkeimender und ausharrender Liebe zu Charlotte Quistorp entspricht den Anschauungen, die bisher sämtliche Arndtbiographen ihren Werken über des Dichters Leben zugrunde legten; sie entspricht aber höchstwahrscheinlich nicht den Tatsachen und sicherlich nicht den eigenen Angaben Arndts selber.

Zunächst war Charlotte 1791 oder 1792 noch kaum in dem Alter, daß Arndt ihr eine wirkliche tiefe Liebe hätte entgegenbringen können. Leider fehlen uns allerdings genauere Angaben über Charlottes Geburt. Bekannt ist nur, daß sie die natürliche Tochter des Greifswalder Professors der Naturwissenschaften Dr. Johann Quistorp war, und Nachforschungen in Greifswald waren daher von vornherein ziemlich aussichtslos und auch wirklich ohne Ergebnis. Jedoch noch 1798 gibt Arndt in einem Briefe an seine Mutter zu, daß Lotte recht jung sei. Und auch das Geburtsjahr ihres Vaters ist wohl geeignet, unsere Behauptung zu stützen. Johann Quistorp wurde nämlich erst 1758 in Rostock als jüngerer Sohn des Theologieprofessors Joh. Jakob Quistorp geboren und kam 1766 mit seinem Oheim nach Greifswald, wo er 1834 starb.

Bei dem Fehlen jeglicher genaueren Nachricht über Charlotte war es immerhin verständlich, daß man die Anfänge von Arndts Liebe zu ihr in seine Greifswalder Studentenzeit legte. Dem widerspricht aber zum andern die ausdrückliche Angabe des Dichters, daß die Neigung im Oktober 1799 seit fünf Jahren bestanden habe. Die Greifswalder Zeit lag damals bereits sieben bis acht Jahre zurück. Ende Oktober 1794 kehrte Arndt vielmehr nach siebensemestrigem Studium aus Jena in die Heimat zurück, um sich im Löbnitzer Elternhause zum Examen vorzubereiten. Und hier in Löbnitz, oder richtiger in Barth, hat er offenbar Charlotte Quistorp kennengelernt. Auch was der Dichter in seinen „Briefen an Freunde" (1810, S. 179 ff.) über sein Leben in diesen Jahren sagt, spricht eher für als gegen die Ansicht, daß er als Student die Braut noch nicht kannte. Vielmehr mißachtete er damals die Liebe gleich Hippolyt; aber nach der Rückkehr von der Akademie blätterte die Rinde sich nach und nach ab, womit er sich in langer Mühe umpanzert hatte, es drangen wenigstens schon einzelne Sonnenstrahlen hindurch, und innere Glut verzehrte ihn, was wir wohl auch auf die erste Liebe beziehen dürfen.

Lotte Quistorp war in dem damals etwa 3200 Einwohner zählenden Städtchen Barth in der bestens bekannten und empfohlenen Pension der Mamsell Anna Elisabeth Fischer untergebracht. Daß sie hier und nicht in Greifswald weilte, liegt möglicherweise in der besonderen Art ihrer Herkunft begründet. Wieviele Jahre ihr Aufenthalt hier gedauert hat, ob sie etwa von Kind an hier aufgewachsen ist, ist leider nicht zu ermitteln; wohl aber haben wir eine anziehende Schilderung von dem Leben in diesem „berühmten Institute" aus der Feder Friedrich von Suckows (1789—1854), den sein Vater nach dem frühen Tode der Mutter samt seinen Geschwistern von Wismar aus hierherschickte, auf die Empfehlung des Vizepräsidenten von Breitenstern hin (vgl. Suckows Wochenschrift „Sundine", Unterhaltungsblatt für Neu-Vorpommern und Rügen, 18. Jahrg., Stralsund, Nr. 5 vom 31. Januar 1844, S. 35—37).

Das Pensionat lag an dem großen, freien Kirchhof neben der Wohnung des leutseligen Präpositus Werner, demselben Hause, in dem Lavater 1763 den Propst Spalding besuchte. Ein Torweg trennte das Haus des ersten Geistlichen, wie auch heute noch, von dem des Diakonus, welches Amt damals der freundliche und überaus mildtätige Prediger und Magister Dohrn bekleidete. Neben der Pension wohnte ferner die Mamsell Metzger, wohl eine Tochter des im September 1794 verstorbenen bisherigen Propstes Metzger, „eine alte Runkunkel, die sehr neugierig war und ihre Nase oft durch das Gelind des Gartens steckte".

In dem Kirchenprotokoll vom 2. Februar 1796 ist von einer Mietssteigerung, in den vom 29. Januar und 5. September 1799 vom Fortzug der Demoiselle Fischer die Rede; und aus ihnen geht zweifelsfrei hervor, daß die von ihr bewohnte „erste Kirchenbude" das Präposituswitwenhaus war, das neuerdings umgebaut wurde und jetzt vom Bürgermeister bewohnt wird

(Papenstraße 5). Das beigefügte Bild zeigt das Haus noch in seiner alten Gestalt. Dabei sei gleich angeschlossen, daß in dem genannten Kirchenprotokoll von 1796 die Demoiselle Fischern von nun an für drei Plätze im Kirchenstand Nr. 14 neben dem Freiplatz der Mademoiselle Graeff, die sie mitunter benutzt habe, die gewöhnliche Stuhlheuer bezahlen soll, „falls sie für sich und ihre Pansionistinnen ferner von diesen drei Ständen Gebrauch zu machen gedenkt".

Die Pensionsmutter war ein würdiges altes Fräulein, das beständig ein hohes, schwarzseidenes Kopfzeug mit blanken Zitternadeln trug. Sie war so sanft und milde wie ein Lämmchen und zu den Kindern von unbeschreiblicher Güte. Der kleine Suckow war „ihr Schatten und ihr Verzug, da kein so kleines Geschöpf in der ganzen Pension war". Er durfte bei ihr im Bette schlafen und in der Schule zu ihren Füßen spielen. Täglich nämlich wurde Schule gehalten für die zahlreichen kleinen Pensionärinnen und auch für viele einheimische Mädchen. Es scheint sich dabei vornehmlich um Handarbeitsunterricht gehandelt zu haben. Da saßen denn die kleinen Mädchen alle in Reihen auf kleinen Binsenstühlchen, die die einheimischen selbst mitbrachten, und hatten ihre große Nählade auf dem Schoß. Bei dem Unterricht wurde die alte Dame von einer Adjunktin unterstützt, der Barther Predigerstochter Maria Gräff, die vielleicht mit ihr verwandt war. Dieses hübsche junge Mädchen war bedeutend strenger als das sanfte Selling Fischer. Ja, sie griff sogar bei wilderen Knaben zum Stock, zum „Tagel", und besonders der ältere Bruder Suckows, der schon beim Rektor Christian Andreas Masius ging, machte häufiger damit Bekanntschaft, da er kaum zu bändigen war.*)

In diesem Kinderpensionat wohnten nun aber auch ganz Erwachsene und selbst Bräute. Unter ihnen waren die von Platen, welche ein preußischer Hauptmann aus Stettin wegheiratete, Franziska Breitenstern, die Carlsson, eine Usedom und vor allem auch die Quistorp. Daß diese später E. M. Arndts Frau geworden, scheint Suckow gar nicht zu wissen, verrät es wenigstens mit keiner Andeutung. Wie allen Mädchen, so widmet er auch ihr einige kennzeichnende Worte. Sie „war eine schöne, hochgewachsene Jungfrau, allein sie litt sehr an Krämpfen, und die ganze Pension war ihretwegen oft in Angst und Unruhe". Jedenfalls mußte ihr der alte Hofrat Masius, ein liebevoller Greis im Silberhaar, der der Hausarzt der Pension war, oftmals seine Fürsorge angedeihen lassen. Alle jungen Mädchen wohnten in den oberen kleinen Zimmern, wo ein ganzes Regiment Betten stand.

In dieser Umgebung also weilte Charlotte, als Arndt sie 1794 kennen und lieben lernte. Daß er und seine Familie in Barth viel verkehrte, ist mehrfach bezeugt. Er selbst spricht davon, daß er bei dem Rektor Dr. Masius mit mehreren jungen Gesellen am fröhlichen Mittagstische saß, oder daß er „nebst den lieben Eltern bei Freunden in Barth in fröhlicher Gesellschaft gewesen, wo Tanz, Wein und liebliche Mädchen nicht gefehlt hatten". Daß er im Hause des Apothekers Bindemann ein häufiger Gast war, werden wir noch im nächsten Kapitel hören. So ist denn auch die Teilnahme für Arndts literarische Erzeugnisse später in Barth ziemlich groß. Die Gedichtausgabe von 1803 weist 16 Subskribenten aus Barth auf, die von 1811 hat deren 17. In der Barther Kirchenbücherei sind ferner die Reisebeschreibungen Arndts von seinen Reisen durch Mitteleuropa und durch Schweden vorhanden, die 1804 und 1806 eifrig gelesen worden sind. Das beweisen die Leihfristzettel, die vorne in den Büchern meist mit Siegellack befestigt waren, und von denen wenigstens einer zum Glück vollständig erhalten ist. Danach ist Arndts „Reise durch Schweden" 1806 in einem Lesezirkel von 23 Personen herumgegeben worden, unter denen wir den Magister Masius, Pastor Dohrn, Präpositus Werner, Dr. Bindemann, Apotheker Bindemann und manche noch jetzt vertretene Barther Namen wie J. K. Rodbertus, Cowalschky, Jäcks, Struck, Lönnies finden.

Arndts lebhafter Verkehr in Barth ist damit hinreichend bewiesen; umgekehrt aber stand auch das Löbnitzer Gutshaus den Barther Bekannten und Freunden gastlich offen. Das erwähnt Arndt selbst gelegentlich, häufiger aber und ausführlicher noch sein Bruder Friedrich in seinen Tagebuchblättern (1799). So kommen einmal nachmittags „sieben Unschuldchen aus einem barthschen Wagen gestiegen", um unter der Führung der Mutter mit den Söhnen in den grünen Wald zu gehen, wo auch öfters gemeinsam Nüsse gepflückt wurden. Ein andermal sind zu Tanz und Musik wohl an ein Dutzend hübsche Dirnen aus Stralsund und Barth geladen, „die Bartherinnen von feinsten Füßen und dem durchsichtigsten Rosenblute", wie denn Ernst Moritz' Bruder überhaupt Barth nebst Wolgast wegen der hübschen Mädchen lobt.

Nun fragt sich nur noch, ob die Demoiselle Fischern Beziehungen zu den benachbarten Gutshöfen hatte. Auch das ist leicht bewiesen. Suckow berichtet, daß er allein mit Selling oft nach Saatel (3 km nordöstlich von Löbnitz) zum Herrn von Stumpfeld, nach Neuendorf (westlich von Barth) und nach Kenz fuhr. Der berühmte Kurort Kenz, das halbwegs zwischen Löbnitz und Barth gelegene Kirchdorf von Löbnitz, bot damals

*) Karl von Suckow (geb. 1787 zu Goldberg in Meckl.) trat mit 13 Jahren ins preußische Heer, erlebte als Leutnant den Zusammenbruch 1806 und ging dann infolge der von Napoleon aufgezwungenen Heeresverminderung in württembergische Dienste über. Er machte den furchtbaren Zug nach Rußland und die folgenden Kriege mit und starb 1863 als Oberst in Stuttgart. Bekannt und als Quellenwerk wertvoll sind seine hochinteressanten Erinnerungen „Aus meinem Soldatenleben" 1862. Sein Sohn Albert Frhr. v. S. (1828 bis 1893) spielte 1870/71 als württembergischer Kriegsminister im deutschen Hauptquartier eine wichtige Rolle.

beste Gelegenheit zu häufigen Tanzvergnügungen, zu denen schöne und blühende Tänzerinnen aus Barth und Stralsund in großer Zahl zu kommen pflegten, wie der alte Oberkonsistorialrat Zöllner (in seiner „Reise durch Pommern nach der Insel Rügen" 1795) zu erzählen weiß. — Auch die Kirchenbücher helfen mit: So ist die Fischern im August 1794 zu Saatel (damals Zatel) Patin bei dem Kinde des Herrn Joh. Friedr. von Stumpfeldt und seiner Frau Louisa Sophia Wilhelmina von Platen, ein Name, der ja auch in dem Pensionat begegnete. Und im Mai 1798 finden wir die „Demoisell Fischern aus Barth" bei einer Taufe in Langenhanshagen.

Nach diesem Dorfe, das 4 km südwestlich von Löbnitz liegt, zog zudem das Fischersche Pensionat alle Jahre in die Sommerfrische, während das Haus in Barth renoviert und frisch geweißt wurde. „Dann spannte Pohlmann seine alten Kracken an, und die ganze Pension rollte auf einem großen planbedeckten Frachtwagen nach Langenhanshagen zum Pastor Gräff", einem 20 Jahre älteren Bruder der hübschen Adjunktin, wo man mehrere schöne Sommerwochen verlebte. Sonntag nachmittags ging es von hier aus oft in die Nachbarschaft. „Dann fuhr alles auf vielen Wagen nach einem großen, stolzen Hof, wo Hahnengefechte gehalten wurden", so erzählt Suckow. „Zwei junge Herren gaben den Ton an und kamen uns stets zu Pferde entgegengesprengt. Der eine ritt eine schöne Gelbschecke. Es waren stattliche Jünglinge und wilde Reiter, die dahinflogen wie Beduinen in der Wüste. Ihren Familiennamen weiß ich nicht bestimmt anzugeben, doch möchte ich ihn erraten." Nichts hindert uns, in diesem Gutshofe den alten Grafensitz Löbnitz, und in den Jünglingen Arndt nebst einem seiner Brüder zu sehen, zumal die Bekanntschaft des Pastors Gräff mit Arndts Eltern sehr nahe war, wie wir noch erfahren werden.

In Barth, Langenhanshagen und Löbnitz also hat Arndt seine Lotte häufig getroffen. Die Liebe ist gleich in ihm erwacht zu dem blühenden und lebensprühenden Mädchen. Und als noch nicht Jahresfrist verstrichen war, da versprachen sich die beiden jungen Menschen den Bund fürs Leben.

Im Jahre 1844 schreibt Arndt einige „Erinnerungen, Gesichte, Geschichten" aus seinem Leben auf. Dabei gedenkt er auch eines halsbrechend gefährlichen Nachtlagers, das er einmal, wie so oft, unter freiem Himmel, aber hoch oben auf einer Kornmiete gehalten hat, von der er beim Erwachen fast herabgestürzt wäre. Am Abend vorher, einem schönsten Sommerabend, war er, wie oben schon erwähnt, mit den Eltern in Barth auf einer fröhlichen Gesellschaft gewesen. „Nach Mitternacht waren wir unter lieblichsten Phantasien auf unserem Viergespann frisch zu Hause geschaukelt. Mir war Herz und Blut in Freude wallend. So spazierte ich ein Stündchen im Garten herum", schreibt Arndt; dann suchte er das genannte übermütig kühne Nachtlager auf und hielt noch beim Einschlafen „Nachtgespräche mit den Sternen und den hübschen Mädeln, d. h. ihren Erinnerungen". „Ich weiß durch schönste Erinnerungen, es war der dritte des Herbstmonds des Jahres 1795." Wenn der Dichter diesen Tag fünfzig Jahre hindurch fest im Gedächtnis hält, so muß er eine ganz hervorragende Bedeutung in seinem Liebesleben gehabt haben, und der Schluß liegt sehr nahe, die Verlobung mit Lotte Quistorp wirklich auf den 3. September 1795 in Barth festzulegen. Die Mehrzahl der „hübschen Mädel" kann uns daran nicht irre machen, da Arndt von Liebesdingen, außer in Briefen, stets verschleiernd spricht. Jedenfalls dürfen — das muß jeder einräumen — diese schönsten Liebeserinnerungen, die Herz und Blut vor Freude wallen machten, 1795 kaum auf jemand anders bezogen werden, als auf Lotte Quistorp, und stützen somit als neuer Beweis wieder die Behauptung, daß Arndt seine Lotte erst in Barth kennenlernte und nicht schon in Greifswald.

Die Eltern Arndts ahnten nichts von seinem Verlöbnis, wenn auch dem Auge der Mutter die Neigung ihres Sohnes nicht ganz verborgen blieb. Einer wirklichen Verbindung der beiden durch die Ehe sollten sich aber noch mancherlei Schwierigkeiten in den Weg stellen. Charlotte selbst verkehrte nichtsahnend mit dem Mädchen, das ihre Nebenbuhlerin werden sollte und ihr Eheglück verhindert hätte, wenn Arndt den Wünschen seines Vaters und einiger Bekannten gefolgt wäre. Es war Friederike Gräff, die Tochter des Langenhanshäger Pastors.

Bei der nahen freundschaftlichen Verbindung des Arndtschen Hauses mit der benachbarten Pastorsfamilie ist es selbstverständlich, daß Ernst Moritz Friederiken schon seit seiner Schülerzeit kannte. Steht doch die „Frau Pastorin Gräffen" bereits 1787 gleich nach dem Einzug in Löbnitz unter den Paten des jüngsten Töchterchens an erster Stelle. Auch als Arndt Ende Oktober 1794 aus Jena zurückgekehrt war, ist er — ganz abgesehen von Suckows Bericht — sicherlich oft genug mit Friederike Gräff zusammengekommen. Zum Überfluß haben wir in den Kirchenbüchern urkundliche Beweise dafür. So finden wir beide zusammen am 15. Februar 1796 als Paten beim vierten Kinde des benachbarten Pächters Döhn zu Redebas genannt, und zwar „Herrn Candidat Moritz Arndt von Löbnitz" als Vertreter eines Verwandten des Gutsherrn aus Voigdehagen, „Demoiselle Friederica Gräff von Langenhanshagen" selbst vertreten durch ihren Vater. Arndts ältester Bruder Karl ist sogar zweimal (Oktober 1796 und August 1797) mit Maria Sophia Friederica Gräff zusammen im Langenhanshäger Kirchenbuche als Gevatter genannt.

Heiraten mit Pastorentöchtern waren damals für Kandidaten der Theologie fast zur notwendigen Vor-

bedingung geworden, wenn sie eine Pfarre erhalten wollten. Die schwedische Regierung ersparte sich dadurch die Versorgung der Hinterbliebenen verstorbener Prediger. Als nun Arndt nach bestandenem theologischen Examen von Herbst 1796 an in Altenkirchen a. R. bei Rosegarten als Hauslehrer und gelegentlicher Prediger tätig war, wurde ihm bald von verschiedenen Seiten nahegelegt, sich auf ähnliche Weise eine Pfarre zu verschaffen. Arndt aber lehnte diese Art der Versorgung ab. Einmal fühlte er wohl in sich, daß er bei seiner damaligen Stellung zum Christentum nicht mit ganzem Herzen sein Amt ausfüllen könnte; vor allem jedoch schreckte ihn der Gedanke, daß er ein ungeliebtes Mädchen heiraten und auf seine Lotte verzichten sollte. Lieber nahm er den unsicheren Daseinskampf wohlgemut auf; winkte ihm doch der schönste Preis in der Vereinigung mit Lotte. Zwar auch bei seinen Eltern mußte er mit seinem Plane Schwierigkeiten fürchten. Doch er blieb sich treu. Aus dieser Zeit der Entscheidung (1798) stammen nach der Angabe der ersten Gedichtausgabe 1803 die folgenden Verse, die allerdings die zweite Sammlung 1811 in das Jahr 1799 rückt:

An Sie.

Wenn freundlich meines Mädchens Aug'
Mit süßem Gruß mir lächelt
Und lieblicher als Rosenhauch
Ihr Frühlingsatem fächelt,
Wenn zärtlicher als Saitenlaut
Erklingt des Mundes Rede,
So biet' ich um die süße Braut
Auf Tod und Leben Fehde.

— — — — — — — —

Denn köstlicher als goldner Wein
Ist Frauenlieb' und Treue.
Sie schimmert wie der Sternenschein
Mit jedem Tag aufs neue;
Sie lächelt süß und schmeichelt süß
Und spielt um dich und scherzet.
O Tor, hast du kein Paradies,
Wenn dich dein Evchen herzet?

Um nun bei dem Verzicht auf die geistliche Laufbahn den zu erwartenden mancherlei Verwunderungen und Unannehmlichkeiten zunächst zu entgehen, und um die große Welt zu sehen, in die ihn sein ungestümes Arndtsblut sehnsuchtsvoll hinaustrieb, entschloß sich Arndt zu einer längeren Reise durch Mitteleuropa, für die ihm auch der Vater die Mittel gewährte. Bevor er aber das gastliche Haus Rosegartens auf Rügen verließ, entdeckte er seiner geliebten Mutter in einem Briefe nach Löbnitz das Geheimnis seiner Liebe. Folgende Worte aus dem wichtigen Schreiben vom 14. März 1798 seien hierhergesetzt:

„Weil die Mütter die ersten und natürlichsten Mitwisser unserer Geheimnisse von Jugend auf sind, oder doch seyn sollen, so ist es meine Pflicht, Ihnen, liebe Mutter zu beichten, daß meine alte Liebe zu Lotte Quistorp, die Sie wohl kennen, noch nicht veraltet ist, und unter uns nie veraltet gewesen ist, obgleich wir aus guten Gründen den Briefwechsel abgebrochen hatten. Was Sie auch davon denken mögen, so ist sie doch die einzige, mit der ich einst glücklich zu leben hoffe. Sie ist jung und wild, ich weiß es, aber hoffentlich nicht, was ihre Sittenrichterinnen aus ihr machen, und gewiß nicht, was diese selbst sind. Ihr altes Übel hat sich fast ganz verloren und sie ist blühend und stark jetzt wieder. Daß sie ein Herz und ein lebendiges Gefühl für alles Gute und Schöne hat, weiß ich; daß sie mich liebt, empfinde ich. Doch behalten Sie dies für Sich und Tante Sophie, dem Vater sage ich es vielleicht selbst."

Arndt sagte es aber nicht, obgleich er bald darauf vor Antritt seiner Reise auf vierzehn Tage nach Hause kam. „Ich habe einmal das Unglück, in einer sehr tief empfindenden Brust ein verschlossenes Herz zu bewahren, sobald es auf Worte ankömmt", schrieb er dem Vater hinterher. Besonders schwierig aber wurde seine Lage dadurch, daß sein Vater ihm jetzt allen Ernstes vorschlug, auf die Reise zu verzichten und es doch mit dem geistlichen Amte zu versuchen, da sich gerade eine günstige Gelegenheit nahe beim Vaterhause dazu bot. Am 28. April nämlich starb der Langenhanshäger Pastor Gustav Friedrich Gräff an einem hitzigen Brustfieber, erst 49 Jahre alt, und Arndt hätte sich die Pfarre durch Heirat seiner Tochter Friederike sichern können. Von den Freunden des Hauses unterstützte besonders Pastor Scheer aus Starkow den Vater in seinen Wünschen. Und so wurden diese Tage im Elternhause für alle Familienglieder trübe und heimlich lastend, weil Arndt den Ratschlägen einen stummen Widerstand entgegensetzte. Erst nach seinem Abschiede von Löbnitz, in Greifswald, findet er (am 16. Mai) nach einer Gesellschaft bei Billroth mit umnebeltem Kopfe die Stimmung, dem Vater den innersten Grund seiner Ablehnung Friederikens mitzuteilen:

„Nun noch Eins, lieber Vater. Sie sowohl als Pastor Scheer haben mir von der Langenhanshäger Pfarre allerlei vorgeschlagen. Ich werde nun und nimmer, wie die Sachen stehen, kein Prediger; aber auch wenn das Mädel in meinen Augen die untadelichste wäre, dürfte ich diese Bedingungen nicht eingehen. Ich bin seit manchem Tage mit meinem Mädchen verbunden, durch ein Band, das nur eine gewaltige Macht zerreißen kann. Dies ist die Mamsell Quistorp, die einst bei der Fischern in Barth in Pension war. Wenn ich glaube, mit diesem Mädchen einst einzig glücklich zu seyn, wenn ich trotz manches äußern Scheins ein gefühlvolles und edles Herz in ihr achte, wenn ich sie also allen Mädchen in der Welt vorziehe, so werden Sie mir ihre Beistimmung nicht versagen, und mir

vielmehr von ganzem Herzen Glück wünschen. Sie werden mir auch erlauben, an diese in meinen Briefen immer einige Zeilen einzuschließen und zugleich daß sie auch durch Sie immer eine kleine Antwort schreibt. Leben Sie wohl" usw.

Damit ging Arndt in die Welt hinaus. An demselben 16. Mai hatte ihm auch Lotte einen Abschiedsgruß ins Album eingezeichnet:

„Süß ist sie zu athmen, die Luft, in der des Geliebten Athem weht. Die Hoffnung des Wiedersehens mildert der Trennung Schmerz, und der erste Kuß, vom Munde des Geliebten der Harrenden nach langer Trennung gegeben, belohnt göttlich jede Thräne des trauernden verlassenen Mädchens. — — Eigentlich ist Trennung bei Liebenden eine Lüge. Die Geister der Liebenden sind sich immer nahe und reichen sich über'm Weltmeere die Hände. In dem Busen der Geliebten herrscht der Liebling wie ein Gott in seinem Tempel, sein Bild steht vor ihr im Wachen und verrinnt in ihren Träumen, die ganze Schöpfung zerfließt ihr in dem Einzigen, strahlt ihr den Einzigen wieder, tönt ihr den Einzigen entgegen. — Fahr' glücklich und gedenke in Italien meiner. Bring' mir was mit von der Ferne. Greifswald, den 16. May 1798. Lotte Quistorp."

Was könnte uns wohl besser das Wesen dieses erquickend natürlichen Mädchens malen, in dem sich hingebende, jungfräuliche Liebe noch mit kindlicher Munterkeit aufs entzückendste paart!

Wenn der Vater Arndts vielleicht noch im stillen gehofft hatte, daß sein Sohn nach der Rückkehr andern Sinnes sein und Friederike Gräff doch noch heiraten könnte, so wurden diese Pläne dadurch hinfällig, daß Friederike am 30. Juni 1799 den Prediger Dr. Gustaf Sjöborg, einen Pastorssohn aus Högestad in Schonen, heiratete. Das junge Paar wurde von dem Generalsuperintendenten D. Gottlieb Schlegel getraut, der auch unsern Arndt in seinem theologischen Examen geprüft hatte. Wenige Tage darauf, am 9. Juli, segnete der junge Ehemann den Bund von Elisabeth Eleonora Maria Gräff, der hübschen Barther Pastorstochter und Fischerschen Adjunktin, mit einem Leipziger Buchdrucker Langhof ein, einem Freunde des Leipziger Verlegers Heinrich Gräff, der bald danach Arndts Reisebeschreibung veröffentlichte. Das Fischersche Pensionat hörte damit auf zu bestehen. Auf diese beiden Hochzeiten bezieht sich Arndt, wenn er an seinen Vater am 19. September aus Jena schreibt:

„Die gewaltigen Freuden und Heirathsrevolutionen in der Gräffschen Familie haben mich sehr gefreut, an dem Siöberg hat die Friderike einen wackeren Mann bekommen. Die Prediger sind ja wie die Fliegen gestorben und das Korn blüht den amtslustigen Kandidaten; ich werde ihnen hinfort keine Furcht mehr machen."

Diese letzten Worte sollen sicherlich den Vater vor falschen Erwartungen bewahren, aus dessen Bericht über Friederikens Heirat wohl noch ein leiser Vorwurf herausgeklungen sein wird, daß sein Sohn nicht den sicheren Hafen einer nährenden Pfarre erstrebt hat.

Friederikens Eheglück war übrigens von kurzer Dauer. Bereits am 27. Oktober 1801 starb Sjöborg im Alter von 33 Jahren, und am 1. März 1803 heiratete die junge Witwe den aus dem Mecklenburgischen stammenden Pastor H. G. Gildemeister, wieder von D. Schlegel getraut.

Als E. M. Arndt im Oktober 1799 von seiner anderthalbjährigen Reise in die Heimat zurückgekehrt war, dachte er nun auch ernstlich daran, sich einen Herd zu gründen. Dazu gehörte aber eine Lebensstellung. Und so ward er im Frühjahr 1800 Magister und Privatdozent in der Greifswalder philosophischen Fakultät, natürlich zunächst mit einem kärglichen Einkommen. Von Greifswald aus besuchte er des öfteren seine geliebten Eltern in Löbnitz. Einmal wenigstens, vielleicht auch zweimal, hat ihn, soweit wir wissen, seine junge Braut dahin begleitet, wo sie so viele glückliche Stunden der erwachenden Liebe mit ihm verlebt hatte.

Noch 1840 erinnert sich Arndt mit Wehmut einer wonnevollen Frühlingsfahrt jenes Jahres 1800 zwischen Greifswald und Löbnitz, wo er bei Finken- und Nachtigallenschlag im Tannenwalde bei Franzburg einen fröhlichen Sommernachtstraum mit seiner Braut gefeiert. Und im Juni 1813 schreibt er in einem Briefe an Johanna Motherby von einer zweiten Fahrt, deren Tag ihm lebendig geblieben ist, wobei eine eklatante Parallele zu 1795 frappiert. „Es war den 21. September des Jahres 1800, da ging ich im glühenden Abendsonnenschein von Greifswald aus, begleitet von meiner Braut. Ich durchwanderte die schöne Nacht 6 Meilen und kam um 3 Uhr früh in dem Zimmer meiner frommen und fröhlichen Mutter an, die allein zu Hause war; da hatte ich mir an einem Stein den Nagel abgestoßen . . . ."

Es ist bekannt, daß Lotte zu jener Zeit sein Weib wurde. Zwar die Eltern hatten ihre Bedenken noch immer nicht überwunden, und noch am 9. November schreibt Arndt der besorgten Mutter zur Abwehr: „Was Sie gegen mein Dirn haben können, das sind äußere Kleinigkeiten; denn bei Gott ich achte sie, wie ich sie liebe; aber auch sie muß von mir noch erzogen werden, wie jedes Weib von ihrem Mann."

Wollen und dürfen wir mit Arndt darum rechten, daß er dem Bunde die kirchliche Weihe nicht sogleich gegeben? Wir könnten an viele Beispiele erinnern, mit Goethe angefangen. Vielleicht war es einfach die prosaische Beengtheit des bürgerlichen Lebens, die ihn verhinderte, der bürgerlichen Gesellschaftsform sofort zu genügen; vielleicht hat er gar die Widerstände nicht anders besiegen können — genug! die kirchliche Trauung

fand erst am 25. Februar 1801 in Greifswald statt, wahrscheinlich in der Marienkirche. Die bisher unbekannte Eintragung in das „Verzeichniß der Copulirten in der Gemeine zu St. Marien" besagt, daß „Herr Mag. Ernst Moritz Arndt, Docent bei der hies. Königl. Academie" mit „Jungfrau Johanna Maria Charlotte Quistorp" vom Prediger Prof. Dr. Ziemßen getraut wurde. Während Arndts Eltern richtig verzeichnet sind, ist der Raum für die seines jungen Weibes freigelassen.

Steh' nicht horchend, was Narren sprechen,
Jedem blüht aus der Brust sein Stern —

Mit diesen Worten seines „Lebensliedes" (1800) rechtfertigt Arndt sein Tun vor sich selbst, und weiter:

Bau' dein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich oben kläret,
Drunten duften die Blümelein:
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet —
Wage! dulde! die Welt ist dein.

Aber ach! allzuschnell griff das Schicksal mit harter Hand in das Glück des Dichters hinein. „Als die Rose verdarb, starb mir das liebende Weib" (Elegie 1802). Am 25. Juni sank die lebensfreudige junge Frau ins frühe Grab, nachdem sie einem gesunden Knaben das Leben geschenkt hatte*). Unermeßlich war das Leid des zurückbleibenden Mannes. In eine Fülle von Gedichten, besonders Klingliedern, strömt er seinen heißen Schmerz um das so früh ihm entrissene Weib aus und sucht in klagender Betrachtung des unerbittlichen Geschicks Ruhe und inneres Gleichgewicht wiederzugewinnen. Eins von diesen schwer zugänglichen Liedern möge hier eine Stelle finden:

Die Teure, die ich ewig lieben werde,
Mein Einziglieb nahm der schlimme Tod;
Die mir durch süße Liebe süß gebot,
Bedeckt gefühllos jetzt die kalte Erde.

Sie war das schönste Kind der Jugendherde.
War ihre Wange nicht wie Rosen rot?
Glänzt' nicht ihr Auge wie das Morgenrot?
War sie nicht hold an Anmut und Gebärde?

Doch daß sie hold war, zog sie in das Grab.
Es fällt ja von dem Leben alles Schöne
Am frühsten wie des Frühlings Rosen ab:

Kurz sind der Nachtigallen süße Töne,
Kurz blüht die Lilie weiß an ihrem Stab.
Drum nicht des Schicksals feste Regel höhne. —

Der einzige Sohn Lottes, dem sie neun Tage vor ihrem Scheiden das Leben gab, verlebte die ersten Jahre der Kindheit in der Hut der Großeltern zu Löbnitz. Und hier in der Heimat fand der Dichter auch, nachdem die Wunde ein wenig verharscht war, neuen Lebensmut und neues Liebesglück bei einer etwa gleichaltrigen Bekannten, vielleicht gar Freundin seiner Lotte, die er sich zur Gattin, seinem Kinde zur Mutter begehrte. Es war Charlotte Bindemann.

Doch die Erinnerung an sein erstes Liebesglück verließ ihn nicht sein Leben lang. Das bezeuge uns hier eine Stelle aus einem Briefe vom 16. Juni 1813, mitten aus der hastenden Zeit des Freiheitskampfes heraus:

„Und nun endlich, da ich die Zahl 16 ansehe, muß ich meine Augen in die Vergangenheit wenden und in die Ferne. Ich denke eben jetzt daran, daß am heutigen Morgen mein lieber Sohn geboren, und einen solchen Vormittag mein Trauring einst zerbrochen ist. Nun will ich beten."

Und im Mai vorher schreibt er in einem andern Briefe: „Ich hätte eben so gern wie andere stiller Freude und Liebe genossen; aber mein Schicksal hat es nicht gewollt, und ich habe mich dem allmächtigen Gott und dem allmächtigeren Herzen nicht widersetzen können." Ja, was wäre aus Arndt geworden, wenn Charlotte nicht gestorben wäre? so schließt der verdiente Arndtforscher Meisner seine Betrachtungen über Charlotte Quistorp mit schönempfundenen Worten, die auch diesen sonst so sehr abweichenden Mitteilungen an den Schluß gesetzt seien. „Hätte Arndt sein Können in der Sorge um das tägliche Brot verzehrt? Wäre er je über den engen Kreis der Greifswalder Universität hinausgekommen? Oder hätte er gar eines Tages die Fesseln gesprengt und wäre mit seiner ungebändigten Lebenskraft dennoch in den Kampf der Völker hinausgeeilt? Man spricht im gewöhnlichen Leben nicht selten bei dem Verlust eines Angehörigen: ‚Es war vielleicht besser so!' Sollte dieser Trostspruch vom Schicksal auch für unseren Arndt bestimmt gewesen sein? Das Bild der Verklärten wird darum nicht verschleiert, sondern strahlt der Nachwelt noch in hellerem Glanze. Charlotte Quistorp hat durch ihr Leben Arndt zum wahren Dichter gemacht und durch ihr Sterben ihn dem Vaterlande geschenkt, das in schwerer Zeit seiner als Rufer im Streit bedurfte."

*) Das Kirchenbuch ergibt, daß „Fr. Mag. Arndt geb. Quistorp" am 25. Juni 1801, 12 Uhr, gestorben und am 27. Juni begraben ist. Das dann angegebene Alter (über 40 Jahr) ist sinnlos und widerspricht allem, was wir sonst von Lotte wissen. Es paßt etwa auf ihren Vater, der vielleicht die Anzeige machte. — Das Taufbuch führt als Eltern des ersten Kindes Carl Moritz auf: Hr. Magister Ernst Moritz Arndt, Docent bey der hiesigen Universität und Johanna Maria Charlotte Quistorp. Der Geburtstag ist der 16. Juny, getauft wurde der Knabe am 21. Juni von Professor Ziemßen. Taufzeugen waren: 1. Hr. Professor Quistorp, des Kindes Großvater, 2. Hr. Arndt, Pächter zu Löbnitz, des Kindes Großvater, 3. Frau Wittwe Eyermann, des hiesigen Buchdruckers Eckhard Schwiegermutter, der Arndts erste Werke druckte und vielleicht verwandt war mit den Barther Eckhards, die uns im nächsten Kapitel begegnen werden.

Pommersche Kriegslyrik und Idealismus

Von Seminar-Prorektor Wendt in Pyritz

Wer die gewaltigen Ideen der heutigen Zeit erfassen und verstehen will, muß nicht allein ihre realen Auswirkungen auf den Kampfplätzen da draußen oder daheim verfolgen, sondern auch in die Geistesschätze der Gegenwart hineinschauen, wie sie niedergelegt sind in der Poesie des Weltkrieges. Manch ein Kranz ist hier bereits dem Vaterlande zu Ehren gewunden worden, und wir möchten wünschen, daß er nie verwelke. In der Lyrik finden wir u. a. ausgesprochen, was die Seele des Soldaten in der Ferne bei der Ausübung des rauhen Kriegshandwerks erfüllt, nicht minder aber auch das Empfinden der Daheimgebliebenen, die an dem großen Weltgeschehen lebendigen Anteil nehmen. So dürfen wir uns nicht wundern, daß die heutige Poesie auf einen ganz bestimmten Ton gestimmt ist, weil des Deutschen Reiches Bestehen im Mittelpunkte des gesamten Interesses steht. Die Kriegsdichtung will einen jeden etwas mitfühlen und erleben lassen von den Ereignissen in dieser gewaltigen Zeit und dadurch Kräfte auslösen, die fortwirken sollen in ferne Jahrhunderte. Die Stimmen der Dichter sind Stimmen der Menschheit geworden, da sie uns in erhebenden Perspektiven die Begebenheiten auszulegen und nahezubringen wissen. Das ist der Gewinn echter Kriegslyrik: Phantasie und Wirklichkeit werden miteinander verschmolzen; durch des Dichters Phantasie wird die rauhe Wirklichkeit verklärt, Sinnliches durchgeistigt und Geistiges versinnlicht. Wir dürfen wohl noch weiter gehen und behaupten: der echte Poet der Jetztzeit ist bemüht, das persönlich Empfundene dem empfänglichen Geiste verständlich zu machen und ihn in seinen Ideenkreis hineinzuziehen, damit er noch mit tieferer Anteilnahme erlebe, was heute die Welt bewegt.

Es gibt wohl wenige, die nicht in einem Kriegsgedicht dem Flügelschlage der Gegenwart lauschen, um sich einmal über das Alltagsleben hinwegzusetzen und innerlich emporzuheben. So trägt die edle Kriegslyrik zur Bildung des Seelenlebens bei und baut in dem Leser eine neue Welt auf, mit welcher sich der Dichter selbst verbunden fühlte. Von den Lebenskräften und Gedanken, die er vermittelt, treten vornehmlich die der Religiosität, Begeisterung und Liebe zum Vaterlande in den Vordergrund, und sie erweisen sich als Kulturmächte und Träger eines sittlichen Idealismus. Unser Vaterland hat bereits wiederholt derartige innere Bewegungen durchgemacht, und nicht zuletzt sind Parallelen gezogen zwischen den Freiheitskriegen und dem augenblicklichen Weltenringen. In der jeweiligen Dichtung finden wir weiter den Niederschlag des zeitgeschichtlichen Denkens, Fühlens und Wollens niedergelegt. Es möge dabei an ein Schriftstück Gneisenaus erinnert werden, das an Friedrich Wilhelm III. gerichtet war: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie: keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgeschiedenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzendere erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen: mit ihm will er leben und fallen, für ihn entsagt er den Familienfreuden, für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Das ist Poesie, und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein lebelang. Zur Ehre will ich es mir anrechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daransetzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu einem solche. Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht."

Sind das nicht goldene Worte? Bekunden sie nicht das Bekenntnis einer Persönlichkeit, die sich über die Schranken eigener Selbstsucht erhebt und zu einem herrlichen Idealismus durchdringt. Da edle Poesie und Idealismus eng miteinander verwandt sind, ist es gewiß der Mühe wert, einmal unsere pommersche Kriegslyrik daraufhin zu prüfen und festzustellen, ob sie in ihren namhaften Vertretern den deutschen Geist von 1813 und 1870 verrät und durch ihre hohe Art und den sittlich-religiösen Charakter solche Gedanken offenbart, die unser Volk nötig hat.

Der späteren Zeit muß es vorbehalten bleiben, aus den vorliegenden patriotischen Geistesschätzen gerade das herauszuheben, was Anspruch auf bleibenden Wert besitzt. Wir hegen die Hoffnung, daß manches Gedicht, welches von einem hohen Idealismus erfüllt ist und packende Szenen des Weltkrieges widerspiegelt, für die Zukunft aufbewahrt werde, um die Liebe zu Kaiser und Reich zu stärken und wachzuhalten.

Gehen wir nun im folgenden auf die herausgegebenen Kriegslyriken ein. Bisher liegen fünf in sich geschlossene Sammlungen vor neben einer Reihe von Einzelgedichten, die in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht sind.

Es kommen in Betracht: Hans Benzmann, Für Kaiser und Reich, Kriegsgedichte (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München. 1915). Preis 1,40 M. — Paul Richter, Eiserne Herzen, Verlag von Teetzmann und Randel, 2. Aufl. 1915. Stettin. Preis 50 Pfg. — Heinrich Langenhagen, Grimm und Spott! Was die große Zeit mir gab (Stolp, Pom. Verlag von Delmanzow. 2. Aufl. 1915. Preis 50 Pfg.). — Deutschland und sein Recht (Verlag von Max Mund in Pölitz, Pom.) von Friedrich Schön. 1916. — Ein Heft Kriegsgedichte von Walter Schröder (Verlag von Fischer und Schmidt in Stettin). 1916.

Alle fünf Werke sind getragen von dem Gedanken, daß Deutschland an der Wende einer bedeutsamen Entscheidung stark und mächtig dastehe. Sie wollen nicht nur eine zeitgemäße, anregende Unterhaltung bieten, sondern vor allem patriotische Ideen fördern, deutsches Denken, Fühlen und Wollen zur Darstellung bringen und einen Idealismus erwecken, der zu Taten bereit ist. Die pommersche Kriegslyrik erreicht ihr Ziel durch die fesselnden Schilderungen der schweren Kämpfe in Ost und West, betont ferner, daß nur auf sittlich-religiöser Grundlage ein neues deutsches Reich begründet werden kann und so Geibels Wort recht behalte: An deutschem Wesen soll die ganze Welt genesen.

Jeder unserer Heimatdichter hat es nun in seiner Weise durch die ihm persönlich eigene Natur und Geistesgewalt, durch Vergleiche und Bilder und Anwendung poetischer Technik verstanden, das innerlich Erlebte dergestalt zum Ausdruck zu bringen, daß die Auffassung des Dargebotenen nicht eine Aufnahme passiver Art, sondern ein Verschmelzen mit des Dichters Empfinden darstellt.

Wie reich an inneren Erlebnissen ist die Kriegslyrik Benzmanns! Mit einem Hymnus auf Kaiser Wilhelm II. leitet er seine Gesänge ein, um zu zeigen, welche inneren Beziehungen zwischen ihm und dem deutschen Volke bestehen, das frei sein will „allein mit Dir!" Wir sind glückliche Menschen, daß uns solch ein Kaiser beschieden ist, mit dem wir fühlten und aufs innigste vereinigt sind. Die Alltagsprosa und die Elendsstimmung ist niedergerungen und die gewaltigste Begeisterungsfähigkeit wiedergewonnen für den geliebten Kaiser:

„O Kaiser, mein Kaiser, das ging ins Blut!
O Kaiser, da ist zusammengeronnen
aus Schmerz und Lust eine Liebesflut,
da sind gesprungen der Seelen Bronnen,
Zusammengeströmt zu einem Meer
der Liebe." —

Balladenartig nach der Art Rudolf Herzogs führt uns der Dichter in dem „Hauptmann Seyfried" oder in dem Gedicht „Das Pommersche Infanterie-Regiment Nr. 42 Prinz Moritz von Anhalt-Dessau vor Lodz am 3. und 4. Dezember 1914" Schlachtenbilder vor, die fortreißen und durch die Einzelmalerei niemals ermüden, so daß wir den Eindruck gewinnen, Benzmann sei selbst dabeigewesen. Ob wir die „Kämpfe um Dixmuiden" oder das „Gefecht eines bayerischen Reserve-Infanterie-Bataillons im Saarburg-Saarbrückener Kohlenkanal" und nicht zuletzt die „Schlacht bei Augustowo" auf uns wirken lassen, immer wieder treten äußere und innere Handlungen nahe zusammen, und eins wird von dem andern beherrscht. Hierbei verwendet er die Naturmalerei, deren Farbenspiel dem Schlachtenmotiv angepaßt ist. Erst nachdem das rechte Stimmungsbild der örtlichen Verhältnisse geschaffen ist, führt uns der Dichter in die Furchtbarkeit des Kampfes ein, der sich gleichsam vor unseren Augen bis zum Erliegen des Feindes abzuspielen scheint und mit suggestiver Gewalt gefangen hält. Wir bringen als Beleg dafür nur den Eingang der „Schlacht bei Augustowo":

„Hochwald von Augustowo, Riesenstümpfe,
rostbraun und rot. Im Dickicht schwarze Sümpfe.
Kein Weg. Nur Eis und harter Schnee. Und Sausen
des Windes im Schilf, sirrend und klirrend. Und Brausen
des Sturmes oben in den uralten Kiefern,
daß sich die höchsten verbeugen vor den tiefern,
daß Riesenstämme ächzen und knirren und knarren,
daß in den struppigen Nestern die Krähen quarren . . .
Und meilenweit durch endlosen weißen Wald
plötzlich ertönt ein Neues, das Wind und Sturm überhallt,
ein Übernatürliches, das Ohr und Herz
betäubt, zermalmt — die Stimme aus Feuer und Erz,
die unbarmherzige Posaune der Schlacht! . . ."

Lesen wir zur Ergänzung die „Kämpfe um Dixmuiden", so haben wir auch hier das Bild einer modernen Schlacht, das künstlerisch und anschaulich sich vor uns erhebt und der gigantischen Kraft nicht entbehrt. Welches ist nun wohl der Zweck derartiger Kriegsgemälde? Mit einem Gefühlsaufschwung begnügt er sich nicht; die inneren Handlungen zielen darauf ab, durchblicken zu lassen, wie reich unser Volk an Idealen ist, das gegenwärtig von einem heiligen Pflichteneifer erfüllt ist. Ungeahnte Herrlichkeiten treten in unser Bewußtsein, sobald wir die Benzmannschen Kriegsgedichte unter dem einen Gesichtspunkte lesen, welche Heldentaten bisher von deutschen Waffen erreicht sind.

Betrachten wir nun die Kriegslyrik eines Paul Richter. Der Titel entspricht dem Inhalt seiner Lieder. Auf den höchsten Ton hat er die Leier gestimmt, weil es gilt, dem Patriotismus Lieder zu weihn. „Denn

Die eiserne Zeit heischt eisernen Willen,
Der in Tat, nicht in Wort will Sehnsucht stillen,
Sehnsucht und Schmerzen.
Die eiserne Zeit heischt eiserne Herzen."

Ohne Umschweif führt er uns bei seinen Gedichten mit fein empfundenem Gefühl in die Handlung ein, indem er den Leser oft mit überraschender Kürze freundliche

und grausige Züge des Weltkrieges miterleben läßt. Sobald es ihm darauf ankommt, den kernigen deutschen Geist hervorzuheben, der schon in einem Jünglingsherzen schlummert, verspüren wir bei ihm Sonnenlicht des Idealismus. Ihm gelingt es, vermöge einer erstaunlichen Ausdrucks- und Gestaltungsverschiedenheit, auf Grund einer schauenden und schöpferischen Phantasie, die jedoch nie des realen Hintergrundes entbehrt, uns hinauf zu den Höhen und hinab zu den Tiefen der kriegerischen Weltereignisse zu leiten. Ein von gewaltiger Empfindung übervolles Herz klingt aus den Liedern entgegen, die in wuchtiger und lebendiger Plastik Tatsachen dichterisch gestalten, die er persönlich miterlebte. Wir erwähnen dafür die Kunstschöpfungen: „In der Verwundeten-Sammelstelle", „Vor dem Kriegslazarett", „Im Lazarettzug". Durch Anreihung einer erschütternden Szene an die andere löst er eine geheimnisvolle Sympathie in uns aus, die nachhaltig wirkt und den Opferdienst treuer Soldaten schätzen lernt. Mannigfach tritt dieser Zug des vaterländischen Idealismus hervor, und immer mehr verdient er eine Würdigung, je mehr edles Blut fließt und die Wunden am Leibe unseres Volkes klaffen. Richter hat den Kriegern da draußen und daheim ins Herz geschaut, ihre Kämpfe und Nöte als die seinigen erfahren, und darum wirkt seine Lyrik lebenswahr. Nichts ist ihm fremd geblieben, mit einem offenen Auge schaut er die Umwelt an und gewinnt sogar unsere innere Teilnahme für die scheinbar belanglosen Kinderszenen auf der Straße. Vergleiche dazu „Kinderkrieg" S. 46. Unser Heimatdichter schöpft aus einem nie versiegenden Born goldener Lebenswerte, die jugendfrohe und jugendfrische Kraft in sich bergen. In der Stimmungspoesie ist er Meister. Was er hier zu sagen vermag, haben Tausende mit ihm gefühlt, nur daß sie es nicht auszudrücken wußten. Wir danken ihm, daß er dem Empfinden Laut und Ausdruck verliehen hat. Eine Probe mag hier Aufnahme finden:

Abschied.

Ein wirres Hasten den Bahnsteig entlang —
Noch ist es Zeit, noch ist es Zeit.
Ein Fragen, Händedrücken und Dank —
Bald ist er weit, bald ist er weit.

Am Zuge steht eine blasse Frau —
Noch ist es Zeit, noch ist es Zeit.
Es prägt sich ihr Bild ins Herz so genau —
Bald ist er weit, bald ist er weit.

Und war doch ihr eigen so kurze Frist —
Noch ist es Zeit, noch ist es Zeit.
Daß Ohr und Mund kein Wort vergißt!
Bald ist er weit, bald ist er weit.

Heiß fließet das Leben von Hand zu Hand —
Noch ist es Zeit, noch ist es Zeit.
Du zitterndes Glück in der Brust, halt stand!
Bald ist er weit, bald ist er weit."

Reich an Gedanken und Empfindungen ist auch die Sammlung „Grimm und Spott" von Langenhagen. Man merkt es den Gedichten an, die große Zeit hat ihm viel gegeben. Voll Wut wird er erfüllt, sobald er an die Engländer denkt, deren politisches Treiben und religiöses Tun auf Lüge und Heuchelei beruht. Nicht minder geißelt Langenhagen die englische Literatur, wenn er sagt:

„Mit eurer Wassersuppe füllt den Bauch
Des geistig rührend anspruchslosen Briten!
Das glaubt ihr selber nicht, daß ihr nun auch
Dem Deutschen einen Lebensquell durchschnitten.
Was uns das alte England gab, sitzt fest,
Ja, fester wohl bei uns, als bei euch selber.
Das neue? Wenig! Und der ganze Rest!
Familienfraß für Ochsen und für Kälber!
Schließt den Export, denn wir verlieren nichts."

Die eigentlichen Spottlieder des II. Teiles dienen mehr der Unterhaltung und schließen daher ethische Werte weniger ein. Sie stehen an poetischer Kraft und Größe den Gedichten, z. B. „Deutschland!" und „Dem Kaiser" nach. Wie sieghaft klingt in diesen am Schluß die Begeisterung durch:

„In siebzig Millionen Herzen schlagen
Die Treue und die Liebe warm und echt;
Bewährt in dunklen, schicksalsschweren Tagen,
Steht zu dem deutschen Kaiser sein Geschlecht.
Du zogst dein Schwert, wir schreiten zum Gerichte.
Schon ebnet sich des Sieges blutige Bahn —
Und ruhigen Auges laß der Weltgeschichte
Das Urteil über das, was du getan!"

Eine neue Sammlung von Gedichten aus dem Weltkrieg 1914—16 liegt von Friedrich Schön vor, betitelt „Deutschland und sein Recht" (2. Aufl. von „Zum Schwert das Lied!" In Kommission bei Max Mundt in Pölitz, Pom. 1916). Eine Anzahl der Lieder sind von ihm selbst vertont und im Xenien-Verlag zu Leipzig verlegt worden. Schön schlägt in seiner Kriegslyrik freudige und ernste Töne an, und wenn sie auch mit der besten Dichtung der Gegenwart nicht in Parallele zu setzen sind, so treffen sie doch vielfach das Volksliedmäßige und rufen Empfindungen hervor, die einen Vaterlandsfreund begeistern mögen. Z. B.

Das größere Deutschland.

Die deutschen Fahnen siegen
Mit Macht in Ost und West;
Die deutschen Adler fliegen
Weit fort von ihrem Nest,
Sie schlagen ihre Krallen
Auf fremdem Boden ein,
Ihr Rufen hört man schallen:
„Hier herrscht der Wille mein!"

Es gönnten ja das Leben
Uns nicht die Feinde all.

Nun zittern sie und beben
Vor ihrem letzten Fall.
Nun sollen sie uns ehren
Mit schwerem Sühnezoll,
Sie sollen es nicht wehren,
Daß Deutschland wachsen soll.

Wir wollen Heimat schaffen
Für Deutschlands Söhne all,
Mit Wehr und guten Waffen
Woll'n bau'n wir einen Wall,
Der soll mit starken Türmen
bewahren unser Haus,
Daß nie es mag erstürmen
Der Feinde Haß und Graus.

So woll'n das Reich wir stärken
Mit Macht in Ost und West,
Mit klugen Friedenswerken
Woll'n pflegen wir's aufs best'.
Wir wollen darin wandeln
Auf echter deutscher Spur,
Und uns zum Heile handeln,
Der Welt zum Segen nur! —

Auch die plattdeutsche Lyrik ist während der Kriegszeit nicht verstummt. Neben unsern alten lieben Dichtern — ich erwähne zunächst Fritz Godow, der uns durch das bekannte Buch „Oll Frünn in'n nigen Rock" vor vielen Jahren wert geworden ist, alsdann Otto Graunke, Rudolf Bandlow, W. F. Schultz und Walter Schröder. Von dem letzteren besitzen wir ein Heft Kriegsgedichte „Ick weit einen Eickbom" (Verleggt bi Fischer u. Schmidt in Stettin), Preis 20 Pfg.*) Echt deutsch und religiös und mit feinem Humor erfüllt sind die hier niedergelegten Gedanken. Eine Probe sei herangezogen:

„Dütsches Volk, stah fast!"
Schwer is de Krieg un hart is sin Last —
Awer dütsches Volk, holl wiß un stah fast!

Holl wiß un stah fast — as 'ne Eik, dei nich breckt,
Dei nah jeden Storm sick blot stolzer reckt!

Holl wiß un stah fast — as en Damm un en Dik,
Tau schützen uns' Heimat, Volk, Kaiser un Rik!

Holl wiß un stah fast — wes tru ok in Not!
Hoch åwer all Minschen, dor thront noch — din Gott."

Einige dieser plattdeutschen Gedichte sind auch im 4. Heft der Feldpostbriefe pommerscher Krieger veröffentlicht (Verlag Fischer und Schmidt, Stettin 1916), Preis 30 Pfg., und bilden eine treffliche Ergänzung der plattdeutschen Briefe.

Außer diesen erwähnten Sammlungen liegen noch Einzeldichtungen vor, die der Beachtung wert sind. Zunächst muß Gerhard Lolling genannt werden. Die Erstarkung des deutschen Willens, das Bauen auf eigene Kraft mit deutschem Geist, das Freiwerden von jeglicher Ausländerei, und vor allem das Vertrauen auf Gottes Macht und Hilfe, das sind Grundakkorde seiner Dichtungen. Bloße Erlebnisse und Mitteilung von Gefühlswellen machen noch kein Kunstwerk aus. Ein freies und bewußtes Handhaben der Form, die Fähigkeit, das kriegerische Geschehen auch in der Heimat recht lebendig werden zu lassen, zu dämonisieren oder in Märchentönen zu malen, so daß ein Gedicht von selbst zu leben beginnt, das allein erhebt ein Gedicht zur Kunstschöpfung. Solch ein Künstler ist Lolling. Schon dadurch, daß er politisches Geschehen, bedeutsame und kleine Begebenheiten, die einen jeden fesseln müssen, vielfach in religiösem Lichte schaut, bildet seine Lyrik eine Erweiterung zu den oben erwähnten. Seine Gedichte legen ebenfalls ein Zeugnis ab, wie sehr das deutsche Volk durch diesen Weltkrieg innerlich erschüttert und empört ist. Ein Gedicht „Pfui England", das bereits ins Türkische übertragen wurde, ist ein geradezu klassischer Beleg dafür. Indes bleibt Lolling bei solchen Ideen nicht stehen: die Loblieder auf Deutschlands Macht und Größe bezeugen den Patriotismus, der im Volke lebt, sie bekunden, daß eine Mißstimmung und Alltagsprosa bei uns keinen Raum hat, sondern Hoffnungsfreudigkeit und Glaubenskraft an ihre Stelle treten. Herrlich sprudelt bei ihm der Wahrheit tiefversteckter Born, so daß man seine Dichtungen bald in Buchform vereinigt sehen möchte. Eine Probe aus der Kriegslyrik Lollings sei hier dargeboten:

Die Geißel des Krieges.

Der Krieg eine Geißel! Wir können's verstehn,
Das bange verzweifelte Klagen.
Dumpfrauschend die Schwingen des Todes wehn,
Da hilft kein Schwören, kein Fluchen und Flehn,
Zehntausende werden erschlagen.
Und schlimmer als Tod ist der Lebenden Schmerz,
Das zerrüttete Heim, das zertretene Herz.

Der Krieg eine Geißel! Uns hat gegraut
Vor der Wut der rasenden Brände;
Wo der Friede mit sorgendem Fleiß gebaut,
Was ein gütiger Himmel mit Segen betaut, —
Nur Wüste und klaffende Wände.
Das Glück, das hier seine Stätte fand,
Liegt geschändet, vernichtet am Wegesrand.

Der Krieg eine Geißel! Doch der sie schwingt,
Ist der Schöpfer und Lenker der Welten.
Der Herr, der im Wetter den Segen bringt,
Der mit ehernem Szepter die Hölle zwingt,
Der da spricht: Ich werde vergelten!
Der in loderndem Eifer die Völker siebt,
Daß die Lüge wie Streu auf der Tenne zerstiebt.

*) Von demselben Verfasser ist kürzlich ein reizendes Büchlein erschienen: „Auf sonnigen Pfaden". Es sind allerhand Kinderreime, auf die wir empfehlend hinweisen. Verlag von Bruncken in Greifswald. Preis geb. M. 1,20.

Der Krieg eine Geißel! Wir klagen nicht,
Mag's auch heimlich im Herzen uns grauen.
Ob der Tod unsre Väter und Söhne bricht,
Ob aus Dornen die Krone des Siegs sich flicht,
Wir wollen dem Herrn vertrauen.
Sein Auge sieht weiter wie Erdennot,
Seine Hand reicht weiter wie Erdentod.

Wir pflügen und säen mit zuckender Hand,
Doch die blutige Saat wird entsprießen.
Um das starke, das heilige Vaterland
Wird die Ernte als güldenes Priestergewand
Voll Schönheit und Wahrheit fließen.
Gerichtet die Lüge, verstummt der Spott,
Und oben im Himmel der alte Gott."

Aus „Ostsee-Zeitung".
31. Oktober 1915.

Von den weiteren pommerschen Kriegslyrikern kommt auch Brausewetter in Frage, der auf dem Gebiet der Schriftstellerei schon Hervorragendes geleistet hat. Auch der Krieg hat ihn zu neuem poetischen Schaffen in Prosa und Poesie angeregt. Neben seinem Kriegsroman „Wer die Heimat liebt wie du" hat er einige Kriegsgedichte verfaßt. In denselben erregt er Affekte der Menschenseele, die sich in besonderem Kraftgefühl äußern und das Willensleben zu stärken imstande sind. Die Überschriften der Gedichte, wie „Das deutsche Muß", „Der heilige Haß" geben uns Richtlinien seiner Ideen. Der Wahrheit die Ehre! das ist sein Panier! Einen heiligen Haß, den er aus der heiligen Schrift begründet, möchte er schüren, damit praktisches Christentum geübt werde. Formensinn und Sprachgewalt sind Brausewetter eigen; dem Deutschtum, das einem gewaltigen Ziele zustrebt, verleiht er auch durch seine vaterländischen Gedichte dauernden Ausdruck. J. B.

Das deutsche Muß.

Es gibt ein Muß auf tönerm Fuß.
Das hohle Muß der Mietlinge und Knechte.
Sein Tun ist Mühsal und Verdruß,
Es peitscht der Zwang, doch adelns keine Rechte.

Es gibt ein Muß wie Eisenguß,
Es ruft den Teufel selber in die Schranken.
Geweiht wie heller Himmelsgruß,
Versetzt es Berge und läßt Hügel wanken.

Es ist ein Muß von Schöpferkraft,
Ein unaufhörlich quellend Stirb und Werde.
Und wenn die Hundert hingerafft.
Stampft es sich tausend Männer aus der Erde.

Das ist ein Muß, mein Vaterland,
Es heißt, mein Volk, dich opfern, bluten, siegen,
Stählt sich zu Wundern, nie geahnt,
Läßt sterben dich, doch niemals unterliegen.

Es führet dich, mein Vaterland,
Zum letzten, heilgen, ruhmgekrönten Streiten.
Dann schreibt es dich mit lichter Hand
Ins Buch des Lebens ein für Ewigkeiten.

Aus „Welt und Haus", Leipzig.

Auch unser Stettiner Dichter Hugo Kaeker ist in der Kriegszeit nicht untätig geblieben und hat uns eine Reihe kleinerer Gedichte beschert, die, wenn sie auch bisweilen den Ausdruck des persönlichen Erlebnisses vermissen lassen und nicht immer das lyrische Element deutlich offenbaren, wie wir es sonst bei ihm gewohnt sind, doch eine feine Polemik, ein nicht zu übersehendes Räsonnement und ansprechende Formenschönheit aufweisen. Leicht erregbar und beweglich wird seine Phantasie, wenn er in buntem, reichem Farbenspiel, z. B. den „Lusitania-Rummel" zum Gegenstand der Dichtung macht. Durch ihre Schlichtheit üben ferner seine Gedichte einen eigenen Reiz aus, und so dürfen wir behaupten, daß verschiedene durch die treffliche Charakteristik der Zeitstimmungen, besonders im ersten Teil des Krieges, deutsches Gemeingut werden. Eins sei hier herausgehoben:

Zuversicht.
7. August 1914.

Ein Volk, das fest entschlossen ist zu siegen
Und lieber jauchzend in den Tod zu gehn,
Als feig, die Waffen streckend, zu erliegen:
Solch Volk wird allen Feinden widerstehn.

Laßt sie nur kommen, Deutschland zu besiegen,
Laßt Rußlands, Frankreichs, Englands Fahnen wehn,
Auch mein Volk läßt die Schlachtenbanner fliegen:
Sieg oder Tod! Was sein soll, mag geschehn!

Solang noch Schwerter schneiden, Büchsen treffen,
Solang noch Fleisch und Bein zusammenhält,
So lange lachen wir der Feinde Kläffen.

Und wenn im Sturm der letzte Deutsche fällt,
Dann mögt ihr Feinde auch die Segel reffen;
Denn Deutschlands Sturz zertrümmert eine Welt.

Indem wir Max Kuck übergehen, da bereits vier Kriegslieder in Heft 4/5 unserer Zeitschrift abgedruckt sind, gehen wir kurz auf die Kriegslyrik von O. Haenicke ein. Neben zarten Stimmungstönen, die z. B. im „Herbstlied" hindurchklingen, stellt er in einem Psalmliede seinen Patriotismus ebenfalls auf einen religiösen Grund, der göttlichen Hilfe stets gewiß:

„Denn deine Rechte ist uns Schild und Schutz,
Wir bieten Trutz!"

Von Hohn und Spott ist er durchdrungen, sobald er der Engländer gedenkt, und doch berührt uns der Humor angenehm, wenn er in „England heraus" gern den Refrain gebraucht:

„Und nun, John Bull, sag', lebst du noch,
Oder steckst du in einem Mauseloch?"

Ein „Marschlied", Im Osten zu singen, sei u. a. gerühmt, das ein Volkslied zu werden verdient auch

wegen der darin kundgegebenen Jugendfrische, die den Leser mit fortreißt.

Mit Freuden kann berichtet werden, daß auch unsere pommerschen Dichterinnen, die wir aus der pommerschen Lyrik kennen (Verlag von Max Mallin, Stargard, Pom.), auf den Plan getreten sind, ihr eigenstes Empfindungsleben, soweit es vom Kriege beeinflußt ist, andern mitzuteilen. Hier kommt wohl zuvörderst Vally von Rüxleben in Betracht. Ihre stimmungs- und gehaltvollen Gedichte sind vielfach der ernsten Seite unserer Zeit angepaßt und z. B. dazu angetan, das innere Auge für unlösbare Probleme des Krieges zu schärfen und versöhnlich die Zusammenhänge einer höheren Weltordnung entwirren zu helfen. Der Gedanke, daß im Opfer des Lebens all das Liebe und Herrliche mitversinken muß, was dieses Leben verschönte und nur mit ihm genossen werden durfte, ist geradezu ergreifend ausgesprochen in dem Gedicht: „Das letzte Blatt der Kreuz-Zeitung“:

Du stille Seite . . . ach, du letztes Blatt, —
Wie krampft sich mir das Herz in heißem Schmerze,
Wenn meine Hand dich umgeschlagen hat,
Mir ist, als wüchse deiner Trauer Schwärze . . .

Nur ab und an kommt noch ein Wiegenklang,
Ein Hochzeitläuten träumend aus den Spalten,
. . . Und immer, immer klingt's wie Grabgesang,
Daß meine Hände sich im stillen falten.

Ein Trauerflor verhüllt die Zeilen leis,
. . . Ach, wieviel Rosen hat das Land getragen,
Die nun verdorrt . . . wie manches Edelreis,
Und wieviel Eichen, die der Sturm zerschlagen . . .

Und wieviel Wunden, welche bluten noch —
Oh, laßt sie schlafen unter Lorbeerkränzen,
Es war ein Heldentod . . . schön war er doch,
Auf ihren Stirnen lag's wie letztes Glänzen.

Und ob die Namen auch verblaßt, verweh'n,
Im Sand der Zeit auf frühverblich'nen Pfaden, —
Wenn sie nur einst im Buch des Lebens stehn,
Ihr Helden all' . . . das gebe Gott in Gnaden!

Einer starken patriotischen Seelenbewegung ist auch die Stettiner Dichterin Karla König fähig. Die uns vorliegenden Kriegsgedichte lehnen sich gleichfalls an das große Weltgeschehen an, indem besonders stimmungsvoll in einem Fahnenlied aus den Septembertagen des Jahres 1914 die Losung des deutschen Heeres hervorleuchtet: Sieg oder Tod! Ein schönes Bild frischen Lebens gibt sie uns von Hindenburg zu dessen Geburtstag. In ihm erblickt sie mit Recht einen Hauptträger deutschen Volkstums, eine wahre Idealgestalt, einen Mann, der uns gehört

„mit dem Drauf und durch!
Held Hindenburg!“

Ja, also trutzig und also mild
Und herzensinnig steht es geschrieben
Im deutschen Glauben, im deutschen Lieben —
Sein Bild!

Mit einer andern Perle der Kriegslyrik möchte ich schließen. Ein Zögling des Pyritzer Lehrerseminars, Raeck, hat uns mit einem Gedichte erfreut, von dem ich behaupte, es verrät eine abgeschlossene Meisterschaft, und ein jeder, der ein Feingefühl für wahre Dichtung empfindet, wird mir darin beistimmen. Es trifft den echten Balladenton und verdient überall in den Anthologien einen Ehrenplatz:

In Flandern.

Die Sonne sank blutrot hinab:
Da gruben sie ein frisches Grab
Auf weiter, fremder Heide —
Und senkten stumm beim Sternenschein
Den toten Kamerad hinein,
Im blutgetränkten Kleide.

Dann wölbten sie den Hügel auf
Und legten Helm und Blumen drauf,
Und schlugen ernst und leise
Ein Kreuzlein aus verdorrtem Stab,
Und schossen dreimal übers Grab,
Und sangen ernste Weise. —

Drauf zogen sie hinaus zur Wacht
Marschierten in die dunkle Nacht
Durchs weite, falsche Flandern. —
„Das Käuzlein schreit, — horch, Kamerad!
Erst gestern rief's — daß Gott uns Gnad'! —
Schon schreit's um einen andern!“ —

Gilt nicht auch mit Bezug auf das Gesagte unserer pommerschen Kriegsmuse Schillers Wort: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born“? Alle Dichtungen haben immer wieder hervorgehoben, daß das Gestaltende und Ausschlaggebende nicht in materiellen Gütern, sondern in einem rechten Idealismus begründet ist. In diesem Weltkrieg entscheiden nach ihrem Inhalt nicht allein Kanonen und Unterseeboote oder Luftschiffe und Milliarden. Alle diese nicht zu unterschätzenden Mittel empfangen erst ihren höchsten Wert, wenn sittlich-religiöse Mächte hinter ihnen stehen, die sie verwenden und für das Wohl des Vaterlandes nutzbringend gestalten, und das sind Patriotismus, Tapferkeit, zähe Energie und Opferwilligkeit und nicht zuletzt der Glaube an eine deutsche Zukunft mit ihrer Treue, Hingabe und Selbstverleugnung. Solch einen Idealismus möchte auch die pommersche Kriegslyrik pflegen und somit ihren Teil zur Verherrlichung von Deutschlands Macht und Größe beitragen.

Robert Prutz und Adolf Stahr

Von Rudolf Göhler

II

Bevor dieser Brief Prutz erreichte, bat er um den Stahrschen Aufsatz:

Jena 18. I. 42.

Liebster Freund!

Zu meiner großen Freude bin ich schon heut im Stande, die Bitte, die ich neulich noch dahingestellt sein lassen mußte, nunmehr entschieden an Sie zu richten: nämlich die Bitte um den mir schon einmal von Weitem in Aussicht gestellten Beitrag zum Literarhistorischen Taschenbuche. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mich baldigst wollen wissen lassen 1.) das Thema in wörtlicher Fassung 2.) die Zeit, wann ich das Manuscript haben kann und 3.) den Umfang desselben. Ad. 2., und 3., erlaube ich mir die Bemerkung, daß Ihr Aufsatz mir je eher, je lieber kommen wird, ja ich rechne auf ihn zu Ende Februars als spätestem Termin, — und dann, daß der Umfang, so sehr mein Herz sich gegen diese abscheuliche Umzäunerei auch krümmen mag, 4 Bogen (d. h. 64 Seiten) in Taschenformat (etwa wie die neue Urania oder Raumers historisches Taschenbuch) nicht übersteigen darf. Ich sehe mit großer Sehnsucht Ihrem gefälligen Bescheid entgegen, — wie ich mich überhaupt sehne, einmal einen rechten Brief von Ihnen zu erhalten, verstehn Sie? einen rechten, der Einen auf ein Viertelstündchen täuschen könnte, als wär' es das Bruchstück einer mündlichen Unterhaltung. Ihren Merck hab' ich abgeschlachtet, wie grimmig, können Sie wohl denken, und geht der Sectionsbefund heut oder morgen an Ruge ab. Verzeihen Sie, werther Freund, die unanständige Eile dieser Zeilen und sein Sie von meiner Frau und mir, wie immer, freundlichst gegrüßt

Ihr

R. E. Prutz.

Oldenburg 28. Jan. 42.

Liebster Freund,

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, und hoffentlich ist ihr letzter durch den meinigen gewissermaßen schon beantwortet. Da indessen jetzt durch Gervinus Rücktritt von der Ihnen gegebenen Zusage leider! Ihr Taschenbuch sich mit einem unendlich geringeren Remplacant begnügen muß, so will ich nur in aller Eile Ihnen wenigstens die verlangte Zusicherung dahin geben, daß ich mich nach Kräften bestreben werde Ihnen den Aufsatz bis Anfang März einzuliefern. Leider hat eine nähere Durchmusterung des schon vor beinahe 1½ Jahren niedergeschriebenen, und das vergleichende Studium von Gervinus vortrefflicher Literaturgeschichte mich einsehn lassen, daß ich das Ganze völlig umarbeiten muß. Dazu kommt auch noch, daß die, freilich nothwendige Beschränkung des Raumes mich zwingt mehrere Parthien zu verkürzen, Manches ganz auszuscheiden u. s. w. Ich hatte den Aufsatz „Shakespeare in Deutschland" betitelt, meine Absicht geht dahin, das Einwirken seiner Werke auf unsere poetische Literatur und das Verhalten der deutschen Kritik zu ihnen in historischer Uebersicht zu schildern. Finden Sie den Titel nicht passend, so vertauschen Sie ihn, nach dem Sie das Ganze gelesen, mit einem andern der Ihnen der Sache entsprechender scheint.

Ich habe so lange nichts mehr von Ihnen in den Jahrbüchern gefunden, es müßte denn sein daß ein und der andere anonym erschienene Aufsatz von Ihnen herrührte, wie ich denn bei dem über Schlosser an Sie gedacht habe. Wie es mir scheint soll ja wohl jetzt die Berliner Litterarische Zeitung als Organ gegen die Jahrbücher gebraucht werden, und auch die erneuerte alte Jenaer Klatschbude Abraham Eichstädtischen Andenkens scheint denselben Beruf sich unter Brockhaus Auspizien zu setzen. Was denken Sie davon? und welches Prognostikon stellen Sie den Jahrbüchern selbst in nächster Zeit. Daß man in Preußen noch immer mit einem Verbote zurückhält, ist mir kaum erklärlich, wenn ich auf die letzten Manifestationen des preußischen Princips blicke. Aber etwas andres bekümmert mich ernstlicher: es ist das Zurückziehen so mancher namhaften und tüchtigen Leute von einem Institute dessen Förderung und respektive Leitung eine Sache aller Freunde der Freiheit geistiger Entwicklung sein sollte. Kein Althegelianer läßt sich mehr blicken, selbst Rosenkranz, der sonst so schreibfertige schweigt. Knüpft sich das allein an den politischen Wind der von Berlin aus weht — oder sind es die Strauß-Feuerbach-Bauerschen Consequenzen, vor denen es den Leuten graut. Das sind Alles Dinge, von denen ich gern ein vertraulich Wort von Ihnen hörte, mit dem ich mich in Studien und Lebensneigung in so vielfacher Weise in Einheit fühle; und wenn Ihr Wort und Wunsch nach gegenseitiger engerer Verbindung eine Wahrheit ist, wofür ich es

freudig nehme, so hoffe ich darüber von Ihnen bald etwas zu vernehmen.

Ein Brief von dem vortrefflichen Stieffel (Professor an der polytechnischen Schule) aus Karlsruhe, der seit Anfang des Winters dort vor einem zahlreichen Publikum aus allen Ständen über Hegels Encyclopädie Vorlesungen hält, berichtet, daß es dem Ihnen vielleicht auch bekannten Carrière doch am Ende noch gelingen wird, den Widerstand der Heidelberger Ordinarii zu überwinden, und von dem Ministerium die Erlaubniß zu philosophischen Vorlesungen zu erhalten. Leider scheint mir der gute Enthusiast nur nicht der Mann dazu, die Philosophie in Heidelberg der Wiege des neuen Gedankens gründlich zu repräsentiren. Von dem 2ten Theile der von Michelet edirten Encyclopädie, die ich zwar im Hause, aber noch nicht angesehen habe, schreibt mir derselbe Freund (den ich beiläufig gesagt für einen der tiefsten Kenner der Hegelschen Philosophie und in der Naturphilosophie leicht für den größten halte): „daß er es sehr bedauerlich finde, daß die Unwissenheit oder Gewissenhaftigkeit Michelets uralte Flugblätter habe abdrucken lassen, die zu dem heutigen Stande der Naturwissenschaft in mancher Sphäre so wenig mehr passen, daß sie jetzt gedruckt, den großen Meister zum Gespötte machen müssen". Das ist denn freilich um so schlimmer, als gerade an solche Schwächen die Empirie sich hängt, und in ihrer Kopfscheu vor der Speculation dadurch nur bestärkt wird, während auf der andern Seite ebendadurch eine Masse vormaligen Wissens von den nicht empirisch bewanderten Philosophen gläubig nachgebetet und als Wahrheit in Curs gesetzt wird.

Gern plauderte ich heute noch weiter mit Ihnen, liebster Freund, aber meine Zeit ist beschnitten. Meine Frau seit über 3 Wochen krank, und Kinder und Hauswesen zum Theil mit meiner Sorge überlassen. Nun es wird auch wieder besser werden! Von Stettin habe ich keine Nachrichten seit Anfang December vorigen Jahres, wenn Sie also an Wellmann schreiben, so lassen Sie ihn doch, bitte, meinen Bruder Carl zum Schreiben an mich aufstacheln.

Da Sie Musik lieben, so schick ich Ihnen nächstens ein Paar Compositionen (Lieder) von mir, die Ihnen Ihre liebe kleine Frau, die ich herzlich grüße, vorsingen mag. Auch hab' ich eine ganz unübertreffliche Composition von Byron's

When we two parted
In silence and tears
Half brocken-hearted
To sever for years pp.

von der Frau meines Freundes Mayer (einer Tochter des Heidelberger Gmelin) erhalten, die Sie auch haben sollen.

Mit herzlichem Gruße

Ihr Ad. St.

Bereits am 12. Februar erbittet Prutz das Manuskript:

Liebster Freund!

Herzlichsten Dank sowohl Ihnen, als Herrn Dr. Mayer für die freundlichen Briefe vom 15. vorigen Monats mit denen Sie Beide mich erfreut. Sie werden inzwischen ein zweites Briefchen, abgeschickt noch vor Empfang Ihres lieben Schreibens, von mir erhalten haben — und auf dies letztere Briefchen jetzt eine definitive Antwort und, wenn möglich, noch mehr, nämlich das bewußte Manuskript selbst, zu erbitten, ist der Zweck dieser sehr eiligen Zeilen. Ich wünsche nämlich, liebster Freund, mein Taschenbuch (nach einer ganz kurzen Einleitung von mir als Herausgeber) mit Ihrem Aufsatz zu eröffnen, da dieser, nach Thema und Behandlung, gewiß am Geeignetsten sein wird, den Lesern auch zu dem übrigen, vielleicht minder gefälligen und entlegneren Inhalt Appetit zu machen. Alles Uebrige ist nun so weit druckfertig und die Setzer könnten anfangen, wenn ich nur Ihren Aufsatz in Händen hätte, von dem Sie mir unterm 15. vorigen Monats schreiben, daß er nur noch einer ganz kleinen Ueberarbeitung bedürftig sei. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie in der Zwischenzeit Muße gefunden, diese letzten Federstriche daran zu thun, und wenn ich demnach den Aufsatz in kürzester Zeit in Händen haben könnte. Für jeden Fall, liebster Freund, bitte ich Sie, mir mit zwei Worten Auskunft über das Wie? und Wann? zu geben, damit ich meine Einrichtungen treffen kann; das fertige Manuscript aber wollen Sie sodann die Güte haben, mir direct per Post (natürlich unfrankirt) hierher zu senden.

Sie entschuldigen gewiß die Eile dieses Briefchens mit der Verwirrung, in der ich im Augenblick lebe und an der die aufs Neue zum Ausbruch gekommene langwierige Krankheit meiner Frau keinen geringen Antheil hat. Mög' es Ihnen und den werthen Ihrigen besser gehen! Herrn Dr. Mayer bitte ich, mich bestens zu empfehlen. Die „Humoristischen Blätter" werden auf dem hiesigen Museum bereits gehalten, und das möchte hier wohl der einzige Ort sein, wo dies überhaupt möglich ist; doch will ich versuchen.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und behalten Sie lieb

Ihren

treu ergebenen

R. E. Prutz.

Oldenburg 19. Febr. 1842.

Liebster Freund,

ich schreibe Ihnen mit stumpfen Fingern und wüstem Kopfe, denn seit vorgestern früh wo ich Ihren letzten Brief erhielt, habe ich buchstäblich Tag und Nacht gearbeitet, um Ihrem Wunsche zu entsprechen, und die Arbeit zu beendigen, zu der Sie mir anfangs einen etwas weiteren Termin gesteckt hatten. Während ich Anfangs glaubte, daß sich das Ganze mit einiger Nach-

hülfe gleich wie es fertig lag würde brauchbar einrichten lassen können, sah ich nur zu bald zu meinem Schrecken, daß ich mich getäuscht und daß schon der äußeren Oekonomie willen, das Ganze von der ersten bis zur letzten Seite völlig neu gearbeitet werden müsse. Da ist es nun. Möge der Aufsatz Ihre Erwartungen nur nicht ganz täuschen. Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir, bester Freund darüber aufrichtig Ihre Ansicht sagen.

Lachen Sie mich nicht aus, wenn ich Ihnen gestehe, daß mir die offene Darlegung von Tiecks Verhältniß zu Shakespeare schwer abgegangen ist. Der Grund ist ein rein persönlicher; der alte Herr hatte mich, als ich bei meiner letzten Anwesenheit in Halle auf ein Paar Tage Dresden besuchte so auszeichnend freundlich und liebevoll aufgenommen (er lud mich 2 Abende hinter einander zu sich ein) daß es mir weh that, mich öffentlich mit ihm anders als anerkennend befassen zu müssen; und ich hätte deshalb wohl Lust, Sie zu bitten, dem Aufsatze statt meines vollen Namens, wenn Ihnen nichts darauf ankommt, lieber nur die Anfangsbuchstaben (Dr. Ad. St.) vorzusetzen. Doch bin ich am Ende doch durch das Verzeichniß Ihrer Mitarbeiter kenntlich, und so überlasse ich Ihrem Ermessen diese Angelegenheit. Wenn Sie übrigens noch, wie Sie mir schreiben, den Druck Ihres Taschenbuches mit meiner Arbeit zu eröffnen willens sind, so erlaube ich mir die Bitte, mir von derselben ein Paar Abzüge der Aushängebogen durch die Buchhandlung zukommen zu lassen.

Ich las in diesen Tagen Conradi Schwenckii Fastnachtspredigt gegen die neue Lyrik und seine Invective gegen Ihr Mährchen und Sie selbst. Wie ist es möglich, daß die Hallenser sich durch solch ein „beast" als Recensenten im Fache der Aesthetik vor ganz Israel an den Pranger stellen lassen können. In der That das Gros der Nation ist doch noch von einer Dickhäutigkeit die alle Vorstellung übertrifft. Wie könnte sonst diese Schwetschkesche Barbierbude floriren. Die Klagen aus Berlin über die Versumpfung der Gesinnung durch den langen Censurdruck möchten einen fast zu dem Gedanken bringen, daß Roscius IV. recht thut, wenn er diesem Geschlechte die Freiheit nur tropfenweis oder in homöopathischen Dosen beibringt. Aber wie muß ihm bei Broughams Rede zu Muthe geworden sein, der ihm im Angesicht der Königsberger Jacobi's 4 Fragen in den Bart warf. Dieser König ist je mehr ich ihn betrachte, eine Hamletsnatur, und es sollte mich wundern, wenn er die Tragik nicht hinterdrein zu schmecken bekäme.

Hoffentlich ist Ihre liebe Frau, die ich bestens zu grüßen bitte, wiederhergestellt, und dadurch auch Ihr Sinn frier und heitrer; lassen Sie mich theuerster Freund darüber bald gute Nachricht hören!

Von Ihrer Tragödie hat mir Karl geschrieben, und mir eine ausführliche Skizze gegeben. Ich bin äußerst gespannt darauf, da Sie wie ich höre Gervinus dramatische Kunstansicht vollständig auch praktisch zu der Ihrigen machen. Interessant für mich ist dabei noch, daß ich selbst vor Jahren mich mit diesem Thema „Karl von Bourbon" in derselben Absicht herumgetragen habe. Gott sei dank, daß dieser herrliche Stoff in so gute Hände wie die Ihrigen, gefallen ist. Meines Bruders Karl Exposition ist so spannend, daß ich nicht umhin kann, die Bitte an Sie zu wagen, daß Sie, wenn Sie das Manuscript als solches drucken lassen, auch mich mit einem Exemplare bedenken mögen. Wie sollt' es mich freuen, auf unsrer Bühne, die gute Kräfte besitzt, ihr Werk dargestellt zu sehn! Wenn Sie es erlauben, gäb ich wohl in den Humoristischen Blättern Kunde von Ihrem Werke.

Nun leben Sie wohl theurer Freund und lassen Sie bald von sich hören.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Adolf Stahr.

Prutz beantwortet diesen Brief erst am 16. Juni:

Theuerster Freund!

— — — — — — — — — — — — — —

Mit welcher Freude und welcher Dankbarkeit ich vor — gerechter Gott, es sind wirklich bald vier Monate her!! Ihren vortrefflichen Aufsatz über Shakespeare empfing und daß ich damals brannte, Ihnen meine Dankbarkeit auszusprechen, das, lieber Freund, werden Sie mir aufs Wort glauben. Freilich, so toll es sich anhört, so hätt' ich doch besser gethan, weniger dankbar zu sein oder doch meinen Dank vorläufig nur in Worten an den Tag zu legen. So aber wollt' ich, so viel mir das möglich, dem Wort gern zugleich die That, zum Wenigsten ein kleines sichtbares Zeichen des Danks beifügen — und zwar in Gestalt des Bourbon, der eben damals gedruckt ward und dessen Vollendung sich von Woche zu Woche verzögerte. Endlich, Ausgang März, war er fertig — aber da waren mir auch schon wieder so totale Aenderungen in Sinn gekommen, daß der Druck, wie Sie aus der Beilage sehn, zum Theil verworfen und erneuert werden mußte. Darüber war der April vergangen — den Monat Mai aber hab' ich genossen, wie man, wenn diese Welt nicht solch Jammerthal wäre, eigentlich wohl jeden Mai genießen sollte: wir hatten den Besuch meiner Schwestern aus Stettin, meiner Schwägerin aus Dresden und des Dr. Oppermann aus Göttingen. Da sind wir denn zusammen tüchtig froh und — faul gewesen, haben die schöne Umgegend systematisch abgeweidet und endlich auch größere Ausflüge nach Halle, nach Dresden, der sächsischen Schweiz, Teplitz und Prag gemacht, von wo ich erst vor acht Tagen hieher zurückgekommen bin. Rechnen Sie dazu noch einige andere Dinge von Belang: erstlich die Correspondenz mit den

Theatern, d. h. mit einigen wenigen, wegen Aufführung des Bourbon. Definitiv angenommen ist er in Weimar, die Rollen waren sogar schon ausgetheilt und die Aufführung in diese Tage gesetzt. Die Umarbeitung jedoch, der ich mein Stück unterworfen, und die dadurch nöthig gewordenen Aenderungen des Arrangements haben die Vertagung des Stücks bis zur Wiedereröffnung der, Sommers geschlossenen Bühne, also bis zum September nöthig gemacht. Angenommen ferner ist es in Berlin; aber wann es, bei dem Wechsel der Intendanz, der Krankheit Seydelmanns und der bekannten laxen Verhältnisse dieser Bühne, hier zur Aufführung kommen wird, das mag der Himmel wissen. Hoffnung zur Aufführung ist in Dresden und in Frankfurt; abgelehnt dagegen hat man das Stück in Stuttgart und in München, an letzterem Ort unzweifelhaft aus Rücksichten höfischer Convenienz. Was diese Historien nur für eine niederträchtige Correspondenz erfordern, ist ganz unaussprechlich; man wird dabei mürb an Körper und an Geist. Das war also Eins; das Andere ist das Literarhistorische Taschenbuch — oder genauer zu sagen, mein eigener Beitrag für dasselbe, der eine „Geschichte der politischen Poesie der Deutschen" geben soll — ein Unternehmen, das Stoff genug gab zu einem eigenen Buch und mit dem ich, trotz mehrmonatlicher, allerdings oft unterbrochener Arbeit noch immer nicht ganz zu Stande bin. Da wissen Sie denn auch gleich das Geheimniß, warum das Taschenbuch noch immer nicht erschienen ist, woran jedoch Bernhardy, dessen Aufsatz „über die heutige Stellung und Bedeutung der römischen Literatur" erst ganz kürzlich einpassirt ist, einen Theil der Schuld mitträgt. Ihr vortrefflicher Aufsatz macht den Anfang — oder, um es doppelsinnig und eben deshalb recht wahr zu sagen: er ist der erste des Taschenbuchs. Dabei will ich gleich fragen, wie Sie es mit dem Honorar wollen gehalten wissen, das Ihnen, auch noch vor Erscheinen des Buchs, vom 1. k. Monats ab zu Diensten steht. Ihr Aufsatz ist circa 6 Bogen stark geworden; das Honorar wird also 90 und etliche Thaler betragen. Befehlen Sie dieselben baar übersandt? oder in Anweisung? und wohin, an wen und wie? Hierüber wollen Sie mir gefälligst recht bald Ihre Bestimmung zukommen lassen.

Endlich hab' ich noch einen Grund, liebster Freund, der mein langes Stillschweigen schon allein erklären, ja beinahe rechtfertigen wird. Ich will ihn nur ganz kurz erwähnen; denn schon, indem man von so unerquicklichen Dingen auch nur spricht, wird Einem unheimlich zu Muthe. Also mit Einem Wort: Jena mißfällt mir ganz unsäglich! Die Gegend ist herrlich, die Leute zuvorkommend und freundlich; bei Alledem fühl ich mich hier geistig, mit allen mir irgend werthen Neigungen und Interessen, so einsam, so jämmerlich verlassen, so ohne alle Theilnahme, daß ich im Stillen oft verzweifeln möchte. Aber lassen wir dies Thema ruhen; es ist zu widerwärtig. Jetzt eben zeigt sich eine Aussicht, Jena, unter äußerlich sehr günstigen Bedingungen, mit einem andern Ort und einer andern Stellung zu vertauschen. Leider aber scheinen Ort und Stellung von der Art, daß ich diese Erlösung nicht werde annehmen können — und so werd' ich von diesem ganzen scheinbaren Sonnenblick des Glücks nur das haben, daß, durch die sich eröffnende Möglichkeit, Jena zu verlassen, ich mir selbst erst recht klar darüber geworden bin, wie verhaßt mir Jena geworden ist und wie systematisch ich hier zu Grunde gehe. Denn so ohne alle Theilnahme, ohne alle Anregung und Bewegung, in diesem Spital — der Teufel mag das aushalten und nicht so mürb, so mißmüthig, ja endlich so schwach und faul und verdrossen dabei werden, daß er, bloß in dies Eine Gefühl der Unbehaglichkeit sich gleichsam einspinnend, am Ende auch für seine besten Freunde, für die wertheften Verhältnisse, stumpf und stumm wird. Aber es steht nun einmal nicht zu ändern; es ist meine eigene Wahl gewesen — und so muß ich es tragen, wie und wie lange es geht. Nun wird man mir hier wohl nächstens die Gnade erweisen, mich zum (unbesoldeten) Titularprofessor zu ernennen, wenigstens sind die Anstalten dazu gemacht; ich werde eintreten in die Tretmühle der hiesigen Akademie, trotz allen Kopfwehs wird mir ein Zopf wachsen, so lang! und geben Sie Acht, in fünf Jahren bin ich wie deren Einer, die mir jetzt so greulich sind.

Verzeihen Sie, lieber Freund, wenn ich Sie mit diesen Querelen trüb mache; es ist sonst nicht meine Art und soll gewiß nicht wieder geschehen. —

Den beifolgenden Bourbon (ich habe, damit Sie die Aenderungen besser übersehen und beurtheilen können, auch noch ein unverändertes Exemplar, so zu sagen, eins von der 1sten Ausgabe, beigefügt.) empfehl' ich Ihrer Nachsicht; gebrauchen wird er sie. Auf den Fall, daß Sie bei Ihrem Theater einen Versuch machen wollen, füg' ich noch ein 2tes Exemplar bei. Antworten Sie mir recht bald, wie er Ihnen gefallen, wie es Ihnen geht, — und ganz hauptsächlich, wann wir Ihren Besuch erwarten dürfen? Ach wie herzlich freuen wir uns darauf! Meine Frau grüßt Sie freundlichst und lädt Sie ein, in unsrer Behausung vorlieb zu nehmen. Ruge und Echtermeyer hab' ich öfters gesehen, denn ich bin seit dem März nicht weniger als dreimal in Dresden gewesen; sie sind beide wohl und die Alten, Ruge vielleicht noch etwas fanatischer und Echtermeyer noch etwas abgespannter als sonst. Leben Sie wohl, theurer Freund, und vergeben Sie mir mein langes, unanständiges Stillschweigen! Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin und schreiben Sie recht bald

Ihrem treuen

R. E. Prutz.

Schönsten Gruß an Mayer und Robbe.



Custrin

Diese Churfürstliche Brandenburgische Vestung in der Neue Marck gelegen / ist in die Vierung / doch etwas überlengt / gebauen / vnd hat fünff Pasteyen / an jeder Eck eine / mit ihren Flügeln / vnd Casematen / vnd die fünffte an der einen langen Seiten / da das Land am nächsten / zwischen beeden Eckpasteyen mitten innen / sampt einem Cavalier: An der andern langen seiten gegen der Oder / hat die lange Gerade Mauer etliche Absätz / an statt der Streichwehren zu gebrauchen. Vnd ist solche Vestung durchauß auff Pfälen vnd Röst in das Moraß gesetzt / von lauter gebachenen Steinen auffgemauret / jnwendig vnter dem Wall alles gewölbet / vnd hat seine sondere Schußlöcher. Solche gewölbte Wehren seindt mit sonderm Vortheil gebauen; dann Sie nicht allein jhre Dampfflöcher durch den Wall oben hinauß haben; sondern seyn mehrertheils / vnd sonderlich bei der Pastey / da das Cavalier überzwerch auffstehet / gegen der Vestung hineinwerts offen / damit / da der Rauch oben nicht hinauß wolte / doch ein Weg / als den andern / Sie / durch solch Mittel Lufft haben könten. Vnd sein sonderlich die Mauren außwendig herumber mit guten Pfälen vnd Tüllen darhinder versehen / damit solch Gemäuer vor stätigem Anschlagen deß Wassers / so wol auch wegen der Verfrierung / vnd Eyßschämel / verwahrt bleibe. So hat es auch in dieser Vestung 3. herrliche Zeughäuser / deren das eine bey die 700. Schuch lang / so vnten mit munition / oben auf mit Getreid / vnd Speck / die Keller aber mit Bier / versorget werden. Wann man von Mittag / oder von Franckfurt an der Oder (so 3. Meilen von hinnen gelegen) hieher reisen will / muß man über 37. Brucken / vnd deßhalbe solcher Weg wol eine Maußfallen mag genant werden. Vnd da man über das Moraß kompt / laufft zu nechst an der Vestung Cüstrin / der starcke Oderstrom fürüber. Wann man dann zum andern Thor wider hinauß will / muß man zum wenigsten auch über 7. Brucken reisen / obwol der Moraß am selbigen Orth am schmälsten ist. Es ligt sonsten Cüstrin gar eben: hat einen herrlichen grossen Platz zur Musterung / hüpsche Häuser in der Statt / vnd ein feines Volck. Wie dann die Burgerschafft wol abgericht ist / vnd / neben den Soldaten / die Wachten versehen thut. Der schöne Fürstliche Pallast / mit so hüpschen breiten Gräben vmbgeben / hat jnwendig zum Theil hüpsche gemahlte Zimmer / einen grossen Saal / vnd sonderlich die Neuerbaute Churf. Zimmer. Man hat vor diesem in dem langen Zeughauß 150. grosse Stück Geschütz schön außgebutzt / vnd vnter solchen 21. Carthaunen / doppel Carthaunen vnd Feldschlangen / alles von Metall gezehlet. So waren auch da etliche Feuermörser auf vier Rädern. Sonsten hatte auch die Vestung an andern Sachen / als 31. Handmülen / Rüstwägen / vnd dergleichen / keinen Mangel; vnd / sonders Zweifels noch. Vnd wird solche für unüberwindlich gehalten. Marggraff Hans von Brandeburg / der Anno 1571. gestorben / hat Sie / nach dem sie über 200. Jahr hero eine Statt gewesen / bevestiget. Vnd diese Vestung ist auch in dem nächsten Teutschen Krieg erhalten worden: wiewol Anno 1640. die Schwedische vor den Damm bey Cüstrin sich legten / vnd diese Vestung so hart ängstigten / daß sie viel für verloren hielten / wie in tomo quarto Theatri Europæi fol. 249 col. 1. stehet.

Demnach vns von vertrauter Hand auch eine andere Beschreibung jetztgedachter Vestung zukommen / haben wir solche dem günstigen Leser gleichfals hiemit communiciren wollen.

Cüstrin ist vor etlich hundert Jahren ein Stättlein gewesen / wie Solches jhre alte Privilegien beweisen / hat zur Vorstatt ein Fischerdorff / der Kietz genant / gehabt / vnd ist diß Stättlein vnd Kietz / eben in dem Ecke / da der Oderstrom und die Fischreiche Warte zusammen fliessen / gelegen gewesen.

Als nun Marggraf Hans zu Brandenburg auß den Kriegen / darinn Er dem Kayser vnd Könige von Hispanien Carolo V. gedienet / kommen / hat Er bey sich bedacht wie viel in Kriegszeit an den Strömen gelegen / wie Sie Freund vnd Feind zu seinem Vortheil gebrauchen könne / vnd derhalben die Vestung anno 1537. an / vnd den Kietz über die Oder geleget; Sie ist erst von Erden auffgebauet worden / weil aber die

erdene Wercke / wegen deß grossen Gewässers / so alda Jährlich in die neun Monat zu verharren / vnd nur im Sommer zu fallen / ja auch offt im Sommer / ehe man sichs versiehet / zu ergiessen pflegt / grossen Schaden erlitten / hat er endlich alles von aussen mit Mauersteinen mauren lassen / die Fundament so starck angeleget / daß die Brustwehren oben in die 15. vnd 16. Werckschuch dick seynd / der Bolwercke gegen das Land seynd fünffe / alle groß vnd hoch gebauet / daß sie mit Leitern vnmüglich oder schwerlich zu besteigen. Gegen die Oder seynd tenaillen; die Bollwerck haben rund vmb contramines, vnd seind mit Casamatten versehen; vff zween Bollwercken stehen hohe gemaurte Cavallier, oder Katzen / jnsonderheit auff dem einen nach der Neuen Marck / ist das Cavallier so groß / daß noch eines darauff gebauet / auch in zimlicher Grösse / also daß vff dem Bollwerck vier Streichen über einander kommen / nemlich die Erste auß der Casamatten, die ander vom Wall / die dritte von der vntern Katzen / vnd die vierdte von der Obern Katzen / vnd vff zween Bollwercken seynd zween Windmühlen gebauet / die auch schwerlich von weitem zu verderben seyn; sonst seynd auch auf allen Spitzen der Bollwercke Pulver Türne; die Graben seind alle lebendig Wasser / dann vff einer Seiten fleusset die Oder / in welcher man eigentlich das Wartewasser vom Oderwasser vnterscheiden kan / dann an der Vestung ist das Wartewasser schwartz / vnd an dem andern Vfer das Oderwasser gelblicht weiß. Vff der andern Seite ist die Warte zwiefältig / im Winter / wann die Graben einmal geeyset seyn / so frieren sie nicht leichtlich wider zu; die Oder hat trübsandigen Grund vnd die Warte ist morastig / scheinet bißweilen vntieff / weil die Oder jeweils etwas Sand außwirffet auff den Moraß / aber wann man mit einer Stangen darein sticht / so befindt man das Gegenspiel / das Wasser ist vnmüglich zu benehmen. Man kan bey truckener Zeit vnd kleinem Wasser bißweilen etliche Brücken vmbfahren / wann man in die Vestung will / aber ins gemein muß man von Franckfurt her / über einen Tham / der drey vierthel Meilen lang ist / vnd 36. grosse vnd kleine Brücken biß an die Vestung hat / ziehen; Nach der NeuMärckischen Seiten zu / ist der Tham nicht so lang / vnd seynd vff demselben biß an die Festung nur siben Brücken; die lange Brücke über die Oder ist 400. Schritt lang / dafür lieget auch eine gute wohlerbaute Schantze / so gegen der Vestung offen / vnd Churfürst George Wilhelm bauwen lassen; sonsten seynd auch vmb die Vestung gute Ausserwercke / alles mit Thoren / Zugbrücken / Schlagbäumen vnd corps-des-gardes wol versehen. Die Wiesen herumb lauffen mit grossem Wasser gantz über / vnd gegen das Sternbergische Land / ist in die anderthalb Meile breit / Wasser / Moraß / Schilff vnd Gesträuche / vnd von der Seiten zu der Vestung nicht zu gelangen. Inwendig hat Sie drey stattliche Zeughäuser / derer das gröste in die dreyhundert Schritt lang ist / vnd seynd solche alle gantz voll grosser vnd keiner Stücke vnd FeuerMörsel / Kugeln vnd dergleichen / was zum Feld zugehöret / haben noch zween Bödemen über sich / die sind mit Mußqueten / Röhren / lange Spissen / Handmühlen vnd dergleichen versehen; vnd obwol bey wehrendem langen Kriege die Zeughäuser vff die Helffte ledig worden / so hat doch dieser regirender Churfürst Friderich Wilhelm solches alles widerersetzet / vnd erfüllet / wie auch alle zerfallene Wercke / Gebäude vnd Schellungen repariren / vnd noch mehr darzu bauen lassen.

Es seynd auch drinnen drey grosse lange / von etlichen Gaden hoch / Kornbödeme / die auch mit allerhand Getreyde wol versehen seyn / will geschweigen deß Holtzgewölbes / Speckhauses / Werckhauses / darinn die affuyten zun Stücken vnd Stückenräder gemachet werden / Zeugschmiede / stattliche Gewölbe / Schiffmühlen / Mengde der Schiffe / Gießhauses vnd dergleichen. Auch hat jmmer eine starcke Quarnison von 1000. wolgeübten Soldaten / darunder Zeugwarter vnd Büchsenmeister (ohne die Bürgerschafft) gerechnet / darinnen gelegen / derer Oberster vnd Gouverneur in die 13. Jahr gewesen Conrad von Burgsdorff / Churf. Durchl. Ober Cammerherr / weil Er aber meistentheils bei Jhr. Churfürstl. Durchl. ist / seynd in seinem Abwesen alda der Obriste Lieutenant / Balthasar von der Marwitz / der Obriste Wachtmeister Jacob Holst / vnd andere Hauptleuthe vnd Befehlichshaber bey jhnen / so alte vnd erfahrne Kriegsleute sein / die dann sammt jhren Vorfahren die Vestung also bewahret / daß nechst GOttes Hülffe Sie in keines Feindes Gewalt gerathen / sondern biß vff diese Stunde dem Churfürsten von Brandenburg verblieben. Ob zwar der König von Schweden sich Anno 1631. gestellet / als wolte er Sie belägern / hat er doch davon abgelassen; Seynd auch sonsten viel Anschläge / so darauff gemacht / alle vergeblich gewesen. Ist also die Vestung wegen Gelegenheit deß Orths wol gelegen / mit Wällen / Mauren / Graben / Gebäuden / Geschütz / munition, Proviant / vnd dergleichen / auch mit Soldaten wol versehen / darauß auch die andern Vestungen / als Peitze / Spandau / Driesen / Oderberg / vnd alle feste Oerther / mit Stücken vnd Munition, ja die gantze Armee / so Jhr. Churfürstliche Durchl. inwehrendem Kriege gehalten / versorget worden.

Dann hat Sie auch ein wolgebautes Fürstliches Schloß / so jnwendig einen gevierten Platz / vnd außwendig gegen der Statt / einen gefütterten doch nassen Graben hat / der halbe Theil des Schlosses / so das alte Gebäude ist / hat Marggraf Hans / das ander neue Theil Churfürst Joachim Fridrichgebauet / es seynd auch zween Kirchen drinnen / die gröste bei dem Schlosse ist fein gebauet / vnd in derselben ein Fürstlich Begräbnuß / die ander ist klein / vnd stehet am Wall.

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung)

Unter diesen Umständen war es wohl begreiflich, daß der Bürgermeister Westritz, der den Mann inzwischen auch persönlich liebgewonnen, nichts einzuwenden hatte, als Philibert bei ihm um die Hand Margaretens anhielt. Es schien ihm in jeder Weise eine so passende Verbindung, daß er alsbald von Herzen einwilligte, und um so lieber, da auch Margaretens Herz an dem kriegerischen Handelsherrn hing. Nur handelte der alte Herr gar zu klug, als er dem zukünftigen Eidam einstweilen noch seinen Wunsch, oder vielmehr seine Bedingung in Betreff der Fortpflanzung seines Familiennamens verschwieg. Er kannte van der Roos als einen starren und auf seine Familie stolzen Mann und hoffte ihn am besten zu seinem Willen zu bewegen, wenn er ihm denselben so spät mitteilte, daß ein Zurücktreten nicht mehr gut möglich war. Als diese Mitteilung nun aber einige Tage vor der Hochzeit stattfand, ward der Alte nicht wenig bestürzt und erzürnt, da Philibert rundweg erklärte: das Geschäft zu übernehmen und mit dem seinigen zu vereinen, sowie in dem Hause am Güllendamm zu leben, sei er gern und mit Dank bereit und werde den im Hinterhause wohnenden Balthasar wie einen rechten Vater ehren; von einem Aufgeben seines Namens könne jedoch nie und unter keiner Bedingung die Rede sein.

„Bedenkt Euch!“ sprach Balthasar mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Mein Name hat einen guten Klang, wo Ihr darnach fragt; jahrhundertelang hat er so geklungen und darf nicht vergehn. Das würdet Ihr in meiner Lage ebenso ansehn.“ — „Und weil ich das tue,“ war die ruhige Antwort, „bleibe ich Philibert van der Roos; ich bin gleichfalls der Letzte dieses ebenso alten und edlen Namens und kann ihn nicht verklingen lassen.“ — „Bedenkt Euch!“ sagte Westritz nochmals, und die Adern seiner Stirne strotzten von Blut; „mein Kind, mein Geld und meinen Namen — oder nichts. Entscheidet Euch.“ — „Ich entschied bereits, Herr Bürgermeister,“ versetzte Philibert. „Eure Tochter wird Frau van der Roos oder nicht meine Frau.“ — „Ist das Euer letztes Wort?“ fragte Westritz hochaufgerichtet, aber der Tisch, auf den er sich stützte, bebte unter seiner zitternden, schweren Hand. — „Mein Wort ist das eines Mannes,“ gab der andere zur Antwort. — „So gibt es keine Hochzeit,“ klang es fest aus des Alten Munde, und mit einem: „Sei es so!“ verließ Philibert Zimmer und Haus.

Solange hatte sich der Bürgermeister gehalten, wie schwer er auch durch des jungen Mannes Weigerung und diesen gänzlich unerwarteten Ausgang getroffen ward. Als er allein war, sah ihn sein erster Handlungsdiener, der bei der Verhandlung zugegen gewesen, noch einen Augenblick starr und unbeweglich am Tische stehn und dann plötzlich und lautlos zusammenbrechen. Auf den Hilferuf des erschreckten Dieners stürzten die Tochter und andere Hausgenossen herbei; man brachte den alten Mann ins Bett und lief nach Ärzten. Aber wenn der Erkrankte auch wieder erwachte und zur Besinnung kam, so blieb er doch von dem Anfall gelähmt und fühlte sich, auch ohne den Ausspruch der Ärzte zu wissen, dem Tode verfallen.

In diesem Zustande beschäftigte ihn die durch seinen Eigensinn gefährdete Zukunft seines Namens und Geschäfts auf das qualvollste; der Anblick seiner schweigend tragenden, bleichen Tochter, das Zureden und der Rat der Freunde, denen er sich entdeckte, die Aussicht endlich auf das Aufsehen und den Makel, welche durch diese gelöste Verbindung seinem Kinde erwachsen müßten, taten das Ihrige hinzu. Und so entschloß er sich, Philibert van der Roos noch einmal rufen zu lassen und eine Verständigung mit ihm zu versuchen. Um beiden Teilen gerecht zu werden, war der Vorschlag Balthasars, solle der junge Mann beide Namen vereint fortführen. Philibert, der seine Braut wahrhaft liebte und den Wunsch des Alten billig fand, schlug herzlich ein, und als das Paar von der Trauung in der Marienkirche zurückkam, empfing es den vollen Segen des Sterbenden.

Und seit der Zeit ruht das Wappen der Westritz, der schwarze Turm im roten Felde, erst recht fest an seinem alten Platz in der Türwölbung, und der Schild der van der Roos, eine rote Rose auf silbernem Grunde, hängt dicht darüber unter dem mittelsten Fenster des Hauptgeschosses. Das Geschlecht der Westritz van der Roos war und blieb das erste der Stadt, und der Ruhm der Firma anerkannt in allen Handelsplätzen der Erde und ohne Makel bis auf die neueste Zeit. Durch alle Not und alle Kalamität, welche die Stadt betroffen, hatten sie sich ruhmvoll und siegreich durchgekämpft, und zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt,

war das Haus das einzige auf dem Platz, welches noch den Großhandel im vollsten Sinne des Worts betrieb und in voller Ebenbürtigkeit neben den großen Firmen stand, die inzwischen an anderen Plätzen aufgetaucht waren.

Dem Aussterben war das Geschlecht nur einmal, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wieder nahe gewesen, aber auch da ward der Untergang abgewendet. Sonst hatte der alte Stamm stets in zahlreichen Sprossen gegrünt und geblüht, und wie es seine Wappen verhießen, waren fast stets starke, kraftvolle, unerschütterliche Männer und blühende schöne Frauen die Träger des Namens geblieben. Seine Abkömmlinge fanden sich teils in der Vaterstadt, teils in der Umgegend oder in anderen Handelsplätzen, in Europa und Amerika zerstreut. Allein das Haupthaus und der Wohnsitz des ältesten Sohnes der alten ungebrochenen Linie blieb immerdar das Turm- und Rosenhaus auf dem Güllendamm. So hieß es bei der Familie, so hieß es in der Stadt und überall, wo man wußte von den Westritz van der Roos. Da lebten, da handelten, da starben sie, wenn ihre Zeit gekommen, und es schien nichts um sie her zu sein als Ansehen und Ehre.

Beim Beginn dieser Geschichte und zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts war der Chef des Hauses Herr Vincenz van der Roos. So wurde das Geschlecht der Kürze wegen genannt. Es war ein Mann, seines Namens und seiner Ahnen würdig, von kraftvollem Körper, von gewandtem und klarem Geist und starkem Herzen. Durch alle Krisen und Stürme der Napoleonischen Zeiten hatte er sein Geschäft siegreich und, soviel man wußte, ohne Wanken durchgeführt und ihm, seit der Friede gekommen, einen bisher nie gekannten Aufschwung gegeben, so daß man ihn nur noch „den reichen Roos" nannte. Obgleich selbst nicht mehr jung, sah er doch auch seine Mutter noch am Leben; in hohen Jahren wohnte die Matrone im Altenbau, während im Haupthause die eigene Familie des Chefs lebte. Seine Frau, Magdalene, um wenige Jahre jünger als er, zeigte noch jetzt Spuren der großen, ungewöhnlichen Schönheit, wegen der sie vorzeiten berühmt gewesen; vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, waren bereits schön und kräftig herangewachsen; und wer den Mann so im Kreise der Seinen sah, in seinem prachtvollen und ehrwürdigen Hause, in seinem großartigen, blühenden Geschäft, der hätte ihn mit vollem Recht auch den „glücklichen Roos" nennen können. Der Turm stand und die Rose blühte, und niemand war, der von einem Mißgeschick wußte, welches in diesem Hause jemals daheim gewesen.

II

„Was denkt sich das Mädchen eigentlich? Meint sie mich durch Trotzen und Schmollen umzustimmen? Glaubt sie, ich werde den Komödien- oder Romanvater machen, der erst Himmel und Hölle verschwört und mit seiner Festigkeit renommiert, bis er schließlich doch zu Kreuz kriecht? Ist sie närrisch oder bin ich's, daß man so etwas mit mir versucht und auf ein Gelingen hofft?" Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging durch's Zimmer mit festem, gleichmäßigem Schritt, in starrer, gerader Haltung, ohne den Kopf zu drehen, ohne die Augen umherschweifen zu lassen. Und die kurzen Sätze seiner Rede schlossen sich in so scharfer, man möchte sagen, unerbittlicher Weise aneinander, daß niemand auch nur ein Wort einzuschieben vermocht hätte.

Im Zimmer dämmerte es; draußen war der Herbsttag von einem so trüben und nebelvollen Grau, als ob der Abend nicht mehr fern sei; und in dem weiten Gemache dunkelten auch noch die dunkelblauen Tapeten und die schweren seidenen, ähnlich gefärbten Vorhänge vor den tiefen Fensternischen. Von dem Blumengrunde des Fußteppichs war wenig zu erkennen; das Gold der Gemälderahmen an den Wänden, des schweren Kronleuchters in der Mitte der Decke und der Lampetten über und neben dem Piano zeigte sich schon jetzt in einem eigentümlichen, zweifelhaften und gleichsam nur hie und da aufzuckenden Glanz. Und es regte sich nichts, weder auf der Straße noch im Hause oder Zimmer; selbst der Schritt des starken stattlichen Mannes war auf dem Teppich zu einem matten Klange gedämpft.

„Aber ich bitte dich, Roos, mache aus der Sache nicht mehr, als sie ist — eine Kinderei," sagte endlich die Dame, welche auf dem Lehnstuhl in der Fensternische saß und bisher schweigend den von einer kleinen Haube umfaßten Kopf in die Hand gestützt hatte. „Glaube mir, Helene wird zur Einsicht kommen, sie muß verletzt sein durch diesen Schritt —." — „Durch einen Schritt, den man verabredet hat?" fragte er scharf, indem er stehenblieb. „Soll ich dumm genug glauben, es sei anders gewesen? — Aber wenn ihr glaubt, mich auf solche Weise überrumpeln zu können, irrt ihr euch. Gott sei Dank, — ich steh!"

Sie schüttelte leise den Kopf, und ein sanftes, schwermütiges Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Ich dachte es mir," erwiderte sie; „du meinst, es sei das ein Komplott zwischen uns gewesen, aber du könntest wohl wissen, daß Helene zu *mir* niemals darüber geredet." — „Es ist schlimm genug, daß die Mutter nicht das Vertrauen ihres Kindes hat," unterbrach er sie hart. — „Sei nicht ungerecht, Roos," bat sie. „Gott weiß, daß ich ihr ehrlich und liebevoll nachgegangen bin, daß ich ihr stets meine volle Liebe nachtrug; aber sie hat sich mir stets entzogen." — „Du wolltest sagen: ‚man *hat* sie mir entzogen!' — Ich kenne dich," sagte er und wandte sich kurz ab, um seinen Gang durchs Zimmer wieder aufzunehmen. „Du weißt, ich gestatte keine Verdächtigungen, am wenigsten gegen meine Mutter." —

„Roos," versetzte sie wehmütig, „wie nehme ich dir nur dies Mißtrauen? Ich dachte ja nicht an so etwas! Ich beklage ja heut so tief wie vor dreißig Jahren, daß deine Mutter mich so fern von sich hält. — Sei gut, Vincenz," fuhr sie fort und trat aufstehend zu ihm. „Sage mir, wie nehme ich dir dieses Mißtrauen?" Er war bei ihren Worten einen Augenblick stehengeblieben, jetzt wandte er sich ohne ein Wort wieder ab und schritt die Stube entlang.

„Und du willst mir sagen," redete er nach einer Pause, ohne seinen Schritt anzuhalten, „daß du und Margarete nichts von dieser Affäre gewußt?" — „Gewiß, Vincenz. Margaretens Ausruf hast du heut morgen selbst gehört." — „Ihr hättet nie bei seinen Besuchen, auf den Bällen, in den Gesellschaften etwas bemerkt? Denn das geht ja schon Jahr und Tag so fort, hat er mir kund getan. Es ist eine alte — lange Liebe! Lieber Gott!" Der Ton, mit dem er das sagte, war scharf von Spott. — „Noch einmal, Roos, ich weiß nichts davon," gab sie ruhig zur Antwort. „Ich habe auch nichts gemerkt. Ich würde es sonst für meine Pflicht gehalten haben, mit Helenen und dann mit dir zu reden. — Denn auch ich sehe nichts in dieser Sache, was zu billigen oder erfreulich wäre."

„Freilich," warf er nach einer Pause hin, „deine Aufmerksamkeit wird durch Margarete in Anspruch genommen. Von der wüßtest du's, Helene geht dich nichts an." — „Und wäre das so, wie es aber nicht ist," antwortete sie fester als bisher, „so, dächte ich, würde es nur natürlich sein. Jede Mutter wird das Kind besser beachten und kennen, welches sich ihr liebevoll hingibt. Doch wir wollten ja davon nicht weiter reden. Genug, ich weiß von Helenens Angelegenheit nichts. Ich habe dir bisher nie etwas verborgen, was uns und die Unsren betraf, und würde es hierbei am wenigsten tun. Hast du —" sie unterbrach sich mit den Worten: „ich bitte dich aber innig, suche hierin nichts als die einfache Frage! — hast du mit der Mutter geredet? Wenn mit irgend jemand, würde das Kind doch mit der gesprochen haben." — „Mit meiner Mutter? Du irrst dich, mein Schatz, und könntest dir das selbst am besten sagen, denn du weißt wohl, daß bei der keine Billigung zu finden ist für Liebschaften, wo und wann solche stattfinden."

Er mußte mit den scharfen Worten eine empfindliche Saite berührt haben, denn selbst jetzt noch, wo der Schatten des nun wirklich hereinbrechenden Abends das Gemach mit noch tieferer Dämmerung erfüllte, konnte man sehen, wie Frau van der Roos heftig zusammenfuhr. Aber sie richtete sich sogleich in der ganzen Größe ihrer noch in ihrem Alter schlanken Figur auf, und indem sie die Mantille fester um die Schultern zog, wandte sie sich zum Fenster zurück und sagte mit bebender Stimme: „Roos, das verzeihe dir Gott. Eine solche Unversöhnlichkeit, eine solche Rache hätte ich nicht verdient, selbst wenn es Wahrheit wäre, was du da aussprichst. Und es ist nur ein bloßes Hirngespinst, ausgeheckt vom Mißwollen und fortgesponnen von grundloser Eifersucht!"

Er war stehengeblieben und hatte die Arme fest über die breite Brust gekreuzt, sein Kopf war aufgeworfen, seine Augen blickten unter den finster zusammengezogenen Brauen starr auf seine Frau, und seinen Lippen entfuhr jetzt ein scharfer, höhnischer Laut. „Das ist der alte Ton und die alte Melodie," sprach er dann. „Wir vergessen das nicht, Madame, glauben Sie's nur! Und wenn ich jahrelang schwieg, — die alten Geschichten bleiben hier" — er drückte die Faust gegen die Stirne — „und sie bleiben dort neu, Madame! Denn das verwindet kein Mensch, es müßte denn ein Kretin sein." — Sie hatte sich in ihren Stuhl gesetzt und regte sich nicht. — „Und du sagtest vorhin, daß du mir nie etwas verborgen," fuhr er fort, indem seine bei den letzten Worten tiefe und zornige Stimme auf einen Augenblick wieder ihren scharfen Klang annahm. „Wähntest du wirklich, Törin, daß ich vergessen? Wähntest du wirklich, ich wisse nichts mehr von Florentin? Sieh, ich habe den Namen verschworen, ich wollte ihn nie wieder nennen und nie wieder hören! Und nun breche ich selbst den Schwur. Aber ich tue es nur, um deinen maßlosen Hochmut zu brechen, um dir deine ganze —"

Er brach so plötzlich ab, als ob er selbst vor dem nächsten Worte erschrecke. Sie war aufgestanden und stützte ihre Hand auf das Arbeitstischchen vor dem Stuhl. Ihre Stimme war fest und entschlossen, als sie sagte: „Meine ganze — sagtest du. Willst du fortfahren? Ich möchte das Wort wissen, welches in deinem Sinn mein Wesen bezeichnet." — Er trat einen Schritt näher. „Dein Verbrechen, Sünderin!" sprach er hart, „dein Verbrechen soll der verfluchte Name dir zurückrufen!"

„Du redest nicht wahr," versetzte sie, immer in der gleichen Stellung, „das war das Wort nicht, vor dem selbst du erschrakst. Ich kenn dich auch, Roos; ich habe nicht umsonst einunddreißig Jahre mit dir gelebt. Aber gleichviel," fuhr sie fort, „es kommt nicht auf etwas mehr oder minder an; ich habe das Wort schon einmal gehört und dir schon einmal meine Antwort gegeben. Sie ist dieselbe jetzt wie damals." — „Magdalene!" unterbrach er sie drohend. — „Geduld!" erwiderte sie beinahe herrisch, „ich bin noch nicht fertig! Und in dem, was du mir zurückrufen willst, irrst du auch. Du rufst mir Florentin zurück — glaubst du, Tor, daß ich ihn vergessen? Du rufst mir einen Menschen zurück, der hundertmal edler und besser war als ihr alle; einen Menschen, der keinen Fehler hatte als sein heißes Blut und seine Knabenwildheit, wie ein jeder das hat und austobt und dann doch ein rechter und braver Mensch wird, wenn in ihm eine wackere Natur ist, wenn eine treue Hand ihn leitet, ein treues Aug über ihn Wache hält. Aber ihr habt ihm eine kalte, eiserne Hand auf das

glühende Haupt gelegt," fuhr sie erregt fort, „ihr habt mit kaltem Auge in das heiße, junge Leben gesehen. Ihr wolltet ihn in Knechtschaft halten, er sollte sich beugen unter eure Tyrannei."

„Magdalene — Weib!" unterbrach er sie wieder mit vor Zorn — oder war es Erstaunen — bebendem Ton. — „Rufe mich nicht — ich bin hier!" war ihre Antwort, und ihre Stimme war so hell und fest wie Stahl, — „ich bin hier, Roos, ich will dir einmal sagen, wie es war! Du hast ja die Toten wachgerufen! — So war Florentin, so wart ihr, du und deine Mutter und der Konsul. So habt ihr ihn gequält, den wackeren Knaben, bis er sich gegen euch erhob! So hetztet ihr ihn in Verderben und Elend, — ihr tatet das, ihr! Und er hatte niemand als mich, die ihn verteidigte, niemand als mich, die ihn tröstete — und als es gar nicht anders ging, da nahmt ihr ihm auch mich; denn ihr entblödetet euch nicht, etwas auf uns zu werfen, vor dessen bloßem Gedanken schon ihr hättet vor Scham erröten sollen. — Und meinst du, daß ich nicht wüßte, was ihr im Grunde eigentlich wolltet? Was euch so weit trieb?" — „Bist du rasend, Weib?" brauste er auf.

„Sei ruhig," sagte sie plötzlich kalt, „ich rede davon nicht, aber ich wollte dir nur deine menschliche Schwachheit ins Gedächtnis rufen. — Siehst du, das rufst du mir zurück! Und du rufst mir auch das zurück, daß, als ich vor zwanzig Jahren das Leben hier endlich satt hatte und zu meinem Bruder gehen wollte, — daß da du, Roos, du, wie wahnsinnig warst und mir zugeschworen hast, nie wieder ein Wort zu sprechen, noch einen der alten wahnsinnigen Gedanken zu denken. Und deine Mutter, die stolze, kalte, starre Dame, erniedrigte sich, mich zu bitten, daß ich dich und dein Haus nicht verlassen möchte. —

„Siehst du, mein guter Freund," sprach sie nach einer Pause weiter, in der man nur das tiefe Atmen des Mannes gehört hatte, „das ist es, was du in mir wachgerufen hast. Laß die Toten ruhen in Zukunft; sie sind mit ihren Fehlern und Sünden, mit ihrem Glück und ihren Tugenden dort am besten aufgehoben, wo sie ruhen; dem Menschen tut ihre Wiederkehr nicht gut. Und was du meinst, daß ich dir einmal verborgen — du weißt wohl, mein guter Freund, daß es nichts Schlechtes war und nichts, was mich betraf. Denn ich war ja schwach und jung genug, mich von euren elenden Vorwürfen und Verdächtigungen beugen zu lassen, ihr schlechten Menschen, und dir das zu entdecken, was mir das frommste Vertrauen gegeben — das Herzensgeheimnis des armen Menschen! Denkst du noch an jenen Dreikönigstag? — Beruhige dich, auch ich vergesse jene Tage niemals." —

Auch jetzt, da sie schwieg, stand er noch immer lautlos ihr gegenüber, aber seine ganze Gestalt ward hie und da von einem plötzlichen Beben durchlaufen, die Adern seiner Stirne strotzten von Blut, seine Augen brannten, und seine Hände hatten sich mechanisch geballt. War es das Übermaß des grimmigen Zornes, das ihn lähmte, oder war es zugleich ein schreckenvolles Erstaunen über die Energie und Leidenschaft, zu der sich die sonst so sanfte und milde Frau ihm gegenüber plötzlich erhoben? Denn, um einen trivialen Satz dennoch anzuführen, gerade eine tyrannische Natur, die nicht nur durch eigene Kraft und Tüchtigkeit, sondern auch und noch mehr durch Zufall oder Herkommen, durch die Schwäche oder Indifferenz ihrer Umgebung zur Herrschaft über diese letztere gelangte, — birgt neben all ihrer Heftigkeit und Gewalttätigkeit stets eine gewisse Feigheit in sich.

Was es jedoch auch bei Herrn van der Roos gewesen sein oder noch sein mochte, äußerlich raffte er sich jetzt wenigstens empor, und indem er die Arme mit einer heftig zuckenden Bewegung über die Brust schlug, sprach er mit kaum verständlicher Stimme: „Ich hätte es wissen können! Es gibt nichts Frecheres als ein verderbtes Weib." —

„Sieh zu deinen Worten!" sagte sie drohend. „Ich will dergleichen in meinem Zimmer nicht hören." — „Aber das soll ein Ende nehmen," knirschte er, ohne ihre Rede zu beachten. „Ich will diesen erlogenen Tugendglanz von Ihrer Stirn reißen! Sie sollen sich in Ihrer Nacktheit vor mir sehen, Madame! Ich will nicht ruhen, bis ich als Herr dieses Hauses dieses sündige Haupt vor mir gebeugt sehe —"

„Noch einmal, Herr van der Roos, ich will dergleichen nicht hören in meinem Zimmer!" unterbrach sie ihn fest und richtete sich auf. — „Wagen Sie in diesem Hause noch etwas das Ihre zu nennen, Madame?" — „Ja, Herr van der Roos, so lange, bis ich es mit dem verlasse, was darin mir gehört. Und das geschieht morgen früh." — „Weib!" brauste er auf, „bringe mich nicht zum Wahnsinn mit deinem Trotz und Hochmut, oder —!" — Er hob die Hand. —

„Diese Attitüde verliert ihre Wirkung," sprach sie mit scharfem, kaltem Hohn. „Es ist zu dunkel, ich will nach Licht klingeln." Sie schritt gegen den Hintergrund des Zimmers zu, an ihm vorüber. — „Weib!" rief er und faßte ihren Arm. — „Roos —!" —

„Aber Vater! — Aber meine Mutter!" rief in dem Augenblick eine andere Stimme im Ton der höchsten Aufregung, und aus der Portiere, die neben dem großen weißen Ofen den Eingang zum Alkoven verhüllte, sprang ein junger Mann plötzlich zwischen die Eltern und riß den Vater mit Kraft zurück. „Sind Sie wahnsinnig, Vater?" rief er und stellte sich fest vor ihn. „Es ist eine Frau, die Sie in ihrem Hause beleidigen! Es ist Ihre Frau! Es ist meine Mutter! Meine teure — teure Mutter! Gott im Himmel — daß ich so spät kommen mußte! Daß ich das hören, das erleben mußte! Meine arme — arme Mutter!" Und er wandte

sich und kniete, ohne auf den Vater weiter acht zu geben, neben der Frau, die bei seinem Dazwischentritt einen leisen Ruf des Schreckens ausgestoßen und dann in einen der Lehnstühle gesunken war, die hier am runden Tisch vor dem Sofa standen.

Roos hatte sich inzwischen gefaßt. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, und indem er dann wieder die Arme über die Brust legte, sagte er zornig: „Was willst du hier? Was wagst du, frecher Bursch? Was hast du zu horchen und dich einzudrängen? — Aber ich seh's," fuhr er höhnend fort, „Art läßt nicht von Art! Sehen Sie ihn an, Madame, und leugnen Sie! Aber ich werde Kehraus machen, wie damals! Hinaus mit dir, Patron! Dich kann ich noch bändigen! Du hast lange genug von deines Vaters Schweiß gelebt und lange genug Unsinn getrieben, statt dein Brot zu verdienen. Es ist genug damit. Geh hin und treibe, was du willst, verhungere und verdirb! Mir gleich! Auf mich rechne nicht — von mir hast du nichts mehr zu erwarten, keinen Heller, keinen roten Heller, so wahr ich Roos heiße!" Er wandte sich zur Tür.

Der Sohn war aufgestanden, blieb aber schweigend; die Mutter erhob sich jetzt auch, ging nach dem Klingelzug und schellte. Und als ob man draußen nur darauf gewartet, ward die Tür fast in dem gleichen Augenblick geöffnet, und der Diener erschien mit der bereits angezündeten Lampe und ein paar Lichtern. „Der Herr Bürgermeister folgen mir auf dem Fuß," sagte der alte Mann, indem er die Lampe zum Tische trug und dort niedersetzte. „Sie kamen gerade die Treppen herauf." — Zugleich öffnete sich die Tür auch bereits aufs neue und ließ den Angekündigten herein, während Viktor durch den Vorhang verschwand, durch den er vorhin gekommen.

Der Eingetretene reichte Roos mit einem: „Guten Abend, Schwager," die Rechte, küßte Magdalenen mit einem ähnlichen Gruß die Hand, legte dann Hut und Stock auf den Tisch, knöpfte den Rock auf, strich mit beiden Händen die dünnen grauen Haare glatt — alles ging in einer ruhigen, man möchte sagen geschäftsmäßigen Weise seinen herkömmlichen Gang. Und selbst, als er sich dann langsam umsah, mit dem Kopf nickte und sprach: „Wetter, es ist wie immer behaglich bei euch; unsere alten Zimmer daheim wollen trotz alles Flitterkrams nie so warm und heimlich werden!" auch das klang, als sei es hundertmal schon in gleicher Weise gesagt. — „Und bei euch selbst ist's just so!" fuhr er fort. „Wetter, sitzen die Leute da bis fünf Uhr im Dunkeln! Das ist noch immer zärtlich wie ein Taubenpaar! Josefine predigt mir auch oft genug davon; so was kam bei uns freilich nur im ersten Winter vor." Er lachte und ging händereibend auf und ab.

„Wie geht es daheim, Schwager?" fragte Magdalene. „Ich hatte heut im Sinn, zu Ihnen zu kommen; es kam aber Besuch." — „Danke!" war seine Antwort, „es läßt sich mit ihrem Husten besser an als je; der Medizinalrat hofft auf einen recht erträglichen Winter. Und das kann uns schon recht sein," fuhr er fort, indem er stehenblieb, die Brille auf die Stirn schob und mit einem schlauen Blick Magdalene und dann ihren Gatten streifte, der sich mit dem Rücken an den Ofen gestellt hatte. „Wetter — man hat ja vielleicht manche Festivitäten in Aussicht — auch bei euch — was? — Ich habe so ein Vöglein singen hören." — „Bah, es ist ein Spottvogel gewesen," erwiderte Roos in großer Ruhe. „Wegen Narrheiten richten wir wenigstens keine Feste aus." — „Nun, nichts für ungut," versetzte der Bürgermeister, während er am Tisch stehenblieb und mit den Fingern auf der bunten Decke trommelte. „Ich hörte es eben von meiner Alten und sagt' es so hin." Sein Blick streifte wieder das Ehepaar. „Ihr seid verstimmt, merk' ich. Was gibt's? Doch nicht das Verlobungsgerücht? Lieber Gott, wenn Eltern, die Töchter und Geld haben, sich über dergleichen alterieren wollten, hätten sie viel zu tun."

„Nun, mit Unterschied!" gab Roos zur Antwort. „Doch es ist nicht das allein, du kennst ja unser Hauskreuz." — „Wollen Sie sich nicht setzen, Schwager?" fragte Magdalene dazwischen. — „Dank Ihnen, Frau Schwägerin; lassen Sie mich nur stehen, unsereiner sitzt doch schon genug. Ich habe nachher auch noch ein paar Worte mit Roos zu sprechen. — So, so, also das wieder! Mir war's vorhin auch so, als sähe ich Viktor in die Kammer gehen. Freilich, das ist ein Kreuz mit dem Jungen! Ein so kluger, heller Kopf, und so gar nicht vorwärts zu kommen! Er muß ja bald dreißig Jahre alt sein und ist nichts. Kann er sich denn noch immer nicht entschließen? Er muß doch selbst einsehen, wie viel Schaden er sich in den Augen aller vernünftigen Leute mit diesem Leben tut —"

„Du kennst ihn schlecht, Neubank," sprach der Handelsherr finster. „In der Einbildung des Kopfes gelten nur seine brotlosen Künste für etwas; wir anderen Leute sind ihm Narren und Philister." — „Gehorsamer Diener," versetzte der andere, indem ein feines Lächeln über sein runzelvolles Gesicht glitt. „Wollen uns denn in Demut unsere Philisterei gefallen lassen." — „Ich habe ihm aber vorhin meine Meinung deutlich gesagt," fuhr Roos fort, „und ihm den Brotbeutel ein wenig höher gehängt. Wollen sehen, ob ihn seine Betteleien satt machen." — „Gratuliere, Schwager; ich hätt's an deiner Stelle längst getan. So was wirkt zuweilen wunderbar. Glauben Sie es nur, Frau Schwägerin," setzte er hinzu, als er diese, die an einer Tapisserie nähte, bei seinen Worten leise den Kopf schütteln sah.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Zeit

Pommersche Helden, die das Eiserne Kreuz 1. Klasse erwarben:

20. Hauptmann u. Batteriechef Otto Polenski, Driesen.
21. Leutnant u. Bataillons-Adjutant Hanns Mayer, Greifswald.
22. Ratsherr Dr. Müller, Greifswald.
23. Leutnant u. Kompagnieführer Bernhard Kolbe, Charlottenhof.
24. Wilhelm Lewerenz, Grimmen.
25. Hauptmann (Landrat) v. Hertzberg, Neustettin.
26. Eigentümer Wilhelm Beckmann, Dorotheenthal.
27. Hauptmann (Professor) Thaer, Greifswald.
28. Oberleutnant Hermann Bischof, Anklam.
29. Eigentümer Artur Giese, Seligsfelde.
30. Leutnant Günther Behschnitt, Lauenburg.
31. Kreisarzt Dr. Kurpjuweit, Swinemünde.
32. Rittmeister Siebe, Altdamm.
33. Leutnant Werner Müller, Finkenwalde.
34. Leutnant Erich v. Holtz, Kolberg.
35. Major u. Regimentskommandeur Oskar Falck, Kolberg.
36. Offizierstellvertreter Franz Nest, Poldemin.
37. Unteroffizier Karl Oesens, Glowitz.
38. Leutnant (Professor) Dr. Johannes Mewaldt, Greifswald.
39. Oberjäger Otto Bedke, Anklam.
40. Fliegerleutnant Walter Telge, Saßnitz.
41. Hauptmann Heinemann, Putbus.
42. Unteroffizier Otto Runge, Köslin.
43. Major v. Schmackowsky, Köslin.

Füsilier-Regiment Königin Viktoria von Schweden (Pomm.) Nr. 34.

Ende November 1914 wurde das Regiment nach dem Osten verladen und zwang hier durch energisches Vorgehen von Kalisch aus in südlicher Richtung auf Lodz zu den Gegner zur Räumung der dortigen Stellungen und zum Rückzug bis hinter den Rawka-Abschnitt.

Am 1. Dezember wurde der Feind bei Dobron in vorbereiteter Stellung bei eintretender Dunkelheit durch das 1. Bataillon überraschend angegriffen, wobei 200 Gefangene gemacht wurden. Am 4. und 5. Dezember wurden bei Chechlo Angriffe des stark überlegenen Feindes, der die Brigade in eine Falle locken wollte, abgewehrt; obwohl das Regiment fast umzingelt war, und trotz des starken feindlichen Artilleriefeuers gelang die Abwehr. Am 20. Dezember wurde der Feind bei Gustawow durch den Angriff einer Brigade, bei dem das 1. Bataillon des Regiments den feindlichen linken Flügel umfaßte, fluchtartig zum Rückzug gezwungen, wobei 800 Gefangene gemacht und 5 Maschinengewehre erbeutet wurden. Bis 10. Februar 1915 lag das Regiment im Stellungskampf. Darauf wurde das 1. Bataillon als Verbindungsglied zwischen einer Reservedivision und einer Landwehr-Brigade östlich von Przasmysz bei Jusefowo bestimmt und durch das Zurückgehen der beiden Formationen vor einem überlegenen Feinde durch diesen umgangen. Den ganzen 25. und 26. Februar vormittag hielt das Bataillon Hauptmanns Schimmelpfennig heldenmütig den weit überlegenen Angriffen der Russen stand, diesen dabei die schwersten Verluste zufügend. Nachdem aber das Bataillon von jeder Verbindung abgeschnitten und die Munition verschossen war, mußte es sich am Nachmittag des 26. Februar ergeben. Als das Bataillon seine Stellung verließ, sah es rings um dieselbe geradezu Berge von russischen Leichen liegen, und dahinter erschienen ringsum im Kreise Massen russischer Infanterie, jedenfalls mehrere Regimenter, die durch das tapfere Aushalten und die heldenmütige Verteidigung des 1. Bataillons von der Verfolgung des sich zurückziehenden Korps abgehalten worden waren.

Am 26. und 27. Februar 1915 wehrten auch das 2. und 3. Bataillon bei Soentrzaska-Bartniki zahlreiche Angriffe des weit überlegenen Feindes ab und brachte sogar durch einen kühnen Vorstoß 150 Gefangene ein. Auch bei einer Kavallerie-Division, der die beiden Bataillone im März zugeteilt wurden, erwarben sich diese durch tapferes Verhalten die ganz besondere Anerkennung der Division. Bei der Offensive von Chorzele in südlicher Richtung überschritt das 2. Bataillon in der Nacht vom 8. zum 9. März angesichts des Feindes die vereisten Wiesen des Orzyc und warf den Feind zurück. Am 9. März erfolgte die Einnahme von Jednorozec, der Czerwona Gora und des linken Orzyc-Ufers zusammen mit zwei Reserve-Regimentern, worauf der Feind auch durch den Wald südlich Jednorozec zurückgeworfen wurde. Darauf setzte die große russische Offensive gegen Mlawa ein, die am 13. März bei Falenta-Boksy ihren Höhepunkt erreichte.

Auch am 17. März unternahm der Feind mehrere heftige Angriffe, die zum Handgemenge führten, aber gänzlich abgewehrt wurden; 531 Gefangene waren die Beute. Eine Patrouille von zwei Mann unter Führung des Unteroffiziers Nowak von der 3. Kompagnie nahm 2 russische Offiziere und 17 Mann gefangen. In der Folgezeit hatte das 3. Bataillon täglich unter heftigem

Feuer schwerer russischer Artillerie zu leiden, das sich namentlich gegen das vom Bataillon besetzte Boksky richtete, welches vollkommen in Trümmer geschossen wurde. Am 27. April unternahm das 1. Bataillon, hauptsächlich Freiwillige, einen Angriff gegen die vorgeschobene Stellung von Pawlowa-Nowe, um den Feind zum Heranziehen von Verstärkungen zu veranlassen, was auch voll erreicht wurde.

Die Erste Ausstellung Pommerscher Künstler.

Wenn unsere Feinde gehofft haben, durch die Länge des Krieges uns entmutigen, unseren Tatendrang lähmen zu können, so haben sie sich auch darin gründlich geirrt, wie sie sich während des Krieges schon in vielem anderen so sehr getäuscht haben. Lebensmutiger sind wir denn zuvor, erfinderischer machte uns mancherlei Notlage, unternehmungslustiger die ehrenvolle Reihe glänzender Erfolge.

Nur ernster sind wir geworden — und wie gut ist das! — und unser Sinn für Hohes und Schönes ist zu neuem Leben erwacht! Welch ein Segen!

Ja, wirklich, von schönem Unternehmungsgeist, von künstlerischem Ernst zeugt auch sie, die prächtige Erste Ausstellung Pommerscher Künstler im Museum zu Stettin — und von regem Sinn für Hohes und Schönes die stattliche Anzahl andächtig schauender Besucher.

Ein Eingehen auf die einzelnen ausgestellten Werke müssen wir uns hier versagen. Aus mehreren Gründen: Erstens kommen unsere Blätter gar zu vielen in die Hand, die die herrliche Ausstellung nicht haben in Augenschein nehmen können — und ihnen kann das kurze Wort ohne Bild die fehlende Anschauung nicht ersetzen. Zweitens haben diejenigen, die die Ausstellung besuchen konnten, so entzückende ausführliche und kunstsinnige Besprechungen in den großen Stettiner Blättern genießen dürfen, daß wir hier nur auf diese zu verweisen brauchen. Für den „Generalanzeiger" berichtete der feinsinnige Lyriker Hermann Ploetz, für die „Ostseezeitung" der gründliche Kritiker und energische Führer der Heimatschutzbestrebungen Martin Reepel, für die „Pommersche Tagespost" ihr verdienstvoller Redakteur Wilhelm Durschnabel, und für die „Stettiner Neuesten Nachrichten" die junge, hochbegabte Dichterin Karla Koenig. Alle vier Blätter waren also in der Lage, über erstklassige Kräfte verfügen zu können.

Und drittens: die Schriftleitung vom „Pommerland" geht stark mit der (nicht wahr?) löblichen Absicht um, im Laufe der nächsten Zeit die ausstellenden Künstler in illustrierten Einzelabhandlungen unsern Lesern noch mehr bekannt zu machen, als sie es bisher schon sind.

Wer das Glück hatte, die Ausstellung zu sehen, wird bei dieser Aussicht sagen müssen: Einer solchen Würdigung „Würdige" waren genug vertreten; hoffentlich wird es auch an bereiten „Würdigern" nicht fehlen!

Pommersche Wanderbücher

Max Esch, Heimatklänge. Wanderbilder aus dem östlichen Pommern. 1916. Preis 1,— Mark. Verlag: G. Hildebrandts Buchhandlung, Stolp i. Pom.

Ich kenn ein Land, das schön und stolz
Am blauen Meere liegt.
Die Männer wie die Eichen stark,
Blau-weiß die Fahne fliegt.
Frisch weht der Wind, die Möwe kreist,
Die Woge rollt zum Strand:
Das ist in seinem Buchenkranz
Mein teures Pommerland.

Das ist der Grundakkord in den vorliegenden „Heimatklängen". Sie wollen Stimmung erwecken für ein lieblich Stück Pommernland, zum Wandern anregen und Herz und Auge öffnen für die Schönheiten des östlichen Teils der Heimatprovinz. Esch hat es zunächst an sich erfahren, was ein großer Pädagoge des 19. Jahrhunderts ausgesprochen hat: die beste Geographie ist die selbsterlebte, denn er hat persönlich den Wanderstab in die Hand genommen und ist vor den Unannehmlichkeiten nicht zurückgeschreckt, die mit weitgehenden Ausflügen verbunden sind, um allerorten einen vielseitigen Gewinn einzuernten. Wohl haben wir in der Schule in großen Zügen die physikalische und politische Einteilung Pommerns kennengelernt, wissen noch die Perioden des geologischen Aufbaus, beherrschen die Reihenfolge der einzelnen Kreise mit den dazugehörigen Städten und ihren Sehenswürdigkeiten, indes, wer wollte behaupten, daß dadurch immer ein rechtes Heimatgefühl und eine tiefe Heimatstimmung geweckt würden. Und doch ist auch dieses mit die Hauptsache: einmal sinnend Gottes Herrlichkeit zu betrachten und Rast zu machen auf einsamer Kuppe, über sich den azurblauen Himmel, um sich schweigende Wälder, unter sich dahinrauschende Flüsse und Bächlein, und zu erleben die gewaltigen Gedanken des 104. Psalms: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich! Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich .... Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte", das ist es, was unser Heimatkünstler andere miterleben lassen möchte, um sie über sonstige irdische Freuden zu erheben. Solch ein Sichversenken in das Naturschöne schließt die Kenntnis von Naturvorgängen, z. B. geologischer Art, keineswegs aus. Der einleitende Abschnitt „Im vorgeschichtlichen pommerschen Urwalde" diene dafür als Beweis. — Werfen wir nun einen Blick auf die Stationen der Wanderungen. Es sind folgende: Das Lebatal, das Tal der Lupow, im Stolpetal, von Lauenburg nach Bütow, von Bütow nach Rummelsburg, Pollnow—Varzin, von Stolpmünde nach Rügenwalde, Rügen-

walde—Schlawe, Wanderungen in der Umgebung Stolps: in den Cramper Bergen, durch die Loitz, Feierstunden, Symbow, Birkow, Großbrüskow, Großstrellin, Neuflinkow, Neumühl, Ritzow—Schmaatz, Kublitz—Veddin, Labuhn—Scharsow—Rathsdamnitz—Kleinganfen, Mahnwitz—Sageritz, Gumbin—Verbelow, die Heinzelmännchen von Budow. Fassen wir genauer den Inhalt ins Auge, so sehen wir, wie in Verbindung mit der Heimatstimmung auch die Heimatgeschichte berücksichtigt ist. Jeder Ort zugleich mit seinem Leben und Treiben tritt uns bei der Darstellung als eine abgeschlossene Einheit entgegen und will die Bewohner mit Ehrfurcht und Dankbarkeit auf die gegenwärtige Einrichtung als die Frucht der Arbeit früherer Geschlechter blicken lassen und den Willen auf die Förderung gemeinsamer Interessen hinlenken. Erst so vertieft sich die Liebe zur Heimat, sobald neben den landschaftlichen Reizen eines Ortes auch das dort sich abspielende Schaffen und Streben in gegenseitiger Achtung und Wertschätzung ins Auge gefaßt und Heimat mit Vaterlandsliebe aufs engste verknüpft wird. Eine kleine Probe dafür, wie Esch Heimatstimmung zu erzeugen vermag, sei aus einer Wanderung in der Umgegend Stolps angeführt: „Vor mir erblicke ich die ersten Häuser von Kublitz, sie ziehen sich zu beiden Seiten der Straße hin und sind in villenartigem Stile erbaut, kleine Vorgärten, in denen es blüht und grünt, geben ihnen ein freundliches Ansehen. Man könnte fast vermeinen, in eine Vorstadtstraße eines kleineren Städtchens einzubiegen, wenn man Kublitz betritt. . . . In einer S-Windung führt der Weg am Fuße der Kirche nach Alt-Kublitz hinein. Der Ort bietet hier fast das gleiche Bild wie in der Schwestergemeinde. Einige wenige Fachwerkgebäude mit Strohdächern, in der Hauptsache Massivgebäude. Doch eine schöne Farbensymphonie bietet sich dem Auge dar. Vom Weiß bis zum Schwarz, vom zartesten Gelb, Grün, bis zum dunklen Rot, Grün, Braun und Blau sind fast alle Töne vorhanden, dazu das frische Grün der Bäume. Es ist ein Bild behaglichen Dorffriedens, das der Wanderer mit sich nimmt, wenn er seinen Fuß weitersetzt. Fast unmittelbar hinter dem Dorfe trennt sich der Weg. Der eine Teil, der an den Friedhöfen vorbeiführt, geht nach Zirchow, der andere nach Veddin. Ich entschließe mich für letzteren. Die düsteren Fichten, die den älteren Friedhof umrahmen, die dunklen Zypressen, die sich im Winde schaukeln, lassen ihr mahnendes memento mori! ertönen, und eine dunkle Wolke am Himmel scheint diese Stimmung noch erhöhen zu wollen, doch wenige Schritte weiter bietet sich mir ein ungleich freundlicheres Bild. . . . . "

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieses reizende Heimatbüchlein recht viele Freunde gewinnen und vornehmlich eine Stätte finden möge in den Schulen des östlichen Pommernlandes.

Bentlage, Skizzen von der Ostsee zur Kriegszeit. Eindrücke eines Wanderers. Verlag von Bruncken & Co., Greifswald. 1916. Preis 75 Pfg.

Das Büchlein möchte den Kriegern da draußen erzählen, wie es in der Heimat (Vorpommern und Rügen) zur Kriegszeit aussieht und wie sie ihre Heimat einst wiederfinden werden. Aber auch denen, die daheim geblieben sind, kann es das Gefühl der Heimatliebe stärken. Anschaulich, humorvoll empfangen wir die Eindrücke von Wanderfahrten, welche der Verfasser selbst gemacht hat, und sie bieten zugleich Bilder des vorpommerschen Volkstums dar. Vier Beiträge stammen von Bandlow in Gützkow (Richtenberg, Franzburg, Darß und Demmin). Da die einzelnen Abschnitte leicht geschrieben sind, so wird vielleicht diese Lektüre vielen unserer Feldgrauen willkommen sein und ihnen manche frohe Stunde bereiten. Bei einer Neuauflage wäre der Ausdruck „Impressionen" im Vorwort besser durch einen andern zu ersetzen, zumal da kurz vorher erwähnt ist, daß der Krieg uns von allem Ausländischen befreit hat.

Wendt-Pyritz.

Neue Bücher

„Lebensbücher der Jugend."

So manches Buch bekommt man doch im Lauf eines Jahres in die Hand, das nach Anpreisung der Verleger vorzüglich für die Jugend geeignet sein soll. Und wenn man ihrer ein Dutzend gelesen hat, könnte einen oft das heulende Elend packen. — Wenn man Pech gehabt hat! — Gott sei Dank! hat man das nicht immer; man kann auch Glück haben. Und glück- und freudestrahlend greift man zu, wenn die neuen Lebensbücher der Jugend sich einstellen. Ja, man muß dem verdienstreichen Verlage von Georg Westermann in Braunschweig danken, und nicht minder dem feinsinnigen Herausgeber Dr. Friedrich Düsel, daß sie der deutschen Jugend, dem deutschen Volke diese nun schon so stattliche Reihe von Lebensbüchern beschert haben.

Die drei neuen Bände heißen: „Die deutsche Flotte im Weltkriege", „Deutsche Heldensagen" und „Barfüßele". Während der erste Band mehr für Knaben, der letzte mehr für Mädchen berechnet ist, ist der zweite für beide Geschlechter gleich geeignet. Kennen alle deutschen Eltern die Lebensbücher? Wie hoch ist ihre Auflage? Hängt eine Null an die Zahl und sie entspräche noch nicht der Verbreitung, die diese wirksamsten Bekämpfer des Schundes in der Jugendliteratur verdienen! A. K.

Feldpostbriefe pommerscher Krieger. Herausgegeben vom Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern. Heft 4: Plattdeutsche Briefe. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Preis 0,30 Mk.

Vier Hefte sind bereits erschienen, das letzte enthält plattdeutsche Briefe. Wer da meint und sagt, daß

trotz aller Bemühungen ihrer Freunde die niederdeutsche Sprache nun doch einmal „auf den Aussterbeetat gesetzt" sei, der ist nicht im Bilde. Der kennt sie eben nicht in ihrer unverwüstlichen Kraft, in ihrer Urwüchsigkeit, der unterschätzt auch die werbende, behütende, den Kampf mit allen Gefahren siegreich bestehende Macht derer, deren Herzenssprache ihr Plattdeutsch ist. Wer diese Briefe des vierten Heftes, die die Gegenwart geboren hat, liest, möchte er sie ins Hochdeutsche übersetzt genießen? Zartheit und Derbheit — das Schluchzen und Lachen — alles würde abgestreift werden, wie von täppischer Hand der Schmelz der Falterflügel. Nein — kauft sie und lest sie so, wie sie das Heft euch bietet! Es ist reine, unverfälschte Ware — und billig ist sie! Welche Hochgenüsse vereinigen sich da in dieser teuren, ersatzdurchseuchten Zeit!

A. K.

Büchereiwesen

Stettin. Jahresbericht der Stadtbibliothek 1915.

Dem umfangreichen Jahresbericht entnehmen wir folgende Angaben: Die Zugangsliste wies 9330 Bände auf. Den größten Zuwachs hatten die geschichtlichen und erdkundlichen Werke mit 2700 Bänden aufzuweisen. Auch die Abteilung „Sprachen und Literaturen" verzeichnet eine Vermehrung von 2220 Bänden.

Der weitaus größte Teil, nämlich 7216 Bände, ging durch Schenkungen ein, nur 2051 durch Kauf.

Eine Sammlung von Kriegsdrucksachen wurde schon im vorigen Verwaltungsjahre begonnen und durch zahlreiche wertvolle Sendungen aus dem Felde, meist von ehemaligen Lesern, gefördert.

Der katalogisierte Gesamtbücherbestand betrug am 1. April 1916: 78373 Bände (am 1. April 1906: 27781 Bände); davon stehen 3000 Bände im Lesesaal als Handbibliothek.

Für die Benutzung der Stadtbibliothek war bezeichnend, daß sich die geistigen Interessen der Daheimgebliebenen, wie im Anfange des Krieges so auch jetzt, im Bereich unsrer Hilfsmittel in ihrem alten Umfange betätigten, ja sogar relativ steigerten. Dies geht nicht nur daraus hervor, daß trotz eines weiteren Rückganges der Leserzahl die Gesamtsumme der entliehenen Bände ungefähr auf ihrer alten Höhe blieb, sondern leider auch aus dem weiteren Steigen der unerfüllbaren Leserwünsche. Die Benutzung der Leseräume ist dagegen, wie im Vorjahre, der Verminderung der Leserzahl entsprechend, dauernd gefallen.

Die städtische Musikalienbibliothek hat im letzten Verwaltungsjahre einen Zugang von 270 Bänden gehabt, so daß sie am Ende des Jahres 4835 Bände zählte.

Von weiteren Einrichtungen und Arbeitszweigen der Stettiner Stadtbibliothek sei noch die Blindenbücherei, das Kinderlesezimmer, das am 1. Juli in einem hellen und freundlichen Raum der neuen Scharnhorstschule errichtet wurde, die Organisation zur Bekämpfung der Schundliteratur und die Lesestoffversorgung der pommerschen Lazarette und Feldtruppen genannt. Letztere hat sich im vergangenen Verwaltungsjahr zu einem mächtigen, planmäßig geordneten Betrieb entwickelt.

Theaterrundschau

Stettin. Stadttheater.

Auch die zweite Hälfte des ersten Theaterquartals war reich an Überraschungen. Der 20. November brachte einen Kunstgenuß seltenster Art: der 76jährige Prof. Dr. Ernst v. Possart trat gastspielweise noch einmal in seiner Meisterrolle als Shylok im „Kaufmann von Venedig" auf. Was Possart in dieser Rolle geschaffen, gehört längst der Theatergeschichte an, ist hundertfach durch Bild und Wort verewigt worden. Glücklich die, denen es vergönnt war, an diesem Abend Besitzer eines Platzes in dem gefüllten Zuschauerraum sein zu dürfen. Am Bußtag gastierte der Senior der deutschen Schauspieler noch einmal, und zwar in Byrons „Manfred".

Der Dezemberanfang brachte die vielerwartete Erstaufführung des Ibsenschen Jugenddramas „Peer Gynt". Es ist nicht zu verkennen, daß die Spielleitung sich die erdenklichste Mühe gegeben hat, aus dem Buchdrama ein Bühnendrama zu gestalten. Wenn es ihr nicht restlos gelungen ist, trifft sie dafür kein Vorwurf, es liegt am Werke selbst. Keine Bühne wird je imstande sein, das erst als Epos gedachte, dann als ein niemals für eine Aufführung berechnetes Ibsensche Drama trotz aller noch so geschickten Bearbeitungen so herauszubringen, daß der urteilsfähige Hörer eine Steigerung des beim Lesen gewonnenen Eindrucks erfährt. Es gibt eben Dramen, die selbst durch die vorzüglichste Aufführung nur verlieren können.

Nach dreijähriger Pause bescherte uns Herr Direktor Illing noch vor Weihnachten eine „Parzival"-Aufführung. Nicht mehr mit — wie damals, wenn ich nicht irre, aus Bremen geliehenen Dekorationen, sondern zum ersten Male mit eigener Ausstattung. An der Anfertigung der stimmungsvollen Bühnenbilder ist sowohl die Hartwigsche Werkstätte in Berlin, wie auch die Stettiner des Herrn Büschelberger beteiligt. Volles, uneingeschränktes Lob gebührt beiden, Meisterliches haben sie geschaffen. Und alles klappte: da war keine szenische Unzulänglichkeit, die die Illusion störte, die Spielleitung des Herrn Clemens war wieder einmal ganz auf der Höhe — und Kapellmeister Krauß zeigte sich der hohen Aufgabe würdig, eine „Parzival"-Aufführung dirigieren zu dürfen. Und die Sänger? Sollen wir wirklich noch Worte des Lobes über das Wagner-Trio Merker—Anton—Mergelkamp verlieren? Herrn Direktor Illing aber ein herzlicher Dank und ein Glückauf! fürs neue Jahr!

Greifswald. Stadttheater.

Über den Spielplan des Greifswalder Stadttheaters in derselben Zeit ist folgendes zu berichten. An den (nicht häufigen) Spieltagen kam einmal Strindberg mit seiner „Komödie" „Kameraden", einmal Ibsen mit den „Gespenstern" sowie Sudermann mit der „Ehre" zu Wort. Diese ausgesucht pathologischen Stücke, wie das Strindbergsche und Ibsensche, in einer Zeit, wie sie die unsrige ist, derartig zu bevorzugen, kann einem doch etwas auf die Nerven fallen. Und dazu als Vertreter des deutschen Schauspiels Sudermanns „Ehre"! Es läßt sich kaum an einem anderen Bühnenwerk so gut wie an der „Ehre" nachweisen, wie sehr ein Modeschlager nach kurzer Zeit ungenießbar werden kann. Die Moralpredigten eines Grafen Trast klingen uns jetzt bombastisch, hohl, sind Schall und Rauch, aus der Tragik des Verhältnisses zwischen Vorder- und Hinterhaus wird oft, allerdings unfreiwillige — Komik; und der Erfolg? Uninteressiert, gelangweilt verläßt man das Theater. — Außer diesen dreien gab's in der genannten Zeit noch das kindische „Als ich noch im Flügelkleide" und die Ehebruchkomödie „Am Teetisch". Wahrlich, kein erhebender Spielplan für eine deutsche Bühne im dritten Weltkriegsjahr. Es soll aber auch nicht zu erwähnen vergessen werden, daß eine vorzügliche „Emilia-Galotti-Aufführung" uns mit vielem ausgesöhnt hat.

Vorzüglich ist übrigens die Greifswalder Theaterkritik des G. B.-Referenten. Sie erfüllt den Hauptzweck der Kritik, erzieherisch zu wirken, aufzubauen, in vollem Maße. Hoffen wir, daß es dem sicherlich weitgehenden Einflusse dieses Berichterstatters gelingen möge, veredelnd auf den Spielplan des Greifswalder Theaters einzuwirken!

Das Märkische Wandertheater.

Das aus früheren Jahren in den meisten Städten Pommerns und der Neumark rühmlichst bekannte, unter der bewährten Leitung des Herrn Dir. Dr. Claudius stehende Märkische Wandertheater hat nach einer durch den Krieg hervorgerufenen längeren Spielpause ein Rundschreiben an die einzelnen Städte mit dem Ersuchen gerichtet, sich über eine etwaige Beteiligung bei Wiederaufnahme der Wanderspiele zu äußern. Leider scheint das Ergebnis der Rundfrage sehr wenig ermutigend gewesen zu sein, denn die Leitung macht bekannt, daß sie ihre Tätigkeit nicht wieder aufnehmen kann. Das ist nicht nur sehr bedauerlich, sondern auch geradezu unverständlich, denn das Bestreben, Zerstreuung und Erhebung durch einen Kunstgenuß sich zu verschaffen, ist, wie auch die Erfahrung allenthalben lehrt, augenblicklich größer denn je. Bei vorsichtiger Auswahl solcher Stücke, die nicht zu viel Personal und Ausstattung verlangen, muß das Unternehmen sich geschäftlich möglich machen lassen. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, daß geeignete Stellen in pommerschen und neumärkischen Städten sich zu gemeinsamem Vorgehen rüsten.

Vereinsnachrichten

Messenthiner Waldverein zu Stettin.

Die allbekannte Herzogseiche im Hohenleeser Walde, deren Alter auf 700 Jahre geschätzt wird, ist durch einen Sturm, der an einem der letzten Tage des vergangenen Monats wütete, arg beschädigt worden. Die nach der Försterei Hohenleese zu gerichtete Baumhälfte ist unmittelbar oberhalb des Hauptstammes völlig abgebrochen. Wie der Augenschein zeigt, war eine total vermorschte, von außen unsichtbare Stelle die Ursache, diesen Veteranen des Waldes, der bisher in urwüchsiger Kraft dastand und eine Zierde unseres Waldes war, zur Ruine werden zu lassen. Der Messenthiner Waldverein hat indes Maßnahmen zu weiterer Erhaltung dieses Naturdenkmals unternommen. Der 6,20 m umfassende Hauptstamm trug ursprünglich drei Nebenstämme von gewaltigem Umfange und einer Höhe von 21 m. Der erste dieser drei Stämme fiel vor etwa 30 Jahren einem böswillig angelegten Feuer zum Opfer. Der Stettiner Touristenklub entdeckte auf einem seiner Ausflüge diese Freveltat. Bevor aus der benachbarten Kolonie Vogelsang Löschgerätschaften herbeigeholt werden konnten, war das Feuer leider so weit vorgeschritten, daß der ergriffene Teil des Baumes entfernt werden mußte. Die offene Stelle wurde später durch eine Steinpackung und Zement geschlossen. Der Messenthiner Waldverein erneuerte in diesem Jahre die künstliche Füllung. Nach dem forstbotanischen Merkbuche des Konservators der Naturdenkmäler der Provinz Pommern gehört die Herzogseiche zu den ältesten Bäumen unserer Heimatprovinz. Carl Küster, Stettin.

Aus der Werkstatt des Pommernverlages

Pommersche Quellenbücher:

Von den angekündigten Büchern unseres Verlages wird demnächst der erste Band der „Pommerschen Quellenbücher" von H. Beyer: „Der nordische Krieg in den Ostseeprovinzen" erscheinen. Der Preis des für die Geschichte Pommerns hochinteressanten Werkes wird kartoniert 1.— Mark betragen.

Auf Jung-Pommerns illustrierte Halbmonatsschrift „Jung-Pommern" machen wir unsere Leser noch einmal aufmerksam. Das soeben erschienene Heft 19 enthält unter anderem: Von Konstantinopel ins Herz Kleinasiens — Deutschlands Friedensangebot — Bilder aus dem Berliner Aquarium — Die Monate von Heinrich Seidel usw. Trotz der Reichhaltigkeit des Inhalts und des reichen Bilderschmucks kostet das Heft nur 10 Pf. Es läßt sich für unsere pommersche Jugend wohl kein Blatt nennen, das der Unterhaltung und Belehrung der Knaben sowohl wie der Mädchen in gleicher Weise Rechnung trägt, wie eben „Jung-Pommern".

Eingegangene Bücher

(Ausführlichere Besprechung vorbehalten!)

1. Amelung, Heinz. — Deutsche Heldensagen. — (Lebensbücher der Jugend, Bd. 30.) Verlag Georg Westermann, Braunschweig. — Geb. 3,— M.
2. Albrecht, Elisabeth. — Dei Heidenhoff. — Verlag Richard Hermes, Hamburg. — Geh. 1,50 M, geb. 2,— M.
3. Arendt-Vivié, Emma. — Deutsche Volkslieder zur Laute. — Verlag Richard Hermes, Hamburg. — Kart. 50 Pf.
4. Auerbach, Berthold. — Barfüßele. — (Lebensbücher der Jugend, Bd. 31.) Verlag Georg Westermann, Braunschweig. — Geb. 3,— M.
5. Bandlow, Heinrich. — De Düwel is los! — (Hesses Volksbücherei Nr. 1108.) Verlag Hesse & Becker, Leipzig. — Geh. 25 Pf.
6. Bandlow, Heinrich. — De Ulenkraug. — Verlag Richard Hermes, Hamburg. — Geh. 3,— M, geb. 4,— M.
7. Beykuffer. — Heimatkalender 1917 für den Stadt- und Landkreis Greifswald. — Verlag Julius Abel, Greifswald. — Geh. 30 Pf.

Als echt pommersches **Heimatblatt** sollte die

„Stettiner Abendpost" in keinem Hause fehlen.

Sie zeichnet sich aus durch

grosse Reichhaltigkeit, einen hervorragend ausgebauten Nachrichtendienst, einen mit besonderer Sorgfalt gepflegten Unterhaltungsteil, fesselnde Romane usw.

Durch grösste Volkstümlichkeit und dichteste Verbreitung in der ganzen Provinz Pommern ist die **„Stettiner Abendpost"**

ein Anzeigenblatt von unübertroffener Werbekraft

Probenummern auf Wunsch kostenlos durch die Geschäftsstelle
Fernsprecher Nr. 1129 Stettin Heiligegeist-Strasse 7a

Molkerei-Genossenschaft
Stargard i. Pom.

Zweitgrößte Molkerei der Provinz mit den Rahmstationen Freienwalde und Friedrichswalde.

Jährliche Verarbeitung von 6 Millionen Liter Milch.

Herstellung feinster Tafelbutter und diverser Käsesorten, wie Tilsiter, Russischer Steppenkäse, Romadur, Limburger und Speisequarg.

Kunsteisfabrikation und hygienische Behandlung der Verkaufsmilch.

4 Verkaufsfilialen — 5 Verkaufswagen.

Jährlicher Aktiv-Umsatz 3/4 Millionen Mark.

Hermann Bumcke
Stargard i. Pom.

Dampf-, Seifen- und Soda-Fabriken
Fernsprecher Nr. 20.

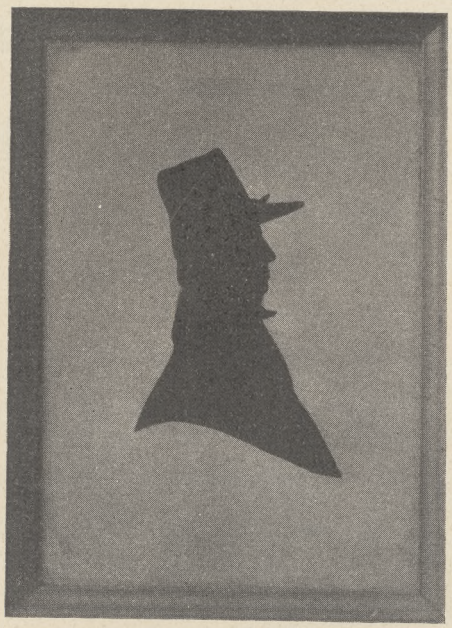
Groß-Dampf-Wäscherei und Plätt-Anstalt
Fernsprecher Nr. 12.

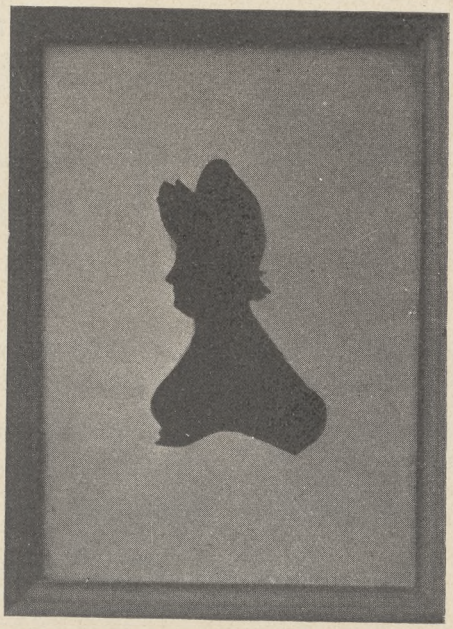
Rasenbleiche! Rasenbleiche!

Spezialität:
Gardinenwäsche • Feine Herrenwäsche.



Charlotte Bindemann
(Daguerrotypbild um 1850)





Jugendsilhouetten von Frau Charlotte Copin geb. Bindemann
und von Dr. Copin

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark.

4. Jahrgang | Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen | März 1917

Charlotte Bindemann, die Braut Ernst Moritz Arndts*)

Von Dr. Franz Kobes-Barth.

„Es klang ein Klang, es schien ein Schein,
Wie geklungen, geschienen von andern Sternen.
So klingt aus hohen Alpenfernen
Ein Frühlingslied ins Tal hinein. — —"
(E. M. Arndt an Charlotte Bindemann, 1856.)

Der Strahl der Liebe hat in den Augen Charlotte Bindemanns dem Dichter Ernst Moritz Arndt geleuchtet. Darüber ist heute mehr als ein Jahrhundert dahingegangen. Wer denn war Charlotte Bindemann, und was wissen wir noch von den Ihren?

Dem Prediger Bindemann zu Wriezen an der Oder wurde im Jahre 1742 ein Sohn Wilhelm Erdmann geboren. Er war ein geistig beanlagter Junge, den der Vater gern hätte Theologie studieren lassen. Wilhelm Erdmann aber hatte keine Neigung zum geistlichen Beruf, und da der Vater kein anderes Studium für ihn vorsah, wurde er Apotheker. Ein tüchtiger Apotheker ist Charlotte Bindemanns Vater gewesen. Nach einer Lehrzeit in Berlin und an verschiedenen Orten des nördlichen Deutschland kam er mit guten Empfehlungen an die Ratsapotheke des Städtchens Barth im damaligen Schwedisch-Pommern. Das war im Jahre 1773, im folgenden Jahre hat sich Bindemann mit der Mecklenburgerin Engel Elisabeth Eckardt verheiratet. Charlottes Mutter ist die Tochter des Apothekers Detloff Wilhelm Eckardt aus Rostock gewesen, der von 1749 bis 1769 in Barth die damals noch unter dem Rathause befindliche Apotheke mit den dazugehörigen Wohn- und Lagerräumen als Pächter innehatte. Als Eckardt bald darauf starb, haben seine Töchter das Geschäft fortgeführt.



↑ Die Barther Lange Straße ↑
Ratsapotheke um 1860: Geburtshaus von Charlotte Bindemann ↑ Wohnhaus Dr. Bindemann ↑ Das alte Rathaus

Wieder zwanzig Jahre später, um 1789, hat Bindemann als der neue Pächter der Barther Apotheke ein eigenes Anwesen in der Langen Straße gekauft und dorthin die Apotheke verlegt. Der erste Besitzer der neuen Ratsapotheke ist Charlottes Vater gewesen. Drei Kinder sind der glücklichen Ehe Wilhelm Erdmann Bindemanns entsprossen, ein Sohn und zwei Töchter. Die dereinstige Braut Arndts geht im Alter ihrer Schwester Dorothea und dem 1778 geborenen Sohne Heinrich Wilhelm voran. Im Jahre 1791 schon ist Bindemanns Gattin gestorben. — Wilhelm Erdmann Bindemann war ein energischer, auch wohl heftiger, sitten- und charakterstrenger Mann. Haushälterisch, sparsam, aber auch freigebig, wurde er eine wohlhabende und angesehene Persönlichkeit.

*) Die wichtigsten biographischen Angaben verdanke ich dem Buche meines Verwandten Carl Bindemann, weiland Superintendent in Grimmen: Rückblicke auf Leben und Amt von Dr. C. Bindemann. Halle 1878. — Das Verhältnis des Dichters zu Charlotte Bindemann beleuchtet bisher allein das treffliche Buch: Dr. Georg Lange. Der Dichter Arndt. Berlin 1910. Die Seiten 26—28 und 142 bis 144 sind hier besonders heranzuziehen. — Die gute Ausgabe von Ernst Moritz Arndts ausgewählten Werken in sechzehn Bänden, hrsg. v. H. Meisner u. R. Geerds, bringt in Bd. 4 (Gedichte III) auf S. 168 das Gedicht: „Widerschein der Vergangenheit. An Charlotte Bindemann. 1856."

Heinrich Wilhelm sollte der Nachfolger des Vaters werden. Es entsprach auch seiner eigenen Neigung der Beruf des Apothekers. Daneben hat Bindemann aber in Greifswald und Halle die medizinischen Wissenschaften studiert. Charlottes Bruder ließ sich dann Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, wurde Stadtphysikus und erlangte eine befriedigende Praxis. Im Jahre 1811 verheiratete er sich mit Johanna Werner, der ältesten Tochter des Barther Propstes. Den „besten" ihrer Schwiegersöhne nennt Großmütterchen Werner in ihren Familienbriefen den Doktor Bindemann. Ein stattlicher Mann von lebendigem und frohem Wesen ist Charlottes Bruder gewesen. Durch ein langes Siechtum sollte leider der nicht späte Lebensabend dieses guten Mannes getrübt sein. Am 8. August 1838 ist Heinrich Wilhelm Bindemann dahingegangen.

Eine Schwester Johanna Werners hat dem alten Apotheker Bindemann bis zu seinem Tode im Jahre 1819 den Hausstand versehen. Bis zu ihrer Verheiratung waren die herangewachsenen Töchter ihrem Vater an die Hand gegangen. Dorothea, am 11. Mai 1777 geboren, hat am 13. Juni 1817 den Ehebund mit dem verwitweten Syndikus und späteren Bürgermeister Billroth in Greifswald, dessen erste Gattin die Demoiselle Maria Elisabeth Masius aus Barth gewesen war, geschlossen und Mutterstelle an seinen Kindern übernommen, auch an Theodor Billroth, dem später berühmt gewordenen Chirurgen, dessen Andenken die Stadt Greifswald heute noch bewahrt. Doris Bindemann soll bei aller echten Gutherzigkeit eine mehr herbe und strenge, ernste und bestimmte Natur gewesen sein. Sie hat von den Geschwistern das höchste Alter erreicht. Am 29. Dezember 1867 ist sie ihrem 1845 verstorbenen Manne neunzigjährig im Tode gefolgt.

Mit gar milden und doch so lebendigen Augen sieht auf dem vielleicht einzig vorhandenen Bilde unter ihrem Altershäubchen Dorotheas Schwester auf den Beschauer. Von großer Liebenswürdigkeit soll Charlotte Bindemann in ihrem Alter gewesen sein. „Ach, sie war reizend!", so hat mir noch neulich ihre Großnichte gesagt, als wir von der in ihrer Familie unvergessenen Frau gesprochen haben. Doktor Bindemanns Sohn Carl Bindemann spricht in seinen Lebenserinnerungen von den ungewöhnlichen körperlichen und geistigen Vorzügen Charlottes. „Ohne sonstige Bildungsmittel, als eine kleine Stadt damals gewähren konnte, war sie durch ihr kräftiges Geistesleben und durch die Selbstständigkeit, welche ihr Vater ihr nach dem frühen Tode der Mutter anwies, früh zu einem solchen Maaße der Entwickelung gelangt, wie es in so jungen Jahren nicht häufig gefunden ist."

Am 10. Dezember 1775 ist Charlotte Bindemann zu Barth geboren. Als Ernst Moritz Arndt seine geliebte junge Frau im Tode verlor, war Charlotte fünfundzwanzig Jahre alt, ein blondes und blauäugiges Mädchen von großer und kräftiger Gestalt. Wahrscheinlich aber schon in der Löbnitzer Zeit wird Arndt mit dem Hause Bindemann bekannt geworden sein. Unter den hübschen Mamsellen aus Barth, von denen die Brüder Arndt in Lebenserinnerungen erzählen, die zuweilen gen Löbnitz fuhren und den nahen Laubwald in Begleitung der Arndtschen Söhne durchwandert haben, wird auch Lotte Bindemann gewesen sein.

Einzig Carl Bindemann hat bisher auf das Verlöbnis des Dichters und Charlottes hingewiesen. Heiße Liebe spricht aus jenem Gedichte Arndts, das nach Heinrich Meisner an Charlotte Bindemann gerichtet ist. „Als Ernst Moritz Arndt" — so erzählt Bindemann — „nach dem Tode seiner ersten Frau sich wieder zu verheiraten beabsichtigte, richtete er an sie (Charlotte) einen Heiratsantrag und empfing ihr Jawort. Die Verlobung jedoch, während ihrer nicht langen Dauer, blieb auf schriftlichen Verkehr beschränkt. Die Verlobten als solche sahen sich nie und haben sich auch später niemals wieder gesehen. Arndts persönliche Sicherheit war schon gefährdet, der heimatliche Boden gewährte ihm in der damaligen Machtzeit des französischen Kaisertums nicht mehr hinlänglichen Schutz. Er sah sich genötigt, meine Tante vor die Entscheidung zu stellen, ob sie sich stark genug fühle, ihn auf unstäter Bahn im Auslande, vielleicht jenseits des Oceans als Lebensgefährtin zu begleiten. Dazu konnte sie sich nicht entschließen, auch ihr Vater war dagegen. Die Verlobung also zerschlug sich und Charlotte blieb im elterlichen Hause." Die Familientradition hat hier nicht zu ergänzen vermocht. Vor seinem längeren schwedischen Aufenthalt von 1806 bis 1809 scheint sich Arndt nach Bindemanns Angaben verlobt zu haben. Doch müssen Arndts Beziehungen zu Charlotte von längerer Dauer gewesen sein, wenn wir seine dichterischen Zeugnisse und eine eigene lebensgeschichtliche Mitteilung für die zeitliche Ansetzung heranziehen.

Aus den Gedichten ist schon Dr. Georg Lange in seinem Buche „Der Dichter Arndt" zu ähnlichen Schlüssen gekommen. Arndts Ausspruch über die Geliebte scheint seine einzig bestimmte Äußerung über sein Verhältnis zu Charlotte. Arndt hat im Jahre 1826 Billroths wiedergesehen. „Bei D[örtchen] B[illroth] mußte ich wohl an L[otte] B[indemann] denken, die mir einst so nah stand und die mein Weib geworden wäre, wenn in den Jahren zwischen 9 und 13 nicht solche Hoffnungslosigkeit alles Glücks und aller Freiheit gewesen wäre. Denn wäre der große Tyrann bestanden, so lebte ich entweder gar nicht mehr oder wahrscheinlich weiblos und heimatlos." — In den damaligen äußeren Verhältnissen hat also Arndt selbst die Gefahren für seinen Liebesbund gesehen. An eine

Flucht über den Ozean will er aber nach seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" niemals gedacht haben. „Nie hätten meine Gedanken nach Amerika gestanden — selbst wenn ich gefürchtet hätte, Europa zu verlieren, nach seiner habsüchtigen und gebildeten Barbarei."

Schon in das Jahr 1804 scheint das schönste Gedicht der Folge „Melittion" zu gehören. Unter dem Namen „Melittion" (d. i. Bienchen) birgt sich nach Meisners Annahme Charlotte Bindemann. Aus dem Antlitz der Geliebten hat auf den Dichter geschaut „die Liebe, selig und gut". Die süße Glut verzehrt ihn, und er versteht das Licht, das hell scheinend ihr Gesicht verklärt. Heller als Morgenrot strahlt ihr Auge,

„Und wem sie einmal nur freundlich gelacht,
Verschmäht um sie, was unsterblich macht,
Den gold'nen Götterpokal."

Ich weiß nicht, ob diese Klänge liebender Verehrung noch einmal den Saiten Arndtscher Dichtung entströmt sind.

Schon die beiden ersten Gedichte dieser Folge sind der Geliebten gewidmet. Es ist des Dichters Mädchen „die lieblichste Jungfrau der ganzen Welt", und alles durchdringende Liebesglut schwellt das Herz des Sängers. Sein Sinn versteht jetzt das Klingen und Blühen auf der Erde und die Harmonie des Weltalls. Die Geliebte ist seines Lenzes „sumsende Biene", die „liebliche, süße Tochter der Sonne", und zu ihr sehnt sich alles Holde. Auch das in der Ausgabe von 1811 folgende lange Gedicht ist der Liebe zu „Melittion" geweiht. „Die vier Elemente" dienen dem Bilde der Geliebten zum Gleichnis. Herrlich geziert ist sie wie Mutter Erde, still und beweglich gleichwie das Wasser. Leicht und beseelend gleicht sie der Luft, und die Wunder der Welt blühen an ihr „in leuchtenden Flammen". Die Geliebte ist dem Dichter

„Lebensathem und Lebenslicht!
Lieblich lockendes Lustgedicht!
Herrlichste aller Blumen der Auen!
Glänzender Spiegel aller Frauen!"

— Schön müssen der Geliebten Augen gewesen sein, ihr Preis tritt in allen jenen Gedichten hervor, auch in dieser etwas allgemeinen und nicht sehr poetischen Allegorie.

„So strahlt geheim aus deinem Blick
Etwas, höher als Erdenglück,
Voll Zauberei und tiefer Magie. — —
Was Leyern und Zungen nicht sprechen können,
Seh' ich im funkelnden Auge brennen."

Nicht gering erschienen mir die Spuren dieser Liebe in den Gedichten der älteren Periode. Georg Lange, der in seinem Buche „Der Dichter Arndt" ihnen nachgeht, bekräftigt in vielen Punkten mein Urteil. Die Greifswalder Gedichtausgabe vom Jahre 1811 liegt mir noch aus dem Besitze meines Urgroßonkels Bindemann vor. Schon das „Subscribentenverzeichniß" führt Herrn „Bindemann der Arzneik. Dr. in Barth" sowie „Demoiselle Charlotte Bindemann in Barth" auf. — Gegen Ende des Bändchens von 1811 ist ein Gedicht verzeichnet, „An X." überschrieben. Voller himmelstürmender Liebeshoffnung, voller todestrauriger Verzweiflung ob der Untreue der Geliebten. Selige Liebeswehmut hat den Dichter noch einmal zurückdenken lassen.

„Ich sahe dich — was hab' ich nicht gesehen?
Der ganze Himmel kam zu mir,
Und Seligkeit aus jenen lichten Höhen
Umstrahlte mich in dir.

Da kniet' ich vor der Unschuld, vor der Schöne
Hin in entzückter Herrlichkeit;
O klingt aus jener Zeit, Erinn'rungstöne!
Klingt, klingt in Ewigkeit!

Du fliehst vor mir, und alle Götterbilder
Ziehn wieder ihrer Heimat zu;
Vom Sturm zu Sturme jage ich mich wilder,
Und finde keine Ruh."

Ein auch „Melittion" benanntes, schon 1804 veröffentlichtes Gedicht war zuerst ausgeklungen in der Seligkeit der Liebe und schloß in der Fassung von 1818 mit zwei Strophen voller Todestraurigkeit. Noch thront blutig auf Dornen die Majestät der Rose, jede Freude mit ihrem Scheine verdunkelnd. Aber:

„Ich konnte nimmer mich lassen —
O Herz, mein armes Herz!
Die Dornen mußt' ich fassen
Im heißen, süßen Schmerz.

Gewaltig hat mich gestochen
Die allerschärfste Dorn',
Die Rose steht ungebrochen
Und hat kein Blatt verlor'n."

Vor dem Beginn des Krieges zwischen Frankreich und Rußland sind auch öfters nach Barth französische Truppen gekommen. Offiziere und Ärzte kehrten gern ein in dem Hause der Ratsapotheke, unter ihnen ein französischer Militärarzt, Doktor Copin. Oberarzt eines französischen Linienregimentes, lag er eine Zeitlang in Barth im Quartier. Er faßte eine Neigung zu Charlotte, die erwidert wurde. Von bezauberndem Liebreiz soll damals noch Charlotte gewesen sein. Nicht in der Gesellschaft, tätig in häuslicher Wirksamkeit hat sie dem jungen Arzte so gefallen. „Hättst Du die weiße Schürze nit umgehabt, hätt' ich Dich nit geheiratet!", hat später scherzend ihr Gatte gesagt. Copin ist 1812 mit seinem Regimente nach Rußland gegangen. Dort hat er die furchtbaren Leiden der französischen Armee geteilt und überstanden. Im Februar 1813 ist er zu seiner Verlobten nach Barth zurückgekehrt.

Am 7. Februar 1813 sind von meinem Vorfahren Präpositus Werner, wohl nach den wörtlichen Angaben des Bräutigams, im Barther Kirchenbuche als Getraute verzeichnet: „Herr Guilain Joseph Copin Chirurgien Major du 57ième Regiment François; né à Cambray le 4 Juillet 1774. Demoiselle Charlotte Auguste Christiana Bindemann." Charlotte ist dann ihrem Manne nach Frankreich gefolgt und hat mit ihm zu-

nächst in Straßburg, Tours und Paris gewohnt. Dann hat sich Doktor Copin in Cambrai angekauft und Charlotte einen bleibenden Wohnsitz verschafft.

Die Ehe blieb kinderlos, war aber glücklich. Doch unvergessen blieb der in die Ferne Gezogenen die alte Heimat. Die Vermögensverhältnisse Copins erlaubten der Gattin zu reisen. Da hat denn Charlotte, wenn mehrere Jahre verlaufen waren, mit ihrem Manne die Ihrigen auf einige Monate besucht. Herzlich sind dann auch die Beziehungen Charlotte Copins zu ihren Barther und Greifswalder Verwandten geblieben, bis sie 1842 nach dem Tode ihres Mannes wieder nach Pommern zurückkehrte.

Charlotte hat Greifswald zu ihrem Wohnsitz gewählt, besonders um der Schwester, mit der sie ihre Jugend verlebt hatte, im Alter wieder nahe zu sein. Oft mag sie dann in dem Hause ihrer Schwester in der Büchstraße, das vor einem halben Jahrhundert Arndt als Student bewohnt hatte, eingekehrt sein. Eine seltsame Fügung des Schicksals! — Arndts einstige Braut hat in dem Eckhause von Markt und Fleischerstraße gewohnt. In Greifswald war damals aber auch ihr liebenswürdiger Neffe Carl Bindemann, der sich gerade aus Arndts lieblichem Trantow die Frau geholt hatte. Ein bedeutender Theologe und guter Mensch, scheint Carl Bindemann an Feinheit des Geistes und an Tiefe des Gemütes ein Erbe Charlottes gewesen zu sein. Bindemann, der über die Braut Arndts geschrieben, ist heute noch nicht vergessen in seinem eigenen Wesen und Wirken.

Es muß uns wundernehmen, daß Charlotte Bindemann in jener Zeit begründeter Franzosenfeindschaft die Hand des deutschesten Mannes ausschlug und, als die großen Tage der Erhebung anbrachen, als Arndt zum Freiheitskampfe nach Preußen zurückkehrte, die glückliche Frau eines Franzosen wurde. Aber der Mensch steht unter der Macht der jeweiligen Verhältnisse. — Arndt selbst, dem glühenden Patrioten, dem rücksichtslosen Verfechter der Wahrheit, hat es ferngelegen zu richten. Rührende Liebe spricht aus den Versen, die der fünfundachtzigjährige Mann der Achtzigjährigen, seiner einstigen Braut, geschrieben hat, ihr dankend für den Klang und den Schein seliger Vergangenheit.

„In solchen wunderbaren Weisen
Tust mir mit rosenlächelndem Mund,
Du, liebes Kind, dem weißen Greisen
Vergelbte Jugendbilder kund. — —

O süßes Spiel der Phantasei!
Du süßes Kind vom ersten Mai!
Du Blümelein Vergißmeinnicht,
Das heut' so Unaussprechlich's spricht. — —

— — Liebes Erdenkind,
Viel tausend Dank für süße Zeichen,
Wodurch die halbjahrhundertbleichen
Gebilde neu lebendigt sind.
O bleibe dir das Blümlein hold,
Das höchsten Schatzes Schlösser schließet,
Das nicht der Zauberberge Gold
In Strömen in den Schoß dir gießet,
Der Zauberschlüssel zu den Herzen!
So schließet seinen langen Reim
Der Greis von längstverspielten Scherzen,
Von Blumenduft und Maienschein,
Und geht still in sein stilles Heim."

Nach Bindemanns Mitteilung hat Arndt seine Lotte nach der Verlobung niemals wiedergesehen. Eine langjährige Vertraute der Familie Billroth hat mir von einem späten Besuche Charlottes in Arndts Bonner Häuslichkeit erzählt. Es war nach dem Tode ihres Mannes, Arndt hatte alle seine Kinder der Freundin vorgestellt. In einem Briefe habe der Dichter der Jugendgeliebten gedankt, indem er geschrieben, daß diese Tage des Wiedersehens die schönsten seines Lebens gewesen wären. Wo sind heute Arndts Briefe an seine liebe Lotte, deren einstiges Vorhandensein auch die wenigen Briefe an Dorothea Billroth beweisen? Ist Arndts „Widerschein der Vergangenheit" die einzig erhaltene Zwiesprache mit der Geliebten?

Dem pommerschen Recken am Rhein, dem Verkündiger deutscher Größe, der länger leben durfte als die meisten seiner Getreuen, sollte auch von Charlotte nur einer großen Liebe Schein und Klang verbleiben. Am 30. Juli 1858 ist Lotte Copin zweiundachtzigjährig entschlafen. Das schwarze Grabkreuz auf dem alten Greifswalder Friedhof schmückt der Schmetterling der Auferstehung.

Dornenkinder

Hildegard Voigt-Stettin

Ist sich der Dichter seiner Kunst bewußt,
wenn seiner Seele sich ein Sang entrungen?
Und wann empfing den Keim die Dichterbrust?
Wie wird ein Lied, und weshalb wird's gesungen?

Der Dichter schenkt es, weil er's zeugen muß!
Im Dornenbusch empfangen, sind Gedichte
verhaltner Tränen schmerzlicher Erguß,
die blutend ihren Weg gesucht zum Lichte.

Der Niedersee bei Sydow, die Raduequeelle

Von Carl Friedrich Kohlhoff, Sydow

Schon längst hat sich bei mir die Überzeugung gebildet, daß jeder der vielen Seen unserer schönen Heimatprovinz, trotz vieler Ähnlichkeiten untereinander, doch ganz besondere Eigentümlichkeiten besitzt, die zwar bei einer oberflächlichen Besichtigung nicht sogleich bemerkbar werden, bei liebevollem, eingehendem Studium jedoch leicht auffindbar sind, ja sich sogar dem einigermaßen geübten und aufmerksamen Beobachter geradezu aufdrängen. Das ist auch hier der Fall; und jeder Kundige, der den Niedersee sah, hatte nur Ausrufe des hellsten Erstaunens über seine eagenartige Lage in einem tiefen Tal mit seiner außerordentlichen, großzügigen Berglandschaft rings herum. Wenn uns seine Besonderheiten recht zum Bewußtsein gekommen sind, fangen wir auch an, ihn zu schätzen und zu lieben. Wir sehen ihn dann in rechter Würdigung als etwas Individuelles an, das Beachtung verdient und unvergeßlich bleibt, gleich einer schönen Jungfrau, die uns in einsamer Gegend urplötzlich entgegentritt und die sich durch ihre Eigenart und Schönheit schmeichelnd in unser Vorstellungsleben drängt und es beherrscht, ohne je vergessen werden zu können.

So ist es mir mit dem verhältnismäßig kleinen Blauauge meiner jetzigen Heimat, dem Niedersee, ergangen; ich sah es vor vielen Jahren bei einem gelegentlichen Besuch eines guten Kollegen; ich wanderte noch einmal zu ihm hin, um ihn geologisch zu betrachten, und dann setzte ich mich bei ihm fest. Nun ist der kleine See mein nächster geistiger Freund geworden, dem ich stetig hold bin und Treue halte. Was ich nachstehend von ihm erzählen kann, soll nach meinen Wunsche nur dazu dienen, ihm neue treue Freunde zu gewinnen, obwohl er deren schon viele hat.

Der 75 ha große, eigenartige See liegt in der Südspitze des Schlawer Kreises. (Kartenblatt Sydow der Meßtischblätter 1 :25000 und zugleich der geognostisch und agronomisch bearbeiteten Marte von Prof. Dr. K. Keilhack (1891—92), Gradabteilung 14, Blatt 57, nebst dazu gehörigem Erläuterungsheft). Es ist die Zone der sehr kuppigen Grund- und Endmoränenlandschaft. Der Niedersee liegt 3 km westlich des Steinberges (234 m) auf 80,1 m Meereshöhe, zwischen den Dörfern Sydow und Breitenberg als Ostgrenze und Drawehn, Hohenborn und Gerfin als Westgrenze; die Chaussee von Bublitz nach Pollnow führt daran vorbei. Das Kartenblatt liegt zwischen 54°6'—54°0', geographische Breite und 34°20'—34°30' östl. Länge.

„Was hat es denn mit diesem kleinen See für eine Bewandtnis!" dürfte nun wohl mancher fragen. Ganz äußerlich betrachtet, ist es zunächst die landschaftliche Schönheit seiner Umgebung, dann seine Natur als Gebirgsee und nicht zuletzt seine Entstehungsgeschichte als Eisstausee; dazu kommt eine eigenartige Flora und Fauna. Nachstehende Zeilen wollen das beweisen.

Der Wasserspiegel des Niedersees liegt 80,1 m über Normalnull. Unmittelbar an seinen Ost- und Nordostufern steigen die sandreichen Berge bis 162 m (neben der Wassermühle) und bis 171 und 173 m (mehr nordostwärts) an. Die Berge neben der Wolfsschlucht (im Norden des Sees) sind 157,3 und die Ziegenberge hier immer noch 150 m hoch. Dort oben ist noch ein Rest einer Lehmkappe vorhanden. Breite Schluchten, wie die eben genannte Wolfsschlucht, der Kamnitzgraben und vier andere Schluchten führen zwischen diesen Bergen vom See aufwärts. Hohe Inseln und Halbinseln liegen mitten im Seetal. Ist das nicht ein wahrer Gebirgssee! Kein Bild kann diese Gebirgsnatur wiedergeben; man muß selbst sehen! Wenn man die tiefe Schlucht von Neumühlenkamp zum 168 m hoch gelegenen Kamin-See, die nur 1500 m lang ist, aufwärts steigt und die gewaltigen Felsblöcke dieser tiefen, bewaldeten Schlucht bewundert und unter dem tief schattigen Laubdach dahinwandert, fühlt man sich in ein Harztal versetzt. Man bedenke 88 m Gefäll auf 1500 m Länge; das gibt es nur einmal in Pommern — nur hier!"

Der Niedersee und seine Fortsetzung, das Kalkbachtal, sind einst zur letzten Eiszeit durch eine gewaltige Gletscherzunge geschaffen worden, die durch eine Talfurche von Norden, von dem Dorfe Gutzmin her, nach Süden bis zur Hauptendmoräne bei Straßenhof und zum Gr. Vettrin-See vorrückte und dort endigte, wie die gewaltigen Steinkränze am Vettrin-See und südlich des Saatsees beweisen. Auf diesen 80—90 m dicken, zusammenhängenden Gletscher kamen vom 3 km entfernten Steinbergplateau, dem breiten Berge bei dem Dorfe Breitenberg, auf dem der Steinberg sich bis 234 m erhebt, die Nebengletscherzungen und stießen auf den das Niedersee- und Kalkbachtal ausfüllenden Hauptgletscher. Sie schufen dabei die vielen U-förmigen, steinreichen, sandigen Trockentäler, die hart am Tal steil abbrechen.

Welcher pommersche See kann derartige „übertiefte Täler" aufweisen? Suchen wir nun Beweise dafür,

daß die Gletscher der letzten Eiszeit diese Täler geschaffen haben!

Prof. Dr. K. Keilhack, der Pommerngeologe sagt in den Erläuterungen zu der geologischen Spezialkarte (74. Lieferung, Nr. 57, Blatt Sydow) dem Sinne nach: „Es scheint so, als habe der Gletscher des Steinberges nicht mehr Kraft genug besessen, das Kalkbachtal zu überschreiten, denn die jenseitigen Ufer bei Drawehn sind nicht mit oberdiluvialen Bildungen überschüttet in dem Grade, wie es die Ufer des Kalkbachtales an der Steinbergseite sind. Hohe Kuppen, wie der Steinberg, hätten offenbar noch länger das Eis als ein selbständiges Nährgebiet beherbergt, von dem aus Gletscherzungen vom Hochplateau zu Tale geglitten seien." Das ist schon eine maßgebende Äußerung, die zu beachten ist.

Ich führe noch an, daß diese Täler nie V-förmig, sondern U-förmig und völlig flach- und gleichsohlig sind. Durch fließendes Wasser geschaffene Täler sind V-förmig, nicht U-förmig und mäanderartig gekrümmt. Nur die sogenannte Wolfsschlucht ist eine solche durch fließendes Wasser in das Trockental nachträglich eingegrabene, mäanderartig gekrümmte Schlucht. Die Gletschertäler (Nebentäler zum See) erweisen sich mehrere Meter tief mit außerordentlich vielen und auch sehr großen Steinen durch und durch gespickt. Hat doch ein Besitzer eines solchen Tales jetzt schon über 10 Jahre hindurch jährlich viele Wagon Steine aus der Talsohle brechen und schlagen lassen, die mit der Kreisbahn Sydow—Pollnow—Schlawe in die steinarme Niederung des Rügenwalder Amtes befördert worden sind, ohne daß eine Erschöpfung des Talbodens an Steinen festzustellen ist. Im Jahre 1912 wurde in einem kleinen Tale neben dem Kirchhofe ein gesunder Granit gesprengt, der 36 cbm Fundamentsteine lieferte. Ein anderer großer Gesteinsblock liegt noch da, von dem ein Stück zu einem Mühlstein benutzt worden ist. In einem ähnlichen Tale bei Gutzmin lieferte ein Steinblock 150 cbm Teppensteine. Ein alter Mann erzählte mir von der Herstellung eines Mühlsteines aus jenem mit 16 Keilen abgesprengten Stück. Als ich die Härte dieses Granits hervorhob, meinte er, das gerade sei ein Vorzug gewesen, weshalb man ihn dazu genommen habe. Weiche Steine (etwa Sandsteine) lieferten ein Mehl, das im Munde später als Brot beim Kauen knirscht; sie liefern zuviel Gesteinsstaub.

Das Dorf Sydow liegt auch in einer solchen vom Nordende des Niedersees aufsteigenden Schlucht, der Wolfsschlucht, deren letztes Ende äußerst gesteinsreich ist. In der Nacheiszeit hat das von allen Seiten in ihr zusammenfließende Schneeschmelzwasser eine bis 30 m tiefe und 60—100 m breite Schlucht in die einst völlig ebene Talsohle in Jahrhunderten eingegraben. Durch Fortwaschen der Sande und Feinbestandteile hat sich der Inhalt der Sande an Steinen ganz gewaltig auf der neuen Talsohle angehäuft. Am Ende der Wolfsschlucht liegt heute Stein auf Stein; und zwar sind es durchweg gewaltig große Blöcke. Ein Granatgranit mit Daumengliedgroßen echten Granaten ist immer sehr bewundert worden; und mein Besuch hat sich manches Handstück als Andenken von ihm mitgenommen.*)

In jedem Frühjahr wird unser Dorf zur Zeit der Schneeschmelze von einem reißenden Gebirgsbach durchströmt, der alle sohlenlosen Stiefel, bodenlosen Eimer und was sich sonst im Dorfgraben an Abfällen und Unrat anhäuft, wegschwemmt, was ein sehr wohltätiger und recht nützlicher Vorgang ist, an dem die Schuljugend ihre außerordentliche Freude hat; und den Eisstauungen wird von ihnen kräftig nachgeholfen. Daß es dabei auch tropfende Büblein gibt, die dann später von Vater oder Mutter geklopft werden, ist klar. Ich studiere regelmäßig in der Wolfsschlucht mit der Jugend die auswaschende und abtragende Tätigkeit des fließenden Wassers.

Zur Zeit der Schneeschmelze steigt das Wasser im Kaminsee derart an, daß es regelrecht in einer andern Schlucht zum Niedersee überfließt. Der Kaminsee ist sonst ein völlig abflußloser, mitten im Steingebiet liegender See; daher auch sein Name: von Camen = wendisch Stein. Die Schreibweise der Stadt Kammin mit zwei „M" ist daher unrichtig = Camin wäre richtiger, denn dort liegt im Bodden der sagenumwobene „große Stein", nach dem die Stadt offenbar ihren Namen erhalten hat. In den Jahren großer Niederschläge fließt unser Kaminsee allerdings auch an seiner ursprünglichen Abflußstelle durch den Kamnitzgraben bei Neumühlenkamp ab, einem Eigentümer über den Hof. Heute ist diese Schlucht ein Trockental. Man wandert in ihr unter einem reichen Laubdach trockenen Fußes von einem zum andern See, von der Macht der schaffenden Naturkräfte ganz in Bewunderung versetzt. An den Ufern liegen Stein auf Sein, die von dichte Farnen überwuchert sind. Die in Pommern so seltene Steinfeder, Asplenum trichomanes, wächst dort auch in einem Exemplar in der laubdunklen Schlucht; sie darf wohl als ein Eiszeit-Relikt gelten. An einer Mauer der Dorfstraße steht sie in den Mauerfugen der Nordseite dieser Mauer tiefverwurzelt und versteckt in großer Menge.

Die geognostisch und agronomisch bearbeitete Karte von Sydow, bearbeitet durch Keilhack 1891—1892, verzeichnet überall an den Steilufern des Niedersees: Obere Geschiebesande (Decksande) über Unteren Sanden (Interglazialsanden). Es fehlt also hier überall das sonst beide Schichten trennende Glied, der Obere Geschiebemergel, das ist die Grundmoräne des letzten Eises. Wo ist dieser Obere Geschiebemergel geblieben? Er

*) Der Turnverein Sonlawe hat diesen Granatgranit für das Pommersche Bismarckdenkmal gestiftet (reiner Quarz voller Granaten, eine sogen. Gangausfüllung im Granit).

ist offenbar gänzlich verwaschen; die feinen Ton- und Kalkteilchen sind fortgeschwemmt, und nur der Sand ist als der schwerere Bestandteil zurückgeblieben. Es müssen gewaltige Wassermassen gewesen sein, die ihn so völlig vernichteten, daß kein Rest mehr von ihm zwischen beiden genannten Gliedern zurückgeblieben ist. Man bedenke, 60—80 m hohe sandige und grandige, steinreiche Bergufer, nur aus Quarzsanden bestehend. Auf dem Sydower Hochplateau, der sehr kuppigen Grundmoränenlandschaft, der Landschaftsform des lebenden Eises (während die flache Landschaftsform mehr in der Ebene als die des toten letzten Eises gilt), liegt der Obere Geschiebemergel sonst 20—40 m mächtig, in seinen obersten Schichten 1—2 m stark entkalkt und dann Geschiebelehm genannt. Am Seeufer steht der Untere Geschiebemergel, die Grundmoräne der ersten Vereisung, nur streifenweise zutage, z. B. bei der Mühle und am Rande der sehr starken Quellen, die aus den Sandbergen kommen.

Die ausgewaschenen Feinbestandteile des Oberdiluviums liegen heute größtenteils in und am See fast ringsherum als gewaltige Kalklager eines 1—3 m mächtigen Wiesenkalkes, dessen Kalkgehalt von Keilhack auf 94—96 % laut Untersuchungen angegeben wird. Dieser Kalk ist ein feiner, mehliger, kohlensaurer Kalk, dessen Ablagerungen schichtenlos und ohne Verunreinigungen durch Zwischenlagerungen vorhanden sind. Einige zarte Schneckenschalen zerfallen leicht bei der Berührung. Für das Gut und die Gemeinde sind bestimmte Stellen zur Benutzung ausgeschnitten. Man wirft ihn aus, läßt ihn trocknen und durchfrieren und fährt ihn dann auf den Acker, in dem er langsam wirkt, aber andauernde Fruchtbarkeit erzeugt. In älterer Zeit, als noch das Holz wenig Wert hatte, wurde er wie Torfsoden gestrichen, getrocknet und in Erdöfen gebrannt. Das ergab einen sehr brauchbaren Baukalk. Drei solcher Öfen liegen als Schutthaufen in der Ecke, aus der die Radue aus dem Niedersee ihren Anfang nimmt. Dort liegt unter dem kohlensauren Wiesenkalk ein Torfmoor begraben, in dem aufrechtstehende Kiefernstubben emporragen. In dem Torf konnte ich vollständige Moospflanzen eines im Wasser wuchernden Mooses, Hypnum cordifolium feststellen. Die Kalklager sind von vielen Wurzeln des Sumpfschachtelhalmes, Equisetum palustre — Katzenstart oder Duwock — durchzogen, einer Pflanze, die das Heu dieser Sumpfwiesen am See für Kühe fast unbrauchbar macht. Diese Kalklager umgeben den ganzen See. Sie sind in einer Zeit abgelagert worden, in der der Niedersee mindestens einen 10—15 m höheren Wasserstand hatte als heute, denn sie sind offenbar unter Wasser von diesem abgesetzt worden. Bei Bonin am Lüptower See und bei Neustettin am Vilmsee werden solche Kalke jetzt im großen ausgebeutet.

Am Niedersee findet sich aber noch eine andere Kalkart, besonders am Steilufer bei der Mühle und am ganzen Ostufer des Kalkbachtales hinter Neumühlenkamp bis hinein in den Kalkwald. Es ist ein sogen. Gehängekalk, steinhart, porös, tropfsteinartig, vielfach mit Humusbildungen vermischt und durchsetzt, bald weiß, bald gelblich bis schwarzbraun, ein Produkt der starken Quellen, die aus den hohen Bergen kommen. An den steilen Talufern rieseln an vielen Stellen starke Quellen in kleinen Bächen herab, die, nachdem sie in einem Mühlenteich gesammelt sind, sofort eine Mühle treiben. Die bei der Mühle entstehenden Quellen haben durch Fortschwemmen der Sande und Nachstürzen der Böschungen außerordentlich hohe Steilufer geschaffen, an denen man auf Händen und Füßen hinaufkriechen muß (von 82 auf 102 m). Das weidende Vieh — Kühe und viele Ziegen — haben fast überall Weidestiege getreten, die treppenartig übereinanderliegen und der Landschaft von ferne das Aussehen einer gesegneten Rheinlandschaft, die mit Weinbergen bestanden ist, geben.

Eine andere starke Quelle läuft im Mühlental seit Jahrhunderten völlig unbenutzt über den Weg und berieselt die Wiesen. Von hier aus ist für das Dorf eine Wasserleitung geplant, zu der die Vorarbeiten bereits erledigt sind. Die Quelle ist stark genug, das ganze Dorf mit Wasser zu versorgen. Die Wasserverhältnisse lassen in Sydow, das auf 180 m über dem Meere liegt, viel zu wünschen übrig. Die einzige Pumpe bei der Schule fördert aus 83 m Tiefe so eisenreiches Wasser, daß es durchaus nicht zu allen Zwecken zu gebrauchen ist. Die übrigen Pumpen und Brunnen sind nur wenige Meter tief und reichen nur bis auf den unteren bläulichen Geschiebemergel; sie trocknen daher im August und September vielfach völlig aus, weil sie nur Oberflächenwasser führen.

Dagegen sind alle Quellen am Niederseetal stets gleichmäßig fließende von 8—12° Wärme, im Winter wie im Sommer. Ein dichtes Laubgebüsch beschattet die Quellen und kleinen Quellbäche. Der Volksmund bezeichnet die starken Quellen auch als Kochbrunnen, weil das auftreibende Wasser unter großem Druck steht und den Sand an den Quellenstellen emporwirbelt. An den Quellbächen hat sich eine sehr interessante Flora angesiedelt, und zahlreiche befiederte Sänger erfreuen uns durch ihren munteren Gesang.

Durch dies Laubgebüsch an den Quellbächen von Weiden, Buchen, Haselnußsträuchern, Eichen, Erlen und anderem mehr hat der Niedersee eine herrliche grüne Einrahmung erfahren, die im nahen Kalkwalde sich zu einem Buchenhochwalde entwickelt hat, der eine wahre Zierde des ganzen Kalkbach- und Niedersee-Tales ist. 50—100jährige Buchen zieren die Steilhänge aus Oberem Geschiebemergel und entwickeln sich in einer Üppigkeit, daß wir solchen Buchenbestand nur von Rügen her kennen. Allerdings stehen die Buchen hier wie dort

auf Kalkuntergrund, der mit Humusbildungen durchsetzt ist.

Diese mächtigen Sinterkalke sind unten am Talrande in einer Kalkgrube erschlossen, die 3—10 m hohe Steilwände hat. Immerrauschende Quellbäche stürzen von der steilen Höhe des Kalkwaldes herab. Das sind die eigentlichen Quellbäche des Kalkbaches und somit des Niedersees und der Radüe. Eine Chaussee windet sich in vielen Krümmungen durch den Wald zur Plateauhöhe empor.

Über den Ursprung der vielen Quellgewässer am Niederseetal ist die Volksmeinung bald fertig; sie behauptet, das Wasser stamme aus dem 1½ km entfernten und 80 m höher gelegenen Kaminsee. Man denkt sich tatsächlich dicke Wasseradern in der Erde, die zusammenhängend fließen sollen. Das kann man sehr oft hören. Das behaupten sogar Leute, die etwas gelernt haben, nur keine Naturkundige sind. In unserem Falle muß ich mich ganz entschieden gegen diese Annahme aussprechen. Nirgends bestehen in dem Erdboden offene Wasseradern; dagegen können sich Sandtäler sehr wohl außerordentlich mit Niederschlagsgewässern anreichern, so daß man fast von Wasserkissen sprechen könnte. Ich behaupte, daß die ständig fließenden Quellen in den mächtigen Bergen und Tälern der Sydower Grandfelder, die viele Quadratkilometer groß sind, ihr natürliches Entwicklungsgebiet haben; es ist jedenfalls eine Fläche, groß genug, um so viel Niederschlagswasser aufzuspeichern, daß die starken Quellen am Talrande stetig ausfließen können. Und woher kämen dann jene starken Quellen, die im Kalkwalde rauschend als Bäche zu Tale fließen? Sie liegen doch weit oberhalb des Kaminsees. Dazu kommt, daß am westlichen Kaminseeufer 5—40 m hohe Lehmufer fast überall anstehen. Dieses Oberdiluvium ist doch sehr wenig wasserdurchlässig, zu wenig, um soviel Wasser zu liefern. Wenn auch der See sich in das Unterdiluvium bis zu einer Tiefe von 23 m eingeschnitten hat und wenn auch Untere Sande dort anstehen, sind diese in allen Aufschlüssen stets derart aufgepreßt und verlagert, daß sie nur ganz örtlich leiten, niemals aber auf größere Entfernungen hin als leitender Wasserhorizont gelten können. Als seinerzeit in Schneidemühl eine angebohrte Wasserschicht nicht zu stopfende Wassermengen lieferte, daß die Häuser in der Nähe des Bohrloches sogar schon Risse bekamen, wurde behauptet, das viele Wasser käme vom Vilmsee bei Neustettin. Das war eine ähnliche unerwiesene und geologisch unmögliche Sache. Die praktischen Brunnenbauer wissen das auch sehr wohl. Bei einer Bohrung treffen sie Kiese und Sand ohne genügenden Wasservorrat; und nicht weit davon finden sie dann sogar reichlich Wasser. Die Verlagerungen der Schichten, besonders in der sehr kuppigen Landschaftsform von Pommern nördlich der Hauptendmoräne, gehen so unregelmäßig durcheinander, daß niemand sagen kann: „Hier ist Wasser, dort ist kein Wasser." Diese Verlagerung der Schichten ist aus ihrer Entstehung sehr wohl verständlich.

Durch die Ortschaft Neumühlenkamp südlich des Niedersees geht eine Steinpackung, also eine Endmoräne, und der Niedersee kann als Strudelbach davor angesehen werden. Als eine Endmoräne ist auch der hohe Berg südlich vor dem See mit seinen Steinpackungen anzusehen. Durch diese beiden Endmoränen wurde hier das Tal einst gesperrt. Solche Talsperren kehren noch dreimal wieder; jede liegt etwas höher bis zur Hauptendmoräne Straßenhof und dem Vettrinsee bei Gr.-Carzenburg.

Auf der westlichen Seite des Niederseetales ist ein geologisch völlig anders beschaffenes Terrain vorhanden. Das läßt schon ein Überblick von der Sydower Seite her erkennen. In der Seehöhe dehnt sich an jener Seite im Radüetal ein ausgedehnter Kiefernwald aus, der in seiner Fortsetzung nach Westen das kilometerbreite Raduetal füllt und mit dem Blick weit nach Westen hin das Tal zu verfolgen erlaubt, fast bis nach Brückenkrug hin (20 km).

In der Wipfelhöhe dieses Kiefernwaldes beginnt dann weiter westlich des Tales eine flache, fast ebene Talstufe, auf der die Dörfer Drawehn, Hohenborn und Gerfin liegen.

Weiter westlich steigt dann endlich der dritte und oberste Talrand des Raduetales, gekrönt mit dem Forst Oberfier, empor und geht in die ungestörte, hier und dort flach mit Decksand überstreute Geschiebemergelplatte, der ebenen Grundmoränenlandschaft bei Gust, das mit seinem schlanken, von Sydow her stets sichtbaren Kirchturme ein Zielpunkt ist, Zeblin, dessen ebenfalls weithin sichtbarer Windmotor das Grundwasser aus einem 83 m tiefen Brunnen holt, und Curow — mit ihren Weizenböden — über. Diese Landschaftsform setzt sich bis Bublitz hin fort, nur hier und dort von einigen „Durchregungen" „Unterer Sande", d. h. von einigen Sandhügeln und Sandhügelreihen unterbrochen.

Auch in diesem Falle tritt wieder die oft in Hinterpommern wiederkehrende und auffallende Tatsache hervor, daß ein breites, tiefes Landrückental an seiner Westseite stets eingeebnete Landschaftsformen hat, während die steil aufsteigende Ostseite die äußerst bergige, kuppige Grundmoränenlandschaft aufweist. Bei dem Rittergute Zeblin, dem Geburtsorte Ew. von Kleists, sind die äußerst steilen und vielfach durch Regenschluchten zerklüfteten Talränder des Radüetales mit schönem Laubwalde oder doch gemischtem Waldbestande besetzt, und die Unteren Sande treten nur ganz vereinzelt zutage. Dagegen sind die Nordufer bei Lubow und weiterhin nach Westen stets mit solchen Sanden durchsetzt und noch mit Oberen Decksanden überlagert; sie tragen daher sämtlich ausgedehnte Kiefernwälder. Das Tal selbst ist zwischen Zeblin und Lubow tischeben; nur der

5—10 m breite wasserreiche Radueфluß hat sich darin tiefer eingegraben (Zebliner Mühle).

Dieser Fluß tritt aus dem Westende des Niedersees als 4—10 m breite und 1—2 m tiefe Radue eilenden Laufes heraus. In der Westbucht des Niederseetales, die der Fluß zuerst durcheilt, einer einst 5—8 m tiefen alten Seebucht, lagerten sich damals, als hier noch kein Ausfluß bestand und das Wasser ruhig hier Jahrhunderte verweilte, die 1—2 m mächtigen Kalklager des Rittergutes Sydow, Gutzmin und Hohenborn ab, die heute regelrecht ausgesetzt und dann im Winter auf die Äcker abgefahren werden. In älteren Zeiten standen hier drei Kalköfen; die kohlensauren, mehlfeinen und etwas gelblichen Wiesenkalke wurden wie Torfsoden in Formen gepreßt und gestrichen, getrocknet wie Torf und dann in den Ofen gebrannt. Da dieser Kalk nach Prof. Dr. Keilhacks Untersuchungen 95 prozentig ist, war er ein vorzüglicher Baukalk und wurde auch als solcher verwandt. Der letzte Kalkbrenner dieser Zunft hat hier 1834 noch gewirkt. Noch viele Tausende Kubikmeter dieses wertvollen Kalkes lagern hier als ein noch zu hebender Schatz der Landwirtschaft. Bei der Separation, die in Sydow 1836 teendet war, schnitt man auch für die Gemeinde einen größeren Plan davon zur allgemeinen Benutzung aus.

Von Norden her kommt aus einer tiefen und breiten Steinschlucht, die am Waldrande mit einem runden, heute fast zugewachsenen See, dem Buschinken See, endet, ein Bach, der sogen. „Pulverbach". In den seit 1667 hier in dem Sydower Kirchenarchiv vorhandenen Kirchenbüchern, die seit jener Zeit ganz lückenlos vorhanden sind, findet sich die Bemerkung, daß hier 1793 ein Pulvermacher gestorben ist. Die Pulverindustrie ist also auch hier in dem waldreichen Gebiet zu Hause gewesen, wovon nur noch der Name „Pulverbach" Zeugnis gibt. Am Papenzinsee bei „Althütte" und „Vorhütte" haben damals die „Glasmacher" gewirkt — laut Kirchenbuch und aufgefundenen großen grünen Glasstücken.

Nördlich des Niedersees dehnen sich die schönen Wälder der Rittergüter Gutzmin, Vettrin und der Pollnower Stadtforst — etwa 2000 ha — Wald mit Eichen, Buchen und Kiefern aus. Dort am Buschinkensee nisten in den hohen Buchen alljährlich ein Kranichpaar und ein Paar des so seltenen schwarzen Storches. Im Walde selbst haust auch noch der Uhu, der mir durch seinen Ruf bekannt ist; gesehen habe ich ihn nicht. Auf dem Pulverbache liegen heute mehrere Fischteiche.

Hier an der Nordseite des Niedersees befinden sich auf einer Bergnase, auf den „Ziegenbergen", drei gewaltige Hünengräber, die leider durch einen sehr klugen Arbeiter heimlich aufgegraben worden sind. Es ist mir mit Bestimmtheit versichert worden — und da das Aufgraben nur vier Jahre zurückliegt, wohl glaubhaft genug, daß in dem einen Hünengrabe ein ganzes, zusammengekrümmtes Skelett sich befunden hat. Es handelt sich hier also wohl um Skelettgräber der jüngeren Steinzeit. Den harten Schädel haben die Leute den Berg hinabkegeln lassen. In der Umgebung des Niedersees befinden sich noch mehrere große Gräber, so auch am Kaminsee auf dem Fichtberge und am Papenzinsee. Ein sauber poliertes Steinbiel erhielt die Schule in Darwehn vom Steinberg, der an seinem Nordfuße die Gesorkensee (202 m über M.) hat. Ein kleinerer — wohl Steinmeißel, wurde im Zuge der Kaminberge gefunden. Er ist sehr sauber geglättet, haarscharf und besteht aus hellem Feuerstein mit Serpuliden und Resten von Seeigelstacheln, die deutlich darin zu erkennen sind. Die jüngere Steinzeit ist also hier sehr vertreten. Die mächtigen Kegelhügelgräber sind mit großen Steinen in weitem Umkreise umgeben und mit Steinen überschüttet. Vorläufig wird man diese Gräber noch nicht antasten, weil sonst noch Steine in genügender Menge auf dem Sydower Fundum vorhanden sind; doch sind tatsächlich von den Steinschlägen schon manche Hügel zerstört worden. Denn täglich gehen mit der Kreisbahn Sydow-Pollnow-Schlawe ganze Wagen voller Geschiebe — geschlagen als Kopfsteine und ungeschlagen als Feldsteine in den steinarmen Schlawer Kreis hinein. Da dürfte die Reihe auch an die großen Gräber kommen. Die Besitzer, meist kleine Eigentümer, behaupten, daß es ihnen niemand wehren könne, sie zu zerstören, um die Steine zu benutzen. Wer hilft hier eingreifen?

Auf einer Insel neben dem Ausfluß der Radüe aus dem Niedersee befand sich in wahrscheinlich schon historischer Zeit ein alter wendischer Burgwall, der einst zweifellos ganz von Wasser umgeben war, heute aber von einer Seite her über Wiesen hinweg zugänglich ist. Derartige Burgwälle gibt es bei uns noch im Papenzinsee, am Gillersee und bei Altmühlenkamp (hier auf dem Schloßberg, der aber ganz sicher nie ein Schloß getragen hat.).

Aus dem 8 km langen Papenzinsee stammt auch ein alter Kahn, ein sogen. Einbaum; ein zweiter wurde aus dem Kaminsee gezogen. Es sind gewaltige Eichen gewesen, die zu Einbäumen durch das Feuer ausgehöhlt wurden, 3 m lang, 1½ m breit, in dem zweiten Drittel der Länge mit einer stehengebliebenen Querwand versehen. Daß sie durch das Feuer ausgehöhlt worden sind, ist immer deutlich erkennbar.

Ein altes Urnenfeld wurde im Übergangstale vom Kamin- zum Niedersee aufgefunden. Die im Sande stehenden Urnen haben keine Verzierungen und sind nicht auf der Drehscheibe hergestellt. Obige Funde dürften genügende Beweise dafür sein, daß an unseren schönen Landrückenseen einst eine zahlreiche Urbevölkerung seßhaft gewesen sein muß, die offenbar von Fischfang und Jagd lebte, denn der Niedersee ist ein offenes Gewässer, das sehr fischreich ist.

Es wurden aus diesem See vor ein paar Jahren von Gr.-Gardeschen Berufsfischern für 3000 M. Fische herausgeholt, und noch immer fischen ein Rentengutsbesitzer in seinem Anteil und ein Fischereipächter im herrschaftlichen Anteil regelmäßig darin mit Erfolg. Der Aalfang auf der Radüe brachte einmal in einer Nacht 1¼ Ztr. Aale. Ein andermal wurden im Niedersee etwa 40 Ztr. Kleinfische mit einem Zuge herausbefördert, hauptsächlich Plötze und Barsche. Schleie sind schwerer zu fangen, sind aber auch genügend vorhanden. Das muldenartige, etwa 5—10 m tiefe Becken des Sees ist von einem breiten Rande von Wasserpest, Elodea canadensis, umgeben, die bis zur Tiefe einer Manneslänge den See dicht umwuchert, wodurch die Fischerei sehr erschwert ist. Diese 1836 aus Nordamerika nach Irland, 1847 nach England und dann anfangs der Fünfzigerjahre in Stettin zuerst in die pommerschen Gewässer eingeschleppte, kalkliebende Wasserpflanze hat hat sich leider in allen unsern Seen außerordentlich schnell und reichlich verbreitet — zum Leidwesen aller Fischer, die sie ihres eigenartigen Wuchses wegen als Seemyrte bezeichnen. Ihr Gewebe ist derart kalkreich, daß sie beim Liegen an der Luft völlig weiß wird und zu Düngerzwecken benutzt werden kann. Die Meinung, daß sie bald wieder verschwinden wird, ist offenbar eine sehr irrige; das dürfte erst geschehen, wenn der Kalkgehalt unserer Gewässer aufgebraucht („gefällt") ist. Bis dahin kann aber sicher noch ein Jahrhundert vergehen.

Das offene Seebecken des Niedersees enthält reichliche Schlammablagerungen, eine 2—3 m dicke Schicht, denn es ist ein im Verlanden begriffener See, dessen etwas höher gelegener südlicher und westlicher Teil zu sumpfigen Wiesen mit Trockenuntergrund umgewandelt ist. Oft steht der Torf bis 2 m tief. Der Wiesenboden steigt von Norden nach Süden so an, daß vom Wasserspiegel ab, der auf 80,1 m liegt, bis nach dem Kalkwalde hin, dieser Wiesenboden schon auf 85,7 m Meereshöhe liegt.

Unmittelbar aus dem Niedersee erhebt sich eine 7,5 ha große mit Kalkablagerungen umsäumte Insel bis zu 20 m über das Wasser empor (Obere über Unteren Sanden). Eine neben dem See liegende Halbinsel erreicht gar 125 m. Sie teilt das Tal in eine See- und eine Wiesenhälfte (Oberer über Unterem Sande), oben auf mit vielen Steinen; es ist eine Endmoränenbildung, die das Seetal hier durchquert. An der Drawehner und Hohenborner Seite liegen mächtige Lager des kohlensauren Wiesenkalkes.

Spieglein an der Wand

Karla König.

Ein schmales, rotes Lämpchen glimmt,
Ein bleich Gesicht im Spiegel schwimmt,
Ich glaub', es ist das meine . . .
Die Wimper zuckt, die Lippe bebt,
Das bleiche Antlitz fühlt und lebt,
Ich schau es an und weine.

Da weint es mit . . . und abgewandt
sinkt es in eine blasse Hand,
dann zuckt es auf mit Grollen
und aus dem Spieglein an der Wand
starrt es mit heißer Augen Brand
in meine tränenvollen. —

Am Fenster strahlen Lilien weiß,
die Flocken sinken müd und leis,
ich will das Haar mir flechten . . .
dann sing' ich, eh' ich schlaf' und träum'
mir einen dunklen Märchenreim,
der klingt nur in den Nächten.

„O Spieglein, Spieglein an der Wand —
wer ist die Ärmste im ganzen Land . . .?"
Daß Gott die Antwort hüte!
Schon nickt im Spiegel das Gesicht, —
doch eh' mein blasses Spieglein spricht,
das rote Licht verglühte . . .

Nun hab' ich mich in Nacht gestreckt,
mich wie zum Sterben zugedeckt
und weiß, es ist vergebens . . .
Im Spiegel losch des Bildes Hauch —
Oh, löschte Gott mein Bildnis auch
im Spiegel dieses Lebens!

Eine Torpedobootfahrt längs der Ostseeküste

Von Fritz Feire

Um acht Uhr morgens ist „seeklar" befohlen. Es ist ein wunderschöner, fast windstiller, klarer Frosttag; einer der ersten, der aber doch schon allerhand Eis im Binnenhafen der östlichen Hafenstadt sich herumtreiben läßt.

Der Kommandant steigt am Seefallreep vom Öl-Tankdampfer, an dem das Boot noch längsseit liegt, an Bord über. Der 1. W. O. (1. Wachoffizier) steht mit der Hand an der Mütze am Fuße des Seefallreep und meldet das Boot seeklar. Der Kommandant dankt und meint dann: „Na, hoffentlich bleibts so klar und ruhig, sonst kann die Fahrerei bei der Kälte noch recht eisig werden, und wir sehen dann wieder aus wie so'n schwimmender ‚Kristallpalast', wissen Sie noch, Wershoven, wie im vorigen Winter hier oben." Die beiden sind damals so manches liebe Mal bei „Bullenseegang" und Eiskälte „hier oben" zusammen zur See gefahren. „Jawohl, Herr Kapitänleutnant". „Na, dann legen Sie bitte ab, Sie haben ja wohl die erste Wache."

Ein langer Pfiff schrillt über Deck: „Klar zum Manöver!" Kommandant und Wachoffizier stehen auf der Brücke. Die Leute sausen auf Manöverstationen. „Ablegen von Backbordseite!" „Leinen los!" Alle Kommandos werden durch verschiedene Pfiffe mit der Batteriepfeife gegeben. Zwei kurze Pfiffe beenden das Ablegemanöver. Dann rasseln und klingeln die Maschinentelegraphen, ruttert die Rudermaschine, und das Boot gleitet mit „Halber Fahrt" über den Achtersteven (Hinterteil) aus dem Binnenhafen in den weiten Vorhafen. Bis das Boot dann außerhalb der Molen den ersten Kurs aufgenommen hat, bleibt der Kommandant auf der Brücke. Dann klettert er mit den Worten: „Wenn was Besonderes ist, Wershoven, bitte sofort Meldung", die kleine Eisentreppe an Deck runter. „Jawohl, Herr Kapitänleutnant." Wershoven sieht mit einem etwas despektierlichen Grinsen zu, wie sein etwas klein geratener Kommandant an dem reichlich hoch geschorenen (gespannten) Strecktau über das vereiste Deck bis zur Kajüte „längshampelt". Dann überzeugt sich der Offizier, daß auf der Brücke und an Deck „alles klar" ist, daß die „Ausgucks" richtig stehen, alle mit Doppelgläsern „bewaffnet" sind, Winkflaggen und Signalmittel in Ordnung und die Geschütze geladen und in der richtigen Stellung sind.

Der Oberleutnant zur See Wershoven klemmt sich neben dem Ruderhaus dicht hinters Brückenkleid und hält selber scharf mit Ausguck, denn mit „U"-Booten und treibenden Minen ist im Kriege nun überall zu rechnen. — Nach kurzer Zeit merkt man, daß die Kälte doch „gar nicht so ohne" ist, und freut sich des dicken Wachmantels und der pelzgefütterten Handschuhe. Nur Gesicht und Ohren erstrahlen bald in leuchtendsten Rot. Ansteuerungstonnen und Bojen kommen in Sicht und werden passiert. Mehrfach wechselt der Offizier Kurs. Plötzlich verbreitet sich auf der Brücke ein lieblicher Duft nach „Erbsen mit Speck", der aus der unterhalb liegenden „Kombüse" dringt, und verkündet tröstend der Wache, daß in einer kleinen Stunde auch sie den durchgefroernen Leib und leeren Magen erquicken können. Auch des Oberleutnants Phantasie durchziehen erwartungsvoll freundliche Vorstellungen. Er ist neugierig, was der 2. W. O. wohl als Beilage zu der Mannschaftskost — die Offiziermesse ißt nämlich in der Kajüte dasselbe Essen wie die Mannschaften vorn, nur mit kleinen „Beilagen" — „zugeben" wird.

Der Ausguck oben auf der Scheinwerferplattform meldet: Voraus ein Dampfer in Sicht! Das muß ein größerer Frachtdampfer sein. Wershoven schließt es aus der breiten, wuchtigen Bauart. Bald passiert der Dampfer — ein Deutscher — und dippt (holt nieder) die Flagge zum Gruß. Der Oberleutnant läßt mit der Flagge für den Gruß danken. Selbst im Kriege wird Höflichkeit und Zeremoniell bei der christlichen Seefahrt peinlich gewahrt.

An Backbord voraus kommen jetzt Kirchen und Häuser von Memel in Sicht. „Na, schön", denkt der Oberleutnant, „da kann ich wenigstens vor Wachübergabe nochmal genau Schiffsort und Abstand von Land festlegen. — Steuermann!" „Herr Oberleutnant?" „Gehen Sie nach achtern zum Pfeilkompaß und peilen Memel Leuchtturm in vier Strich und querab zur Abstandsbestimmung." (Peilen: eine Art Visieren eines Gegenstandes in einer bestimmten Richtung; z. B. in vier Kompaßstrichen nach vorn unter gleichzeitigem Ablesen der Kompaßstriche oder -grade.) „Jawohl, Herr Oberleutnant," und mit der „Beobachtungsuhr" in der Hand turnt der Steuermann nach achtern.

„Na, Wershoven, schön kalt, was?" Der Leutnant z. S. Senger kommt auf die Brücke. „Ja, nicht von Pappe," meint Wershoven, „wollen mal schnell Übergabe machen. Also, Maschinen laufen Umdrehungen für 20 Meilen. (Eine Seemeile = 1,852 km.) Der

Kommandant will nicht höher rauf gehen. Er behauptet, wir hätten Zeit genug; na, ich kann's nicht ändern. Aber immerhin 25 Meilen wären mir lieber. — Kurs Süd $^3/_4$ Ost, damit werden Sie wohl bis Brüsterort hinkommen. Memel ist eben querab gewesen. Der Steuermann rechnet im Kartenhaus gerade den Abstand aus. Sonst alles klar, bei besonderen Vorkommnissen will der Kommandant Meldung haben. Na, gute Wache!" „Danke, Mahlzeit," ruft Senger ihm lakonisch nach. Er denkt mit stiller Wehmut daran, wie schön es sich doch jetzt im bequemen Stuhl in der warmen Messe bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarette sitzen lassen müßte. Na ja, Dienst ist Dienst und keine Gefälligkeit. — Nach kurzer Zeit kommt schon der hoch und exponiert stehende Leuchtturm von Brüsterort in Sicht. Die vorspingende Landzunge, die sich weiter landeinwärts zwischen Kurisches und Frisches Haff schiebt, liegt etwas erhöht und hebt sich, wenn man auf See von Norden kommt, schon aus weiter Ferne deutlich am äußersten Rande des dünnen, oft hinter der Kimm verschwindenden Streifens der niederen Kurischen Nehrung ab, fast wie eine Insel. Sie bleibt auch lange nach dem Passieren als einziges Land noch sichtbar, denn auch die unmittelbar nach Südosten sich anschließende Frische Nehrung verschwindet fast ganz hinter der Kimm.

Höllisch früh wird's jetzt schon dunkel. Leutnant Senger läßt kurz vor vier Uhr nachmittags das Boot abblenden, so daß kein verräterischer Lichtschein nach außen dringt. Dann läßt er Nachtsignalmittel und alle Lampen und Laternen, die eventuell gebraucht werden könnten, genau ausprobieren. Auch der Scheinwerfer muß dran glauben — natürlich bleibt die Blende aber dabei dicht. — Um vier Uhr kommt der Kommandant mit Wershoven zusammen auf die Brücke. Der wachhabende Offizier hat soeben den nächsten Kurs auf der Karte abgesetzt und läßt gerade auf den neuen Kurs einsteuern. „Na denn wollen wir mal die Feuer mit F.T. (Funkentelegraphie) bestellen, Senger," redet ihn der Kommandant an.

Senger übergibt schnell, aber deswegen nicht weniger gründlich, die Wache an den Oberleutnant und beeilt sich, seinen Pflichten als F.-T.-Offizier nachzukommen. Zunächst verschwindet er mal mit dem Kommandanten im Kartenhaus. „Also vor genau 30 Minuten haben Sie Brüsterort querab gehabt. Dann ständen wir jetzt hier," der Zirkel in der Hand des Kommandanten deutet auf einen Punkt der Kurslinie auf der Karte. „Dann wollen wir zuerst mal sehen, wann wir Rixhöft brauchen, und dann alles übrige." Er hantiert eine Weile mit Zirkel, Dreiecken, Fahrtabellen und dem Buch herum, das genauen Aufschluß über Sichtweite und „Kennung" (Merkmale) der einzelnen Feuer gibt, und schiebt dann dem Wachoffizier den ganzen Laden hin: „Wollen Sie bitte noch mal nachprüfen, Senger".

Dies Nachprüfen ist durchaus nicht unwichtig, denn es gibt kaum ein übleres Gefühl, als die ganze Nacht durch ewig „im Druck zu sitzen", weil man Feuer zu früh oder zu spät bestellt hat. Da muß man entweder nachher dauernd die Fahrtstufen ändern, oder eben ganz auf die betreffenden Feuer verzichten und mit dem wenig angenehmen Bewußtsein nicht genau zu wissen, wo man ist, im Dustern umherrückeln. Denn abgesehen davon, daß der Kompaß allerhand unberechenbare Mucken und Fehler hat, kann man auch die Versetzung durch Wind, Seegang und Strömung namentlich in der Ostsee sehr schwer genau einschätzen.

„Die Zeiten stimmen genau, Herr Kapitänleutnant, haben für jedes Feuer 10 Minuten zur Sicherheit länger genommen?" „Ja, besser ist besser," meint der Kommandant, „dann lassen Sie bitte gleich den Funkspruch so aufgeben." Der Leutnant verschwindet in der „F.T.Bor" unter der Brücke und nimmt mit seinem F.-T.-Maaten „das Ding gleich in Arbeit". Nach 10 Minuten meldet er dem Kommandanten unten in der Messe: „Funkspruch ist abgegeben und verstanden."

„Ja, danke sehr!"

Im Laufe der Nacht lassen dann auch Rixhöft, Schmolsin — am Leba-See, als erstes pommersches Feuer — und Jershöft ihre Lichtbündel übers Meer huschen.

„Na mit den Feuern hat's also auch auf Morgenwache tadellos hingehauen?" frägt der 2. W. O. den 1. W. O. am andern Morgen bei Wachablösung. „Ja, ja — prächtig — einwandfrei," antwortete der andere etwas ungeduldig, denn er ist von der achtstündigen Doppelwache, die er in der Nacht gehabt hat, nun doch reichlich müde und durchfroren. Er zeigt durch die offene Tür des Kartenhauses auf die ausgebreitete Seekarte: „Hier haben wir um 6 Uhr 30 Min. gestanden, ich habe genaue Peilung. Ich denke, Kolberg muß gleich in Sicht kommen." „Na, denken Sie nicht zuviel an die „Badesaison" von vor zwei Jahren, sonst gerinnen Ihnen nachher die „Tränen der Wehmut auf den blühenden Wangen zu Eis." „Nee, nee, keine Angst, in Kolberg habe ich nie viel verloren! Na, dann guten Appetit zum „Spiegelsei" und recht gesunden Vormittagspennus!" Der Leutnant ist in gehobener Stimmung. Er hat — wenn auch mit vierstündiger Unterbrechung — seine sieben Stunden Schlaf gehabt, hat prächtig gefrühstückt und fühlt noch wohlig die Wärme eines „Portsweines" im Leibe. Der „Portswein" und das „Spiegelsei", beide mit ihrem „pleonastischen s", sind typisch fürs Torpedoboot.

Kolberg mit seinen Kirchen, rotbedachten Villen und Seestegen und Badeanstalten hebt sich langsam aus dem Dunst der Kimme. Der Leutnant ist mal als ganz kleiner Bursche dagewesen und kann sich nicht mehr viel von dem ganzen Badeort und seinem Betrieb, der jetzt „Kriegswinterschlaf" hält, vorstellen. Seine Gedanken eilen dem Boot eine Strecke voraus nach dem Orte

Groß-Horst, dessen Feuer er noch vor wenig Jahren als selig sorgloser Pennäler von dem idyllischen, kleinen Ostseebad Neuendorf aus brennen sehen konnte. Dann ging immer der ganze „lustige Klumpen", Jungs und Mädels, abends auf den Berg hinterm Dorf rauf und staunte den so weit reichenden Schein des Feuers an.

Das ist ja aber auch wirklich ein ganz prächtiger Leuchtturm, das Ding läßt sich großartig peilen.

Immerhin — die Gesichtspunkte, unter denen man die Dinge betrachtet — ändern sich mit der Zeit: Hier der Pennäler, der sich von dem in die Nacht plinkenden Feuerauge romantisch angehaucht fühlt, dort der Leutnant zur See, der sich über das gute Peilobjekt freut.

Aber auch Groß-Horst zieht vorbei, dann kommt Dievenow und da endlich dort die kleine Einsenkung in der Küste, das muß der Strand von Neuendorf sein. Der Leutnant schwelgt einen Augenblick in Jugenderinnerungen. Er sieht sich im kühlen Morgenwind auf dem Rad durch den Wald zum Strand runterjagen, sieht wieder die ganze lustige Bengelsgesellschaft sich im Wasser rumtummeln — man konnte ja nie weit genug rausschwimmen, und einen Bademeister, der „pfiff" und drohte, gab's in dem kleinen Nest noch nicht. Was da zu machen war, besorgte alles ein alter mordsgemütlicher Fischer, den die Bengels willig mit Zigarren „schmierten". Dann durfte man nach dem Baden stundenlang hinter der Düne, wo kein Windhauch wehte, Sonnenbad nehmen. Was konnte man sich da herrlich rumkabeln, bis zuletzt einer wutschnaufend in die Diesteln mit dem blanken „corpus" fiel. Da wurde so manche erbitterte „Kienäppelschlacht" geschlagen — die Dinger brannten ganz infam auf der sonnenverschmorten Haut.

Gott, waren das Sonnenzeiten, war das eine sonnige Gesellschaft, dieser „lustige Klumpen!" Gar manchen lieben Kerl von denen hatte der Krieg auch schon weggerissen. Der Leutnant äugte scharf aus nach Backbord: Aha, das ist die hohe, schroff abfallende Ecke da vom „Kaffeeberg", und dahinter liegt Misdroy, das „Weltbädchen", wenn man von Neuendorf aus mal etwas „Betrieb" haben wollte.

Mit der langsam entschwindenden Küste entschwinden dem Leutnant auch pflichtschuldigst all die lustigen Jugenderinnerungen, und er denkt wieder „stür gradeaus". — Um 12 Uhr 30 geht's dann mit einem Bärenhunger bewaffnet in die Messe, und es beginnt ein tatenfreudiges „Stauen". Nach „vollbrachter Arbeit" aber kann der Leutnant dann die Stunde der Tasse Kaffee und der Nachmittagszigarette, die er gestern auf der bitterkalten und zugigen Brücke erträumt hatte, in Ruhe, Wärme und Behaglichkeit genießen.

Indessen stecken oben auf der Brücke der Kommandant und der Oberleutnant die Nasen in den Wind, sehen sich bedeutungsvoll an und meinen schließlich übereinstimmend: „Da kommt noch 'ne Masse Seegang auf."

Und sie sollten recht behalten: Als Leutnant Senger um vier Uhr zur Ablösung an Deck kommt, muß er sich eklig am Strecktau festhalten. Unterwegs bekommt er ein paar Spritzer über den Leib, die auf dem Olzeug gleich zu einer Eiskruste gefrieren.

„Brrr, hören Sie mal, Wershoven, das ist ja häßlich da unten an Deck." „Na ja, 's wird 'n bißchen naß," meint der sehr gelassen. „Im übrigen haben Sie hier Backbord das herrliche Stubbenkammer in Sicht, und da ganz vorn, in etwas nebelhafter Ferne, können Sie Arkona schon blinken sehen. Sie müssen gut von der Küste freihalten, die See setzt ziemlich knüffig von Steuerbord etwas achterlicher als querein. Da sehen Sie das warnende Exempel." Er deutet auf einen Dampfer, der etwas unterhalb Stubbenkammer auf dem steinigen Ufer festsitzt. „Der sitzt da eisern zwischen den Klamotten. Der Kapitän hat, glaube ich, behauptet, er wäre einem feindlichen U-Boot dahinauf ausgewichen. Die Sache kann aber auch anders gewesen sein. — Na, jedenfalls gut aufpassen. Wenn Arkona quer ist, will der Kommandant Meldung haben." „Na, schön," antwortet der Jüngere, und nach einem kurzen Blick auf die Karte klemmt er sich fest zwischen irgend zwei Stützen ein, um bei dem tollen Arbeiten des Bootes nicht auf der Brücke rumgeschleudert zu werden.

Nach einer Weile beugt der Offizier sich über den Kompaß und überzeugt sich, daß der Mann richtig auf den befohlenen Kurs eingesteuert hat. „Nicht nach Backbord nachgeben!" Der Mann wiederholt den Befehl und starrt weiter auf den Kompaß vor sich.

Plötzlich blinkt an Steuerbord voraus ein Lichtsignal. Der Leutnant äugt scharf durchs Glas. Aha, auch ein Boot. Aber der Ärmste dampft auf Gegenkurs gerade gegen die „Bullensee" gegenan. Das ganze Boot ist dauernd in einen weißgischtenen Wasserschwall eingehüllt. Himmelherrgott, denkt Senger, da fahren wir ja noch den reinsten „Rivierakurs".

Bei Darßer-Ort leuchtet das Feuer als letzter Gruß des Pommernlandes herüber. Und weiter geht's unentwegt in der tollen Nachtfahrt. Diesmal hat der Leutnant die Doppelwache — erst von 8 Uhr abends bis 12 Uhr nachts und dann wieder von 4 Uhr bis 8 Uhr morgens. Und als dann schließlich das Boot bei Morgengrauen im Bestimmungshafen festmacht, pellt er sich in wohliger Müdigkeit aus dem durchnäßten, vereisten Zeug und sinkt „ungefrühstückt" in die Koje zu einem urkräftigen Vormittags-„Pennus".

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung)

„Bleibst du noch, oder kommst du mit?“ fragte Roos, vom Ofen ins Zimmer tretend. „Ich gehe hinab.“ — „Ich komme — ich komme,“ gab er zur Antwort, indem er den Rock wieder zuknöpfte und Hut und Stock nahm. „Gott befohlen, Frau Schwägerin! Sehen Sie bald einmal bei uns ein, Josefine bittet herzlichst darum. Meinen Gruß an Ihre Mädchen — wo stecken sie? — Und das wegen des Jungen nehmen Sie sich nicht zu sehr zu Herzen. Er wird schon gut tun, wenn er Ernst sieht. Ihr seid zu nachsichtig gewesen. Guten Abend — bitte, bitte, bleiben Sie!“ Und indem Roos sagte: „Du schickst uns den Tee nachher wohl hinunter?“ verließen sie das Zimmer.

Magdalene nahm nicht sogleich wieder ihren Platz ein; fest in die Mantille gehüllt, ging sie mit langsamen Schritten hin und wider, das Haupt leicht gesenkt im tiefen Nachdenken, und das leise Rauschen ihres an den Teppich streifenden schwarzen Seidenkleides war das einzige Geräusch in dem großen Gemach. So währte es eine geraume Zeit lang, bis sie endlich am Tisch stehenblieb und gedankenvoll in die Lampe starrte. „Es nützt nichts,“ murmelte sie endlich vor sich hin und schüttelte leicht den kleinen Kopf. „Es mußte einmal dahin kommen — es ist so nicht mehr zu ertragen — es ist gut so.“ Dann wandte sie sich rasch ab, klingelte, nahm eins der Lichter, die auf dem Spiegeltischchen brannten, und trat zum Schreibtisch, setzte sich dort, ordnete, was sie zum Schreiben bedurfte, und begann schnell zu schreiben. Als bald darauf der alte Diener eintrat, war sie so tief in ihrem Geschäft, daß sie sein Kommen nicht bemerkte, und erst sein leises: „Frau Kommerzienrätin haben geklingelt?“ ließ sie aufsehen.

„Lasse Johanna im Erkerzimmer heizen, Kurt,“ sagte sie freundlich, „und die Koffer parat halten. Dann — ich kann dir nicht helfen — springe zum Fuhrmann und bestelle mir zu morgen früh sechs Uhr einen Wagen. Vorher aber rufe meine Töchter.“ — Der alte Mann schien heftig bewegt. „Frau Kommerzienrätin —,“ sprach er stockend. — Sie hatte bereits ihren Kopf wieder zum Papier gesenkt. „Ja, ja, eile nur, lieber Kurt,“ versetzte sie ein wenig ungeduldig, ohne aufzusehen. „Ich muß morgen auf ein paar Tage zu meinem Bruder reisen; Margarete begleitet mich, und auch Johanna muß ich mitnehmen. Sag es ihr, daß sie sich darauf einrichtet.“ Und ihre Feder flog schon, als der Alte sich seufzend abwandte und die Stube verließ.

Inzwischen waren die beiden Schwäger die Treppe hinabgestiegen und in das nach dem Hofe zu gelegene Kabinett des Handelsherrn getreten; Neubank schien sich hier noch behaglicher und heimischer zu fühlen als droben, obgleich das Gemach ziemlich kahl und einfach war, mit grauer Tapete und nur den notwendigsten altertümlichen Möbeln, und von einer solchen Höhe bis zur gewölbten Decke, daß das Licht der beiden Arbeitslampen den oberen Raum nicht zu erhellen vermochte. Der alte Herr legte hier nicht nur Hut und Stock ab, sondern zog auch den Überrock aus, den er droben anbehalten; mit gleichmäßigem Schritt ging er zum Pfeifen- und Tabakstisch in der Ecke am Fenster, stopfte sich dort eine Pfeife, zündete dieselbe mit einem Fidibus bei der Lampe auf dem Sofatisch an, setzte sich bequem in die Ecke und blies den Dampf von sich, und tat das alles so behaglich, und summte dabei fort und fort die Melodie Gott weiß welches verschollenen Walzers vor sich hin, als ob er zu Hause sei. Als er saß und seine Pfeife außer aller Gefahr sah, wieder zu erlöschen, auch die Lampe so gedreht hatte, daß er im Schatten war, sagte er endlich: „Nun also, was ist das für dummes Zeug mit eurer Helene?“ —

Der Handelsherr hatte längst mit der seltenen Selbstbeherrschung, die er sich in seinem langjährigen, oft dem jähesten Wechsel und den plötzlichsten Schwankungen ausgesetzten Geschäft angeeignet, alle Aufregung und Leidenschaftlichkeit unterdrückt, die ihn bei der herben Szene im Zimmer seiner Frau so gewaltsam durchtobt hatte. Die Welt und auch seine eigenen Verwandten kannten dieses tiefinnerste Wesen des Mannes, den furchtbaren Jähzorn, die alles vergessende Heftigkeit wenig oder gar nicht, selbst in seinen Kontors, in seinem Geschäft hatte man davon nie mehr als einzelne Blitze gesehen. Denn da er selber einsah, wie viel er mit solcher Heftigkeit sich vergab, wie sehr sie ihn jedesmal in Nachteil brachte, hatte er, wenn er sie aufsteigen fühlte, sich mit seiner letzten Kraft meistens in die Einsamkeit seines Kabinetts zurückgezogen und in oft stundenlanger Abgeschlossenheit den Sturm vertoben lassen. Nur im engsten Familienkreise hatte es ihn einige Male überrascht, und es hatte dann jedesmal mancher Tage bedurft, um ihn und die Seinen das

Gleichgewicht wiedergewinnen zu lassen. Aber selbst in diesen Fällen hatte er, sobald ein Fremder dazugekommen, sich augenblicklich vor dessen Augen wieder seine Ruhe zu erringen vermocht. Daher kam es, daß er in der Welt für einen unerschütterlichen und durch und durch gleichmütigen Mann galt und wegen dieser seiner Ruhe und Geistesgegenwart, wegen dieser Siegesgewißheit, möchte man sagen, bewundert wurde.

Auch jetzt saß er ruhig wie gewöhnlich und als ob nichts vorgefallen sei, auf dem mit Leder bezogenen Stuhl vor seinem Pult, hatte das Kistchen herangezogen, das offen neben der Lampe auf dem oberen Rande des Möbels stand, sich ruhig eine Zigarre ausgesucht, sie abgeschnitten und angezündet und rauchte auf das allerbehaglichste. Auf des Schwagers Frage blies er eine lange Rauchwolke von sich und entgegnete: „Du hast recht, es ist dummes Zeug, und wäre es nicht zugleich so frech gewesen, so hätte ich darüber lachen können. Reden darüber mag ich nicht viel. Mit einem Wort: heut morgen rückt der wildfremde Bursch mir ins Zimmer und erklärt mir, daß er Helene zu heiraten wünsche, daß sie nicht abgeneigt sei, daß ich mich zu beeilen habe, die Sache in Ordnung zu bringen. So war's ungefähr, nur daß noch allerlei drum und dran hing, wie üblich. Meine Antwort war aber wirklich rundweg: nein, daraus wird nichts, und adieu für immer. Darauf ging er ungnädig genug, und ich las Helenen die Leviten. Anstatt aber entrüstet zu sein über diese Weise und mir dankbar für den schnellen Abbruch, ringt sie die Hände über den Schmerz des Armen, schmollt auf ihrem Zimmer und erklärt mich für den Härtesten der Harten. Voila tout! — Sie wird vernünftig werden, denn sie ist sonst nicht dumm."

„Und Magdalene?" fragte nach einer Pause der Bürgermeister. — „Hm!" Roos zog leise die Brauen zusammen. „Sie spricht sich selten aus, weißt du. In Betreff dieser Narrheit pflichtet sie mir jedoch sicherlich bei. Sogar Margarete rief ja auf meinen Bericht: ‚Abscheulich!'"

„So kann ich also gute Nachrichten nach Hause bringen," sprach Neubank mit einem Seufzer." „Deine Schwester hat mir, seit sie durch Anna die Nachricht erhielt, die Ohren voll genug lamentiert. Du weißt, was die sich in den Kopf gesetzt hat." — „Ja!" Roos nickte langsam mit dem Kopf. „Euer Josef stände mir schon an. Meine Mutter will zwar gegen die Verwandtschaft sprechen, aber das sind Redensarten. Magdalene mag ihn auch, und Helene hat sich ja sonst genug mit ihm verzogen. Wenn sie ja sagt und du ihm erst ein Nest bereitet hast, soll's uns recht sein."

Der Bürgermeister brachte seine Pfeife wieder in vollen Brand und strich mit der Rechten über seine Haare. „Auch deswegen bin ich gekommen," sagte er. „Ich habe heut Frohdorf für ihn gekauft, denn ich mußte mich nun entschließen; morgen hätte es ein anderer gehabt. Ich habe also bis Antoni die erste Zahlung zu leisten, und wie du wissen kannst, sind die meisten meiner Kapitalien bis dahin nicht mehr zu kündigen. Ich selbst kann nur ungefähr die Hälfte schaffen und muß das andere sonstwo aufnehmen. Kann ich auf dich rechnen?" — „Wie viel?" — „Etwa fünfzehntausend Taler." — Der Handelsherr zog ein Blättchen Papier aus der Lederunterlage auf dem Pelt und machte mit dem Bleistift eine Notiz darauf. „Auf wie lange?" — „Auf ein Jahr." — „Abgemacht," sagte er ruhig und schob das Blättchen unter einen Briefbeschwerer. „Und nun genug der Geschäfte — oder hast du noch was? — Nicht? — Nun, was gibt's sonst? Ich komme nicht aus dem Hause und erfahre nichts mehr aus Stadt und Verwandtschaft."

„Ja, lieber Gott, was soll ich dir erzählen!" versetzte der Alte und dehnte sich behaglich. „Da passiert nichts, weder in Stadt noch Verwandtschaft. Beiläufig vielleicht, — die Stadt wird nun zum Sommer doch wohl den Hafenbau aufnehmen müssen, wenn nicht alles zugrunde gehen soll. Freilich, es wird uns teuer werden, denn vor der Regierung, weißt du, können wir ganz versumpfen; die rührt keinen Finger um uns. Und wir brauchen so schon Geld genug. Es ist, als ob seit einiger Zeit der Teufel in den Leuten stecke; unsere alten Wechsel werden einer nach dem anderen gekündigt. Und dabei fällt mir ein —" er setzte sich aufrecht und ließ einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde — „Wetter, wie kann man so vergeßlich sein! — Denke dir, Florentins Wechsel, den er damals auch auf den alten Stolzenburg übertragen ließ, ist jetzt von demselben plötzlich gekündigt. Die Frist ist seit zwei Jahren schon abgelaufen, wie du weißt. Ist das nicht kurios?"

Roos war bei dem Namen Florentins aufgefahren und hatte die Zigarre aus dem Munde genommen. Seine Stirn war gerötet, und seine blauen Augen brannten mit einem so eigentümlichen Feuer, daß sie wirklich dunkler erschienen. „Nun," sprach er tief aus der Brust empor, „siehst du, wie recht ich vordem hatte, wenn ich behauptete, da wir ihn noch nicht los wären? Wenn er erst verrät, daß er überhaupt noch lebt, wird er bald mehr von sich hören lassen." — Neubank schüttelte den Kopf. „Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß die Übertragung seiner Wechsel an Stolzenburg nur ein Blendwerk gewesen, wie du meintest. Glaub mir, es war bittere Wahrheit — er bezahlte damit nur Vorschüsse; ich habe dem Alten nie getraut und begreife noch heut nicht, wie dein Vater gerade ihn zum Vormund bestimmen konnte."

Der Kaufmann schüttelte gleichfalls den Kopf. „Wie oft soll ich dir sagen, daß du und ihr alle euch irrt," antwortete er finster. „Glaub mir, Stolzenburg hatte einen Narren gefressen an dem Burschen. Und wie Florentin auch war, wie viel er auch verschwendete, — die Summe war zu groß für eine so kurze Zeit. Er

konnte sie nicht durchbringen. Und glaube mir —" er holte tief Luft, und seine Brauen zogen sich noch fester und finsterer zusammen — „du weißt, ich habe keinen Grund, von ihm gut zu reden oder zu denken, aber was wahr ist, muß wahr bleiben. Rechnen konnte er — wir haben's erfahren! Und Kaufmann war er trotz aller Flausen so gut wie nur einer, glaub's mir! Über ein Bestimmtes ist er nicht hinausgegangen, mag er gewesen sein, wo er will, und was er auch getrieben hat. — Das muß aber heraus. Philibert, weiß ich, kommt hie und da mit dem jungen Stolzenburg zusammen, er muß anhorchen."

Indem erschien der Diener mit dem Tee und ordnete das Service auf dem Tisch. Roos blieb schweigend auf seinem Platz. Der Bürgermeister bereitete sich eine Tasse.

„Ja, wenn du schon hiervon solch Wesen machst," sprach Neubank, nachdem der Diener gegangen und er die halbgeleerte Tasse niedergesetzt hatte, „was wirst du dann erst zu dem Folgenden sagen! Ich habe absichtlich nicht davon geredet, weil ich's für dummes Zeug halte; nun mag's aber auch heraus. Vor etwa vierzehn Tagen ist aus einem Hause in der Johannisstraße auf der Polizei ein Fremder angemeldet worden, der sich Westritz nennt und sich laut seines Passes hier auf der Bibliothek beschäftigen will; er kommt aus Kopenhagen. Weil er, ich weiß nicht worüber, noch Auskunft geben soll, wird er aufs Polizeiamt beschieden, meldet sich jedoch unwohl. Man schickt ihm darauf den Sergeanten Neufert hin, der mir, wie du weißt, aus alter Anhänglichkeit jeden Morgen seinen Besuch macht und Stadtneuigkeiten erzählt. Und der berichtet mir am folgenden Morgen nach langen Umschweifen und nachdem er mir das eben Erzählte mitgeteilt, — er wolle es mir nur sagen, wenn Herr Florentin van der Roos noch lebe, so müsse es dieser Westritz sein. Solche Ähnlichkeit habe er nie gesehen. Ich sagte ihm, er wäre ein Narr, und das glaube ich auch. Roos — Vincenz, — wie kann dich diese Dummheit so alterieren!" setzte er hinzu, als er den Schwager aufspringen, sich dann aber wie schwindlig mit beiden Händen auf das Pult stützen sah. Seine Gesichtsfarbe wechselte dabei von Leichenblässe in Purpurröte.

Der Bürgermeister sprang auf und setzte die Pfeife hin. „Um Gottes willen, Schwager — was ist's?" fragte er, erschrocken nähertretend. „Wetter — dir ist unwohl, — ich will —." — „Nichts, nichts!" murmelte der andere und raffte sich augenscheinlich gewaltsam auf. „Nichts — rufe niemand!" fuhr er fort, „es ist schon gut! — Also das! — Also darum! Darum dieser — verfluchte Hochmut! Diese — diese plötzliche Überhebung, dieser Trotz, diese ganze Predigt von Edelsinn und Tyrannei! — O Satan!" — Aber nehmt euch in acht! Vincenz van der Roos lebt noch, und ich will meine Rache haben, und müßten wir alle daran verderben!"

Er stampfte mit dem Fuß nieder, daß die Fenster leise klirrten. Aber als hätte sich in diesem letzten Ausbruch seine Heftigkeit erschöpft, stand er dann plötzlich ruhig und einen Augenblick tief in sich versunken. Darauf warf er den Kopf auf, kreuzte die Arme über die Brust und sprach finsteren Blicks: „Kein Wort von dem, was du eben hier gehört. Vergiß es jetzt, du wirst schon einmal wieder davon erfahren." —

Neubank war ganz blaß geworden. „Aber nochmals — um Gottes willen, Vincenz, was war das?" fragte er. „Was bewegte dich so bei der dummen Nachricht? Ich kenne dich gar nicht so." — „Und das sollte mich nicht bewegen, wenn ich im selben Atem höre, daß der Bube noch lebt und wieder hier ist?" war die langsame, schneidend betonte Antwort. Er biß die Zähne zusammen, und man sah's, wie seine Finger in den Arm griffen mit krampfhaftem Druck. „Oh — ich — doch genug, genug! Es wird sich finden." Er ging mit schwerem Schritt durchs Zimmer.

„Aber weshalb glaubst du, daß er da ist? Weil der alte Narr eine Ähnlichkeit entdeckt? Weil der Mann den Namen Westritz führt? — Lieber Himmel — es laufen da ja in allen Nachbarstädten zwanzig des Namens herum, weshalb auch nicht anderwärts? Und es kann ja auch in Gottes Namen eine Art Ähnlichkeit da sein; der Mann mag ja so gut wie du von der Familie des alten Balthasar abstammen. So was pflanzt sich wunderlich fort, taucht seltsam wieder auf; du selbst —" — „Laß es gut sein, Neubank. — Ich weiß, es ist Florentin. Darum! Oh — darum!" Er blieb stehen und preßte die Faust gegen die Stirn.

Der Alte hatte seinen Stock vom Tisch genommen und stieß damit jetzt heftig auf die Erde. „Aber in des drei Teufels Namen," sagte er ärgerlich, „weshalb sollte Florentin seinen Namen verleugnen und so Versteck mit uns spielen? Wir können ihm den einen nicht nehmen und ihm die Stadt nicht verbieten. Will er nicht zu uns kommen — wir werden ihn doch nicht zu uns holen? Und die alte Geschichte, wegen der er damals dummerweise das Hasenpanier ergriff, ist ja längst vorbei, und das Testament deines Vaters klar und unumstößlich." — Der Kaufmann lachte dumpf. „Glaubst du nicht gar, daß ich mich fürchte, im Unglücksfall die Bettelsumme an ihn bezahlen zu müssen, die ihm zugefallen wäre, wenn er sich nach des Vaters Wunsch und Willen betragen? Wenn's nur das wäre! — Und was geht ihn und uns die alte Geschichte an? Kinderei das! Meinst du wirklich, daß er deswegen davonlief? Es ist zum Lachen — jetzt! — Damals —!" Er brach ab, und zwischen die Zähne durch drängte sich ein seltsamer Laut; man wußte nicht, ob mehr Hohn darin war oder mehr Grimm; so klang er gemischt aus beiden.

Der Bürgermeister hatte den zornigen Mann schweigend und aufmerksam mit einem tiefernsten Blick seiner

sonst so freundlichen Augen verfolgt; es war, als ob auch aus all den Runzeln seines Gesichts der Ernst emporgestiegen wäre, und der joviale Zug um den Mund und die zufriedene Klarheit seiner Stirne hatten einer tiefen Sorge Platz gemacht. „Und wenn es nun wirklich Florentin wäre?" fragte er endlich ernst. „Was geht dich das an, Schwager?" — Der Kaufherr blieb stehen. „Dann — ich weiß nicht! — Die Stadt ist nicht groß genug für ihn und mich. — Er oder ich müßte hinaus," sprach er dumpf und abgebrochen. — Neubank war wieder blaß geworden. „Vincenz," sagte er stockend, „ich dränge mich nicht in deine Geheimnisse. Aber — war etwas daran — an dem, was man damals murmelte, — Magdalene —?" — Sei still! Kein Wort mehr!" unterbrach ihn der andere mit harter, drohender Stimme.

Nach einer Pause sah Neubank nach der Uhr, trank dann seine Tasse leer, zog den Überrock an und nahm Hut und Stock. „Verlasse dich darauf," sprach er, indem er des Schwagers Hand zum Abschied faßte und schüttelte, „ich werde sorgen, daß wir bald Genaueres erfahren. Das läßt sich schon herausbringen. Ich denke aber noch immer, daß du dich irrst." — Vincenz schüttelte heftig den Kopf. „Du wirst sehen!" erwiderte er. „Ich irre mich nicht. — Gott befohlen, Schwager. Grüße daheim, ich sehe nächstens einmal ein." Mit diesen Worten begleitete er den andern bis zur Tür, und als sich diese wieder schloß, kehrte er langsam zu seinem Platz am Pult zurück und lehnte daran mit gestütztem Haupt in tiefen Gedanken. Dann zündete er sich mechanisch eine Zigarre an und schritt, die Hände auf dem Rücken, schweigend und anscheinend ruhig auf und nieder.

Endlich klingelte er und sagte zu dem aufs neue hereintretenden alten Diener: „Sieh nach, ob Philibert zu Hause ist. Er soll in einer Stunde zu mir kommen, ich habe mit ihm zu reden. Bestelle, daß ich nicht zu Tisch komme, setze ein Stück Brot und eine Flasche Wein her und lasse mein Bett im Kassenzimmer rüsten; ich muß spät arbeiten. So, es ist gut; ich gehe aus, bin aber in einer Stunde wieder hier." Darauf schloß er sein Pult, löschte die Lampe auf demselben, während er die auf dem Tisch brennen ließ, nahm aus einem Wandschrank Hut und Mantel, ging grüßend durch die Kontore und verließ das Haus.

Kurt stieg mit einem Seufzer die Treppe hinauf und ging durch das Schlafzimmer der Herrschaft und den kleinen Korridor, der von hier aus die beiden Gebäude verband, in den Altenbau, wo im oberen Stock, wie gesagt, die Gemächer der Kinder des Hauses lagen; die der Söhne waren die letzten in der Reihe gegen den Garten zu. Philiberts Stube war dunkel; im Zimmer nebenan saß Viktor am Tisch und schrieb, wußte jedoch über den Bruder keine Auskunft zu geben, als daß er ihn vorhin gesehen, später aber seinen Schritt im Korridor gehört habe. Kurt ging also zurück, und als er in einem vorderen Zimmer Stimmen hörte, klopfte er an und trat ein. Es war die Stube der beiden Töchter.

„Was gibt's schon wieder? Was willst du, Kurt?" fragte das schlanke Mädchen, welches mitten im Zimmer stand und, in ihrer Rede unterbrochen, dem Eintretenden das finster blickende blaue Auge zuwandte. „Werde ich schon wieder gerufen?" — „Das nicht, Fräulein Helene, ich suche den jungen Herrn Philibert," war seine Antwort. — „Du spürst wohl an dem Rauch, daß er da ist, da liegt er!" versetzte sie, und zugleich ward eine andere Stimme laut, die erste heitere, die man im Hause heut vernommen, und sie sprach: „Na, Gott sei Dank, kommt denn die Reihe doch auch an mich! Kurt, du bist wie ein Wirbelwind und kehrst uns alle zusammen. Was will man nun auch noch von mir armen Menschen?" Dabei erhob sich der Sprecher auf dem Ellenbogen aus den Kissen des Sofas, auf dem er der Länge nach lag, und zeigte sein munteres Gesicht im hellen Schein des Lichtes auf dem Tische. Der Alte richtete seinen Auftrag aus.

Philibert ließ seinen Kopf auf die Kissen zurücksinken und stieß aus seiner Zigarre eine mächtige Rauchwolke aus. „Schweres Tagewerk!" sprach er. „Zuerst neun wohlgemessene Stunden Arbeit, dann mit einem Narren von Bruder zanken, dann einer törichten kleinen Schwester die Leviten lesen, nun der Alte! — Sapperment, ich bin mir doch keines Fehltritts bewußt! Was will er von mir, Kurt? Warum erst nach einer Stunde? Stört mir der verehrte Herr Papa meinen ganzen Abend! Warum nicht gleich, Kurt?" — „Der Herr Papa ist ausgegangen," erwiderte der Alte; sein trübes Gesicht hatte durch die Heiterkeit des jungen Mannes ebenfalls einen freundlichen Ausdruck gewonnen.

„Ausgegangen?" fragte Helene überrascht. — „Haha?" machte der Bruder ebenso erstaunt und erhob sich aufs neue. „Gott bewahre," setzte er hinzu, „was fällt dem Turm- und Rosenhause heut alles ein! Das scheint bedenklich zu sein. — Allons, Kurt, alter Schatz, mache dich auf deine Spazierhölzer, paß auf, wenn der Alte nach Hause kommt, und sag's mir. Ich bin neugierig und habe keine Zeit." — „Gott erhalte Ihnen den frohen Sinn, Herr Philibert," sagte der Alte kopfschüttelnd, „aber heut scheint's mir keine Zeit zum Spaßen. Es ist ein böser — böser Tag." — „Bah, Schatz, es sind schon ebenso schlimme dagewesen, ohne daß es den Hals gekostet," entgegnete jener munter und stand auf. — „Gerade wie der Herr Großvater! Gott erhalt' es ihm!" murmelte Kurt im Hinausgehen.

Philibert setzte sich wieder. „Fahre fort," sagte er und sah zur Schwester empor, die noch immer mit gekreuzten Armen auf ihrem früheren Platze stand, „du wurdest in einer höchst vortrefflichen Explikation unterbrochen. Schade, daß Viktor sie nicht gehört hat, er

könnte sie zu einer neuen Novelle gebrauchen." — „Du bist ein herzloser Mensch," erwiderte sie heftig. — „Freilich, ich räuchere deine und Gretchens Stube ein. Gretchen fällt mir dafür um den Hals —" — „Die!" unterbrach sie ihn verächtlich. — „Ja, Schatz, die, die ist viel vernünftiger als du, glaub's nur!" sprach er ein wenig scharf. „Es ist ein kleines liebes, sanftes, weiches Ding und weint ein wenig gar zu leicht, aber sie hat ein treues Herz, kriegt nur selten törichte Einfälle und läßt sich dann wenigstens von ihrer Torheit überzeugen." — Sie wandte ihm plötzlich den Rücken zu und ging gegen das Fenster. „Ich habe nichts mehr mit dir zu reden."

„Lauf du in Gottes Namen; ein Wort sollst du doch noch von mir hören," versetzte er und streifte ruhig mit dem Finger die Asche von der Zigarre. „Sieh — entschuldige, ich habe da die Asche auf den Leuchter geworfen, aber du kannst sie auf deine Pflanzen streuen. Sie haben, wie ich gestern sah, Ungeziefer, und dagegen ist Zigarrenasche probat. — Also sieh, du stolze Helena, — der Mutter ist die Sache nicht lieb; der Vater ist fest dagegen, und mit Recht; ich würde es in seiner Stelle gegen eine solche Narrheit — ja, zucke nur die Achseln! — gegen eine solche Narrheit und Unmanierlichkeit auch sein. Der Großmutter hast du klugerweise kein Wort gesagt — du kennst ihre Antwort. Und du selbst endlich, du stolze Helena, bist innerlich in deinem Stolz über diese Unschicklichkeit aufs tiefste verletzt, — mit Recht setze ich hinzu, ich würde es auch sein, und jeder." — „Ist dein Geschwätz nun zu Ende?" unterbrach sie ihn und trat rasch und heftig zu ihm an den Tisch. — „Nur sachte, sachte, du kleiner Zornkopf!" erwiderte er lachend. „Also trotzest du bloß noch aus Trotz. Und das, Helenchen, gib auf. Nützen tut es dir nicht, ja, du willst gar nicht einmal einen Nutzen davon — und uns verdirbst du auch die paar freien heiteren Stunden, die es in diesem dunklen alten Hause überhaupt noch gibt. So, das war's." Er stand auf und schüttelte seine durch das Liegen verschobenen Kleider zurecht.

„Ja," sagte sie mit einem verächtlichen Zug um den kleinen Mund, „ja, du hast nichts im Kopf als deine Bücher und dein Glas Wein am Abend und die herzlosen Späße deiner Gesellen. Für die Deinen hast du nichts in dir und von Ernst nie etwas gewußt." — „Nein, Gott sei Dank!" sprach er, „wenn das ein Erbteil unseres Hauses ist, daß die Menschen darin Narren oder Sauertöpfe sein müssen, so bin ich enterbt. Aber, mein Kind," fuhr er fort, und plötzlich schoß durch seine Augen ein Blitz, der sie, selbst trotz der Brille, denen des Vaters ähnlich genug erscheinen ließ, „wir wollen erst sehen, ob ihr mit eurer Starrheit, ihr mit eurer Herrschsucht, ihr mit eurem Trotz, mit eurer Demut, eurer Milde, und wie das Zeug alles heißen mag, eher wieder Glück und Segen, Frieden und Ordnung im Hause schafft, als ich mit meinem leichten Sinn — und meinem — Gott sei Dank, leichten Herzen. Sei unbesorgt, Helene, ich kann auch ernst sein. Aber alles nach Bedürfnis!" Er nickte ihr bekräftigend zu und ging aus der Tür.

Betroffen starrte sie ihm einen Augenblick nach, dann riß sie die Tür auf, sprang auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und rief leidenschaftlich: „Philibert, Bruder, geh nicht von mir! Bleibe hier und rede noch mit mir, ich habe niemand als dich. Ich will ja gut sein — aber eure Befehle — eure verständigen Worte sind furchtbar. Ich lasse mich nicht zwingen." — Er führte sie ins Zimmer zurück. „Kind, Kind," sprach er lächelnd, „wer will das? Wozu nur gleich so wild? — Komm, setze dich zu mir; ich will nicht gehen, denn wie du jetzt bist, habe ich dich lieb und kann mit dir reden."

Er zog sie auf seinen Schoß, und als sie ihren schönen blonden Kopf auf seine Schulter gelegt, sprach er freundlich und liebevoll auf sie ein, und sie antwortete, sie lachte und weinte, sie schüttete ihr ungestümes Herz aus; — der Bruder hatte ihr nie so nahe gestanden, nie hatte sie ihn so herzlich gefunden. Erst als Kurt ihn zum heimgekehrten Vater rief, trennten sie sich, und sie fand sich ruhiger und zufriedener, milder und — man möchte sagen: heiterer, als seit langer Zeit.

Bevor Philibert hinabging, sah er bei Viktor ein, den er noch eifrig bei der Arbeit traf. „Überschaffe dich nicht!" sagte er lachend, indem er sein Licht an dem des Bruders anzündete. „Wie ist's? Kommst du heut abend mit mir? Du solltest ein wenig hinaus, um dir die Grillen zu vertreiben." — Viktor schüttelte finsteren Blicks den Kopf. „Nein," versetzte er, „ich muß noch arbeiten. Du weißt, ich soll und will mir jetzt selbst mein Brot verdienen."

Einen Augenblick sah Philibert ihn verwundert an, dann rief er verdrießlich: „Gott bewahre mich vor all den Trotzköpfen! Ein bißchen Humor, o nur ein kleines bißchen Humor! Aber eure tragischen Einfälle hole der Henker!" Er eilte hinaus; Viktor setzte sich nach einer Weile wieder schweigend zur Arbeit.

*

Als Philibert mit einem Bekannten plaudernd bald nach neun Uhr aus dem Weinhause kam, wo er ein paar Abendstunden zuzubringen pflegte, ging nahe bei der Johanniskirche auf dem Trottoir ein Mann an ihnen vorüber, mit fest um die Schultern gezogenem Mantel und so tief in die Stirn gedrücktem Hut, daß man zumal bei dem spärlichen Licht der Ollaternen seine Züge nicht erkennen konnte. Philibert blieb stehen. „Viktor, bist du's?" fragte er halblaut. — Der Mann ging jedoch ruhig weiter.

„Komm," sagte Philibert hastig zu seinem Begleiter, „laß uns ihm nachgehen, ich muß wissen, wo er bleibt. Wenn das nicht mein Bruder ist — aber was hätte

der hier jetzt zu suchen?" — Der Fremde lachte. „Du bist nicht gescheit, Roos. Es werden doch auch andere Leute hier gehen, die nach Mantel und Hut Viktor ähnlich sehen. Es war gar nicht sein Gang." — „Doch, doch! Lehre du mich Viktor nicht kennen!" versetzte er im Weitergehen; sie hatten sich gewendet und schritten dem Manne nach; und da der Verfolgte sich nicht beeilte, konnten sie ihm trotz der dunklen Nacht bequem nachgehen, ohne befürchten zu müssen, daß er ihren Augen gänzlich entschwinde, oder daß ihm ihr Folgen auffallen werde.

In der Johannisstraße, die sich vom Kirchplatz aus durch den ältesten Teil der Altstadt zieht, trat der Fremde in ein großes, ziemlich übel aussehendes Haus, das mit Ausnahme von zwei kleinen Fenstern im zweiten Stock ganz dunkel war. Aus einem jener Fenster schaute ein Kopf, der eben, da die beiden Folgenden gleichfalls bis zur jetzt geschlossenen Türe gelangten, zurückgezogen ward. Gleich darauf flatterte ein Vorhang weit und weiß in die Nacht hinaus, und durch die tiefe Stille rings hörten sie den jubelnden Ruf einer hellen jungen Stimme zu sich niederklingen: „Viktor, lieber Viktor!"

Die Freunde schritten ohne Aufenthalt weiter. „Siehst du wohl?" fragte Philibert gedämpft. — „Ei, ei, ist dein Bruder auf solchen Wegen?" erwiderte der andere. „Es heißen freilich auch andere Leute Viktor, aber sei es, wer es sei — der Teufel! Ich beneide ihn! Die Stimme war Gold wert!" — Sie gingen unter dem Plaudern des letzten Sprechers weiter; Philibert war einsilbig geworden und blieb es, bis sie schieden.

Daheim eilte er sogleich zu ihren Zimmern. Viktors Stube war verschlossen, und es regte sich nichts darin, soviel der Bruder auch an die Tür klopfte.

(Fortsetzung folgt.)

Schlachtgesang

(1810.)

Von Ernst Moritz Arndt

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf! Männer, auf! und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Türmen ringen,
Die Freiheit soll die Losung sein!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Die Arme müssen sich erstraffen,
Und stählern alle Brüste sein,
Voll Kraft und Mut und Wut der Leuen,
Bis wieder strömt in deutschen Treuen
Der deutsche Strom, der deutsche Rhein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit den welschen Affen!
Das alte Land soll unser sein!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt, Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen!
Komm, Hölle, tu den Abgrund auf!
Heut schicken viele tausend Gäste
Wir hin zu Satans düsterm Neste,
Heut hört die lange Schande auf.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht, Fahnen, weht! Trompeten, klingt!
In deutscher Treue alle Brüder,
Hinein! Es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.



Aus der Zeit

Helden aus Pommern und der Neumark, die das Eiserne Kreuz I. Klasse erwarben:

44. Leutnant Ernst Wichert, Küstrin.
45. Hauptmann (Landrat) von u. zu Gilsa, Demmin.
46. Referendar Otto v. Oertzen, Demmin.
47. Landsturmmann Karl Schneider, Gartow.
48. Unteroffizier Emil Drose, Limmritz.
49. Leutnant Johannes Hartung, Gr.-Bischof.
50. Leutnant (Lehrer) Otto Bergemann, Großmöllen.
51. Kapitänleutnant Walther Freyer, Naugard.
52. Oberleutnant Früsting, Köslin.
53. Leutnant Max Thomas, Karwitz.
54. Gefreiter August Schulz, Zehrten bei Stargard.
55. Unteroffizier Otto Müller, Wurow.
56. Offizierstellvertreter Paul Bohn, Dramburg.
57. Stabs- und Regimentsarzt Dr. Kasten, Tribsees.
58. Leutnant Gülow, Altvahn.
59. Bataillonsarzt Dr. Oswald Meyer, Treptow a. R.
60. Marine-Stabs-Ingenieur Johannes Volkmann, Treptow a. R.
61. Unteroffizier Otto Pieper, Hohenstönem (Naugard).
62. Hauptmann Walter Ottow, Stolp.
63. Regimentsadjutant Werner Halle, Anklam.
64. Leutnant (Lehrer) W. Nieter, Ludwigsruh.
65. Leutnant Kurt Moutoux, Soldin.
66. Hauptmann (Professor) Dr. Vahlen, Greifswald.
67. Leutnant Heinrich Heuser, Stralsund.
68. Offizierstellvertreter Wilhelm Rojahn, Pollnow.
69. Leutnant (Lehrer) Georg Ollwig, Waldowstreuk.
70. Unteroffizier Georg Tetz, Dölitz.

Neue Bücher

Max Hantke, der Kreis Ückermünde. Ein Beitrag zur Heimat- und Jugendpflege. Pasewalk 1914. August Schnurrs Buchhandlung. Inh. Fritz Scharfe.

Ein echtes Heimatbuch ist uns hier von dem Verfasser vorgelegt. Heimaterde, Heimatgeschichte und Heimatland werden zu einem lieblichen Dreiklang vereinigt. Während in dem ersten Teile von der erdgeschichtlichen Herausbildung des heimischen Bodens, den Bodenschätzen und von der davon abhängigen menschlichen Tätigkeit gehandelt wird, verfolgt der Verfasser in der „Heimatgeschichte" den Zweck, die ältesten Spuren der Besiedelung nachzuweisen, um dann unter Ausscheidung aller nicht wesentlichen Ereignisse die bedeutsamen Momente der heimatlichen Kriegs- und Kulturgeschichte als eine sich entwickelnde Gesellschaftskunde bis zur Gegenwart klarzulegen. Der dritte Teil „Heimatland" zeigt den Reiz der heimischen Landschaft. Die gesamte Darstellung zeugt von eingehender Gründlichkeit und ist das Werk langjähriger Arbeit, die darin ihren Lohn fände, wenn dieses Buch Eigentum eines jeden Hauses im Kreise Ückermünde würde und Liebe zur Heimat erweckte und förderte. Denn erst auf dem Grunde der Heimatliebe erblüht wahre Vaterlandsliebe, und wer von ihr durchdrungen ist, wird sich immer mehr zu einem tüchtigen Gliede der Gesamtheit, zum Wohle der eigenen Heimat und zum Segen des lieben deutschen Vaterlandes auswirken. Wir wünschen dem trefflichen Buche ein gut Geleit.

Johannes Höffner, Zwei Erzählungen: Das Moor; Ein Brief. Aus der Sammlung: Kürschners Bücherschatz. Nr. 1090. Preis 20 Pfg.

Zwei Erzählungen mit tragischem Ausgang bietet hier Joh. Höffner dar, der durch das „Daheim" wohl keinem ein Fremdling sein dürfte. Soweit die erste Erzählung in Betracht kommt, vermögen wir ihm nicht in allen Stücken beizustimmen. Mit einer gewissen Spannung verfolgen wie das Leben und Treiben der kleinen Stadt Myslencinek im nördlichen Posen und lassen uns fesseln von dem Entwicklungsgang des jungen Philologen am dortigen Progymnasium. Er wird ein Freund des sonst verschlossenen Buchdruckers dessen Tochter ein tragisches Geschick erfaßt infolge einer Liebschaft. Unerklärlich bleibt aber der Ausgang für den unbeteiligten Zuschauer.

Wertvoller ist die zweite Erzählung: Ein Brief. Auch hier spielt die Tragik eine Rolle, zur Darstellung gebracht an dem Eheleben des Staatsanwaltes Herwegh und seiner Frau, die sich von ihrem Gemahl nicht verstanden glaubt und in heimlicher Liebe zu Clifford entbrennt, von dem sie das Werk „Goethe und Frau von Stein" gelesen hat. Es wird uns ein erschütterndes Seelengemälde der Frau Staatsanwalt entrollt, das psychologisch wahr gezeichnet ist. Sie begeht schließlich Selbstmord, um auch nicht mit der Tat dem Gatten gegenüber schuldig zu werden; der alles dransetzte, ihre seelische und leibliche Heilung zu ermöglichen. Das Ganze ist ein trauriges Bild des modernen Lebens.

Wendt-Pyritz.

Deutschland. Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe. VIII. Jahrgang. Verlag von J. J. Weber, Leipzig. — Jährlich 26 Hefte, Bezugspreis 8 Mk.

Die bekannte Zeitschrift, die wir in unseren Blättern schon öfters rühmend erwähnt haben, ist in den weltbekannten Verlag der „Leipziger Illustrierten Zeitung" übergegangen. Eine Hauptzierde der Zeitschrift bilden die prachtvollen Bilder. Das vorliegende 5. Heft ist anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen dem Hessenlande und seiner Hauptstadt gewidmet. A. K.

Büchereiwesen

Das 20jährige Bestehen der Volksbücherei Greifswald.

Am 1. Februar d. J. sieht die außerordentlich segensreich wirkende Volksbibliothek zu Greifswald auf ein 20jähriges Bestehen zurück. Sie war die erste ihrer Art in Pommern. Ihre Entstehung und Entwicklung verdankt sie hauptsächlich dem unermüdlichen Wirken des Professors Dr. Max Schmidt. Aus eigener Erkenntnis und angeregt durch die in seiner Vaterstadt Schweidnitz neu begründete öffentliche Volksbibliothek, faßte er den Plan zu einer ähnlichen Gründung in Greifswald.

Zunächst gelang es ihm, den Vorstand des Gemeinnützigen Vereins für sein Vorhaben zu gewinnen. Durch einen Vortrag in einer größeren öffentlichen Versammlung über Aufgabe, Ziele und Einrichtung einer Volksbibliothek suchte er auch die gesamte Bürgerschaft für sein Werk zu interessieren. Bereitwillige Unterstützung fand er sogleich bei vielen Universitätsprofessoren; während die städtischen Behörden sich zuerst abwartend verhielten. Schon nach vierzehn Tagen waren 1000 M. gezeichnet und ein größerer Posten Bücher in Aussicht gestellt. Nun konnte das Werk energisch in Angriff genommen werden. Eine in Umlauf gesetzte Sammelliste brachte einen Betrag von 1619 M. Durch seine Bemühungen erreichte es Professor Dr. Schmidt, daß ihm von den größeren Verlagsbuchhandlungen eine Anzahl Bände unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurden. Auch die Einwohnerschaft Greifswalds beteiligte sich lebhaft mit Bücherspenden. Über 2000 Bände waren bis zum 1. Februar 1897 für die Bibliothek vorhanden. Nach diesen Erfolgen zeigte auch die Stadtverwaltung ein lebhaftes Interesse für die gute Sache und betätigte dies durch Bewilligung einer jährlichen Unterstützung. Schwierig war die Beschaffung eines passenden Lokals. Die Stadt hatte keines zur Verfügung, gestattete aber, daß das Zimmer des Geographischen Apparats im Gymnasium zur Unterbringung der Bücher und zur Ausgabe derselben an drei Tagen in der Woche benutzt würde. Am 31. Januar 1897 fand in den Räumen des Geographischen Apparats eine schlichte Einweihungsfeier statt. Bürgermeister Dr. Schultze und Geh. Rat Landois dankten bei dieser Feier Professor Dr. Schmidt für seine rege Tätigkeit bei der Gründung der Bibliothek und sprachen die feste Zuversicht aus, daß der beste Dank für die Unternehmer nicht ausbleiben werde, nämlich der, daß die neue Einrichtung sich bewähren werde. Die „G. Z." brachte einen trefflichen Artikel aus der Feder des Professors Bernheim für die neue Gründung. Der Zuspruch war über alles Erwarten groß. Im ersten Jahr wurden schon 30069 Bände ausgeliehen. In Kapitän Buchholz war ein trefflicher Bibliothekar gefunden, der, unterstützt von seiner Tochter in vorzüglichster Weise seinen Posten ausfüllte.

Die neunzehn vorliegenden Jahresberichte geben ein deutliches Bild von der weiteren Entwicklung der Bibliothek. Die Kosten wurden bestritten durch Beiträge der Stadt, des Kreises, zeitweilig auch des Staates und durch regelmäßige jährliche Sammlungen in der Stadt und Umgebung. Aus der Bürgerschaft wurden der Bibliothek dauernd wertvolle Bücher zugewendet. Frau Professor Cohen und Frau Konsul Schmidt vermachten durch letztwillige Verfügungen der Bibliothek größere Summen. Ein Hauptstütze hatte die Volksbibliothek aber stets an dem Gemeinnützigen Verein, der außer seinem regelmäßig gezahlten Beitrag wiederholt den Fehlbetrag, der trotz der größten Sparsamkeit zuweilen nicht zu umgehen war, deckte. Eine ganze Reihe von Verlagsbuchhändlern lieferte wertvolle Werke zu außerordentlich niedrigen Preisen.

Durch verschiedene Veranstaltungen wurde im Lauf der Jahre versucht, Mittel flüssig zu machen. Unser gefeierter Landsmann Friedrich Spielhagen veranstaltete einen Vortragsabend, dessen Reingewinn der Bibliothek zufloß. Dr. C. Schultze, Berlin, hielt einen öffentlichen Vortrag mit Lichtbildern über: „Die freien öffentlichen Volksbibliotheken im In- und Ausland." Eine größere Einnahme brachte die Veranstaltung eines musikalisch-dramatischen Unterhaltungsabends unter Mitwirkung der Studentischen Liedertafel. Aus Anlaß des 10jährigen Jubiläums wurde der Bibliothek von ihren Gönnern eine Jubiläumsspende zuteil, und ein veranstalteter Teeabend brachte einen namhaften Ertrag.

Durch das so vielseitig bewiesene Interesse war es möglich, die Bibliothek immer stattlicher anwachsen zu lassen. Sie wies zuletzt einen Bestand von gegen 8000 Bänden auf. Bei der sehr gründlichen Durchsicht in diesem Jahre wurden ungefähr 1000 Bände ausgemerzt.

Neu eingerichtet ist eine Jugendschriftenabteilung und eine Abteilung Märchen von etwa 250 Nummern. Im ganzen sind bis jetzt 7850 Lesekarten gelöst worden.

Am 1. April 1911 trat Kapitän Buchholz von seinem Posten zurück. Seine Stelle nahm Hermann Peters aus Lübeck ein, der schon früher in ähnlichen Stellungen gewirkt und sich bewährt hat.

Die letzten Jahre stand die Bibliothek wie alle öffentlichen Einrichtungen unter der Einwirkung des großen Krieges, der sich in verschiedenster Weise bemerkbar machte. Wenn jetzt auch von so vielen Seiten die Opferwilligkeit angerufen wird, so sollte doch auf keinen Fall nachgelassen werden in der Unterstützung eines so gemeinnützigen Unternehmens, wie die Volksbibliothek es ist. Mögen zum zwanzigjährigen Jubiläum der Volksbibliothek sich recht viele neue Freunde und Gönner zu den alten, treuen gesellen, damit sie immer vollkommener ihre hohe Aufgabe erfüllen kann.

Theaterrundschau

Stettin. Stadttheater. Erstaufführung des Lustspiels „Die verlorene Tochter" von Ludwig Fulda.

Beifalls- und Lachstürme, wie sie die Bühne am Königstor nicht oft gesehen haben wird, entfesselte die Erstaufführung für Stettin von Ludwig Fuldas „Die verlorene Tochter". Galten sie dem Ganzen der Aufführung oder doch vielleicht nur der ganz vorzüglichen Darstellung, zu der in erster Linie Gerta Ital, Louis Oswald, Eduard Pötter und Max Grimm, diese bewährten Kräfte des Stettiner Stadttheaters beitrugen? Zwar ist Fuldas Stück reich an sprudelndem Witz, an scharfgeschliffenen Pointen, aber im Aufbau des Stückes finden sich kaum neue Momente, und die auftretenden Personen sind schon häufig, wenn auch unter anderen Namen, durch die Kulissen gehuscht.

Die in einen Literaturlehrer, einen nüchternen, eitlen Pedanten, vermeintlich verliebte höhere einzige Tochter, entflieht mit diesem in einen Winterkurort, um ihre kleinstädtisch-philisterhaften Eltern zur Einwilligung zur Ehe zu zwingen, da diese die Erlaubnis zum „Vorstadium" der Verlobung, zur „ehrbaren Annäherung" nicht geben wollen, namentlich auch infolge des Einspruchs eines stets nörgelnden und verdrießlichen Scheusals von Erbonkel. Ein Tag Zusammenseins mit ihrem „hochmoralischen" Zukünftigen zeigt ihr bald, daß für sie nur ein „Personalwechsel in der Bevormundung" stattgefunden hat. „Da schlägt sie in sich", wie der verlorene Sohn, aber viel geistreicher und tändelnder, und ein Rechtsanwalt, ein ganz verfluchter Kerl von Schwerenöter, läuft mit jeder Gebärde und jedem Wort dem Trottel von Goetheforscher den Rang ab und rettet — Gott sei Dank! — die verlorene Tochter vor dem Skandal in seine offenen Arme und dem ganzen Schauspiel seinen Lustspielcharakter.

Fritz Thiele.

Arthur Illing

Am 1. Dezember 1916 waren zehn Jahre seit dem Tage verflossen, an dem Herr Direktor Arthur Illing die Leitung des Stettiner Stadttheaters übernahm.

Was der Name Illing für die Entwicklung des Theaterlebens der Stadt Stettin im letzten Jahrzehnt bedeutet, welchen Aufschwung die Bühne unter seiner Leitung genommen hat, davon ist in diesen Blättern schon mehrfach die Rede gewesen.

Arthur Illing wurde am 18. April 1874 als Sohn des Fabrikbesitzers Paul Illing zu Braunschweig geboren. Während seiner Schulzeit besuchte er die Realschule seiner Vaterstadt. Im Illingschen Hause wurde außerordentlich viel Musik getrieben, und auch dem Theaterleben brachte man sehr viel Liebe und Verständnis entgegen. Sehr viele Künstler vom Braunschweiger Hoftheater gingen in dem gastfreien Hause ein und aus. Kein Wunder also, daß in dem Knaben die Lust zu Musik und Theater erweckt wurde. Da wollte es denn freilich durchaus nicht mit den Wünschen des Schulabiturienten übereinstimmen, daß man ihn einem Rittergutsbesitzer zwecks Erlernung der Landwirtschaft anvertraute. Die Neigung zur Bühne wurde in dem Jüngling bei der nichts weniger als poetischen Beschäftigung geradezu heftig, daß er völlig gegen den Willen des Elternhauses den landwirtschaftlichen Beruf bald wieder aufgab und zur Bühne ging. Auf den weltbedeutenden Brettern stand Arthur Illing zum ersten Male im Stadttheater zu Zweibrücken. Mit dem Studium nahm er es sehr ernst. Wir finden ihn in der nächsten Zeit als Schüler des Kgl. Konservatoriums in Dresden wieder. Erst dann wieder nahm er verschiedene Engagements in der Provinz an, die ihn nach Konstanz, Bremerhafen, Duisburg und Würzburg führten. Arthur Illing war zumeist als erster Held und Liebhaber tätig; seine gute und geschulte Stimme setzte ihn aber auch in die Lage, häufig in Operetten erste Tenorpartien zu singen. Bald aber wandte er sich mehr und mehr der Regietätigkeit zu. Bereits im Sommer 1897, also noch nicht vierundzwanzigjährig, übernahm Illing seine erste Direktion, nämlich die des Sommertheaters in Bad Helmstedt, dazu im Winter auch die des Stadttheaters in Graudenz. Beide Leitungen hatte er bis 1903 inne. In diesem Jahre wurde ihm die Direktion des Kieler Stadttheaters übertragen. Schon während der Zeit seiner Kieler Tätigkeit begann Direktor Illing vor allen Dingen die Oper zu pflegen. Da trat im Jahre 1906 Direktor Lange von der Direktion des Stadttheaters in Stettin zurück, und bei der Neubesetzung des Postens fiel die Wahl auf den derzeitigen Kieler Direktor. Im auffallend jugendlichen Alter von 32 Jahren trat Direktor Illing den damals außerordentlich schwierigen Posten an. Die hohen Erwartungen, die die Stadt an sein Kommen knüpfte, hat der neue Direktor in vollem Umfange erfüllt. Besonders der Pflege der Oper hat er sich mit großer Sorgfalt und Liebe angenommen. Und dann ist noch eins, wofür wir ihm dankbar zu sein allen Grund haben: sein vornehmer Sinn hat stets den Schund von seiner Bühne fernzuhalten gewußt und ihr ein künstlerisches Gepräge gegeben. A. K.



Hildegard Voigt

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

4. Jahrgang | Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen | April/Mai 1917

Robert Prutz und Adolf Stahr

Von Rudolf Göhler

III

Braunschweig den 4. Juli 42.

Mein geliebter Prutz

Aus den Einlagen sehen Sie, mit welchem Erfolge ich mich um Ihren Bourbon bemüht habe. Unser neuer Hoftheaterintendant, der mich zu seinem ‚pilier de faiblesse' wie er sich ausdrückt gemacht hat, der Kammerherr Baron Ferdinand von Gall ist, und das mit Recht, so davon entzückt, daß er die Herbstsaison unserer Hofbühne mit dem Bourbon zu eröffnen gedenkt.

Daß Ihr Gedicht das erste dramatische Werk unseres Jahr XX's ist, brauch ich Ihnen nicht erst zu sagen. Wichtiger ist — für mich — daß ich auf der Heimreise begriffen Sie sehen will und muß. Am 5—6ten Juli bin ich bei Ruge in Dresden, dorthin hab ich meinen Bruder Karl von Stettin bestellt, an den ich vor 5 Minuten so eben geschrieben habe, um ihn aufzufordern mir anzuzeigen, wenn er dorthin kommen kann. Ich erwarte umgehend seine Antwort, und auch von Ihnen eine Anzeige, ob und wann Sie nach Dresden kommen können. Ich antworte Ihnen sogleich, und schreibe das Resultat von Karls, meines Bruders, Antwort, dem zu Lieb, ich das Opfer bringe, eine kranke Frau, die über 4 Wochen an rheumatischer Augenentzündung leidend, das Licht nicht gesehen hat, und ein ungetauftes Kind zu verlassen.

Ihr Brief war in schwarzer Laune geschrieben. Wie! Sie, so jung, so gesegnet! im Besitz einer holdseeligen Frau, anerkannt und geehrt in Deutschland, Sie wollen schwarz sehn, von Zopf-Kopfschmerzen reden! O! schämen Sie Sich! Ich sehne mich Sie zu sehen und erwarte Ihren Brief in Dresden unter Ruge's Adresse.

Zum glücklichsten Wiedersehn für ewig

Ihr

treuer

Adolf Stahr.

Apropos: wie stehts mit Ihrer Recension meines Merck?

Ein theurer Freund von mir, der liebenswürdige Fr. Hilfers, der singende Schwan des Nordens besucht Sie, oder — soll ich sagen Dich? gegen den 25ten Juli. Bis zum 18ten ist er in Leipzig (Hotel de Russie)

von Herzen

Adolf Stahr.

N. 2. Wollen Sie mir das Honorar nach Dresden bringen oder per Wechsel auf ein Bremer Haus oder die Schulzesche Buchhandlung in Oldenburg zusenden, mir ists recht.

Das brüderliche Du wurde von Prutz (in einem kurzen undatierten Schreiben) von ganzem Herzen angenommen; unmöglich aber war es ihm, wegen Überhäufung mit Arbeiten in Dresden mit Adolf Stahr und dessen Bruder Karl zusammenzutreffen. Adolf Stahr schlug in seiner Antwort (Dresden den 22. 7. 1842) ein Rendezvous am 27. 7. in Halle vor und fügte als Nachschrift hinzu: „So eben tritt Ruge ein, der mich erinnert zu fragen, wie es mit meinem Merck steht, den Du aus einem Briefe an mich zu schließen, schon abgefertigt hattest? — Karl will Tristan und Isolde machen, wenn Du nicht Zeit hast, schreib doch darüber mit 2 Worten. Ruge bittet überhaupt um Beiträge. Bis Dienstag Abend trifft mich hier Dein Brief." Aber Prutz hielt die Vollendung des ersten Jahrgangs des Literarhistorischen Taschenbuchs an Jena gefesselt. Auf die literarische Anfrage erwiderte er (24. 7. 42): „Den Tristan tret' ich ganz gerne ab; aber nicht die Memorabilien. An Ruge eine Million Grüße; er soll nur nicht an mir verzagen, ich sitze seit ein paar Wochen in einer Höllenconfusion mit meinen Arbeiten. Auch der Merck soll noch erscheinen, ganz wahrhaftig; nur Zeit, Zeit!!" Die Zusammenkunft kam nicht zustande; als Adolf Stahr wieder nach Oldenburg zurückgekehrt war, macht er Prutz interessante Mitteilungen über die Verhältnisse in Dresden und berichtet ihm von seinen Bemühungen um Mosens Dramen, sowie um den „Karl von Bourbon".

(Ohne Ort und Zeit.)

Mein theurer Prutz,

Goethe sagt, glaub ich, einmal, „zu manchen Zeiten sei es besser und freundschaftlicher seinen Freunden Nichts

zu schreiben als nicht", und dieser Gedanke ist bei mir lebendig, wenn ich vorziehe, an dem heutigen Leipziger Posttage, trotz einer See von Arbeitsplagen und sonstiger Nothstände in denen ich bis an den Hals stecke, wenigstens diese Zeilen an Dich zu senden, die Dir sagen sollen, daß der bittre Kummer über die Unmöglichkeit, Dich bei meiner letzten Reise wiederzusehen, mir noch nicht von der Seele gewichen ist. An demselben Tage an welchem ich Brief und Geld von Dir erhielt, trieb es mich mit unsäglicher Angst in die Heimath, aus der ich beunruhigende Kunde, von dem noch immer hartnäckigen Fortdauern des Leidens meiner geliebten Frau erhalten hatte. Nach schwerer Trennung von Karl — der nach Prag ging, reiste ich 3 Tage und 2 Nächte anhaltend bis ich in der Heimath angelangt mich leider von der Wahrheit meiner Befürchtungen überzeugte. Noch heute weicht und wankt das hartnäckige Augenleiden nicht, in Folge dessen mein Hauswesen und meine Kinder nun schon seit 10 Wochen der Hausfrau und Mutter entbehren, und ich sehe mit Bangen und Furcht der Zukunft entgegen. Möge Deinem Glück Aehnliches fern bleiben.

Ruges politischer und ästhetischer Fanatismus und Radicalismus, der bei der jüngern ihn umgebenden Generation zur Caricatur wird, ist für mich ein Grund mehr ihm einen Ersatz für Echtermeyer zu wünschen, dessen Austritt aus der Redaction der Jahrbücher, ja dessen frühere Unthätigkeit mir als eine Calamität für die Sache erscheint, die auch wir beide durch jenes Institut verfochten wünschen. Der politische und mehr noch der religiöse Zwiespalt zwischen beiden ist ein so tiefer und wesentlicher, daß an ein Zusammenkommen schwerlich zu denken ist. Eine persönliche Annäherung hat indessen mein Dortsein bewirkt, und bei Ruge ist es durch mich und Karl wenigstens dahin gekommen, daß er in die Ungehörigkeit der formellen und conversationellen Extravaganzen, wie sie in seinem Kreise bei Leuten wie Dr. Köchly (sonst ein tüchtiger Mann seines Fachs) vorkommen einen Blick gewonnen hat. Mich hat dies Wesen, bei dem kein reiner Genuß und keine ideale Stimmung bestehn kann, oft sehr unangenehm berührt und Ruge selbst wurde zuletzt über den Schnürstiefelton, in welchem sittlich-ästhetische Materien unter seinen Augen besprochen wurden bedenklich. Er selbst ist freilich in all seiner Einseitigkeit ein Heros, und hätten ihn Lebensgeschick und Erziehung einem freieren Wesen des Behabens mit Menschen und Dingen Geschmack abgewinnen lassen, so würden seine Erfolge ungleich bedeutender sein. So aber fürchte ich, daß Echtermeyers Abtrennung, der sich von diesem Cynismus der Sanscülotterie nothwendig abgestoßen und von dem Mangel an Deferenz dieses „jungen Dresdens" beleidigt fühlen muß, nur immer nachtheiliger sich zeigen wird. Was meinst Du zu diesen Dingen die ich übrigens im engsten Vertrauen zu behalten und den Brief lieber zu cassiren bitte? Kennst Du Echtermeyers Ansicht über Religion (christliche) und namentlich über die Unsterblichkeitsfrage, sowie über die Persönlichkeit Gottes, die er beide mit großem Nachdruck bejaht? Seine Expositionen haben auf mich und mehr noch auf Karl, der davon ganz hingerissen ward, einen ungeheuren Eindruck gemacht. Wie Schade daß es dem Mann an der Energie der That fehlen muß! Er ist einer der feinsten Köpfe die ich kenne.

Dein Bourbon wird hier fleißig einstudiert. Von Mosen den ich sehr lieb gewonnen habe, sind mir 2 Stücke 1) der Sohn des Fürsten, 2) Herzog Bernhard in Manuscript mitgegeben, um sie hier zur Aufführung zu bringen. N. 2 scheint mir schwach und ohne Handlung, lyrisch-episch. N. 1 aber ist vielleicht Mosens beste Leistung. Es hat mich und Karl tief bewegt, und wird auf dem Theater große Wirkung machen. Ueber Dein Stück haben wir, Karl, Mosen, und ich viel gesprochen. Er ist voll Anerkennung obschon er manches anders wünscht; An Knappheit, Schärfe, Rundheit, Fortschritt der Handlung, Dialog, kurz in allem wesentlich Dramatischen bist Du ihm weit überlegen, und er hat dagegen nur in den lyrischen Elementen vor Dir einen Vorzug. Wenn ich seine Stücke hier auf die Bühne bringen kann wird es eine interessante Vergleichung geben. Wie gefällt Dir Mosens Congreß ich habe eine Anzeige davon versprochen, und die erste Hälfte heute an Ruge geschickt. Zu tadeln ist Vieles aber was bleibt, Composition, Sprache einzelner Figuren, und die Intention im Ganzen erscheinen mir alles Lobes würdig. Auch findet das Buch hier viel Leser, sogar — res inaudita — Käufer. Dein Urtheil wär mir höchst wichtig, ehe ich den 2ten Theil meines Aufsatzes beendige.

Und nun zum Schluß einen herzlichen Gruß an die liebe Frau und einen Händedruck für Dich, Lieber, von Deinem

treuen

Adolf St.

Was treibst Du jetzt?

Prutz hatte unterdessen mit seinem Verleger Otto Wigand eine Rheinreise unternommen und dabei auch Köln besucht, wo am 4. September das Dombaufest in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. gefeiert wurde. Zu dieser Gelegenheit verfaßte Prutz das Gedicht „Dem Könige von Preußen", in dem er den Herrscher auffordert, noch einen andern Dom als den Kölner, den Dom der Freiheit auszubauen:

Gib frei den Weg! Denn Freiheit ist das Beste,
Du baust mit ihr zugleich den eignen Thron:
So sprich das Wort zum zweiten Dombaufeste,
Sprich aus das Wort: Konstitution!

Dieses Gedicht sandte er am 22. September an Stahr mit den Geleitworten:

Theuerster Freund! laß Dir mit diesen flüchtigen Zeilen das instehende Gedicht freundlich empfohlen sein. Ich sitze, erst vor Kurzem von einer rasch improvisirten Rheinreise zurückgekehrt, in einem solchen Wust von Arbeit, daß ich keine Minute finden kann, Dir etwas leidlich Vernünftiges zu schreiben. Ach wie Schade, daß wir uns nicht gesprochen haben, Du warst so nah, es wäre so leicht zu machen gewesen! Für Deine neulichen lieben Zeilen schönsten Dank; sie haben mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben, nur daß die Resultate meist ziemlich unerfreulich waren. Je seltener ein Paar Menschen recht zusammenpassen, ich meine, so recht innig, mit den geheimsten Windungen der Seele, desto fester sollen die Wenigen, denen dies Glück beschieden ist, sich an einander schließen. Aber wir wollen den Andern auch nicht gram sein, vielmehr auch des Guten, das in Ihnen ist, uns freuen und es, wenn möglich, unterstützen. Du weißt schon, wohin das zielt. Es ist freilich nicht Alles, wie es sollte. Nun, Gott befohlen! Nächstens Ausführlicheres

von Deinem

R. E. Prutz.

Obige Zeilen scheinen noch nicht in Stahrs Händen gewesen zu sein, als er ein neues Schreiben seinem Freunde durch den Baron Beaulieu-Marconnay überbringen ließ, der Oktober 1842 nach den Weimarschen Landen ging, in deren Dienste er 1843 trat:

Diese Zeilen, mein geliebter Prutz, sollen nur dazu dienen dem Ueberbringer Baron von Beaulieu-Marconnay von hier, einem guten Bekannten von mir Gelegenheit zu geben, den Dichter des Bourbon persönlich kennen zu lernen. Sie werden deshalb vielleicht etwas spät an Dich gelangen, aber doch jedenfalls Dich sicher daheim treffen, da Du bis dahin wohl wieder von Deiner Reise an den Rhein, wo Dich die Zeitungen melden, zurück sein wirst. Dein Gedicht an den König hat hier alles ergriffen. Localblätter haben es abgedruckt, und in Kreisen von Freunden ist es vorgelesen. Ebenso Deine prächtige „Rechtfertigung". Es ist doch schön so in der Nation wirkend zu leben wie Du es thust. Auch Dein Aufsatz im „Taschenbuch" ist prächtig und wird tiefen Eindruck machen. In manchem sind wir uns begegnet wie eine Recension von Mosens Congreß in den Jahrbüchern Dich lehren wird.

Ich lechze nach einem ordentlichen Briefe von Dir, dem an Stoff ja Hülle und Fülle vorhanden ist. Laß Dir dazu diese Zeilen die ich mit kränkelnden Augen schreibe eine Anregung sein. Es ist schon unglücklich genug für mich, daß ich das Glück und den Genuß Dich zu sehen und zu sprechen mir von der harten Ἀνάγκη entzogen sehen mußte. ich hoffe stark darauf, daß mir von Beaulieu einen Brief von Dir mitbringt.

In meiner Familie neigt sichs jetzt zum Bessern, meine Frau ist auf gutem Wege der Genesung, und — es war hohe Zeit! Denn dieser Herbst ist bös hier zu Lande für angegriffene Constitutionen.

Anfang November d. J. bringen wir hier Deinen Bourbon, auf den ich mich von Herzen freue. Dann erfährst Du mehr, wenn Du bis dahin selbst schreibst

Deinem

Oldenburg treuen

2 October 1842. Adolf Stahr.

In dem Gedichte „Rechtfertigung" verteidigt Prutz sich und die anderen Sänger politischer Lieder gegen den Vorwurf, daß sie es wagten, vor das deutsche Volk zu treten, mit lautem Tone die Schlummernden aufzurütteln und selbst Könige auf ihrem Throne zu schrecken. Mögen andere immerhin die neue Poesie, die politische, für unästhetisch erklären, ihm ist es recht, wenn nur die deutsche Jugend auf ihn hört:

Dich, deutsche Jugend, dich allein,
Dich suchen diese Lieder!
Dein Ohr ist wach, dein Herz ist rein,
Dein Busen hallt sie wieder.

Die arme politische Poesie! Wie sehr ist ihr mitgespielt worden, seit Goethe die Worte prägte: „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" Man durchblättre unsere Anthologien, und man wird wohl vergebens nach einem solchen suchen, man betrachtet eben auch heute noch ein politisches Lied zumeist als einen „Fall aus der Höhe der Ästhetik". Trotz allen Hinweises auf die politische Poesie der Griechen, trotzdem daß wir den bedeutendsten Sänger des Mittelalters, Walter von der Vogelweide, gerade wegen seiner politischen Gedichte hochschätzen, ist diese Scheu vor dem politischen Liede nicht zu bannen gewesen. Aber wie sehr auch die politische Poesie in den Zeiten des Friedens zurücktritt, wenn das Vaterland im Innern und von außen umtobt wird, da feiert das politische Gedicht seine Auferstehung, und der Dichter vermag Millionen Herzen durch seine Worte zu entzünden, die Jugend zur höchsten Begeisterung zu entflammen. In seinem Aufsatze „Die politische Poesie der Deutschen", den in mancher Hinsicht Fr. Vischer (Literarhistorisches Taschenbuch II S. 93—130) zu bekämpfen sucht, unternimmt es Prutz, der politischen Poesie die ihr gebührende Stellung zu verschaffen. Gewiß ist es, daß ein formvollendetes, mächtig wirkendes politisches Gedicht ebenso wie die gewaltigsten religiösen Streit- und Kampflieder den besten poetischen Schöpfungen gleichzusetzen sind. Auch Vischers Meinung, daß der Patriot, in dem jeder Nerv nach einer Freiheit verlangt, die ihm die Wirklichkeit versagt, die Freiheit nicht besingen könne und deshalb die paränetisch-politische Poesie zu verwerfen sei, kann in dieser Allgemeinheit nicht aufrecht erhalten werden. Männer wie Arndt, Körner, Schenkendorf und Uhland schufen ihre Lieder aus innerstem Herzensdrange, sie waren glühende Patrioten und echte Poeten. Freilich ist unter

der Unmasse politischer Lieder nur wenig lauteres Gold; denn nur ein gottbegnadeter Dichter vermag die gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes vor allem Volke zu behandeln. Und die Menge wohlfeiler Gedichte von mittelmäßigen Poeten haben es bewirkt, daß das politische Lied oft auch uns als ein leidiges erscheint.

Prutz beantwortet Stahrs Schreiben durch einen ausführlichen Brief:

Jena, 15. 10. 42.

Theuerster Freund!

Borgen macht Sorgen — und auch Briefschulden lasten schwer, wenn anders das Gewissen noch nicht gar verstockt ist. Ich wenigstens bin mir selbst recht gram, daß ich Deinen lieben letzten Brief so lange unbeantwortet gelassen habe. Er war sehr anregend für mich. Diese Eindrücke Deines Dresdner Aufenthalts, die er mir so frisch wiedergab, haben ihrerseits einen großen Eindruck auf mich gemacht; ich fühlte in Deiner Seele nach, wie wunderbar es mit diesem Dualismus der meisten menschlichen Verhältnisse ist und wie weh es uns thut, daß auch die tüchtigsten Naturen, gerade um so tüchtig sein zu können, wie sie sind, oftmals in eine Einseitigkeit verfallen müssen, die wir nicht zu theilen, noch zu billigen vermögen. Ich selbst stehe zu unsern Dresdner Freunden in einem ganz ähnlichen Verhältniß; und so war es mir eine Art schmerzlicher Freude, in Deinem Briefe die Bestättigung dessen zu finden, was ich selbst schon öfters und namentlich in diesem letzten Frühjahr, bei der Rückkehr von Prag, empfunden habe. Was Echtermeyer angeht, so hab' ich kein Hehl, daß ich diesen gänzlich — aus meiner Seele entfernt habe. Alles in der Welt hat seine Grenzen, die Indolenz und die Schlaffheit auch, auch die freundschaftliche Geduld. Ich beklage ihn aufrichtig; denn was hätte er leisten können, sich und Anderen zur Freude, wenn er zum Können auch das Wollen hätte! Du, der Du ihm wohl näher gestanden, als ich, empfindest das gewiß noch lebhafter — und wohl Dir oder vielmehr wohl ihm, wenn Du mehr Geduld hast und noch jetzt sanftmüthiger urtheilen kannst, als ich, nach meiner Persönlichkeit, es im Stande bin! — Aber genug hievon. Die ganze Sache hat etwas Beängstigendes und so wollen wir diese trüben Schatten ruhen lassen.

Wie weh es uns that, daß Deine Reise, aller Hoffnungen und — Versprechungen!! zum Trotz, Dich dennoch nicht zu uns geführt, brauch' ich Dir nicht erst zu sagen. Herr von Gall schrieb mir neulich, daß Du es jetzt selbst bedauerst — siehst Du wohl, es wäre gewiß gegangen, Einen Tag hättest Du schon übrig gehabt — nun, wir wollen auf (ein) ander' Jahr hoffen. Entweder kommst Du oder ich komme zu Dir: d. h. wenn der Arzt mich nicht, was er jetzt freilich will, nach Karlsbad schickt, so geh' ich in ein Nordseebad, am Liebsten nach Wangeroge: und da wären wir denn ja in angenehmster Nähe. Du merkst hieraus, daß meine Gesundheit nicht zum besten ist: oder vielmehr sie ist zu gut, ich werde so entsetzlich dick, ein wahrer Fallstaffsbauch, daß es eine Qual ist. Recht wohl ist mir auch in dieser Rücksicht ein Ausflug nach Köln bekommen, den ich Anfang v. M. mit Otto Wigand machte. Gute Gesellschaft, schönes Wetter, interessante Bekanntschaften (u. A. Gutzkow und Dingelstedt, die mir noch fremd waren) haben mir diese siebentägige Parforcetour sehr angenehm gemacht. Jetzt hab' ich seit anderthalb Wochen einen allerliebsten Besuch im Hause: Herwegh, ein Mann nach meinem Herzen, mit dem ich prächtig gemüthliche Tage lebe. Er geht bis nach Königsberg und wird auf der Rückreise auch durch Hamburg kommen. Aber so angenehm und genußreich diese Tage sind, so faul sind sie auch, das kannst Du Dir denken. Die Umarbeitung des Bourbon Akt V:, zu der Cornet in Hamburg mich veranlaßt hat, ist das Einzige, was ich in diesen Tagen zu Stande gebracht. Biete doch Deinen ganzen Einfluß auf, daß Herr von Gall das Stück nicht ohne diese Umarbeitung giebt. In Weimar kommt es den 24. d. zur Darstellung; wann bei Euch? — Das Dombaugedicht wirst Du erhalten haben, dito das Literarhistorische Taschenbuch. Wie gefällt es Dir? Lieben Leute, macht doch ein bischen Lärm davon, Ihr versteht es ja sonst; Wigand hetzt mir Tod und Teufel zu, ich soll für Recensionen sorgen. Wie wär' es, wenn Freund Mayer ein lautes Wort spräche? Und nehmen die Humoristischen Blätter denn von derlei Dingen gar keine Notiz?

Nun zum Schluß noch 2 Neuigkeiten: einmal, daß ich ein neues Drama angefangen habe (Moritz von Sachsen, d. i. der Zeitgenosse Karls V.), das hoffentlich noch d. M. gleich nach Herwegh's Abreise, vollendet wird — und 2) daß meine Frau mir zu diesem Kinde des Geistes ein Kind des Leibes zu schenken vrspricht. Zwar das ist ein Familiengeheimniß; aber ich weiß, daß Du auch daran freundlichen Antheil nimmst. Gebe Gott beiden Sprößlingen ein glückliches Gedeihen! Meine Frau grüßt Dich und die Deinen herzlich. Schönsten Gruß an Mayer und Kobbe. Ewig und von Herzen

der Deine:

R. E. Prutz.

Mayer soll mir doch hübsch antworten.

Der in dem Brief erwähnte Aufenthalt Georg Herweghs bei Prutz in Jena sollte in Zukunft dem Dichter, der immer noch auf eine Universitätsstellung hoffte, verhängnisvoll werden. Am 9. Oktober hatten sich sämtliche in Jena anwesende Studenten vor dem Hause von Prutz versammelt und dem Dichter der „Lieder eines Lebendigen" eine Ovation dargebracht. In seiner Ansprache hatte Herwegh erklärt, er werde

immer ein Dichter der Jugend bleiben. Diese herzliche Freundschaft mit einem Manne, der bald darauf landesverwiesen wurde, ward ihm besonders in den Jenenser Professorenkreisen arg verdacht.

Zwischen dem obigen und dem folgenden Briefe von Prutz scheint ein Schreiben von Stahr verlorengegangen zu sein.

Jena 9. 11. 42.

Herzlichen Dank, liebster Freund, für die vielen und erfreulichen Zeichen Deiner Freundschaft, die Du mir in der letzten Zeit gegeben. Es ist wahr, die eigentliche Zeit des Briefschreibens, ich meine so recht des gemüthlichen Vertiefens in die Briefwechselei, die scheint vorüber. Wir haben zu langen Briefen heutzutage weder Zeit, noch Stimmung. Jeder Brief ist doch nur eine Art Selbstgespräch — und nun denk' ich, wir haben die Monologe überdrüssig und wollen gar mit jedem Gedanken, den wir denken, jedem Worte, das wir schreiben, gleich unmittelbar miteinstimmen in die Dialektik der Gegenwart. Ja, so ist es wirklich: Die Oeffentlichkeit, das erwachte Interesse für sie, stört unser Behagen an dem privaten Verkehr durch Schreiben und Wiederschreiben; was vor Zeiten eine trauliche Herzensergießung, einen Brief mit sieben Siegeln, ein freundschaftliches Geständniß gab, das giebt heuer eine Recension, ein Gedicht, ein Manifest ans Publikum. Darum sind die älteren Briefwechsel, z. B. der zwischen Göthe und Schiller, auch sachlich so wichtig, es läßt sich aus ihnen nicht bloß für die Parteilichkeit der Schreibenden, sondern auch sachlich für Aesthetik, Philosophie, Naturgeschichte etc. lernen. Aber wem fiele es heut zu Tage noch ein, ja wer würde es vor sich selbst rechtfertigen wollen, solche Dinge, wie etwa Schillers Briefe über den Meister, eben nur in Briefen zu vergraben und das leuchtende Flämmchen der Erkenntniß nur unter diesen Scheffel des Briefwechsels zu stellen? Die Briefe der Gegenwart werden immer nur individuell interessant sein — man wird persönlich unbedeutender, aber auch persönlich wahrer. Jene Alten, in ihren Briefen, hatten zugleich, mehr oder weniger, ein Publikum, ein wirkliches oder mögliches, in Gedanken; wir dagegen machen unsre Sachen mit der Oeffentlichkeit auch öffentlich ab — und darum dürfen wir in Briefen schon ein bischen salopp und flüchtig sein. — — — —

Herzlichen Dank für die Beilagen Deiner Briefe. Die dramaturgischen Blätter haben mir sehr wohl gefallen, besonders das über Halm's Sohn der Wildniß, dessen Mängel und Grundunwahrheiten ich noch nirgends so schlagend und rund entwickelt gefunden habe. Es wäre jedenfalls Schade, wenn Du nicht auch einem größeren Publikum den Zutritt zu diesen anmuthigen und der Mehrzahl so unendlich nöthigen Belehrungen eröffnen wolltest. Aber tilge dabei nicht Alles über die Schauspieler! Entsinne Dich der Börne'schen Kritiken — wie niedlich heimeln Einen auch jetzt, in diesen beiden Bänden, solche kleinen Lokalnotizen an! Die Sache gewinnt dadurch sehr an Lebendigkeit und Wahrheit. Nur freilich das Wie und Wie viel ist hier, wie überall, nicht leicht zu finden.

Die Controverse über meine Gedichte in Euren Oldenburger Mittheilungen ist höchst ergötzlich. Zweierlei aber ist mir dabei in Ernst erfreulich gewesen: erstlich, die geistige Regsamkeit, in der Ihr doch in Oldenburg lebt und wieviel Interesse, wie viel Theilnahme da lebendig ist. Ich wollt', ich wäre bei Euch in Oldenburg! Hier ist das Leben gar zu trist, bloß das allgemeinste Professoreninteresse, weshalb ich denn auch jeden Gedanken an ein dauerndes und näheres Verhältniß zur hiesigen Akademie aufgegeben habe. Ich verhele Dir nicht, daß mir dieser Entschluß einigermaßen schwer geworden, insofern nämlich mein gegenwärtiges Leben mir doch ein bischen gar zu sehr Privatleben ist und ich daher die Anregung und Befriedigung, die mir das Katheder gewähren würde, nicht anders als ungern entbehren kann. — Aber ich bin ja ganz vom Obigen abgekommen. Ich wollte sagen, was mich an jener Controverse gefreut hat: und da ist denn das Gewisse dies, daß meine paar Worte nicht bloß bis zu Euch gedrungen sind, sondern auch bei Euch einige Theilnahme gefunden haben. Und das ist mir denn, von aller Persönlichkeit abgesehen, um der Sache willen erfreulich und lieb. Diesen Gesichtspunkt muß ich auch bei dem Becher festhalten, mit dem die Königsberger, in ungeheurer Ueberschätzung meiner geringen Versuche, mich beehrt haben — aber auch so und bei aller Freude, die mir dies überraschende Geschenk gemacht hat, ist es doch zugleich ein solcher Gegenstand der Beschämung für mich, daß ich längere Zeit gebraucht habe, um mich in diese Geschichte hinein zu finden. Uebrigens die besten Pfeile trag' ich noch im Köcher; ich meine, die rechten politischen Gedichte hab' ich größtentheils noch nicht drucken lassen, weil sie die Zensur der Rheinischen Zeitung nicht passiren. Ich stehe jetzt in Unterhandlung mit der Schweiz (wo auch meine drei Gedichte an die Baden'sche Kammer erschienen sind, über die ich gern Deine Meinung hörte) und werde vermuthlich schon zu Neujahr einen Band „Neuer Lieder" erscheinen lassen. Dann zu Ostern soll der 1te Band meiner Geschichte des Journalismus herauskommen — und so treibt ein Tag den andern. Unsre Reisepläne wollen wir erwägen, wenn die Schwalben wiederkommen; jetzt ist ja eine solche Hundekälte, daß man sich in ein Mausloch verkriechen möchte. Dennoch reis' ich vielleicht zu Weihnachten nach Stettin . . . Adieu, liebster Freund! Meine Frau empfiehlt sich Dir und den Deinen. Von Herzen Dein

R. E. Prutz.

Im Pfarrhaus zu Tuchthagen

Von Hildegard Voigt

Personen

Hellmuth Kist, Pastor zu Tuchthagen in Pommern
Frau Ruth Kist, geborene von Flamm
Renate, beider Tochter
Majoratsherr Graf Bernhard von Holk auf Holk
Ursula, Gräfin von Holk, geborene von Flamm, Frau Kists Kusine
Gottfried Richter, Vikar bei Kist
Ueberlich, Küster und Lehrer
Radant, Dorfschulze
Kumpfart
Dramburg
Timm
Wiskow
} Bauern
Meinhagen, Förster
Gladenbürger, Lehrer
Mine Dalken, Köchin bei Pastor Kist

———

Ort der Handlung: Das Pfarrhaus zu Tuchthagen und seine nächste Umgebung.

Zeit: Das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts.

———

Erster Akt.

Im Pfarrgarten zu Tuchthagen.

(Links liegt das Pfarrhaus, ein weißes, einstöckiges Gebäude, ganz von wildem Wein umrankt, der sich schon rot färbt. In der Mitte des Hauses ist vor der Haustür ein breiter, terrassenartiger Vorplatz mit steinerner Balustrade, um die der Wein sich windet. Über der Haustür eine zweifenstrige, vorgebeugte Giebelstube, in der der Vikar wohnt. Beide Fenster sind weit geöffnet.

Rechts im Vordergrunde eine uralte, prächtige Linde, darunter ein behaglich eingerichteter Sitzplatz mit einer Bank, auf der gestickte Kissen liegen, davor ein mit bunter Decke bedeckter Tisch, verschiedene Gartensessel umher.

Im Hintergrunde trennt ein hoher, weißgestrichener Staketenzaun den Pfarrgarten von der Landstraße, in der Mitte eine Pforte. Jenseits der Straße liegt die Kirche, ein altes Gebäude aus roten Backsteinen mit einem viereckigen Turm, den vor Alter fast schwarz gefärbte Holzschindeln decken.

Um die Kirche schöne, alte Bäume, unter denen aufrecht stehend einige alte Grabsteine zu sehen sind.

Alles ist sehr sauber gehalten und wirkt harmonisch. Es ist ein sonniger Nachmittag im September.)

———

(Rechts und links vom Zuschauer.)

———

Erste Szene.

Pastor Kist, Frau Kist, Renate, Lehrer Ueberlich.

(Pastor Kist und Frau sitzen mit Lehrer Ueberlich unter der Linde. Kist im Rollstuhl, ein großer, stattlicher Mann Anfang der sechziger Jahre mit schlicht gescheiteltem, grauem Haar, auf dem er ein schwarzes Sammetkäppchen trägt. Frau Kist, eine noch anmutige Erscheinung, ist einfach mit Sorgfalt gekleidet, sie ist damit beschäftigt, Äpfel zu schälen. Links auf dem Vorplatz vor der Haustür sitzt Renate, dem Zuschauer den Rücken zuwendend, an der Staffelei und malt die Kirche.)

Lehrer Ueberlich (ein alter Mann)

(Legt zusammengefaltete Papiere in eine Ledermappe hinein) Das war wohl alles, Herr Pastor!

Nein, nein, daß ich nichts vergesse! Hier ist noch der Erlaubnisschein vom Herrn Forstmeister, daß wir für den Kirchenschmuck Kiefern und Laub aus der Forst holen dürfen. Aber Förster Meinhagen soll dabei sein und die Bäume bezeichnen, die geschlagen werden dürfen.

Pastor Kist

Selbstverständlich, lieber Ueberlich. Nur keinen Forstfrevel! Auch für den guten und schönen Zweck nicht. Schmücken Sie unsre liebe, alte Kirche würdig für den Einsegnungstag, der für meine Konfirmanden traurig genug wird. (Er seufzt) Der treue Hirte muß seine Schäflein im Stich lassen und dem ersten besten, der ihm ins Haus geschickt wird, seinen Platz einräumen. Sie können sich denken, wie mir das Herz blutet, wenn ich an einem solchen Tage einen anderen auf der Stelle sehe, von der aus ich dreißig Jahre lang gepredigt und gewirkt habe.

Aber ich nehme die schwere Heimsuchung ohne Murren hin.

Ich weiß, daß ich genesen werde. Und wenn die Beine mich erst wieder tragen, dann werden Sie Ihre

Herzensfreude an mir haben, Ueberlich. Dann bin ich wieder der, der ich gewesen, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn!

Ueberlich

Niemand wird sich mehr darüber freun, als ich, Herr Pastor! Aber Sie können sich ruhigen Herzens von unsrer lieben Frau Pastorin pflegen lassen, wissen Sie doch, in welch guten Händen Ihre Vertretung liegt. Herr Prediger Richter hat sich schnell die Herzen gewonnen, und ich kann wohl sagen, es herrscht allgemeine Trauer, daß er uns nun wieder verläßt. Wenn nur sein Nachfolger sich ebensogut hier einlebt!

Man sieht dem Wechsel doch mit einiger Besorgnis entgegen.

Pastor Kist

(Heftig) Dazu ist keine Veranlassung! Schlimmer, als es ist, kann es nicht kommen.

Frau Kist

Lieber Hellmuth, rege dich nicht unnötig auf. Du schadest dir.

Pastor Kist

Gewiß, gewiß! Ich kann bei meinem Leiden jeden Augenblick einen Herzschlag bekommen. Das darf mich aber nicht hindern, ein Zeuge der Wahrheit zu sein.

Wenn mein Vikar sich hier Liebe erworben, oder sagen wir lieber: erschlichen hat — — —

Frau Kist

Du wirst ungerecht, lieber Hellmuth!

Richter ist ein tüchtiger Mensch, der es ernst nimmt mit seinem Beruf. Er war uns ein lieber Hausgenoß, den wir ungern scheiden sehn. Das können Sie mir glauben, Herr Ueberlich.

Ueberlich

Ich weiß, Frau Pastor, ich weiß!

Pastor Kist

Natürlich!

Sich bei euch Frauen mit gesellschaftlichen Künsten, mit Musik und Vorlesen einzuschmeicheln, das ist eine leichte Sache für einen oberflächlichen jungen Menschen.

Ihr seid eben kurzsichtig in eurem Urteil!

Aber wir Männer sehen tiefer und prüfen ernster, mein liebes Kind. Beweise für seine Amtstüchtigkeit hat Richter noch nicht gegeben.

Renate

Weshalb ist er denn gleich nach seiner Probepredigt vom alten Baron Leubell zum Pastor von Woltersfelde gewählt worden?

Pastor Kist

(Lacht) Nun, mein liebes Kind, den alten Generalleutnant Baron Leubell in Ehren! Der hat achtzehnhundertundsiebzig im Felde bewiesen, was er wert ist. Der darf sein Eisernes Kreuz mit Stolz tragen. Aber ob er der Mann ist, um über die Berufung für ein geistliches Amt zu entscheiden, das wollen wir dahingestellt sein lassen.

Renate

Das Konsistorium hat doch ebenso entschieden, Vater, und hat Herrn Prediger Richter bestätigt, obgleich er noch nicht die nötigen Amtsjahre für die große Pfarre hat.

Pastor Kist

Das läßt sich alles machen, mein liebes Kind!

Baron Leubell hat für sich und seine Nachkommen auf gewisse Rechte an der Kirchenforst verzichtet, da ist das Konsistorium ihm entgegengekommen und hat den Pastor bestätigt, den er haben wollte.

Ich fürchte, beide Teile werden es bald genug bereuen, denn eine gute Probepredigt kann schließlich jeder einmal zusammenschreiben. Aber jahrelang treue Seelsorge üben, das erfordert einen echten Christen.

Renate

Du hast keinen Grund, Vater, Prediger Richters Christentum anzuzweifeln!

Pastor Kist

(Verweisend, aber nicht unfreundlich) Liebes Kind, wie unweiblich mischst du dich in Dinge, die euch Frauen überhaupt nichts angehen!

Renate

Uns geht alles an, was wir sehen und hören. Am meisten aber dann, wenn jemandem ein Unrecht geschieht.

(Oben in der Giebelstube werden beide Fenster von Prediger Richter schnell und leise, aber doch hörbar geschlossen. Lehrer Ueberlich, Frau Kist und Renate sehen hinauf.)

Frau Kist

(Steht schnell auf) Lieber Herr Ueberlich, ich kann Sie nicht länger so mit trockenem Munde dasitzen sehen. Da Sie eine nachträgliche Tasse Kaffee verschmäht haben, so müssen Sie mir den Gefallen tun und ein Stückchen frischen Pflaumenkuchen kosten. Der erste von der neuen Ernte!

Ueberlich

Sie kennen meine schwache Seite, Frau Pastor!

Frau Kist

Ein Augenblickchen, lieber Herr Ueberlich!

(Leise zu Renate, indem sie die Stufen vor der Haustür hinaufsteigt) Du mußt dich beherrschen, Renate! Du weißt, wir dürfen den kranken Vater nicht aufregen. (In der Tür dreht sie sich um, laut) Nun, Kindchen, wird das Bild gut?

Renate

Nein, Mutter!

Frau Kist

(Tritt an die Staffelei) Laß mich einmal selber urteilen!

Was willst du denn, Kind? Das Bildchen wird reizend!

Ich bin überzeugt, daß Prediger Richter sich über kein anderes Hochzeitsgeschenk so freuen wird, wie über unsre alte Kirche hier, die er so liebgewonnen hat in all ihrer Schlichtheit.

Was hast du auszusetzen, Kind?

Renate

Ich weiß nicht recht!

Es ist keine Stimmung in dem Bilde. Das ist meine Schuld. In Wirklichkeit liegt so tiefer Friede über dem stillen Winkel.

Frau Kist

Das wird unser guter Richter beim Betrachten auch empfinden. Wir beide werden ihn an den langen Winterabenden recht vermissen und oft von ihm sprechen, nicht wahr, Kind?

Renate

(Wirft den Pinsel hastig hin und steht auf) Lasse mich den Kuchen holen, Mutter; ja?

Frau Kist

(Lachend) Nein, mein Töchterchen, noch sitze ich nicht auf dem Altenteil! Wenn es einmal so weit ist, dann lege ich das Schlüsselbund in deine Hand. Jetzt sollst du deine Jugend froh genießen und dich an deinen Talenten erfreuen.

Male und singe, mein Töchterchen!

Wenn du einmal verheiratet bist, dann hast du dazu keine Zeit mehr, dann kommen die Wirtschaftssorgen ganz von selbst, ganz von selbst!

(Sie geht ins Haus hinein, Renate malt weiter.)

Pastor Kist

Ja, Sie haben recht, Ueberlich! Sie ist eine echte Pfarrfrau, meine Ruth. Schon der Name ist von so wundervoller Vorbedeutung: Ruth, die Ährenleserin! Aus uraltem, edlem Geschlecht, eine Geborene von Flamm, wie Sie wissen. In treuer gemeinsamer Lebensarbeit haben wir beide hier wirken dürfen. Und bald werde ich die Zügel wieder selber in die Hand nehmen und dann gründlich aufräumen mit allerhand Unzulänglichkeiten und Unsitten, die sich unter meinem Herrn Vertreter eingenistet haben. Auch in der Schulinspektion ist vieles nachzuholen.

Ueberlich

Herr Prediger Richter hat auch da tapfer seinen Mann gestanden! Ich habe seinen guten Einfluß auf Gladenbürger oft dankbar empfunden.

Pastor Kist

Inwiefern, Ueberlich? Was haben Sie am Gladenbürger auszusetzen?

Ueberlich

(Achselzuckend) Ja, Herr Pastor, das ist so 'ne eigene Sache!

Als Luppenow damals das schöne, eigne Schulhaus bekam und einen eignen jungen Lehrer, da atmete ich recht dankbar auf. Man fühlt mit der Zeit doch, daß die Kräfte nicht mehr so weit reichen, wie vor sechsunddreißig Jahr. Aber jetzt!

Pastor Kist

Nun, jetzt?

Ueberlich

Verzeihen Sie, Herr Pastor, aber jetzt wünsche ich manchmal, das schöne Luppenower Schulhaus wäre nicht gebaut worden und ich hätte die Kinder wieder unter meiner Schar.

Pastor Kist

Weshalb?

Ueberlich

Weil sie in schlechter Führung sind! Die Kinder sind in der kurzen Zeit verwildert. Gladenbürger ist ihnen kein gutes Vorbild, Herr Pastor.

Pastor Kist

Lieber Ueberlich, es gibt nichts Schlimmeres als eine kleinliche Eifersüchtelei auf einen jungen, tatkräftigen Kollegen, der vielleicht manches von einer anderen Seite auffaßt, als Sie, aber dafür einen frischen, neuen Zug in das Ganze hineinbringt. Der Unterricht kann dabei nur gewinnen.

In solchen Fragen muß man sehr groß denken, Ueberlich! Nur keine kleinliche Eifersucht!

Ueberlich

Davon weiß ich mich vollständig frei! Aber entschuldigen Sie, Herr Pastor, ein Lehrer, der jeden Abend im Krug zubringt, der mit dem ersten besten bis tief in die Nacht hinein Karten spielt, der ist kein guter Führer für die Jugend. Gladenbürger sucht leichtsinnige Gesellschaft auf. Der neue Volontär auf Schloß Holk, der junge Herr von Hartwich, ist ein lockerer Zeisig! Ich fürchte, wenn Herr Prediger Richter kein Auge mehr auf die beiden hat, dann — — — (Zuckt die Achsel)

Pastor Kist

Dieser junge Mensch, dieser Herr Richter, hat es verstanden, sich ein gewisses Ansehen zu geben! Sein guter Einfluß auf Gladenbürger! Darüber lassen Sie mich ganz unbefangen lachen, Ueberlich! Gladenbürger ist ein tüchtiger Mensch und Lehrer.

Ueberlich

Verzeihen Sie, Herr Pastor, wenn ich mir zu widersprechen erlaube! Gladenbürger hat den Mädchen gegenüber doch nicht den richtigen Ton. Sonst hätte er die Meta Kumpfart von dem Verkehr mit dem leichtsinnigen jungen Herrn zurückhalten müssen.

Pastor Kist

Was hat Meta Kumpfart mit Gladenbürger zu tun? Sie ist niemals seine Schülerin gewesen.

Ueberlich

Das weiß ich wohl, Herr Pastor. Aber Meta hat neulich auf unsrem Schützenfest die halbe Nacht hindurch getanzt. Und am nächsten Abend hat sie im Walde ein Stelldichein mit dem Volontär vom Schloß gehabt, dem jungen Herrn von Hartwich. Herr Prediger Richter hat sie dabei ertappt, als er durch die Kiefernschlucht aus Holk herüberkam.

Pastor Kist

(Schlägt mit der Hand auf den Tisch) Was für Zustände sind das in meiner Gemeinde?

Und das erfahre ich erst jetzt?

Meta Kumpfart, meine beste Konfirmandin, ist kurz vor der Einsegnung bis tief in die Nacht hinein auf dem Tanzboden zu finden?

Daran sieht man, wohin wir gelangen, wenn der sittliche Einfluß des Geistlichen fehlt.

Ueberlich

Herr Prediger Richter hat Meta damals gleich ins Gewissen geredet, und sie hat sich denn auch zusammengenommen, aber nun — — —

Pastor Kist

Was nun?

Ueberlich

Ja, Herr Pastor, nun ist es doch so weit gekommen!

(Frau Kist tritt mit einem gefüllten Kuchenteller aus dem Hause.)

Frau Kist

Eine Hausfrau, die nichts anbietet, und ein Gast, der nicht zulangt, sind beide nicht nach meinem Geschmack.

Lieber Herr Ueberlich, wenn Sie es gut mit mir meinen, bleibt kein Krümchen übrig.

Ueberlich

Sie machen sich immer so viel Umstände, Frau Pastor! Ich danke herzlich. (Er langt zu.)

Pastor Kist

(Zu seiner Frau) Ist Herr Richter zu Hause?

Ich möchte ein Wörtchen über meine Konfirmanden mit ihm reden.

Frau Kist

Prediger Richter arbeitet oben in seinem Zimmer an seiner Predigt. Wir wollen ihn doch nicht stören, lieber Hellmuth.

Ueberlich

Da ist ja auch nichts mehr zu ändern, Herr Pastor!

(Zu Frau Kist) Wir sprachen eben von Meta.

Frau Kist

Das ist eine böse, böse Geschichte!

Pastor Kist

(Heftig) Was für eine Geschichte? Was ist geschehen?

Werde ich es nun bald erfahren?

Frau Kist

Beruhige dich, lieber Mann! Mine kann Herrn Prediger Richter bitten, herunterzukommen.

Pastor Kist

(Sehr laut) Renate, sag Mine, sie soll Herrn Richter rufen!

Richter

(Öffnet oben das Fenster) Ich höre meinen Namen; ich komme sofort hinunter, Herr Pastor!

(Man hört ihn die Tür öffnen und schließen.)

Ueberlich

Herr Prediger kann es ja selber am besten erzählen.

(Pastor Kist trommelt ungeduldig auf den Tisch.)

Zweite Szene.

Die Vorigen, Prediger Richter.

(Frau Kist geht Richter entgegen, als er aus dem Hause tritt.)

Frau Kist

Nicht wahr, lieber Herr Prediger, Sie vergessen nicht, daß Sie einen alten, kranken Mann vor sich haben?

Er ist furchtbar aufgeregt heute.

Richter

(Ein dreißigjähriger Mann mit Schnurrbart und kurzem Vollbart) Um so ruhiger werde ich sein.

(Er geht schnell die Stufen hinunter.)

Guten Abend, Fräulein Renate!

Renate

(Grüßt ihn mit einem leichten Nicken, sich zu ihrer Mutter wendend voll Bitterkeit) Nun kann er sich wieder treten lassen!

Frau Kist

Wir müssen alle Geduld lernen, Kind.

Renate

Auch wenn wir Ungerechtigkeiten mit ansehen?

Pastor Kist

(Fährt Richter heftig an) Glauben Sie, daß ich mich in meinem eigenen Hause wie ein unmündiges Kind behandeln lasse, Herr Richter? Welche Rolle muten Sie mir zu! Was ist aus meiner Gemeinde geworden, wenn meine beste Konfirmandin kurz vor der Einsegnung bis tief in die Nacht hinein auf dem Tanzboden gesehen wird?

Ich fordere Rechenschaft von Ihnen über die anvertrauten Seelen, Herr Richter.

Was für eine Geschichte ist das mit Meta Kumpfart, über die jeder in meinem Hause unterrichtet ist, nur ich, der Hausherr, nicht?

(Frau Kist setzt sich neben Ueberlich.)

Richter

Ich wollte nicht eher mit Ihnen darüber sprechen, bis ich in allen Punkten Klarheit hatte, Herr Pastor.

Vor allen Dingen lag mir daran, das Mädchen zu einem offenen Geständnis zu bringen. Das ist bis jetzt leider nicht gelungen. Meta leugnet mit beispielloser Dreistigkeit.

Pastor Kist

Was leugnet sie? Werde ich nun bald erfahren? — — —

Richter

Sie leugnet, was ich mit eigenen Augen gesehen habe; nämlich, daß sie heute nacht zwischen elf und zwölf Uhr in Holk bei Inspektor Winter aus einem Fenster im Erdgeschoß gestiegen ist.

Es war die Stube des neuen Volontärs.

Pastor Kist

Was wollen Sie damit sagen, Herr Richter? Soll das etwa heißen? — — —

Richter

Daß Meta in einem unerlaubten Verhältnis zu dem jungen Herrn von Hartwich steht, ist daraus mit trauriger Klarheit zu schließen.

Pastor Kist

Wie können Sie eine so schwere Beleidigung gegen einen jungen Edelmann, einen Verwandten des gräflich Holkschen Hauses, aussprechen? Wissen Sie nicht, daß Sie sich damit strafbar machen?

Richter

Wenn es unwahr wäre, gewiß! Aber es ist die Wahrheit.

Pastor Kist

Nicht möglich! Ich verbürge mich für den jungen von Hartwich! Er ist ein wohlerzogener, ein ganz reizender Mensch.

Richter

Um so leichter wird es ihm geworden sein, ein unerfahrenes Kind zu betören, das mutterlos neben einem Vater aufwächst, der ihm kein gutes Beispiel gibt.

Pastor Kist

(Heftig) Kumpfart ist einer meiner besten Kirchgänger gewesen.

Wenn er sich während meiner Krankheit darin geändert hat, so ist das Ihre Schuld.

Meine ganze Gemeinde fällt mir ja auseinander!

Richter

(Mit Beherrschung) Herr Pastor, ich glaube — — Richter rechtzeitig erkannt und das Mädchen scharf beobachtet.

Pastor Kist

Das eine wollte ich noch fragen, Herr Richter: Weshalb haben Sie mir nicht sofort Mitteilung gemacht, wie es Ihre Pflicht war, wenn Lehrer Gladenbürger zu Tadel Veranlassung gab? Ich bin Schulinspektor, Ihr Vorgesetzter so gut wie Gladenbürgers. Das können Sie sich merken!

Richter

(Beherrscht sich) Sie waren in der Zeit so schwer krank, daß Ihnen alles ferngehalten werden mußte, was Aufregung und Verdruß gab. Deshalb hielt ich es für meine Pflicht, über unliebsame Vorgänge zu schweigen.

Pastor Kist

Und sich in dreister Machtvollkommenheit auch noch zum Schulinspektor zu machen!

Und das nennen Sie mir Aufregungen ersparen, Sie, der Sie, so lange Sie hier im Hause sind, mir nichts als Aufregungen gemacht haben? Ich kann jeden Augenblick einen Herzschlag davon bekommen!

Richter

(Mühsam beherrscht) Herr Pastor! — —

Frau Kist

Lieber Mann, lieber Mann!

Ueberlich

Herr Pastor, Herr Pastor!

(Renate wirft mit einem lauten Schlag ihren Sessel um.)

(Richter wendet sich ihr zu und hebt ihn auf.)

Renate

(Bebend vor Erregung) Warum sind Sie nicht längst abgereist?

Richter

Das hätte ich getan, Fräulein Renate, wenn nicht — — —

(Sie sehen sich beide an, er bricht ab.)

Renate

(Außer sich) Sie sollen sich nicht treten lassen!

Ich will es nicht!

Hören Sie, ich will es nicht!

Richter

Fräulein Renate!

(In dem Augenblick kommt Mine Dalken um die Hausecke gelaufen, sie hat eine Harke über der Schulter und ein weißes Tuch über dem Kopf.)

Dritte Szene.

Die Vorigen, Mine Dalken, Gräfin Holk.

Mine

(Sehr laut) De Schecken, de Schecken!

De Holkschen Schecken fahren uf den Hof!

Fru Gräfin kömmt!

(Sie harkt vor der Haustür entlang zur Linde. Gräfin Holk tritt aus der Haustür und streckt Renate mit großer Herzlichkeit die Hände entgegen, die Renate küßt.)

Gräfin Holk

(eine etwa fünfundvierzigjährige, stattliche Frau, mit geschmackvoller Einfachheit gekleidet.)

Renate, mein Herzchen, wo in aller Welt hast du die ganze Woche gesteckt, kleine Unsichtbare?

(Sie küßt sie auf die Wange.)

Renate

Es gab ein bißchen viel zu tun, Tante Ursel!

Gräfin Holk

Das glaube ich! Äpfel und Pflaumen wollen eingekocht werden! Bei uns gibt's in der nächsten Woche das erste Jagdmittagessen. Es kommen eine Menge Herren von außerhalb und ich habe nur ein einziges junges Mädchen zu ihrer Unterhaltung, dich, Renate. Du darfst mich nicht im Stich lassen, Herzchen!

Renate

Du weißt ja, wie gern ich bei Euch bin, Tante Ursel!

Gräfin Holk

Also abgemacht, Kleine!

Dein alter Freund und Anbeter Hans von Bassentin wird in seiner neuen Würde als frischgebackener Majoratsherr auch erwartet.

(Sie wendet sich zu Richter und reicht ihm die Hand, die er küßt.)

Für Sie, Herr Prediger, habe ich einen ganz besonderen Gruß vom Herrn Superintendenten zu bestellen.

Richter

Verbindlichen Dank, Frau Gräfin!

Ueberlich

(Fällt ihm ins Wort) Nein, nein, Herr Pastor, Kumpfart sitzt jeden Sonntag mit Meta in seinem Stand mitten im Gemeinde-Kirchenrat. Aber abends sitzt er ebenso gewiß im Krug und nachts nimmt er die Büchse übern Rücken und geht wildern.

Pastor Kist

Das ist ein albernes Märchen von Förster Meinhagen, das kein verständiger Mensch glaubt, Sie sollten sich in acht nehmen, Ueberlich, so etwas nachzusprechen.

Ueberlich

Als ich einmal herkam, wurde es mir schon erzählt. Er hat es von früh an so getrieben. Das wissen wir alle! Er läßt sich nur nicht ertappen. Davon kann Meinhagen ein Liedchen singen.

Richter

Kumpfart hat auch die letzte Nacht außer dem Hause zugebracht. Als ich ihn heut morgen um sieben Uhr aufsuchte, war er noch nicht zurückgekehrt. Da ist es kein Wunder, wenn sein einziges Kind auf Abwege gerät.

Pastor Kist

Das werde ich persönlich untersuchen.

Bis jetzt halte ich die ganze Geschichte für erfunden!

Richter

(Nimmt sich zusammen) Sie werden mir doch nicht zutrauen, Herr Pastor, daß ich Freude an leerem Klatsch oder an Verleumdung habe?

Frau Kist

Lieber Mann, Metas Liebeleien hat Herr Prediger

Gräfin Holk

(Zu Mine, die vor ihr herharkt) Guten Tag, Mine! Na, wie geht's?

Mine

Schönen Dank, Frau Gräfin!

Nu komm'n noch de Kartoffeln ran, denn sind wi durch!

Gräfin Holk

Machen Sie nicht so viel Staub, alte Seele! Ich habe auf der Fahrt schon genug geschluckt. Ein bißchen Regen täte not.

(Mine hört auf zu harken, nimmt eine große Gießkanne und sprengt den Weg, dann nimmt sie die Harke über die Schulter und geht. Gräfin Holk begrüßt die anderen, Frau Kist kommt ihr entgegen.)

Guten Tag, meine alte Ruth! Ich hatte schon rechte Sehnsucht nach Euch allen!

Was machen die Kniegelenke, lieber Kist?

Pastor Kist

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, meine allergnädigste, teuerste Kusine!

Gräfin Holk

Lieber Herr Ueberlich, Sie bleiben immer der Alte. Ein Zeichen, daß es Ihnen gut geht.

Ueberlich

Gott sei Dank. Frau Gräfin, ich darf mich eines gesegneten Lebensabends in Frieden erfreuen.

Gräfin Holk

Das hört man gern! Besonders, wenn man zu Hause eben ein Gewitter erlebt hat; aber zum Glück eines von denen, die die Luft reinigen.

Frau Kist

Habt Ihr in Holk Verdruß gehabt, Ursula?

Gräfin Holk

(Setzt sich in einen Sessel unter der Linde) Fragt die gute Ruth auch noch so unschuldsvoll! Unsren jüngsten Volontär haben wir an die Luft gesetzt, den kleinen Hartwich.

Mein Mann versteht in solchen Dingen keinen Spaß.

Ihr wißt ja Bescheid, was der ungezogene Junge sich hat zuschulden kommen lassen. (Zu Richter) Übrigens spielt er den reuigen Sünder, seitdem Sie ihn heut morgen ins Gebet genommen haben.

Richter

So wie ich ihn beurteile, wird es nicht lange vorhalten. Und sein Unrecht an Meta ist dadurch nicht wieder gutzumachen.

Gräfin Holk

Das arme, dumme Ding!

Mir geht die Geschichte sehr nah.

Sie müssen wissen, Herr Prediger, daß ihre Mutter

acht Jahre lang Mamsell bei mir war. Eine bildhübsche Person! Meta ist ihr wie aus den Augen geschnitten.

Richter

Das hübsche Gesicht ist leider ihr Unglück geworden! Sie ist verdorbener, als ich ahnte.

Von Reue und Verlegenheit zeigte sie auch da keine Spur, als ich ihr sagte, daß Herr von Hartwich alles eingestanden hat. Nur als ich ihr eröffnete, daß sie von der Einsegnung ausgeschlossen werden müßte, bis sie sich gebessert hätte, wurde sie flammend rot.

Ihre Eitelkeit ist dabei empfindlich getroffen. Sie war von Herrn Pastor ausersehen, als beste Schülerin vor der ganzen Gemeinde das Glaubensbekenntnis aufzusagen.

Pastor Kist

Und dabei wird es auch bleiben, bis ich die ganze Geschichte persönlich untersucht habe.

Gräfin Holk

Lieber Kist, was ist da zu untersuchen?

Der kleine Hartwich hat Herrn Prediger Richter de- und wehmütig alles eingestanden. — — —

Pastor Kist

Es ist nicht schwer, in solch junges Herrchen alles hineinzufragen, was man hören will!

Richter

(Sich mühsam bezwingend) Soll das heißen, daß ich? — — —

Pastor Kist

Daß ich mich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen und danach bestimmen werde, das soll es heißen, Herr Richter!

Richter

(Fest) Bestimmt ist von mir als von dem Verwalter des hiesigen Pfarramts, daß Meta Kumpfart als unwürdig von der Konfirmation ausgeschlossen ist. Und davon kann und werde ich nichts zurücknehmen.

Pastor Kist

Wer ist der Pastor von Tuchthagen, Sie oder ich?

Richter

(Ruhig, aber sehr bestimmt) Sie sind der Pastor hier! Ich aber bin, nicht aus freier Wahl, sondern auf Geheiß derselben Behörde, die Sie einmal hierher gerufen hat, zu Ihrem Stellvertreter ernannt, solange Krankheit Sie an der Ausübung der Amtshandlungen hindert.

Ich habe nach besten Kräften gestrebt, das mir übertragene Amt zu verwalten, — —

Pastor Kist

(Beißend) Sagen Sie lieber: zu vergewaltigen, Herr Richter!

Richter

Das ist zuviel!

Gräfin Holk

Aber, lieber Kist!

Richter

(Faßt sich) Ich bin mit vollem, warmem Herzen hierher gekommen! Ich habe mir von Anfang an in der geringfügigsten Kleinigkeit Ihren Rat erbeten. Aber die absichtlichen Kränkungen, denen ich vom ersten Tage meines Hierseins ausgesetzt gewesen bin, haben mir die Arbeit erschwert. Ich kann mich Ihren Wünschen überall unterordnen, Herr Pastor, wo es sich um mein persönliches Behagen oder Unbehagen handelt, aber in diesem Falle vertrete ich mit aller Entschiedenheit den einmal ausgesprochenen Entscheid.

Meta Kumpfart ist ausgeschlossen!

Es handelt sich um eine kirchliche Feier, deren Ernst und Würde ich den Kindern eindringlich ans Herz legen möchte.

Pastor Kist

(Bebend vor Aufregung) Noch bin ich der Pastor von Tuchthagen! Und ich wiederhole Ihnen, daß ich untersuchen und dann selber entscheiden werde.

Sie aber haben sich Ihrem Vorgesetzten zu fügen.

Richter

Es tut mir leid, Herr Pastor, daß ich in diesem Fall nicht von meiner Ansicht abgehen kann.

Vierte Szene.

Die Vorigen, Mine Dalken.

Mine

(In der Haustür) Bauer Kumpfart is da, un möcht sich Herrn Prediger Richter woll sprechen.

Richter

Ich komme sofort! Mine, sagen Sie ihm, er möchte nach oben in mein Zimmer gehen.

Mine

Js schön, Herr Predger!

Pastor Kist

Mine, Kumpfart soll in mein Studierzimmer treten. Ich wünsche ihn zu sprechen.

Mine

Js ok schön, Herr Paster!

(Sie tritt ins Haus hinein.)

Pastor Kist

Ueberlich, Sie können mich begleiten. Es ist besser, wenn die Unterredung von einem Unparteiischen mitangehört wird.

Ueberlich

Gern, Herr Pastor!

(Er schiebt Kist im Rollstuhl nach links um die Hausecke ab.)

Fünfte Szene.

Prediger Richter, Frau Kist, Renate, Gräfin Holk.

Frau Kist

Lieber Herr Prediger, er ist ein herzkranker, alter Mann und weiß manchmal gewiß nicht, was er spricht.

(Richter geht, ohne zu antworten, auf und ab, wie um sich zu beruhigen.)

Gräfin Holk

Kinder, ich glaube, Ihr behandelt den Vater alle falsch! Und vor lauter Rücksichtnahme auf sein Herz kommt dieses Herz selber nicht mehr zum richtigen Schlag.

Ich habe mich gefreut, daß Sie fest geblieben sind, Herr Prediger. Der alte Kumpfart wird ja auch einsehen, daß Sie recht haben.

Richter

Wer weiß! Es ist schwer mit ihm umzugehen.

Gräfin Holk

Ja, Ihr Männer seid alle wunderlich! Jeder einzelne will als ein besonderes Welträtsel genommen werden.

Renate, Herzchen, sei vorsichtig, ehe du dich einmal entscheidest! Verdirb dir übrigens deine schönen Augen nicht. Es wird zu dunkel zum Malen.

Renate

Ich habe schon aufgehört, Tante Ursel!

(Sie legt Pinsel und Palette zusammen und legt die große, dunkle Malschürze ab, sie trägt ein weißes Kleid darunter.

Die Glocken läuten mit kurzen Schlägen den Sonntag ein.

Kleine Pause. Während der folgenden Szene werden die Kirche und der Hintergrund tiefer und tiefer vom Abendrot beleuchtet.)

Gräfin Holk

Wie schön und feierlich ist solch ein Spätsommerabend, wenn die Glocken den Sonntag einläuten.

Renate

Und wenn die Menschen alles tun, um den Frieden und die Harmonie der Natur zu zerstören.

Gräfin Holk

Kind, du mußt nicht bitter werden! Ohne Dissonanzen will sich die Lebenssinfonie nun einmal nicht abspielen.

Renate

Hat denn ein Mensch das Recht, so zerstörend in eines anderen Leben einzugreifen, wie Vater es tut?

Frau Kist

(Zu Richter) Er war sonst so wohlwollend, so gütig! Es tut mir unbeschreiblich leid, daß Sie ihn nicht mehr so kennen gelernt haben und nun ein so getrübtes Bild von ihm mit fortnehmen müssen.

Renate

Der Abschied von uns wird Ihnen leicht gemacht! Sie werden aufatmen, wenn Sie Tuchthagen hinter sich haben.

Eigentlich müßte ich das Bild, das ich Ihnen zur Hochzeit versprochen habe, wieder zerstören.

Unsere Kirche kann Ihnen nur eine Welt von Ungerechtigkeit und Kränkung ins Gedächtnis rufen.

Richter

Daneben aber eine Fülle von Güte und Freundlichkeit, Fräulein Renate, mit der Sie und Ihre Frau Mutter immer wieder auszugleichen bemüht waren, wenn es manchmal recht schwer wurde.

Frau Kist

Die lange Krankheit meines Mannes ist eigentlich seine erste Heimsuchung im Leben.

Er trug sie ergeben und geduldig, solange die Amtsbrüder aus der Synode seine Vertretung übernahmen. Als sich das auf die Dauer nicht durchführen ließ, und keine Aussicht auf baldige Besserung war, da schickte das Konsistorium ihm einen Vikar zur Unterstützung.

Renate

Der blieb gerade vier Wochen!

Frau Kist

Vater hat schwer gelitten und gerungen, Renate. Das weiß niemand besser als wir beide. Einmal sagte er zu uns: Es ist mir in meiner jetzigen Lage zumut, als ob ich lebendig begraben werden sollte und mit offenen Augen zusehen müßte.

Gräfin Holk

Liebe Ruth, in der unbehaglichen Lage ist eben jeder, der vom Amt zurücktreten muß.

Frau Kist

Wie oft schon habe ich es versucht, meinen Mann dazu zu bestimmen!

Gräfin Holk

Er muß doch einsehen, daß die Verhältnisse hier unhaltbar sind und daß seine Stunde nun geschlagen hat. Das Konsistorium verweigert ihm einen neuen Vikar, wenn Herr Prediger Richter gegangen ist. Das ist doch ein deutlicher Wink!

Renate

Vater will ihn aber nicht verstehen.

Frau Kist

Er meint, dann müsse die Gemeinde ihm den Vikar halten.

Gräfin Holk

Das ist doch vorsündflutlich naiv!

Liebe Ruth, ich bin eigens heut herübergekommen, um Euch über alles zu unterrichten, was gestern bei uns verhandelt worden ist. Der Superintendent hat den ganzen Nachmittag über mit meinem Mann beraten.

Man erwartet, daß Kist jetzt um seine Amtsentlassung nachsucht, ehe sie ihm aufgezwungen wird.

Ihr Frauen müßt nun handeln und den Vater von der Notwendigkeit des Schrittes überzeugen.

Frau Kist

Er weicht dem Thema aus oder gerät in furchtbare Aufregung darüber. Wenn er dann wirklich einen Herzschlag bekäme, müßten wir uns ewig die Vorwürfe machen.

Richter

In der nächsten Sitzung des Gemeindekirchenrates kommt die Sache ohnehin zur Sprache.

Gräfin Holk

Am besten wäre es, wenn Kist seinen Entschluß, zurückzutreten, dann offen aussprechen würde. Für meinen Mann ist es nicht angenehm, ihn darauf hinzuweisen, und doch wird ihm in seiner Eigenschaft als Kirchenpatron von Tuchthagen nichts anderes übrig bleiben; das Interesse der Gemeinde verlangt es.

Seht, Kinder, daß Ihr den guten Vater in das richtige Fahrwasser hinüberleitet.

Ihr tätet ihm und uns allen den größten Gefallen damit.

Frau Kist

Versuchen können wir es ja, Ursula, aber — — —

Renate

Nützen wird es nichts, sondern nur erneute Verstimmungen geben, die sich in Kränkungen für Herrn Prediger Richter Luft machen.

Richter

Dann muß ich es eben ertragen, Fräulein Renate, wie ich es das ganze Jahr hindurch zu tragen versucht habe.

Ich bitte nur immer um Geduld, daß ich es in der letzten Zeit nicht noch an der nötigen Beherrschung fehlen lasse.

Es sind ja nur noch drei Wochen!

Renate

(Leise) Nur noch drei Wochen!

Gräfin Holk

Liebe Leutchen, da ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, kann ich mich empfehlen. Die Unterredung mit Kumpfart scheint sich in die Länge zu ziehen. Das Ergebnis erzählt Ihr mir ein andermal.

Frau Kist

Willst du nicht zum Abendessen bleiben, Ursula? Du weißt, daß ich keine Umstände mache.

Gräfin Holk

Danke sehr, meine gute Ruth, ein andermal, heut geht's nicht.

Renate hole ich mir in den nächsten Tagen hinüber. Ich will vor meinen Gästen Staat machen mit meinem Nichtchen.

Renate

Ich fürchte, das wird ein klägliches Fiasko werden, Tante Ursel!

Gräfin Holk

Wenn du so ernst und blaß aussiehst wie heut, sicherlich!

Ich bitte mir lachende Augen und rote Wangen aus, du Kleine, hörst du?

Sechste Szene.

Die Vorigen, Mine Dalken.

Mine

(Tritt aus der Haustür) Fru Pastern, Kumpfart schimpft sich wat!

Ik glöb, de het an frühen Nachmittag schon en' genomm'n!

Frau Kist

Mine, wie oft habe ich dir schon gesagt, daß du nicht horchen sollst, wenn Herr Pastor Besuch hat!

Mine

(Beleidigt) Ik un horchen? Fru Pastern, ik un horchen?

Fünfunzwanzig Johr bin ik ins Haus un zweimal hab ik de Medalje for min Verdiensten bekomm!

Aber wenn se in de Stub so laut schrein tun, daß es uf de Dorfstraß zu hörn is, denn kann ik mi de Ohren doch nich verstoppn.

Kumpfart seggt, er wird en Jeden, de noch ein einzigstes Wort über sin Meta seggen tut, alle Knochen in'n Leib zerschlagen.

Ik hab nichts nich seggt, Fru Pastern; so gewiß, ik heb nichts nich über Metan seggt.

Gräfin Holk

(Lacht) Dann wird er Ihnen auch nichts tun, meine alte Mine!

Frau Kist

Wenn nur mein Mann sich nicht von neuem aufregt!

Komme noch ein bißchen mit hinein, Ursula, du weißt, er gibt so viel auf dich.

(Beide Damen ins Haus hinein.)

Siebte Szene.

Richter, Renate, Mine.

Mine

(Stemmt beide Arme in die Seiten und betrachtet das Bild auf der Staffelei) Ne, wie natürlich, Renatchen!

De Kirch sieht ut, as wenn Hochzeit sin sollt!

Un de oll Turm so deutlich!

Man kann orntlich dat Flach erkenn', wo dazumal de Blitz inschlagn tat. Du lebtest noch garnich, Renatchen. Da hebben se de neuen Schindeln upsetzt.

Un de Kirchhof un de ollen Grabstein so natürlich! Da in de Eck oll Kistenmachersch ihrer!

So gruslig, so gruslig, as wenn se sülbsten druf sitt un lachen tät.

(Geheimnisvoll) Renatchen, as wenn Kistenmachersch lachen tät!

Renate

Mine, fang doch nicht wieder von der alten Spukgeschichte an! Damit hast du mich als Kind oft genug geängstigt.

Mine

(Dumpf) Wat wohr is, dat bliwt ok wohr! Ik hab es oft genung sülbsten erlebt, Renatchen!

Renate

Was soll der Herr Prediger Richter von deinem Aberglauben denken, Mine?

Mine

Dat is noch en jungen Mann! De het sich noch nichts nich versucht. Aberstен ik bin en oll Mäken, Renatchen. Un wat ik weeß, dat weeß ik ok.

Richter

Nun, was wissen Sie denn so genau, Mine?

Mine

(Sieht sich ängstlich nach allen Seiten um) Min Großmutter selig het se noch lebendig gekannt. De het es mi sülbsten vertellt. (Geheimnisvoll) In de Nacht, as Kistenmachersch da drüben begraben worn is, da het de Dübel de ganze Nacht bei ihr up dat Grab gesessn un het sich mit ihr rumgezankt.

Un denn het oll Kistenmachersch de Würfel unter dat Koppkissen ruttreckt. Un denn hebben se gewürfelt. Davon sind de Kuhlen in den Stein, Herr Predger!

Un Kistenmachersch het gewonn! Un het sich uf hundert Johr frigewürfelt. Un da het se so laut uplacht, daß es bis nach de Holkschen Fichten is gehört worn, Herr Predger!

Un jedesmal, wenn es En' hier ins Dorf packt, daß er zu sterbn kömmt, denn sitt Kistenmachersch den vorichten Abend ob ihr Grabstein un lacht, daß es is in jedes Haus zu hörn!

Dat het min Großmutter selig mi noch sülbsten vertellt.

Richter

Sie sollten den alten Aberglauben aber nicht nacherzählen, Mine!

Mine

(Gekränkt) Ik hab ihr ja sülbsten hörn lachen, Herr Predger!

Jedesmal, wenn En' ins Dorf ran muß, denn hör ik Kistenmachersch lachen. (Sie weist mit der Hand nach dem Kirchhof hinüber) Denn sitt se da drüben ins Totenhemd up den witten Stein un lacht.

Se könn' dat nich wissen, Herr Predger, Se sind noch en jungen Menschen und hebben sich noch nichts nich versucht, aberstен ik, aberstен ik!

(Sie nickt bedeutungsvoll mit dem Kopf und geht ins Haus hinein.)

Achte Szene.

Renate, Richter.

Renate

Hätten Sie das im zwanzigsten Jahrhundert noch für möglich gehalten?

Richter

Eigentlich nicht!

Aber er scheint so, als ob die Landbewohner ihrem Hexen- und Aberglauben neben Bibel und Gesangbuch ein ganz besonderes Plätzchen in ihrem Herzen aufbewahren.

Renate

Nun wird die dumme Geschichte für immer in Ihrem Gedächtnis mit dem Bilde hier verknüpft bleiben. Und wenn Sie es in Ihrer neuen Häuslichkeit betrachten, dann hören Sie im Geist Kistenmachersch lachen!

Richter

Nein, Fräulein Renate!

Dann höre ich Sie plaudern, singen, scherzen, wie Sie das ganze Jahr hindurch als ein froher Sonnenschein dieses Haus erhellt haben und wie Sie mir immer wieder überwinden halfen, wenn ich mich durch schwere Kämpfe hindurch zu kämpfen hatte.

Wenn ich das Bild hier ansehe, dann werde ich an unvergeßlich schöne Stunden denken, an Stunden, in denen Vergangenheit und Zukunft für mich versanken, Stunden, die nur Gegenwart waren im erhöhten, beglückenden Lebensgefühl. — — —

Und dann höre ich Sie wieder singen, wie an jenem Abend, an dem Sie mir Brünhildens Erwachen sangen. — — —

„Heil Sonne! Heil Licht!" — — —

Wissen Sie noch?

Renate

(Nickt. Kleine Pause) Kann Ihre Braut auch singen?

Richter

Nein!

(Kleine Pause.)

Renate

(Zieht eine Ranke des wilden Weins durch ihre Finger) Wissen Sie noch, wie Sie damals zum Pastor von Woltersfelde gewählt wurden?

Da kamen Sie so froh und glücklich zu uns zurück.

„Wenn der wilde Wein sich rot färbt, dann ziehe ich in mein eigenes Heim, dann kann ich heiraten," sagten Sie.

Es erschien mir damals so fern, so weit hinaus-

liegend. Und nun ist der wilde Wein rot und nun ist es so weit.

Richter

Ja, nun ist es so weit.

(Pause.)

Neunte Szene.

Die Vorigen, Bauer Kumpfart.

(Kumpfart tritt breitspurig in die Haustür. Er ist ein kräftiger Mann mit dunklem Bart und stark ergrautem Haupthaar. Seine ganze Erscheinung hat etwas Vernachlässigtes.)

Kumpfart

(Dreist) Na, Herr Predger, de Predigt for morgen habn Se woll schon fertig? Da geht sich dat hübsch mit uns' Pasterfröln in'n Garten spaziern, wat?

Renate

(Sicher) Guten Abend, Bauer Kumpfart! Sie wollen Herrn Prediger Richter wohl allein sprechen!

(Sie geht an ihm vorbei ins Haus hinein.)

Zehnte Szene.

Richter, Kumpfart.

Kumpfart

(Kommt langsam die Stufen hinunter) Sie habn mi hüt morgen ja schon de Visit gemacht! Druf komm ik gleich rüber. Ik weeß ok, wat sik schicken tut.

Richter

Ich würde sonst heute abend noch einmal zu Ihnen gekommen sein, Bauer Kumpfart. Aber wir können auch hier miteinander sprechen. Um was es sich handelt, wissen Sie ja.

Kumpfart

Ja woll!

Um ein Übergriff in de Rechten von uns' Herrn Paster handelt sich dat. Un um en Beleidigung, den Se min Tochter anhängn wolln.

Richter

(Tritt dicht an ihn heran) Mir ist die Sache zu ernst, um Ihnen auf diese Redensarten eine Antwort zu geben!

Aber das Eine sage ich Ihnen, Kumpfart: in dem, was ich für Recht erkannt habe, weiche ich keinen Schritt zurück.

Meta ist als der Konfirmation und des heiligen Abendmahles unwürdig durch mich davon ausgeschlossen worden.

Daran ist nichts zu ändern.

Kumpfart

Ik beklag mi bi'n Superndenten, wenn Se min Tochter an de Ehr gehn. Davor bin ik de Vater, daß ik öber min Kind de Hand halten tu.

Richter

Das hätten Sie nur früher tun sollen, Kumpfart!

Aber wie ist das Kind neben Ihnen aufgewachsen? Welch ein Beispiel haben Sie dem Mädchen gegeben?

Ihre Tage verbringen Sie im Krug und — — —

Kumpfart

Wat gehn min Angelegenheiten Se an?

Kümmer ik mi um Ihr Privatgeschäften?

Machen Se Ihr' Predigt un speelen Se uf de Klavier mit uns' Pasterfröln; aber liken Se nich anner Lüt unners Dach runter!

Ik segg Ihn' dat: Meta wird in vierzehn Tage ingesegnet. Sonsten geh ik an de Generalsynod un Paster Kist setzt mi en Brief uf. Damit Se dat ok wissen, Herr Predger!

Richter

Wenn Sie durchaus den Wunsch haben, die Sache an die große Glocke zu hängen, dann tun Sie es. Ihretwegen hätte ich die Geschichte gern so still wie möglich zu Ende gebracht. Ich rate Ihnen, Kumpfart, bringen Sie Meta fort aus Tuchthagen, geben Sie Ihr Kind in den Schutz einer tüchtigen Frau.

Kumpfart

Warum soll dat Mäken sich verstechen?

Wi beid habn en guten Gewissen, min Tochter un ik.

Ik bin sechzehn Johr in'n Gemeindekirchenrat drin gewesen, ehr, daß an Ihn' überhaupt zu denken war.

Wi lassen uns hier nich von den ersten besten nach sin Pip wat upspeelen, Paster Kist nich, un ik och nich.

Min Tochter is en orntliches Mäken. Un wenn se es nich sülbsten seggt, daß se nichts nich taugen tut, dann segnen Se ihr in vierzehn Tage in, Herr Predger!

Richter

Ja, sie soll es selber sagen, Kumpfart!

Das ist mein inniger Wunsch für Meta.

Wenn sie ihre Schuld einsieht und mir offen die Wahrheit eingesteht, so ist das der erste Schritt zur Besserung. Dann weiß man ja, wie ihr zu helfen ist.

Aber diese schreckliche Verlogenheit ist die Wurzel aller anderen Fehler. Wenn ein Mensch sich gewöhnt, in kleinen Dingen die Unwahrheit zu sagen, dann steht bald das ganze Leben im Zeichen der Lüge und sinkt in den Schmutz hinunter.

Und Sie sind es, Bauer Kumpfart, der das Kind von früh an zur Unwahrheit angehalten hat, weil Ihr eigenes Leben das Licht scheut. Wenn Sie Ihre Tage im Wirtshaus verbringen, muß Meta sagen: „Vater ist auf dem Felde!" Und wenn Sie abends wildern gehen, dann sagt Meta: „Vater liegt im Bett."

So hat Ihre Tochter von früh an gelogen und nun kann sie Wahrheit und Lüge nicht mehr unterscheiden.

Aber ich will nicht nachlassen, an ihr armes, verstocktes Herz zu klopfen, bis es sich mir erschließt.

Es ist mir, als ob ich nicht fort könnte aus Tuchthagen, ehe Meta Kumpfart ihr Unrecht einsieht und bereut.

Kumpfart

(Lacht) Min Tochter hat nichts nich zu bereuen, da wer'n Se ihr lang wat vorpredgen könn'n!

Richter

(Warm) Ja, ich will für Meta predigen, für sie allein!

Und Gott wird mir die Kraft geben, durch ihre Verstocktheit hindurch mit meinen Worten an ihr Herz zu dringen. Denn ich glaube an dieses Herz, Bauer Kumpfart, als an das Band, das uns auf Erden schon mit Gott verbindet!

Kumpfart

(Dreist) Na, denn predgen Se man so schön, as Se dat könn'n, Herr Predger! Aber wer min Tochter an de Ehr geht, der kriegt dat mit mi zu tun, damit Se's man wissen!

(Er geht durch die Gartenpforte auf die Landstraße hinaus. Richter geht gedankenvoll auf und ab, dann setzt er sich unter die Linde, zieht ein Buch aus der Tasche und schreibt.)

Elfte Szene.

Richter, Gräfin Holk, Renate.

(Gräfin Holk kommt mit Renate im Gespräch aus dem Hause.)

Gräfin Holk

Wirklich, Herzchen, du gefällst mir gar nicht! Hast so ernste, traurige Augen bekommen.

Wo ist mein Sonnenschein, meine fröhliche Renate, geblieben?

Richter

(Klappt das Buch zu und steht auf) So muß es gehen!

(Er geht dem Hause zu) Gestatten Sie, Frau Gräfin, daß ich mich hier empfehle! Ich habe noch dringend zu arbeiten.

Gräfin Holk

Das heißt, zu memorieren! Denn so wie ich Sie kenne, ist Ihre Predigt für morgen längst fertig.

Richter

Ich verwerfe sie!

Ich will eine neue aufbauen. Ich muß eine neue schreiben! Eine Predigt, die ein helles Licht in einem armen, dunklen Herzen entzünden soll.

(Er geht ins Haus hinein.)

Zwölfte Szene.

Gräfin Holk, Renate.

Gräfin Holk

(Sieht ihm nach) Wie lieb er ist in seiner warmen, ehrlichen Begeisterung!

Man muß ihm gut sein, nicht wahr, Renate?

(Sie setzt sich auf die steinerne Brustwehr der Hausterrasse, Renate setzt sich etwas tiefer und lehnt, ohne zu antworten, den Kopf auf die Knie der Gräfin. Kleine Pause. Dann legt Gräfin Holk liebevoll die Hand auf Renates Kopf.)

Kind, mit dir ist etwas nicht in Ordnung! Sieh mich einmal an. Was hast du?

Renate

(Ohne aufzusehen) Nichts, Tante Ursel!

Gräfin Holk

(Ernst) Das kannst du nicht mit gutem Gewissen sagen.

Ich glaube, Renate, das war die erste Unwahrheit deines Lebens.

Renate

(Gequält) Tante Ursel!

Gräfin Holk

(Gütig) Hast du kein Vertrauen mehr zu mir, Renate?

Renate

(Ergreift die Hand der Gräfin und küßt sie) Tante Ursel!

Gräfin Holk

Zwischen uns beiden ist also alles in Ordnung!

Aber mir ist, als ob ich heut nicht fort könnte, ohne dir etwas abzunehmen, was dich bedrückt. Und wenn es nur eine eingebildete Last ist, sprich dich aus zu mir, ich will sie dir tragen helfen.

Renate

(Ohne aufzusehen, gepreßt) Ich fühle mich so entsetzlich überflüssig auf der Welt. Niemand braucht mich.

Gräfin Holk

Renate, wie überspannt! Und wie undankbar!

Eben sprach ein recht verzogenes, kleines Mädchen aus dir. Ein kleines Mädchen, das seit dreiundzwanzig Jahren der Stolz und der Verzug von sieben Dörfern gewesen ist. Ein kleines Mädchen, das gewohnt ist, mit einem freundlichen Wort, mit einem Händedruck Freude zu bereiten, und das mit seinem Besuch eine dunkle Krankenstube erhellen konnte.

Ich habe mich immer daran gefreut, daß man dich verwöhnen durfte, ohne dir zu schaden. Habe ich mich darin geirrt, Renate?

Ist meinem Prinzeßchen das seidne Bett doch zu weich geworden?

Renate

Halte mich nicht für undankbar, du Einzige, du Gute! Sieh, ich bin es nicht!

Ich habe Euch alle so lieb, die Ihr mich mit Liebe und Güte umgebt. Ich möchte Euch allen gern Freude bereiten, Euch danken, aber womit?

Ich komme mir so arm vor, so bettelarm.

Gräfin Holk

Du bist krank, Renate, nervös und aufgeregt.

Ich möchte dich am liebsten mit mir nehmen; nicht um dich zu verziehen, nein, um dich alle Tage tüchtig zu schelten.

Renate

Ja, schilt mich, Tante Ursel! Und gib mir Pflichten, ernste Pflichten! Lasse mich arbeiten, schwer arbeiten, so daß ich nicht mehr denken muß und abends todmüde ins Bett sinken und schlafen kann.

Gräfin Holk

Renate, du machst mich ernstlich besorgt.

Renate

Ich habe die Eltern ja nicht kränken wollen, wenn ich sagte, daß niemand mich braucht. Aber glaube mir, es ist so!

Vater ist zufrieden, wenn Mutter um ihn ist, wenn sie in ihrer lieben, klugen Art auf alle seine Gedanken eingeht und sie zu den ihren macht. Und Mutter geht ganz in der Sorge für ihn und für den Haushalt auf, so daß nirgends ein Plätzchen übrigbleibt, auf dem ich unentbehrlich wäre.

Es geht alles ohne mich.

Jeder hat einen anderen, der ihm näher steht, jeder!

(Die Glocken beginnen zum zweitenmal zu läuten. Prediger Richter öffnet oben das Fenster und blickt nach der Kirche hinüber, dann liest er aus seinem Buch sich halblaut etwas vor.

Beide Damen sehen nach oben, ohne von ihm bemerkt zu werden.)

Gräfin Holk

Glaubst du auch, du kleine Undankbare, daß du dem da oben im verflossenen Jahr entbehrlich gewesen bist?

Wie ich ihn beurteile, hätte er es am liebsten seinem Vorgänger nachgemacht und wäre des Vaters wegen nach vier Wochen wieder ausgerückt, wenn nicht das Töchterchen mit seiner sonnigen Heiterkeit, mit seiner Musik alle Dissonanzen immer wieder zu höheren Harmonien aufgelöst hätte.

Und so muß es sein, Renate!

Das sind unsere Frauenrechte, unsere Frauenpflichten: Schönheit, Wohllaut, Frieden zu verbreiten.

Renate

Frieden?

Wie vermag man zu geben, was man selber nicht hat?

Ist denn Frieden hier im Hause möglich, wo er täglich beleidigt wird?

Tante Ursel, er muß uns ja hassen!

(Sie umschlingt die Gräfin und legt weinend den Kopf an ihre Schulter. Richter liest hinter dem offenen Fenster halblaut seine Predigt. Leise verklingen die Glocken.)

Der Vorhang fällt.

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

(Ein behaglich eingerichtetes Speisezimmer im Pfarrhaus zu Tuchthagen. Stoffe und Möbel sind in dunklen Farben gehalten, nicht modern, aber geschmackvoll. In der Mitte ein langer Tisch, der mit einer dunklen Decke bedeckt ist, darüber ein weißes Tischtuch, rund umher Stühle. Im Vordergrunde links ein Sofa mit Tisch und Sesseln.

Im Hintergrund führt eine breite, geöffnete Glastür auf eine Veranda, von da aus in den Garten hinunter.

Beide Seitenwände haben nach hinten zu je eine Tür.)

Erste Szene.

(Wenn der Vorhang aufgeht, sitzen um den Tisch in der Mitte folgende Personen: an der Schmalseite rechts im Rollstuhl Pastor Kist, der vor sich auf dem Tisch eine Klingel hat, dann folgen hinten an der Längsseite Dorfschulze Radant, Lehrer Ueberlich, Bauer Kumpfart, Bauer Timm, Förster Meinhagen.

Links an der Schmalseite sitzt der Kirchenpatron von Tuchthagen, Majoratsherr Graf Bernhard von Holk auf Holk, neben ihm an der vorderen Längsseite sitzt mit dem Rücken zum Zuschauer Prediger Richter, dann folgen Bauer Dramburg, Lehrer Gladenbürger, Bauer Wiskow.

Es ist Sitzung des Gemeindekirchenrates von Tuchthagen unter Vorsitz von Pastor Kist.

Die Bauern sind halb städtisch, halb bäuerisch gekleidet und sprechen auch so.)

Schulze Radant

Denn hab ik Herrn Paster noch von en Schenkung Mitteilung zu machen, den ihm de Dorfgemeind woll machen möcht.

Wiskow, du hest de Papieren bi di, weis' eins her!

Wiskow

(Steht auf und holt umständlich aus der Tasche seines langen Rockes ein Schriftstück hervor) Da, Schulz, det möt et sin.

Radant

(Nimmt das Papier) In dies Dokument hier steht es in, Herr Paster, daß de Gemeind Jhn' gern en schönes Geschenk wollt machen.

Un het Jhn' unentgeltlich de zwei schönen Grabstelln bestimmt, de links an den Seiteneingang von de Sakristei liegen tun.

Rechts davon is ja unsf' oll Paster Gundermann begraben, den wi all noch gekannt haben, as wi lütt Jungens warn.

Nu möchten wi wull, daß Se un unsf' Frau Pastern eins up de anner Seit zu liegen kämen.

Un darum schenkt de Gemeind von Tuchthagen Jhn' dat Flach.

Pastor Kist

(Nimmt das Schriftstück entgegen) Sehr schön, meine lieben Freunde, und sehr freundlich von euch gedacht, aber — — —

Dramburg

Dat is denn immer schön un feierlich, Herr Paster, wenn Gundermann rechts liegen tut un Se liegen links dagegen, wenn wi Sündags nach't Kirch gehn.

Pastor Kist

Ich danke euch, meine lieben Freunde, auch im Sinne meiner lieben Frau. Das würdige Geschenk nehme ich dankbar ab, hoffend, daß Gott mir noch lange gesegnete Jahre des Schaffens und Wirkens hier unter euch beschieden hat.

Radant

Ok, wenn Se nu von Tuchthagen weggezogen sin, Herr Paster, weil wi doch ken Hus for den Emeritus hier habn, denn würden wi uns freun, wenn Se hier bi uns begrabn würdn.

Dat wollt ik Jhn' man sagn, Herr Paster, un so denken wi all hier.

Wiskow

Ja, so denken wi all hier, Herr Paster!

Pastor Kist

Die Anhänglichkeit meiner Gemeinde rührt mich auf das innigste, sie ist der schönste Lohn, der mir für meine Lebensarbeit werden konnte!

Ich weiß mich also eins mit euch! Auch nach dem Tode ein treuer Hirte unter seinen Schafen.

Aber jetzt darf ich gottlob noch an das Leben denken.

Vom Zurückziehen vom Amt kann keine Rede sein.

Ich hoffe und wünsche, einmal in voller Amtstätigkeit abgerufen zu werden.

Mit innigem Dank fühle ich, daß meine Kräfte sich heben. In nicht allzu ferner Zeit werde ich meine seelsorgerische Tätigkeit unter euch Lieben selbst wieder ausüben können.

Eine kleine Geduldsprobe wird uns allen freilich noch auferlegt durch Einstellung eines neuen Vikars, den ich den Winter über noch zu meiner Unterstützung brauche.

Ueberlich, verlesen Sie die Tagesordnung weiter.

Ueberlich

Punkt drei und vier waren erledigt. Nun steht noch Punkt fünf aus.

(Legt die Papiere zurecht und liest) „Antrag des Pfarrverwesers an die Gemeinde um Bewilligung des Jahresgehaltes von sechshundert Mark für den neueinzustellenden Vikar."

Graf Holk

Dazu möchte ich das Wort ergreifen!

Den Mitgliedern des Gemeindekirchenrates ist vielleicht unbekannt, wie das Königliche Konsistorium sich zu der Angelegenheit stellt.

Lehrer Gladenbürger

(schnurrbartdrehend) Wie es heißt, durchaus ablehnend!

Graf Holk

Sehr richtig! Durchaus ablehnend.

Das bis jetzt gezahlte Gehalt von sechshundert Mark jährlich für den hiesigen Hilfsprediger ist seitens des Königlichen Konsistoriums nicht von neuem bewilligt, sondern das darum eingereichte Gesuch in aller Form abschlägig beantwortet worden.

(Mit Nachdruck) Man geht dort von dem Gedanken aus, daß unsrem verehrten Herrn Pastor bei seinem Leiden nun ein behagliches Ausruhen von Amtsgeschäften zu gönnen ist.

Radant

Dat is ok min Meinung!

Herr Paster het sich all lang 'nug quält.

Wiskow

Radant het recht!

He het sich all lang 'nug quält.

Pastor Kist

(Ungeduldig) Ich habe Punkt fünf der heutigen Tagesordnung noch durch einige Worte zu ergänzen. Erstens: — — —

(Bauer Timm schnarcht laut auf, sein Kopf sinkt schwer nach hinten auf die Stuhllehne.)

Förster Meinhagen

(Stößt Timm an) Timm, nehmen Sie sich doch zusammen!

Wer schläft wohl in ner Sitzung?

Graf Holk

Lassen Sie ihn doch in Ruh, Meinhagen!

Er stört uns ja nicht!

Radant

Wiederwählen tun wi em nich, Herr Graf!

Wiskow

Radant trifft dat uf den Kopp! Wiederwählen tun wi em nich.

Lehrer Gladenbürger

Der Mensch ist ohne jede Bildung!

Pastor Kist

(Ungeduldig) In aller Kürze, meine Freunde, ich bin genötigt, den Antrag an die Gemeinde zu stellen, an Stelle des Königlichen Konsistoriums meinem neuen Vikar das Gehalt von sechshundert Mark aus Gemeindemitteln als eine Art vorübergehender Kirchensteuer zu bewilligen.

Kumpfart

Wi zahln all genung Kirchensteuern!

Dramburg

Wi sin ersten vorichtes Johr erhöht worn.

Radant

Wie denken Se sich dat, Herr Paster?

Wiskow

Radant het recht! Wie denken Se sich dat, Herr Paster?

Pastor Kist

Auf den einzelnen kommt eine verschwindend kleine Abgabe, die nach Höhe seiner Kirchensteuer zu regeln wäre.

Bei einer Gemeinde, die sich über sieben Dörfer ausbreitet, verteilt die Last sich dementsprechend.

Meinhagen

Die kleinen Ortschaften können überhaupt nicht in Betracht kommen, Herr Pastor. Doch nur die beiden großen Dörfer, die reiche Vollbauern haben, Luppenow und Tuchthagen.

Kumpfart

De Bauern solln woll allens alleen zahlen, un de Förster hängn sich de Büchs um un gehn in'n Wald spazieren, kriegen freie Wohnung un stechen sich den schönen Gehalt in die Hosentasch, wenn unseren sich ufs Feld hintern Pflug wat schwitzen tut?

Meinhagen

Hinterm Pflug sind Sie selten genug zu sehen, Kumpfart! Ihre Fußspuren muß man anderswo suchen.

Kumpfart

Wat wolln Se damit seggen, Meinhagen?

Meinhagen

Was ein jeder weiß.

Pastor Kist

Meine lieben Freunde, was sollen diese unerquicklichen Reibereien im Gemeindekirchenrat, wo wir zu ganz anderem Zweck versammelt sind. Lassen Sie mich auf den Antrag der Kirche zurückkommen!

Ich wiederhole, die dem einzelnen aufzuerlegenden Abgaben sind verschwindend klein. Einzig auf den Kirchenpatron, Herrn Grafen von Holk auf Holk, würde als auf den ersten Steuerzahler der Gemeinde eine größere Summe fallen.

Timm

(Reckt sich und gähnt) Wat Herr Graf zahlt, dat kann ik ok zahln!

Radant

Zahln könn' wi, wenn wi wulln, Timm.

Wiskow

Radant het recht. Zahln könn' wi, wenn wi wulln! Dramburg, wat seggst du?

Dramburg

Wenn Herr Graf zahlt, zahl ik ok.

Radant

Is in Ordnung, Herr Paster!

Wenn de Kirchenpatron sin Teil übernimmt, denn stehn wi dazu.

Pastor Kist

Nun, die nahen verwandtschaftlichen Bande, die Patronat und Pfarrhaus miteinander verbinden, machen sicherlich die Interessen des einen zu denen des anderen.

Graf Holk

(Sehr höflich) Ich bitte, lieber Herr Pastor, mich nicht mißzuverstehen, wenn ich den Wunsch ausspreche, die Familienbeziehungen unserer beiden Frauen nicht mit Verhältnissen in Verbindung zu bringen, mit denen sie gar nichts zu tun haben.

Lassen Sie mich gleich in aller Klarheit zur Sachlage Stellung nehmen!

Ich mache die Ansicht des Königlichen Konsistoriums zu der meinen und wünsche Ihnen, lieber Herr Pastor, ein sorgenloses Ausruhen von der Arbeit.

Ich glaube, daß im Interesse einer großen Gemeinde, die sich über sieben Dörfer ausbreitet, die jahrelange Vertretung des Pfarramtes durch einen Vikar eine unhaltbare Lage schafft, zumal die Persönlichkeit des Vikars ja häufig wechselt.

Darunter muß die Gemeinde leiden, und in deren Interesse sieht das Kirchenpatronat sich genötigt, einen Zuschuß zum Gehalt eines Vikars ein für allemal zu verweigern.

Timm

Denn zahl ik ok nich! Wat seggst du, Radant?

Radant

Denn geht dat Ganze nich, Herr Paster.

Dramburg und Wiskow

Denn zahln wi ok nich!

Ueberlich

Wenn die Lehrer nach ihrem Steuersatz auch gern ihren Anteil übernehmen, so läßt sich die Summe von sechshundert Mark durch uns allein nicht zusammenbringen, Herr Pastor.

Gladenbürger

Herr Kollege, ich möchte betonen, daß ich mich in jedem Punkt der Ansicht des Herrn Grafen anschließe.

Richter

Ich bitte um das Wort!

So wie die Verhältnisse hier augenblicklich liegen, ist es unbedingt notwendig, daß am ersten Oktober, wo ich die Stelle verlasse, ein neuer Vikar eintritt, wenigstens für den Augenblick.

Vielleicht läßt sich ein Mittelweg finden, indem Herr Pastor Kist die Hälfte des Gehaltes selbst übernimmt und die weiteren dreihundert Mark von der Gemeinde getragen werden.

Meinhagen

Das ist ein guter Vorschlag, dem ich mich anschließen möchte.

Pastor Kist

(Spitz) Ich glaubte allerdings aus verschiedenen Gründen auf ein freundlicheres Entgegenkommen rechnen zu dürfen.

Graf Holk

In die das Gemeinwohl betreffenden Fragen dürfen persönliche Interessen niemals hinüberspielen.

Das Kirchenpatronat sieht sich nun genötigt, den Pfarrverweser zu Tuchthagen in aller Form zu bitten, dem Gedanken an ein behagliches Ausruhen vom Amt näherzutreten und bis zur Regelung seiner Amtsentlassung den zu seiner Vertretung nötigen Vikar selber zu besolden.

Pastor Kist

(Erregt) Ich habe zur Besoldung des Vikars von Anfang an den größeren Teil beigetragen, denn ich dächte, Wohnung, Kost, Wäsche und alles, was dem Vikar in meinem Hause geboten worden ist, wäre höher anzurechnen als die sechshundert Mark, die von der Gemeinde erwartet werden.

Timm

Dat is nu rundweg abgeschlagn worn, Herr Paster! Wi zahln nich.

Radant

Ne, zahln tun wi nich. Aber wenn de Vikar mal eins in de Woch bei mi Mittag essen wull — — —

Wiskow

Radant het recht! Mittag essen kann he bi mi ok.

Timm

Bei mi ok! Wie in Luppenow hebben es dazu.

Richter

Dagegen lege ich auf das schärfste Widerspruch ein!

So bescheiden, wie das Gehalt eines Vikars auch ist, über die Rolle eines Almosenempfängers hebt es ihn doch hinaus. Auf eine solche Stufe will man ihn aber, wie es den Anschein hat, hinabdrücken, indem ihm ein Freitisch angeboten wird, der ihn etwa mit einem Bettelstudenten gleichstellen würde.

Kumpfart

Dat wär Ihn' woll nich nach'n Herzen, Herr Prediger, wenn Se alle Tag an en annern Tisch Speck un Erbsen tafeln sollen?

Richter

Um mich handelt es sich nicht, sondern um meinen mir unbekannten Nachfolger, dessen Standesehre ich verteidige. Meine Stellung zu der Sache ist eine unpersönliche.

Pastor Kist

(Drückt auf die Klingel) Ich habe als Vorsitzender eine Frage zu stellen!

(Gereizt) Ist es zulässig, daß mein Vikar auch in meiner Anwesenheit an den Sitzungen des Gemeindekirchenrats teilnimmt, da er doch nur als mein Stellvertreter dazu berufen ist?

Radant

Ne, Herr Paster, da irren Se sich!

Herr Prediger Richter ist gleich zu Anfang for den verstorbenen Vorwerkspächter Stüdemann in den Kirchenrat ringewählt worn.

Pastor Kist

(Höflich) So! Ich danke sehr, es war mir entfallen.

Dann bitte ich den Redner, fortzufahren.

Richter

(Ruhig) Ich habe nichts mehr zu sagen.

Graf Holk

Da sich wohl jeder der Anwesenden zu der vorliegenden Frage geäußert hat, so bitte ich den Herrn Vorsitzenden, darüber abstimmen zu lassen.

Pastor Kist

Diejenigen, die sich für Annahme von Punkt fünf der heutigen Tagesordnung entschieden haben, bitte ich, dies durch Erheben von den Sitzen auszudrücken.

(Meinhagen, Ueberlich, Richter stehen auf.)

Graf Holk

Damit ist der Antrag mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt.

Ich bitte den Herrn Vorsitzenden, möglichst bald eine Extrasitzung einzuberufen, in der er dem Gemeindekirchenrat mitteilt, wie er sich zu der neugeschaffenen Lage zu stellen gedenkt.

Radant

Denn wärn wi woll für hüt fertig, Herr Paster!

Pastor Kist

Ich hebe die Sitzung hiermit auf.

Timm

Denn könn'n wi woll den Kaffee drinken, Herr Paster.

Pastor Kist

Bitte, Gladenbürger, sagen Sie meiner Frau, daß die Sitzung beendet ist und daß ich um den Kaffee bitten lasse.

Gladenbürger

Gern, Herr Pastor! Ich hatte ohnehin noch keine Gelegenheit, die Damen zu begrüßen.

(Er geht links hinaus.)

Graf Holk

(Steht auf) Nach Schluß der Debatte ist ein Friedenspfeifchen gestatten, nicht wahr, Herr Pastor?

Pastor Kist

(Förmlich) Ich bitte sehr, Herr Graf!

Graf Holk

(Bietet Meinhagen eine Zigarre an) Versuchen Sie einmal die Sorte.

Meinhagen

(Nimmt eine Zigarre) Ich danke sehr, Herr Graf!

Graf Holk

(Indem er sich links an den Sofatisch setzt, laut) Sagen Sie mir einmal, Meinhagen, was unternimmt man gegen den immer mehr überhand nehmenden Wildfrevel? Stellen Sie sich die Frechheit vor! Als die Herren, die bei mir zur Jagd sind, heut in aller Herrgottsfrühe ausrücken, finden sie auf der Feldmark zwischen Holk und Tuchthagen einen eben geschossenen, prächtigen Rehbock. Das Tier, das noch ganz warm war, ist unter einer leichten Schicht Moos versteckt gewesen.

Meinhagen

Die Handschrift kenn ich, Herr Graf! Denselben Fall hatten wir ja in der vorigen Woche. Aber ich bin dem Moosonkel jetzt auf der Spur und schieße ihm bei der nächsten Gelegenheit eine Kugel in die Rippen, so wahr ich hier sitze und Ihre Zigarre rauche, Herr Graf!

Pastor Kist

Pfui, Meinhagen! Wie können Sie sich so gegen die Gebote versündigen? Wollen Sie eines Rehbocks wegen zum Mörder werden?

Meinhagen

Ich setzte ja auch mein eigenes Leben dabei aufs Spiel, Herr Pastor! Wenn solch Wilddieb sich ertappt sieht, dann fragt er nicht viel nach Bibel und Gesangbuch, dann heißt es einfach: du oder ich!

Pastor Kist

Zu meiner Zeit möchte ich solche Dinge nicht noch erleben. Später einmal, wenn man mich hier erst glücklich losgeworden ist, wird mein Nachfolger über Zucht und Sitte vielleicht anders denken.

Zweite Szene.

Die Vorigen, Frau Kist, Renate, Mine Dalken, Gladenbürger.

(Frau Kist kommt von links, sie trägt eine Schüssel mit Kuchen, hinter ihr geht Mine mit Kaffeetassen; sie hat ein fußfreies, schwarzes Kleid mit kurzen Puffärmeln an, weiße Schürze und Strümpfe, schwarze Schuhe mit Kreuzbändern. Auf der linken Brustseite trägt sie zwei Medaillen. Dann folgt Renate mit einem Napfkuchen, zuletzt Lehrer Gladenbürger.)

Frau Kist

Die Sitzung ist heut ja ungewöhnlich früh beendet! Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich mit dem Kaffee warten ließ.

(Sie reicht Graf Holk die Hand, die er küßt.)

Graf Holk

Wer zu Ihnen ins Haus kommt, wird verwöhnt, liebe Frau Kusine!

(Er klopft Renate die Wange) Na, kleine Maus, wie geht's? Weißt du, daß ich heut nicht ohne dich nach Hause kommen darf? Ich habe den Auftrag meiner gestrengen Hausfrau auszuführen, unsern Jägern neben den ersten Feldhühnern heut eine kleine Nachtigall vorzusetzen. Wir wollen mit deinem hohen C glänzen.

Renate

Ich bin gar nicht gut bei Stimme, Onkel Bernhard. Ich habe die Musik in der letzten Zeit ein bißchen vernachlässigen müssen.

Graf Holk

Darum lasse ich mir keinen Korb geben. Liebe Kusine, meine Frau holt mich nachher ab, Sie haben doch nichts dagegen, wenn wir die Kleine für ein paar Tage entführen?

Frau Kist

Wenn mein Mann es erlaubt! Ich gönne dem Kinde gern das Vergnügen.

(Leise) Wie war denn die Sitzung?

Graf Holk

Unerquicklich genug!

Frau Kist

Mein armer Mann!

(Die Damen setzen sich zu Graf Holk und Prediger Richter links an den Tisch.)

Timm

(Zu Mine) Mi kannst den Tassenkopp schwupp voll schenken, oll Dirn!

Dat is hier nich so wie bi Malzan in'n Krug; halb Schaum un halb nichts nich in.

Gladenbürger

Ja, Malzan muß man tüchtig auf die Finger passen, wenn er einschenkt.

Kumpfart

Un en Annern muß man up de Fingern passen, wenn er Karten utwechselt.

Meinhagen

Und nem Dritten muß man auf die Finger passen, wenn der Rehbock wechselt.

Radant

Denn passen wi all up en annern up!
(Die Bauern lachen.)

Timm

Un Kumpfart de paßt up sin Tochter up.
(Sie lachen.)

Kumpfart

(Schlägt mit der Faust auf den Tisch) Wat geht di min Tochter an?

Radant

Na, dat wird nu en Stadtfröln! Wie lang bliwt se in Penksion bi din Schwester?

Kumpfart

(Grob) Solang as mi dat paßt!
(Die Bauern lachen.)

Timm

(Zu Mine Dalken) Na, oll Dirn, du süst ja ut as wie de Schützenkönigin sülbsten!
(Auf die Medaillen weisend) Wo hest di de zwee Bammels köfft?

Mine

(Flink) Dat weeßt du so gut as wie de ganze Kirchensynod, Bauer Timm, daß ik de Medaljen for min Verdiensten kriegt heb.

Timm

Bammelst di dat ok bi'n Katoffelnbuddeln an?

Mine

Ne! Dat trag ik blos, wenn ik offiziel geh!
Hüt hebben wi Gemeindekirchenrat!

Radant

Sühst ut as wie'n kummendiernden Genral, oll Mäken!
In wek Schlacht hest di de Ordens holt?

Mine

(Schnippisch) Bi't Schwinschlachten!
(Die Bauern lachen, sie essen und trinken, Renate bietet Kuchen an.)

Timm

Wenn uns' Pasterfröln eins Hochtid machen tut, denn tanz ik mit di nen Schottschen, Mine Dalken!

Mine

Töf doch, bis ik di hol, Bauer Timm!

Kumpfart

Na, Mine, du töfst doch hüt noch, daß En kommn soll un di holn!

Mine

Abersten dafor krieg ik min Myrtenkranz up den Kopp, wenn ik in'n Sarg liegen tu. Un es gibt doch ok solche, die sich den Myrtenkranz verscherzen tun, Bauer Kumpfart.

Kumpfart

Wen mienst du dormit, Mine Dalken?

Mine

Nennen will ik ihr nich, aber Meta Kumpfart heest se.

Richter

(Steh auf, leise zu Mine) Mine, muß ich Sie daran erinnern, daß Sie mir versprochen haben, niemals wieder im Dorf eine Anspielung auf Meta Kumpfart zu machen?

Mine

I, Herr Predger, erstlich sin wi hier nich ins Dorf! Un wenn he mi dömlich kömmt, denn werd ik em woll dien'n könn'n.

Graf Holk

Lieber Herr Prediger, es hat mir aufrichtig leid getan, daß ich gerade am letzten Sonntag Ihre Predigt versäumen mußte. Meine Frau hat mir auf die Seele gebunden, mir den Inhalt von Ihnen wenigstens ganz kurz skizzieren zu lassen.

Richter

Das werde ich kaum können, Herr Graf! Ich bin auf der Kanzel weit über den schriftlichen Entwurf hinausgegangen. Die Veranlassung, die mir so besonders am Herzen lag, hat mir im richtigen Augenblick wohl die richtigen Worte eingegeben. Wiederholen könnte ich sie jetzt nicht mehr.

Kumpfart

(Finster) Se hebben ja ok Ihr Zweck erreicht, Herr Predger!

Richter

Dafür können wir alle dankbar sein, nicht an wenigsten Sie, Bauer Kumpfart.

Kumpfart

Meta het ja allens ingestandn, wat Se hebbn hörn wolln, und het allens versprochn, wat Se ihr vorgebet' hebbn, Herr Predger.

Richter

Wenn Sie durchaus den Namen Ihrer Tochter nennen wollen, Kumpfart, dann kann ich es voll Dank bestätigen, daß die überzeugende Kraft des Bibelwortes Ihr armes, irregeleitetes Kind so überwältigend gepackt hat, daß Meta unmittelbar nach der Predigt in Tränen aufgelöst zu mir kam und, Lüge und Verstellung weit wegwerfend, alles eingestanden hat, was ihr vorher unmöglich gewesen ist.
Und sehen Sie, Kumpfart, in diesem offenen Eingeständnis sehe ich die schönste Gewißheit der Besserung.

Kumpfart

(Höhnisch auflachend) Wenn se alle Tag in dat Neue Testament lesen tut, dat Se ihr mitgegebn hebbn, denn wird se schließlich woll heilig genung werdn. En fromm'n Spruch hebbn Se ihr ja ok ringeschrieb'n.

Richter

Ich habe ihr auf ihren eigenen Wunsch den Text der Predigt hineingeschrieben, von der ihr Herz ergriffen worden ist.

Graf Holk

Wo steht der Text verzeichnet?

Richter

Im Evangelium Johannis.

Graf Holk

Ich würde dankbar sein, wenn Sie ihn mir einmal verlesen wollten.

Richter

Gern, Herr Graf!

(Er zieht ein Neues Testament aus der Tasche und liest) Johannis 18, Vers 37–38. „Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit?"

(Schließt das Buch.)

Und an diese Pilatusfrage habe ich angeknüpft. Auf dieser Frage des Pilatus, die er dem König der Wahrheit vorlegt, habe ich meine Predigt aufgebaut. „Was ist Wahrheit?"

Pastor Kist

(Erregt) Unser Herr und Heiland hatte keine Antwort auf die Frage des Pilatus. Und Sie haben sich anmaßen wollen, die Antwort zu geben? Das ist Überhebung!

Junger Mann, lassen Sie sich sagen: Die Wahrheit geht verschleiert durch die Lande, noch hat niemand ihr Antlitz gesehen.

Richter

Aber jeder trägt ihr Bild in seines Herzens Grunde. Da hegen wir einen Spiegel, der mit uns geboren wird. Ein Gottesgeschenk. Sein reines Glas läßt uns der Wahrheit Bild deutlich erkennen, wenn wir im ehrlichen Ringen um sie werben.

Aber wehe dem, der durch der Lüge Hauch das Glas befleckt. Er hat seinen köstlichsten Schatz verloren.

Verzerrt nur zeigt sich ihm das Weltbild in dem besudelten Spiegel, Recht und Unrecht verwischen ihre reinen Linien.

Ein Zerrbild wird die eigene Seele, die sich selbst nicht mehr traut. Denn das ist der Fluch der Unwahrheit; der ihr Knecht wird, gerät in ein Labyrinth, einen Irrgarten, aus dem es keinen Ausweg gibt.

Jeder Schritt vorwärts gebiert neue Lügen, die die alten vor sich selbst rechtfertigen sollen. Ohnmächtiges Ringen einer Ketten tragenden Seele, die das eigene Auge scheu vor sich selbst zu Boden schlägt.

Und der Mensch wird wie ein steuerloses Schiff, das seinen Kompaß verloren hat.

Er strandet an der nächsten Klippe!

Und hatte doch eine so schöne, stolze Fahrt vor sich, die in den sicheren Hafen führen mußte, solange die Wahrheit das Ruder lenkte.

Pastor Kist

(Höhnisch) Und was ist Wahrheit?

Graf Holk

Wie haben Sie in Ihrer Predigt die Pilatusfrage beantwortet, Herr Prediger?

Richter

Wie es dem Verständnis einer armen, irrenden Seele entsprach. Ich habe gesagt: Das ist Wahrheit, was wir im tiefsten Herzen dafür halten.

Graf Holk

Wie einfach und wie schön! (Reicht Richter die Hand) Ich danke Ihnen!

Wir haben nicht das letzte Mal über das Thema gesprochen, mein junger Freund. (Sieht nach der Uhr.) Für heut muß ich mich verabschieden. Kleine, nicht wahr, du machst dich fertig, daß ich dich in einer Stunde abholen kann?

Renate

(Fährt zusammen, sie hat kein Auge von Richter verwandt) Gern, Onkel Bernhard!

Graf Holk

Meinhagen, begleiten Sie mich nach der Kiefernschonung. Mir scheint, die Leute haben die Gräben da zu eng angelegt.

Meinhagen

Das glaube ich nicht, Herr Graf, wir halten immer dieselbe Entfernung.

Graf Holk

(Küßt Frau Kist die Hand) Auf Wiedersehn, Frau Kusine! (Er drückt Pastor Kist die Hand und geht mit Meinhagen links ab. Alles ist aufgestanden. Renate tritt auf die Veranda hinaus, sie sieht sich nach Richter um, er folgt ihr.)

Timm

Na, adjüs ok, Herr Paster, un recht guten Besserung!

Ueberlich

Wenn Sie die Extrasitzung festgesetzt haben, Herr Pastor, dann lassen Sie es mir wohl sagen, damit ich dazu einladen kann.

Pastor Kist

In ein paar Tagen werde ich zu der Lage Stellung genommen haben, die mir durch die Unvernunft meiner Gemeindeglieder geschaffen worden ist.

Radant

Ja, Herr Paster, dat könn' Se uns nich verdenkn. Wenn Herr Graf so is, denn sünd wi ok so!

Pastor Kist

Und wer hat darunter zu leiden?

Kumpfart

Ja, so gut wie Meinhagen un Predger Richter dat hebben, so gut het dat nich en jeder!

Meinhagen fährt vierelang in de Holksche Kiefernschonung, un Predger Richter lernt uns all noch eins Bibelstunden. He speelt de erst Vijolin in Tuchthagen.

Pastor Kist

(Erregt) Da habe ich auch noch ein Wort mitzureden.

Kumpfart

(Weist mit dem Daumen über die Schulter nach der Veranda) De Tochter wird he sich ok noch heiraten.

Pastor Kist

(Heftig) Lassen Sie meine Tochter aus dem Spiel, Kumpfart!

Ueberlich

Sie wissen ja, Kumpfart, daß Herr Predger Richter schon ne Braut hat und gleich nach seiner Einführung in Woltersfelde Hochzeit macht.

Kumpfart

Ik mein ok man bloß!

He kümmert sik ja ok so veel um min Familjenangelegenheiten.

Pastor Kist

Wenn ich im Amt gewesen wäre, Kumpfart, hätte ich die ganze Angelegenheit so zartfühlend behandelt, daß außer dem lieben Gott niemand darum gewußt hätte. Aber gewisse Leute müssen alles an die große Glocke hängen, um sich besondere Verdienste zu erwerben.

Kumpfart

Insalzen werd ik em dat doch noch eins, eher daß he fortgeht daß he mi vor dat ganze Dorf blamiert het mit min Tochter.

(Er dreht mit der Faust nach der Veranda hin und geht dann mit den anderen Bauern hinaus, die sich links an der Tür von Frau Kist verabschieden.)

Radant

Adjüs ok, Fru Pastern, un veelen Dank for Kaffee un Kuchen!

(Die Bauern setzen im Zimmer ihre Hüte auf und gehen, Gladenbürger mit ihnen. Frau Kist folgt mit Mine, die Geschirr trägt. Zuletzt Pastor Kist im Rollstuhl, den Lehrer Ueberlich schiebt.)

Dritte Szene.

Renate, Richter.

(Sie treten im Gespräch von der Veranda ins Zimmer hinein.)

Richter

Während Sie in Schloß Holk die Gäste unterhalten und ihnen Ihre schönsten Lieder singen, wird es hier bei uns recht still und einsam sein, Fräulein Renate.

Ich kann mir das Haus ohne Sie gar nicht vorstellen. Sie gehören zu ihm wie die Seele zum Körper.

Renate

Dann fordern Sie die Seele doch auf, daß sie da bleibt, wo sie hingehört, bei ihrem Körper.

Richter

Das wäre selbstsüchtig von mir!

Renate

Etwas Selbstsucht darf man schon haben!

Richter

Man hat sie auch.

Renate

Also?

Richter

(Schnell) Man wird die ganze Zeit hindurch — — (Er faßt sich) Man wird sich auf den Augenblick freuen, wo Sie zurückkehren.

(Beide wenden sich voneinander ab, drehen sich gleichzeitig lebhaft um und reichen sich die Hände. Sie stehen einer in den Anblick des andern versunken.)

Vierte Szene.

Die Vorigen, Mine Dalken.

(Mine reißt geräuschvoll rechts die Tür auf, die beiden fahren auseinander.)

Mine

Renatchen, Mutter will wissen, wat wi inpackn solln.

Dat rosa seidne oder dat witte, kurzärmlige Tüllkleid?

Renate

Ja, nein!

Ich weiß nicht, Mine!

Ihr könnt ja einpacken, was Ihr wollt.

Mine

Is schön, Renatchen!

(Sie sieht von einem zum anderen und bleibt rechts an der Tür stehen.)

Richter

Auf Wiedersehn, Fräulein Renate!

Bassentin sich ernstlich für dich interessiert, du weißt, daß er deinetwegen kommt?

Renate

Ja!

Gräfin Holk

Siehst du, Renate, in der Liebe eines tüchtigen, ehrenhaften Mannes ruht alles Frauenglück. Sie ist der Grund, in dem wir vertrauensvoll unser Lebensschifflein verankern können.

Und wenn du die warme Neigung, die Bassentin dir entgegenbringt, heut noch nicht ebenso erwiderst, so wird doch der Tag kommen, wo du es gelernt hast, denn Liebe, echte Liebe, erweckt Gegenliebe.

Renate

(Schnell) Bist du dessen sicher?

Gräfin Holk

Ganz sicher, Kind!

Renate

Glaubst du wirklich, daß wir einen Menschen, den wir mit ganzer Liebeskraft umfassen, zur Liebe zwingen können?

Gräfin Holk

Zwingen nicht, Renate, aber erwärmen!

Einer Flamme kann niemand sich nähern, ohne selber warm daran zu werden.

Zwischen dir und Bassentin ist der Altersunterschied ja ein bißchen groß, aber mit den Jahren gleicht sich das mehr und mehr aus.

Und wenn ich deine Mutter wäre, würde ich voller Dankbarkeit dein Lebensglück in Bassentins ehrliche Hand legen.

wenn das kleine Gänsemädchen seine Herde über den Moordamm nach Hause treibt.

Als Kind hielt ich jedes Hütemädchen für eine verzauberte Prinzeß, und ich hatte den sehnlichen Wunsch, selber des Morgens als Gänsemädchen aufzuwachen und mich abends als Königstochter schlafen zu legen.

Gräfin Holk

(Setzt sich links vorn in einen Sessel) Über die Märchenträume bist du nun hinausgewachsen, Renate.

Renate

(Setzt sich auf die Lehne desselben Sessels) Es wohnt sich so schön in Luftschlössern, die einem niemand zerstören kann, weil niemand sie kennt.

Gräfin Holk

Solch Wohnen über den Wolken ist gefährlich, Kind, und selbstsüchtig, weil man niemandem damit nützt.

Renate

Diejenigen, die man lieb hat, nimmt man doch mit hinauf!

Gräfin Holk

Aber es kommt der Tag, wo alle Träume zerflattern, wo die nüchterne Wirklichkeit einem ins Auge schaut und sagt: „Da bin ich! Du wirst mich nun nicht wieder los." Und dann kann ein Mädchen sich glücklich schätzen, wenn die Wirklichkeit ihm ein so freundliches Gesicht zeigt, wie jetzt dir, Renate.

Nicht wahr, du weißt, weshalb ich dich jetzt mit mir nach Holk hinübernehmen will?

Es ist dir nichts Überraschendes, daß unser guter

Renate

Auf Wiedersehn!

(Er geht schnell der Tür links zu, auf der Schwelle dreht er sich noch einmal um. Renate sieht ihm unbeweglich nach. Mine geht langsam rechts zur Tür hinaus.)

Fünfte Szene.

Renate, dann Gräfin Holk.

(Renate streicht sich mit der Hand über die Stirn und tritt mit einem langen, beklommenen Seufzer an die Tür zur Veranda, an die sie in Gedanken versunken den Kopf lehnt. Gräfin Holk tritt von links ein, beobachtet Renate einen Augenblick, tritt dann auf sie zu und legt den Arm um sie. Renate fährt zusammen.)

Gräfin Holk

Ich glaube gar, du bekommst einen Schreck vor mir, Renate!

Das war doch sonst nicht so.

Renate

Verzeih, Tante Ursel! Ich sah aufs Moor hinaus.

Gräfin Holk

Nun, was gibt's da zu sehen?

Einen Zug von Krähen, die sich in der Luft noch um einen Beutereſt zanken.

Das Melancholische des Landschaftsbildes wird dadurch noch erhöht.

Renate

Ich habe das Bild so lieb! Namentlich im Herbst,

Renate

Liebe Tante Ursel, du bist mir ja stets wie eine zweite Mutter gewesen!

Gräfin Holk

Wo hätte ich den Überfluß meiner entthronten Mutterliebe lassen sollen, wenn ich ihn nicht in dein junges Herz hätte hineingießen können?

An dem furchtbaren Tage, an dem wir unsre Zukunft, unsern einzigen Buben, in der Kirche zu Tuchthagen in der Familiengruft beigesetzt haben, da sollten die feinen Fäden sich um uns beide schlingen, Kind! Damals lag es mir wie ein eisernes Band um Hirn und Herz.

Ich habe keine Träne in den Tagen vergießen können.

Es sind zwanzig Jahre darüber hingegangen, aber ich weiß es noch, als ob es gestern gewesen wäre.

Nach der Beisetzung traten wir in das Pfarrhaus hinein. Es zog mich wie mit magnetischen Fäden zu dir in die Kinderstube. Ich wußte, daß du schliefest, aber ich hatte so grenzenloses Verlangen, ein Kind atmen zu hören.

Und da lagst du in deinen weißen Kissen und blinzeltest mich schlaftrunken an, als ich mich über dich beugte, und mit deinem feinen Kinderstimmchen sagtest du leise: „Mutti!"

Und da nahm ich dich auf aus deinem Bettchen und bedeckte dich mit Küssen, während mir die Tränen über das Gesicht liefen. Der furchtbare Bann, der mich umklammert hielt, löste sich, ich fand Erleichterung im Weinen.

Und von da an war es mir immer, als ob ich ein Anrecht auf dich hätte. Die darbende Mutterliebe, die mein Herz erfüllte, ergoß sich über dich.

Ich glaube, ich hätte sonst daran ersticken müssen.

Renate

Und ich habe immer alles als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen. Wie selbstisch sind wir doch als Kinder!

Gräfin Holk

Indem ihr von uns nehmt, macht ihr uns ja reich. (Sie steht auf) Aber nun schnell, Kind! Der Wagen muß gleich wieder da sein. Du weißt, Onkel Bernhard wartet nicht gern.

Ich will nur noch deinem Vater guten Abend sagen.

Renate

Tante Ursel!

Gräfin Holk

(Links an der Tür) Nun, was noch, Kind?

Renate

Laß mich zu Hause, Tante Ursel!

Gräfin Holk

Was soll das heißen, Renate?

Renate

Ich, — — ich kann nicht! Laß mich!

Gräfin Holk

Kind, wir wollen ja nichts übereilen!

Du sollst ja Zeit haben, dich an den Gedanken zu gewöhnen, auf einer Herrschaft, wie der Bassentiner, die Herrin des Herrn zu sein.

Renate

(Flehend) Laß mich lieber hier!

Gräfin Holk

Und weshalb?

Renate

Weil, weil — — ich weiß nicht!

Gräfin Holk

Also du hast keinen Grund?

Eine Laune, Renate?

(Sie lacht) Gegen Mädchenlaunen gibt es kein besseres Mittel, als eine glückliche Ehe.

(Sie nickt ihr zu und geht links ab.)

Sechste Szene.

Renate allein, dann Mine.

Renate

Eine glückliche Ehe?

Tante Ursel, wenn du wüßtest! (Sie schlägt beide Hände vors Gesicht.)

Mine

(Kommt durch die Tür rechts) Renatchen!

(Renate bleibt unbeweglich. Mine tritt leise zu ihr heran und zupft sie am Ärmel.)

Renatchen, wi könn'n den Koffert ja wedder utpackn!

Renate

(Betroffen) Weshalb? Was meinst du?

Mine

(Vertraulich) Du bliwst doch lieber tuhus, Renatchen!

Renate

Ich? Was fällt dir ein, Mine? Ich fahre sehr gern nach Holk.

Mine

(Breit) Dat is doch nich wohr, Renatchen! (Sie droht mit dem Finger) Uns' Vikar tät doch so schön öber de Wohrheit predgen!

Un de Wohrheit steht em sülbsten up dat Gesicht schreben; ok wenn he nichts nich seggt, kann man se em ut de Ogen ablesen.

Renate

Ich bin nicht so klug wie du, Mine!

Mine

Aber ik weeß, wat ik weeß!

Un in Holk weeß et dat ganze Dorf, daß Fru Gräfin di mit den Bassentiner Baron tausamm' bringen wull.

Renate

Mine, du bringst von jedem Gartenzaun einen anderen Dorfklatsch mit nach Hause. Laß mich in Ruh damit!

Mine

Ik würd em ok nich wolln, Renatchen!

De Bassentiner Baron is ja en stattlichen Mann; aber for di is he veel to oll! He wird schon so gris an de Schläfen.

(Heimlich) Renatchen, mi gefällt Predger Richter ok besser!

Renate

(Verwirrt) Wir sprachen doch vom Einpacken, Mine! Das weiße Kleid — —

Mine

Da sühst du wie ne Braut drin ut, Renatchen!

Un wenn du dat wullst, denn wierst du hüt abend noch ne Braut!

Renate

Höre auf, Mine!

Herr Richter ist verlobt.

Mine

Verlobt is noch nich verheirat, Renatchen!

Renate

Eine Verlobung ist ein heiliges Versprechen, so bindend wie ein Eid.

Mine

Aberstens wenn eenen de Verlobungsring to eng wird, denn treckt he em wedder run von sin Finger.

Un ik weeß, wat ik weeß!

Un wenn du wullst, wull Predger Richter ok!

So'n Mann is wie'n Kind, Renatchen, den möt man an de Hand nehm'n.

Frau Kist

Vom Nebenzimmer her) Mine, wo bleibst du denn?

Mine

(Gekränkt) Na ja, ik komm all!

Töfen'S doch 'n beten, Fru Pastern! (Geht sehr gemächlich zur Tür) Wenn du wullst, Renatchen, denn wull he ok! (Rechts ab.)

Renate

(Allein) Ob ich will?

Ja, Mine, ich will!

(Sie sinkt links am Tisch auf einen Stuhl und schlägt beide Hände vor das Gesicht. Fast schreiend) Aber ich darf ja nicht wollen!

Der Vorhang fällt.

Schluß des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

(Im Hintergrunde ist das Tuchthagener Pfarrhaus von der Rückseite zu sehen. Es hat eine breite Front, deren rechte Seite von der Veranda eingenommen wird, eine Treppe führt von da in den Garten hinunter. Links daneben das weit geöffnete Fenster von Renates Zimmer, dann zwei geschlossene Fenster, hinter denen das Schlafzimmer der Eltern liegt.

Vor dem Hause ein mit Obstbäumen bepflanzter Rasenplatz, auf einer zwischen den Bäumen gezogenen Leine hängt Wäsche. Ein weißer Staketenzaun faßt den Garten ein, in der Mitte eine geschlossene Tür. Außen am Zaun führt ein schmaler Steg entlang, parallel damit läuft ein breiter, tiefer Graben, in Menschenhöhe mit Wasser gefüllt zu denken.

Der Gartentür gegenüber führt eine schmale, aus Holzplanken zusammengesetzte Brücke mit einem Geländer von weißen Birkenstäben über den Graben hinüber auf den Feldrain, der die Vorderbühne einnimmt, links eine Gruppe hoher, alter Buchen, darunter eine Rasenbank. Es ist Abenddämmerung.)

Erste Szene.

Pastor Kist, Frau Kist, Mine, dann Förster Meinhagen.

(Pastor Kist sitzt in Decken gehüllt auf der Veranda und liest die Zeitung bei einer Lampe, die durch einen grünen Schirm verhüllt ist. Frau Kist und Mine nehmen die Wäsche von der Leine und legen sie in einen auf dem Rasen stehenden Waschkorb.)

Mine

Dat is mi in de ganzen fünfunzwanzig Johr doch nich passiert, daß ik de Wäsch uf de Lein vergessen hätt!

Wat dat woll zu bedüten het, Fru Pastern?

Frau Kist

Daß du deine Gedanken bei jedem albernen Schnack im Dorf hast und darüber deine Arbeit vergißt.

Mine

(Breit) Ne, Fru Pastern, so mein ik dat nich!

Ik mein, ob dat woll Unglück bedüten tät, wenn de Wäsch über Nacht uf de Lein hängn bliwt?

Frau Kist

Das bedeutet nur Nachlässigkeit. Wir wollen nur schnell machen, daß wir damit fertig werden, ehe Renate nach Hause kommt.

(Sie ordnet die Wäsche im Waschkorb. Förster Meinhagen kommt von links her am Zaun entlang. Mine unterbricht ihre Arbeit und lehnt sich mit beiden Armen auf den Zaun.)

Mine

'n Abend ok, Herr Förster!

Meinhagen

Abend auch, Mine! Was, so spät noch bei der Arbeit? Ist doch längst Feierabend im Dorf.

Mine

Ja, wer dat so gut hätt wie de Mannslüt!

Bi unseren da reißt de Arbeit nie nich ab.

Meinhagen

'n Abend, Herr Pastor, wie geht das Befinden heut?

Pastor Kist

Schlecht genug, lieber Meinhagen. Ich habe zu viel Aufregung.

Wo wollen Sie so spät noch hin?

Meinhagen

Bloß noch ein Glas Bier trinken und ein halb Stündchen im Krug verplaudern.

Pastor Kist

Vergessen Sie auch nicht die Polizeistunde, Meinhagen!

Meinhagen

Davor sind Sie bei mir doch sicher, Herr Pastor! 'n Abend!

Pastor Kist

Guten Abend!

(Meinhagen geht am Zaun entlang nach rechts zu. Mine öffnet die Gartentür und tritt zu ihm heraus.)

Mine

(Halblaut) Herr Förster!

Meinhagen

(Bleibt stehen) Na, was denn, Mine?

Mine

(Leise) Wissen Se ok, daß uns' Herr Paster hüt morgen den Brief vons Konsistorium kriegt het? Mit so'n großen Siegel obenuf! Dat wär uns' Penksionierung. Un zu Ostern sünd wi Emeritus.

Meinhagen

(Halblaut) J, was Sie sagen, Mine!

Mine

Ik segg Ihn dat man bloß, Herr Förster, damit Se Bescheid wissen, wenn ins Dorf geklatscht wird!

Un Predger Richter is rüber un soll es in Holk erzähln un soll Renatchen returholn. Se wissen woll, wenn uns' Herr Paster so unruhig wird, denn is dat besser, wenn dat Kind da is.

Meinhagen

(Halblaut) Gewiß, Mine! 'n Abend!

(Geht rechts am Zaun entlang ab. Mine tritt in den Garten zurück.)

Frau Kist

Lieber Hellmuth, es wird kühl. Du darfst nicht mehr lange draußen bleiben. Renate muß auch jeden Augenblick kommen.

Pastor Kist

Ist das Fuhrwerk aus Holk schon zu sehen?

Frau Kist

Noch nicht.

Mine

Fru Pastern, schön wär dat gewesen, wenn de Wäsch hier ne Brautwäsch wär, un uns' Renatchen wär de Braut.

Frau Kist

Das wird auch noch kommen, Mine!

Mine

Herr Predger geht ja nu hin un heirat sich wat anders! He hätt nen schönen Paar gegeben mit Renatchen! Dat seggen se all ins Dorf.

Frau Kist

Lasse sie im Dorf nur reden! Du kannst ja jedem erzählen, daß Herr Predger Richter schon als blutjunger Student verlobt war. Es ist ihm recht zu gönnen, daß er jetzt endlich heiraten kann.

Mine

Fru Pastern, so'n Studentenliebschaft taugt zu nichts nich! Eher, daß he zu Brot kömmt, is dat Måken ut de besten Johr rut. Un wenn he se denn 'noch nimmt, denn is dat ok man bloß, weil he se 'nich will sitten laten.

Frau Kist

Das kommt wohl vor, Mine. Hier ist es aber nicht der Fall. Herr Prediger Richter ist ein glücklicher Bräutigam.

Mine

Ne, Fru Pastern, dat is he nich!

Frau Kist

Wie kannst du nur so etwas behaupten?

Mine

De letzt Brief, den sin Braut em schreiben tät, de lag zwei Tag lang up sin Tisch umher, eher, daß he em lesen tät.

Frau Kist

Du sollst dich nicht um anderer Leute Angelegenheiten kümmern, Mine, ich habe dir oft genug gesagt, daß es sich nicht schickt.

Mine

Aber, als uns' Renatchen em neulich morgens ut Holk rüberschreiben tät, he sollt uns' oll Botenfru de Singnoten mitgeben, da het he de Brief man so zerrissen, daß dat Papier man bloß so flog!

Un as ik abends rupkomm un wullt em dat Bett machn, da stund he un las noch immer Renatchen ihr Brief.

Un wie ik em anred, hört he nich up mi.

Un ik weeß, wat ik weeß, Fru Pastern!

Frau Kist

Ich verbitte mir ernstlich, daß du mit solchen Dummheiten andere Leute unterhältst.

Mine

Dat wissen se all ins Dorf, Fru Pastern! Un en schönen Paar wär dat gewesen.

Pastor Kist

Wo nur der Wagen bleibt? Renate müßte längst da sein.

Frau Kist

In Holk wird nicht so zeitig zu Abend gegessen wie bei uns, lieber Mann.

Zweite Szene.

Die Vorigen, Kumpfart.

(Bauer Kumpfart kommt von links her langsam am Zaun entlang geschlendert, aus einer kurzen Pfeife rauchend.)

Kumpfart

'n Abend ok, Fru Pastern!

Frau Kist

Guten Abend.

Mine

(Lehnt sich mit beiden Armen auf den Zaun) Na, di läßt dat woll kein Ruh ins Haus, wenn di dat ahnt, daß Malzan nen frischen Faß anstickt?

Kumpfart

Möchst woll sülbsten man eenen drinken? Na, komm mit, all Dirn, ik spendier di wat.

Mine

Mit di drink ik noch lang nich ut en Glas, Bauer Kumpfart!

Kumpfart

Na, wenn mi de Ehr nich erweisen wullst, denn vielleicht mit en annern, wat?

Mit Meinhagen?

Hest em hier nich langkommen sehn, so, as ob he bi Malzan wull?

Mine

Wat geht mi dat an, wo Meinhagen hinwull?

(Während der Szene nimmt sie die Leine zwischen den Bäumen ab.)

Pastor Kist

Mine, auf eine Frage hat man die Wahrheit zu antworten!

Meinhagen ist im Krug. Wollen Sie nicht hereinkommen, Kumpfart?

Kumpfart

J, dat vertellt sich ja ok so ganz schön, Herr Paster!

(Er lehnt sich Kist gegenüber auf den Zaun und weist mit der Pfeife auf Mine) De Wohrheit seggen ja nich all Lüt hier in Tuchthagen, wenn uns' Vikar ok noch so schön davon predgen tät.

Ob he sülbsten woll immer de Wohrheit seggt?

Wat meinen Se dazu, Herr Paster?

Pastor Kist

Die großen Schreier lassen sich niemals gern auf den eignen Zahn fühlen.

Kumpfart

J, wi wolln em den Zahn mal eins uttrecken, Herr Paster!

Wi zwei hebben doch kein Grund nich, daß wi em mit Glacehandschuh anfaten möten.

Frau Kist

Herr Prediger Richter ist uns allen ein lieber Hausgenosse, Bauer Kumpfart.

Pastor Kist

Gewiß, gewiß! Die Verdrießlichkeiten wurzeln in amtlichem Gebiet, auf das ihr Frauen uns weder folgen könnt, noch sollt. Kumpfart und ich haben allen Grund, seine Übergriffe mit anderen Augen anzusehen.

Kumpfart

J, wenn he mal in Ihr Amt röbergreift, Herr Paster, so is dat nich so schlimm!

Aber wenn he in min Familjenangelegenheiten röbergreift, so is dat schlimmer.

Dat kömmt em nich zu!

Wat spijoniert he hinter min Tochter her, as wie so'n Pulzeihund?

Pastor Kist

Das heißt, die seelsorgerischen Pflichten verkennen.

Frau Kist

(Warnend) Lieber Hellmuth, ich bitte dich!

Kumpfart

Ne, Fru Pastern, Herr Paster het recht!

Predger Richter verkennt sin Stellung.

Noch is he nich de Paster in Tuchthagen!

Pastor Kist

Ich wünsche mir auch einen würdigeren Nachfolger, wenn ich zu Ostern vom Amt zurücktreten muß.

Kumpfart

J, Herr Paster, so'n Emeritus steht nichts nich ut! De het de ganze Woch Sündagsruh un bliwt in sin guten Brot.

Un wenn Se penksioniert worn sind, denn holt Herr Graf sich Predger Richtern nach Tuchthagen retur.

Pastor Kist

Wer sagt das, Kumpfart?

Frau Kist

Lieber Hellmuth, rege dich nicht auf!

Kumpfart

Dat weeß de ganze Gemeind!

Pastor Kist

Also das war gemeint, als man mir den Gedanken an einen vorzeitigen Rücktritt vom Amt nahezulegen suchte? Es handelt sich um ein abgekartetes Spiel?

Kumpfart

Un Predger Richter is Trumpf!

Pastor Kist

Mein Vikar intrigiert gegen mich, um sich selbst ins Amt hineinzudrängen?

Frau Kist

Lieber Hellmuth, ich beschwöre dich!

Pastor Kist

(Außer sich) Er, der die Füße unter meinen Tisch hält — — —

Kumpfart

Da treckt he de Fót nich wedder rut!

Un wenn Se zu Ostern fortziehn, Herr Paster, denn könn'n wi man gleich Girlandens wickeln un de Fahn ut de Bodenluck rutstecken wie bi'n Schützenfest, denn treckt Predger Richter vierelang mit der Holkschen Schecken wedder in Tuchthagen in. Un Herr Graf sitt up den Bock un kutschiert sülbsten.

Un min Tochter soll em en Bunkett öberreichen un soll em dat verdeklamieren, daß he mi in min Familjenehr geschädigt het, un — un — ik werd mi de Büchs laden un werd em de Böllerschüß öber dat Kirchendach röberknalln un — — un — —

Frau Kist

Gehn Sie nicht mehr in den Krug, Bauer Kumpfart! Mir scheint, Sie haben heut schon genug getrunken.

Kumpfart

J, Fru Pastern, dat meinen Se woll!

Ik will mi bi Malzan in de Hinnerstub dicht bi Förster Meinhagen setten un mi wat vertelln laten.

Meinhagen het soveel Jagdgeschichten un Snurrens in sin Sack, daß unseren sin Familjensorgen dabi vergessn tät.

'n Abend ok!

(Geht rechts ab.)

Frau Kist

Der freche Mensch kann einem den ganzen Abend verleiden!

Mir ist niemals jemand so zuwider gewesen, wie dieser Kumpfart.

Mine

Ik mag em ok nich!

Pastor Kist

(Gereizt) Gut, daß wir Männer nicht von Frauenlaunen abhängig sind!

Frau Kist

(Fein) Empfindungen sind doch keine Launen, lieber Hellmuth! Aber lasse uns jetzt hineingehen; ich kann es nicht länger verantworten, daß du dich der Abendluft aussetzt.

Mine, stecke in Renates Zimmer das Licht in der Ampel an und vergiß nicht, Blumen in die Gläser zu setzen.

Mine

Dat kömmt noch allens, Fru Pastern!

(Beide gehen die Treppe zur Veranda hinauf. Mine schiebt den Rollstuhl, Frau Kist nimmt die Lampe, so treten sie ins Haus hinein; im Schlafzimmer wird hinter herabgelassenen Vorhängen die Lampe niedergesetzt.)

Dritte Szene.

Mine, dann Frau Kist.

(Langsam hochkommend scheint der Mond in den Garten hinein. Mine kommt von links um die Hausecke, sie trägt einen großen Strauß weißer Astern, den sie auf den Waschkorb legt.)

Mine

(Gähnend) Wenn doch dat Kind man bald wollt komm'n!

Frau Kist

(Kommt von der Veranda hinunter) Wo nur das Kind bleibt?

Die Dorfstraße liegt so hell im Mondschein, daß man bis zu den Holkschen Fichten hinunter sehen kann. Aber von dem Wagen keine Spur.

Mein Mann wird immer unruhiger.

Mine

Na, wi zwei möten ja ok tösen.

Dat is so wie ne Kluck, wenn se de lütt Enten utbrüt het. Denn steht se an't Woter, un de lütt Enten gehn schwimm'n, un de Kluck de het dat Nahsehn.

Frau Kist

(Nimmt den Strauß vom Waschkorb) Du hast ja alle weißen Astern abgeschnitten, Mine!

Was wird Renate zu den kahlen Sträuchern sagen? Sie hat immer so viel Freude an den letzten Blumen.

Mine

Die wär'n dies' Tag doch geschnittn worn!

(Gedämpft) Fru Pastern, es gibt ne Leich ins Dorf.

Frau Kist

Es ist ja niemand ernstlich krank.

Mine

Kistenmachersch het gelacht, Fru Pastern!

Frau Kist

Verschone mich mit deinem albernen Aberglauben! Du machst mich ernstlich böse, Mine!

Lasse das nicht Herrn Pastor hören!

Mine

Da kann he ok nichts nich an ännern!

Ik hab ihr hören lachen, un ik weeß, wat dat bedüt.

Frau Kist

(Kurz) Fasse den Korb an, Mine!

(Sie heben den Korb auf, Mine legt den Strauß oben auf die Wäsche.)

Mine

De Vollmond steht so prall up den Waschkorb, Fru Pastern! De Wäsch süht ut wie Totenwäsch, so gruslig.

(Beide links um die Hausecke ab.)

Vierte Szene.

Kumpfart, dann Mine, Frau Kist im Hause.

(Der Mond steht ganz hoch und beleuchtet die Szene taghell. Kumpfart kommt, sich vorsichtig umsehend, von rechts her den Steg am Gartenzaun entlang. Er lacht leise und zeigt mit dem Pfeifenkopf über die Schulter nach rechts zurück.)

Kumpfart

Min Alibi, wie de Gerichtsherrn seggen, heb ik nu im Krug nachgewiesen.

Meinhagen, nu kannst din Skat kloppen un wat vertelln!

Nu glöbst du, ik sitt in Malzan sin Hinnerstub fest.

Frau Kist

(Im Hause) Mine, du hast ja die Ampel vergessen!

Mine

(In der Tür zur Veranda) I wo, Fru Pastern! Ik hol man erst noch de Wäschlein' rin.

(Sie kommt die Treppe hinunter und nimmt unten im Garten die zusammengerollte Wäscheleine auf. Kumpfart duckt sich eilig und vorsichtig in den Graben hinein, man hört das Wasser plätschern. Mine bleibt stehen.)

Mine

Wat is dat? Kistenmachersch?

I wo!

Da plansch man bloß so'n recht oll dicken Pogg ins Water rümmer! Töf du, willst mi vergrauln?

(Sie hebt einen Stein auf und wirft ihn ins Wasser, man hört ihn aufklatschen.)

Ik will man lieber de Tür abschließ'n. Man weeß nie nich, wat allens komm'n kann!

(Sie schließt die Gartenpforte zu, steckt den Schlüssel in die Tasche und geht links um die Hausecke ab. Kumpfart richtet sich vorsichtig aus dem Graben auf, ohne Pfeife, er droht hinter Mine mit der Faust her.)

Kumpfart

Töf, oll Dirn!

Den Stein will ik di eins wedder an den Kopp schmieten!

Min Pip hab ik verlorn, un nasse Föt hab ik mi deintwegen ok noch holn möten. Oll malsches Fruensmensch!

(Er geht gebückt schleichend am Zaun entlang nach links ab. Mine tritt in Renates Zimmer und entzündet das Licht in der roten Ampel. Das Fenster bleibt offen, so daß das rote Licht über den Gartenzaun hinweg die Brückenplanken beleuchtet, dann geht Mine ab.)

Fünfte Szene.

Renate, Prediger Richter.

(Man hört im Hause eine Kuckucksuhr zehn schlagen, in demselben Augenblick treten Renate und Prediger Richter ganz vorn von links her auf den Feldrain. Renate hat ein fußfreies Kleid mit einem Jäckchen an, den Hut trägt sie in der Hand. Sie bleibt stehen.)

Renate

Hören Sie wohl?

Wie lieb von meiner alten Kuckucksuhr, daß sie mich zehnmal willkommen heißt!

Als Kind glaubte ich steif und fest, daß ein lebender Vogel in dem Gehäuse säße. Ich streute ihm Futter hin und konnte den Augenblick gar nicht erwarten, wo er wieder herauskommen mußte, um Kuckuck zu rufen. Eigentlich bin ich noch ebenso kindisch wie damals. Ich freue mich jetzt schon wieder auf sein nächstes „Kuckuck".

Richter

(Trägt einen Stock in der Hand) Das verstehe ich vollkommen, Fräulein Renate. Das ist ja das Schöne am Elternhause, daß alles, was mit ihm zusammengehört, für uns lebendig wird und eine eigene Seele bekommt, eine Seele, wie sie uns an keinem anderen Ort auf Erden wieder anspricht.

Renate

Darum kommt man auch so gern zurück, nicht wahr?

Richter

Sind Sie wirklich gern wieder zurückgekommen, Fräulein Renate?

Renate

Freilich! Zweifeln Sie daran?

Richter

Beinah!

Renate

Weshalb?

Richter

Sie haben so interessante Tage in anregender Geselligkeit verlebt, daß es Ihnen niemand verdenken kann, wenn Sie sich ungern von Schloß Holk trennen.

Renate

Ich bin da lebenslang schrecklich verwöhnt worden! Und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich dagegen nicht unempfindlich bin. Sie verstehen mich doch nicht falsch, wenn ich sage, daß der ganze Zuschnitt des Hauses, die erlesene Kultur von Schloß Holk, Eindruck auf mich macht?

Richter

Das ist so natürlich, Fräulein Renate!

Sie sind ja ganz dazu geschaffen, vom Rahmen eines glänzenden Hauses umfaßt zu werden.

Renate

(Wendet sich ab) Nun haben Sie mich doch falsch verstanden!

Richter

Fräulein Renate! (Sie antwortet nicht.) Sind Sie mir böse?

Renate

Wenn Sie mich nicht verstehen wollen, ja!

Richter

Wir haben uns doch immer verstanden.

Renate

Aber augenblicklich wollten Sie es nicht, und das kränkt mich von Ihnen.

Richter

Ich habe doch nichts gesagt, was Sie verletzen konnte.

Renate

Aber Sie hatten einen bestimmten Gedanken im Hinterhalt dabei.

Richter

Unsre Gedanken haben wir nicht immer in der Gewalt. Sie schlagen oft ganz andere Wege ein, als unser Wille ihnen weisen möchte.

Renate

Woran liegt das?

Richter

Einerseits wohl am Zwiespalt der menschlichen Natur überhaupt.

Renate

Und dann?

Richter

Ja, dann kann es wohl vorkommen, daß unser innerstes Empfinden mit unserem äußeren Leben in Widerspruch gerät.

Und dann gehen die Gedanken, die immer auf seiten des Innenlebens sind, ihre eigenen Wege.

Renate

Und dann? Dann?

Richter

Dann bauen die Gedanken sich heimlich, ohne daß wir sie daran hindern können, eine eigene Welt auf.

Ein Zauberland voll wolkenlosen Glückes.

Inmitten steht ein goldener Thron für eine Königin, die herrscht mit ihrem Lächeln und in ihren Händen hält sie den Schlüssel aller Seligkeit, die Gabe aller Gaben. Sie — — — (Er wendet sich mühsam beherrscht zur Seite.)

Renate

Und, und? — — Ich muß den Schluß noch hören. Was tut die Königin Ihres Gedankenreiches?

Richter

(Gepreßt) Sie wird die Frau eines vornehmen, reichen Mannes.

Renate

(Heftig) Wer sagt Ihnen das?

Richter

Nun, wenn eine Festung mit allen Mitteln belagert wird, dann ergibt sie sich doch schließlich.

Renate

(Heftig) Wie schlecht Sie die Festung kennen!

(Beide wenden sich voneinander und suchen sich zu beherrschen. Sie tritt an die Brücke heran und sucht einen leichten Ton anzuschlagen) Wie eigentümlich meine rote Ampel die Brücke beleuchtet!

Sieht sie nicht aus, wie mit Blut übergossen?

Richter

Fräulein Renate, lassen Sie uns nicht ins Haus hineingehen, ohne Frieden miteinander gemacht zu haben. Wenn ich Sie verletzt habe, dann verzeihen Sie mir. Ich verspreche Ihnen, niemals wieder eine Anspielung zu machen, die, — — die mir nicht zukommt.

Renate

(Sie starrt auf die Brücke nieder) Ich könnte mir einbilden, daß hier einmal ein Mord verübt worden ist. Und in jeder hellen Vollmondnacht kommen die Blutspuren wieder zum Vorschein.

Richter

Ihre lebhafte Phantasie erzählt Ihnen gleich eine ganze Geschichte. Aber Sie haben mir noch nicht gesagt, daß Sie mir nicht mehr böse sind.

Fräulein Renate, reichen Sie mir die Hand!

Renate

(Abweisend) Ich bin Ihnen nicht böse, habe ja gar kein Recht dazu!

(Sie tritt auf die Brücke) Lassen Sie uns hineingehen!

(Er folgt ihr langsam, sie will die Gartenpforte öffnen.)

O weh, die Tür ist verschlossen! Daran habe ich nicht gedacht. Es wäre doch besser gewesen, wir hätten in Holk den Wagen angenommen und wären auf dem Hofe vorgefahren.

Richter

Nun müssen wir über den Moordamm zurück und um das ganze Moor herumgehen. Wenn ich allein wäre, würde ich allerdings kurzen Prozeß machen und über den Zaun steigen.

Renate

Das können Sie auch in meiner Gesellschaft!

Als Kind bin ich nie anders aus- und eingegangen, auch wenn die Tür offen stand. Ich komme auch noch heut hinüber, aber Sie müssen sich umdrehen!

Richter

Soll ich Ihnen nicht lieber helfen?

Renate

Nein, danke!

(Sie hängt ihren Hut auf den Zaun und schwingt sich leicht auf die Tür, bleibt aber mit dem Kleide hängen. Sie wendet sich um.)

Sie sollten sich doch umdrehen!

Nun muß ich Ihre Hilfe doch in Anspruch nehmen. Mein Kleid sitzt irgendwo fest.

Richter

(Stellt seinen Stock vorn an das Brückengeländer, geht über die Brücke und löst ihr Kleid von der Türhespe los) Nun wird's gehen, Fräulein Renate!

Renate

Danke!

(Er reicht ihr die Hand, um ihr behilflich zu sein, sie stützt sich leicht auf seine Schulter. Dabei sehen sie sich an und bleiben unbeweglich in der Stellung. Einer in den Anblick des andern verloren, dann neigen sie sich langsam näher zueinander. Plötzlich umschlingen sie sich beide gleichzeitig mit Leidenschaft.)

Richter

Renate!

Renate

O du!

Richter

Renate! (Er küßt sie.)

Renate

(Schmiegt ihre Wange an die seine) Wie schön ist das Leben! Wie schön!

(Er hebt sie vom Zaun hinunter und leitet sie über

die Brücke hinüber zu der Rasenbank vorn unter den Buchen. Der Platz ist hell vom Mond beleuchtet.)

Richter

Es hilft nichts, Renate, es hilft nichts!

Alle Verstellung, alles Unwahre bricht nun zusammen. Sieghaft groß richtet die Wahrheit sich vor uns auf.

Renate

Ja, die Liebe ist die Wahrheit!

Richter

(Nimmt ihren Kopf in seine Hände) Nun darf ich dir in die Augen sehen. Endlich! Ich habe es ja nie gewagt, weil ich wußte, welche Gefahr damit verbunden war. (Er küßt sie.) Wie schön du bist, wie schön!

Renate

Nur für dich!

Richter

Nein, ein anderer streckt die Hände nach dir aus. Ich will mit ihm um dich ringen; Riesenkräfte habe ich, wenn du dich mir neigst.

Renate

Dein bin ich bis in den Tod.

Richter

Unsere heiße, schmerzgeborene Liebe bindet uns für immer aneinander.

Sage ja, Renate, sage, daß es recht ist, was ich tun will.

Renate

(Richtet sich aus seinen Armen auf. Langsam und ernst) Was willst du tun?

Richter

Alles zerreißen, was uns trennt!

Renate

(Schlagt beide Hände vors Gesicht) O mein Gott, mein Gott!

Richter

Gott kann uns diese große, gewaltige Liebe nicht ins Herz gelegt haben, damit wir treulos an ihr werden sollen.

Renate

Nein, treulos darfst du nicht werden!

Richter

Sieh, ich habe mich als kaum erwachsener Mensch gebunden. Ich kannte das Leben, ich kannte mich selber noch nicht.

Ich habe ehrlich an dem gegebenen Wort festgehalten, aber nun — — —

Renate

Nun?

Richter

Nun ist es zur Lüge geworden!

Als ich dich fand, wußte ich, was das Leben zu schenken hat.

Ich habe redlich gekämpft; erst halb unbewußt, dann mit aller Kraft des reifen Mannes, um dieser Liebe Herr zu werden.

Aber sie, die ungerufen über mich gekommen, ist stärker als ich.

Renate, ich unterliege!

Renate

(Streichelt sein Haar) Du Einziger, du Einziger! Wie weich der Mondschein sich um dein Haupt schmiegt!

So werde ich dein geliebtes Bild nun lebenslang im Herzen tragen.

Richter

Mein Leben gehört dir, Renate! Entscheide du darüber.

Renate

(Hingebend) Ja, du sollst mich lieben, wie ich dich liebe.

Du kannst ja nicht anders. Du hast es ja selbst gesagt: es ist stärker als wir! Aber — —

Richter

Ein Aber kann es jetzt nicht mehr geben!

Renate

Sieh, ich habe dich lieber als mich selbst; und darum sehe ich deine Zukunft jetzt ganz klar vor mir. Nein, du darfst nicht treulos sein! Dein eigenes Gewissen würde dich niemals freisprechen, wenn du treulos würdest an derjenigen, die an deine Treue glaubt.

(Sie macht sich aus seinem Arm frei und steht auf.)

Richter

Wir dürfen uns nicht quälen mit dem, was war. Sieh, die Vergangenheit ist für mich versunken, muß für immer versunken sein.

Renate

Sie richtet sich jeden Tag von neuem wieder auf. Nichts ist so gegenwärtig wie die Vergangenheit!

Glaubst du, daß wir ein Glück aufbauen könnten auf einem zertretenen Herzen?

Richter

Du folterst mich!

Renate

So würde dein ganzes künftiges Leben dich foltern, wenn ich jetzt nicht wüßte, was du zu tun hast.

Unsre erste Liebesstunde ist auch unsre letzte.

Geliebter, wir müssen uns trennen.

Richter

Es ist unmöglich!

Seitdem ich dich in den Armen gehalten habe, ist es unmöglich.

Was gestern noch denkbar war, ist es nun nicht mehr.

Renate

Seitdem wir wissen, daß wir uns lieben, werden wir die Trennung leichter tragen.

Richter

Sprich nicht von Trennung, Renate, ich ertrage es nicht!

Wir wollen beide ruhiger werden und morgen — —

Renate

Es gibt kein morgen für unsre Liebe! (Sie schlingt beide Arme um seinen Hals.) Ich danke dir, ich danke dir!

(Sie halten sich eng umschlungen, dann löst sie sich aus seinen Armen, und eng aneinander geschmiegt gehen beide der Brücke zu.)

Sechste Szene.

Die Vorigen, Kumpfart.

(Kumpfart kommt leise, sich vorsichtig umsehend, den schmalen Steg am Zaun entlang von links her, er hat ein Gewehr im Arm. Er stutzt, als er die beiden bemerkt, dann lacht er kurz auf.)

Kumpfart

'n Abend ok, Herr Predger!

(Richter und Renate fahren zusammen, fassen sich aber schnell.)

Richter

Guten Abend, Kumpfart!

Kumpfart

Dat is hüt noch en recht schönen Abend zum Spaziern-gehn, wat?

Richter

Ja, darum komme ich mit Fräulein Renate auch zu Fuß aus Holk herüber.

Kumpfart

J, dat verdenk ik Jhn' nich!

Zu zwein geht sich dat gut in de Holkschen Fichten, wenn en' Vater un Mutter nich uf de Fingern passen.

Richter

(Nimmt seinen Stock) Kommen Sie, Fräulein Renate!

Kumpfart

Jhr Hut het dat Pasterfröln woll in Holk vergessn?

Dafor hängt ja hier en up den Zaun. Den werd ik mi for min Tochter mitneh'm, wenn dat erlaubt is.

Richter

Lassen Sie den Hut nur da hängen.

Kumpfart

Ik brauch em ok nich!

Ich kann mit min Tochter noch ebensoveel Staat machen als wie Se mit Jhr Liebchen!

Richter

Mensch, was erlauben Sie sich?

Kumpfart

Mi dünkt, Se verlaubn sik noch veel mehr!

Uns' Herr Paster het Jhn' dat doch nich verlaubt, daß Se mit sin Tochter nachts hinten rum öber'n Zaun klabastern?

(Er stellt sich breitspurig hinten auf die Brücke.)

Richter

Gehen Sie da aus dem Wege, Kumpfart!

Kumpfart

Dat wär Jhn' woll recht kommod?

Aber mi gefällt dat hier up dit Flach. Ik will mi hier noch eins mit Se vertelln. Se sind doch son klogen Mann, de allens weeß.

Richter

Nehmen Sie Vernunft an, Kumpfart! Gehen Sie nach Hause, hängen Sie Jhr Gewehr an die Wand und schlafen Sie Jhren Rausch aus.

Kumpfart

Ik bin nich besoffen!

Ik will noch bi Malzan eenen drinken, darmit ik min Familjensorgen vergessn tu.

Richter

Machen Sie da Platz!

Kumpfart

Dit is min Platz hier!

Jhr Platz is in de Kirch uf de Kanzel. Un dit is nu min Kanzel hier un min Kirch!

Un nu werd ik Jhn' wat vorpredgen von Jhr Pilatus sin Frag, wi Se dat nennen tun.

Wat is denn nu de Wohrheit, Herr Predger?

Is dat nu Jhr Liebchen hier, ja oder ne?

(Renate schlägt beide Hände vors Gesicht.)

Nu kann dat Pasterfröln vor dat ganze Dorf heuln wie min Tochter. Se hebben mi in min Familjenehr darmit geschädigt; un dat seggt Herr Paster ok.

Richter

Sie sind so betrunken, daß Sie nicht wissen, was Sie sprechen.

Kumpfart

Ik weeß, wat ik tu!

Ik speel Jhr Pilatus up de Brück.

Is dat nu Jhr Liebchen, ja oder ne?

Richter

Aus dem Wege, Mensch!

Kumpfart

Se hebben de Antwort woll vergess'n?

Aber ik heb mi dat gut gemerkt, Herr Predger.

Ik will Jhn' wat seggen: Wohrheit is dat, wat wi in tiefsten Herzen dafor holln.

Wat holln Se nu for de Wohrheit?

Is dat nu Jhr Liebchen, ja oder ne?

Nu panschen Se man beid durch dat Woter!

Un wenn Se sich nasse Jöt holn, denn könn' Se gleich in dat warme Bett rinkriechen.

De rote Latern in Renatchen ihre Kammer is ja schon angestochen!

Richter

Herunter von der Brücke, frecher Mensch, oder — —

(Er erhebt seinen Stock.)

Kumpfart

Willst du mi drohn, du verfluchtigen Schwarzrock du?

Richter

(Tritt ihm mit erhobenem Stock entgegen) Herunter, sage ich!

Kumpfart

Du willst mi drohn, du Hund du, mit din Bettmensch?

Richter

Schuft! (Stürzt auf ihn zu und packt ihn vor der Brust.)

Kumpfart

(Stolpert, springt im nächsten Augenblick wieder auf, reißt das Gewehr von der Schulter.)

Du Hund du!

(Renate ist mit steigender Angst der Szene gefolgt, sie stößt einen leisen Ruf aus und reißt Richter von der Brücke zurück. In demselben Augenblick geht der Schuß los, sie sinkt, tödlich getroffen, einen leisen Schmerzenslaut ausstoßend, auf der Brücke zusammen.)

Kumpfart

Fräulein Renate! (Er schlägt sich mit der Faust vor den Kopf.) Fräulein Renate!

(Neben ihr kniend, richtet Richter Renate in seinen Armen auf.)

(Im Hause werden Stimmen laut.)

Pastor Kist

(Im Hause) Ist Renate da?

Siebte Szene.

Die Vorigen, Frau Kist, Mine, Pastor Kist im Hause.

(Frau Kist lehnt sich in Renates Zimmer zum Fenster hinaus.)

Frau Kist

Renate, bist du da?

(Mine tritt auf die Veranda, gleich darauf Frau Kist.)

Mine

Wem het hier bi uns zu knalln? (Kumpfart stürzt nach links ab.)

Fru Pastern, da rönnt Kumpfart 'lang!

Frau Kist

(Indem sie mit Mine der Gartenpforte zugeht) Seid ihr denn zu Fuß aus Holk gekommen?

Wir haben uns schon so geängstigt!

Renate

(Richtet sich in Richters Armen auf) Küsse mich noch einmal!

Richter

(Verzweifelt) Renate! (Er küßt sie.)

Frau Kist

(Während Mine die Pforte aufschließt, ängstlich) Kind, was ist denn?

Renate

(Wendet sich ihr mit Anstrengung zu) Mutter!

Frau Kist

(Stößt einen lauten Schrei aus und kniet neben Renate auf der Brücke nieder.)

Mein Kind, mein Kind!

Renate

(Sterbend) Mutter!

Pastor Kist

(Im Hause) Ist Renate da?

Mine

(Hockt ganz zusammengesunken vor der Gartentür. Leise und schauerlich)

Kistenmachersch het gelacht!

Fru Pastern, Kistenmachersch het gelacht!

(Sie schlägt beide Hände mit der Schürze vors Gesicht.)

Der Vorhang fällt.

Schluß des dritten Aktes.

Ende.

Krekur

Von Curt Bloedorn

Ein vorzeitliches, einsames Hügelgrab, — ein germanisches! Ernste, hohe, alte Föhren schatten es, ein kleiner Fluß, die Rega, drängt sich hart an die Begräbnisstelle, sendet einen kaum merklich fließenden Arm etwas unterhalb ins Wiesental und schafft so eine Insel. „Krekur" nennt der Einheimische diesen Teil des Ufers. Ein Suarde ruht da aus von der Unruh seines Lebens, seines Seins, das da war, als Burgundionen durch Pommern drängten bis Bornholm, als Suarden gen Pommerellen zogen und die Alteingesessenen, die Slawen, in stetem Kampfe mit den mächtigen Eroberern lagen. Zur Zeit der Bronze und zu Beginn der Eisenzeit floh der Schläfer unter dem Hügel aus der Heimat gen Osten — um eines Weibes willen! Inmitten einstiger Siedelungen, deren Erster er wurde, modern seine Gebeine. Das Grab ist heute noch, und der Gegend gab er seinen Namen . . .

Von dort, wo die Sonne unterging, von wo her auch fast immer die bösen Wetter kamen, die den Donner und Blitz mit sich führten und die das viele Wasser aus dem finsteren Himmel gossen, von dort und durch ihn, den großen blonden Fremdling mit dem langen, lockigen Haupthaar, war ihnen das blanke, bläulich weiße Metall bekannt geworden, das Eisen.

Der landfremde Mann, der nicht ihre Sprache redete noch verstand, der auf alle Fragen nur den Kopf schüttelte und in Lauten sprach, die ihnen allen unbekannt, gab dem Stammeshäuptling eine Speerspitze, die so hart und scharf war wie keine der seinen, schenkte allen Ersten des Dorfes Pfeile von derselben Masse und versprach durch Gesten und Zeichen, mehr davon zu liefern, wenn er bleiben dürfte.

Großer Rat wurde gehalten. Um das hellflackernde Feuer hockten die kleinen, gedrungen gebauten Slawen mit den unruhigen Blicken und den harten schwarzen Haaren; eifrig redeten sie in ihrer Konsonantensprache über Bleiben und Nichtbleiben des Fremdlings; sie töteten gewöhnlich jeden, der nicht ihres Stammes.

Was wollte dieser blonde Mensch bei ihnen, warum blieb der Mann nicht bei seinesgleichen? Hatte er nicht bei ihnen Herd und Hütte? Hier, wo ihn niemand verstand, konnte er doch unmöglich aus freiem Willen hausen wollen! Der wohl fünfundzwanzig Sommer zählende blonde Hüne mußte eine schwere Tat vollbracht haben, die ihn flüchten ließ.

Lange, lange — schon glühten nur noch die letzten Scheite des Feuers — währte ihre Versammlung, endlich beschloß man, den, der mit dem Finger auf seine breite Brust wies und Krekur dabei gesagt — wohl sein Name — zu halten um des Neuen, des Eisens wegen, das er ihnen gebracht, wovon er ihnen mehr schaffen wollte und sollte. So blieb Krekur.

Der Stamm, zu dem er gekommen, der ihn aufgenommen, und der an dem sich wie eine Schlange durch Sumpf, Bruch und endlose Wälder schlängelnden Strom seine Siedlungen hatte, war bald froh, dem Manne Obdach gewährt zu haben.

Denn Krekur verstand viel, sehr viel mehr, als sie geahnt.

Was wußte der Fremde nicht alles! Gelbe Steine, die in der Erde lagen, sammelte er und schmolz sie in einem kleinen, selbstgebauten Ofen, daraus schuf er ihnen viel eisern Gerät. Speerspitzen, Kelte, ja auch Haken zum Angeln der Fische, feine Messer, sogar Schmuck, Schnallen und Fibel für die Weiber hämmerte er zurecht.

Dann legte er Gruben an zum sicheren Fang der großen gefährlichen Tiere des Waldes, für Bär und Luchs, und feine Schlingen lehrte er aus den Haaren der Pferde sie herstellen, die Vögel flatterten hinein und blieben hängen, man brauchte nicht die vielen Pfeile mehr auf sie verschießen.

Wie warme Holzhäuser gebaut werden, zeigte er den Slawen, und einen Erdwall um ihre Siedelungen zum Schutze gegen Feinde und Wasserfluten legte er an.

Aber auch Zeiten gab es, wo Krekur ihnen unheimlich wurde, wo sie nicht wußten, was ihm war. Dann war der Fremde tagelang nicht in der Hütte, die er sich erbaut, dann trieb er sich in den Wäldern, in den Rohrdickichten umher oder lag still, ohne Speise und Trank, tagelang außerhalb des Dorfes, fast immer bei der Insel — und sann.

So hatte man ihn schon mehrmals gefunden. Aber

dann war der Mann jedesmal ob der Störung zornig aufgesprungen, hatte mit unstätem Blick wild um sich geschaut, nach seinem Eisenspeer, seinem langen Messer gegriffen und war davongerannt, immer weiter in die Tiefe, in die Finsternis der Wälder hinein. Was war ihm nur, hatte der böse Geist ihn gepackt, daß er die Menschen mied und vor ihnen flüchtete?

Die Slawen fürchteten sich zu diesen Zeiten vor dem großen schönen Mann, ließen ihn in Ruhe und waren froh, kam er nach Tagen wieder als Stiller, Harmloser.

Vor seiner Hütte lungerten oft die Frauen, die Mädchen, und bettelten mit Wort und Blick um seine Liebe. Aber mochten die Slawinnen sich noch so sehr an ihn drängen, immer wieder zeigte der Germane ihnen, wie wenig er sich aus ihnen machte. Kühl ließen ihn diese kleinen, gelbbraunen häßlichen Geschöpfe, die nichts von der Reinheit und Keuschheit der Mädchen seiner Heimat an sich hatten. Trieben sie es zu toll, dann sprang er wohl in seine Hütte, schob den großen Holzriegel der Bohlentür hinter sich zu, warf sich auf das ärmliche, von Fellen bedeckte Binsenlager und dachte an edle Germanenfrauen und Töchter, dachte an seine Heimat, der er entflohn.

Packte das Verlassensein ihn zu mächtig, kam die Sehnsucht zu sehr, stürzte er wieder hinaus, rannte wie gehetzt ins Freie und suchte einsame Plätze. Dort fand er beim Sinnen seine Ruhe. — —

* * *

Sommer war nahe, nun schon der zweite, den er zwischen diesen Menschen lebte.

An ihre Sitten und Gebräuche hatte sich der Suarde bald gewöhnt. An allen Beratungen nahm er teil, manches Gute dankte ihm die Siedelung.

Hatte Krekur seine Arbeit vollendet, kam er müde von der Jagd, dem Fischfang, wollte er allein sein: dort, wo der Strom den stillen, toten, schilfbewachsenen Arm im großen Bogen ins sumpfige Land schickte, dort, wo die dicke Ureiche, die alten knorrigen Föhren ihre Wurzeln zu den Wassern streckten, war sein Lieblingsplatz, sein Ruheort. Von hier aus konnte er die hohen starken Laubbäume des bewaldeten Höhenzuges vor sich stehen sehen, ins weite Flußtal sah er hinauf, hinab, und so schön ließ es sich träumen unter den Ästen von seinem Dorf, seiner verlassenen Heimat, von Aherin, der Blonden, die ihn verschmäht.

So ein Wasser, so ein Tal war auch, wo er geboren, auch das viele Wild erinnerte ihn an den Westen. Nur die großen helläugigen Menschen, die sittsamen, goldhaarigen Frauen fehlten hier.

Krekur zauberte sich da das Suardenland, seine Heimat her . . .

Zitternder Sonnenglast lag über Fluß und Tal.

Der blonde Germane ruhte einmal von erfolgloser Jagd unter der Eiche. Im Gebüsch am schilfbestandenen Kolk des brackigen Wassers knackten Tritte, der Suarde griff zum Speer. Was kam da?!

Wieder ein Weib, eines der Slawenmädchen, die ihm nachliefen wie toll? Nein, ein Mädchen wohl — aber dieses kannte er nicht, hatte es noch nie gesehen, auch suchte es ihn nicht auf! Aus dem Walddorf, dort oben am See, mochte es stammen, das nun an dem Busch, der die schlanken, dünnen Ruten trug, mit dem Messer zu schneiden begann.

Größer als alle ihres Geschlechts dieses Landes war es und schön. Seine dunkle Augen hatten die Form der Kerne, die in den Wildpflaumen sind, die am Waldrande wuchsen, die Nase war feiner, die Wangen voller wie die knochigen aller andern Slawinnen. Und fleißig arbeitete es lange Zeit, Rute um Rute schnitt die Bronzeklinge, und eigen wurden alle Gerten zu einem Bündel gelegt. Körbe wollte das Mädchen sicher von ihnen flechten.

Endlich richtete es sich auf, bog den müden Rücken und sah voll in die sinkende Sonne. Wie aus Bronze gearbeitet stand das Mädchen. Aber ärmlich in rauhen Stoff gehüllt war dessen schöner Körper, nur um den Kopf lag ein rotes Tuch und unter dem quoll in starken, schweren Locken das lange, schwarze Haar bis zu den Hüften nieder. Den rinnenden Schweiß wischte die braungebrannte Linke von der hohen Stirn, und fast hörte Krekur es, wie die volle Brust den süßlichen Duft der Wasserpflanzen wie verlangend in die Lunge sog. Die erste der Gegend, die schön war, die erste Slawin, die ihm gefiel, sah der landfremde Suarde auf wenige Gänge vor sich.

Da sprang hinter dem Stamm, der ihn gedeckt, der Sohn des Westens hervor und trat raschen Schrittes hin zu ihr.

Sie sah ihn kommen und bekam Furcht. Doch Krekur rief sie in der Sprache ihres Volkes an, nichts Böses wolle er und bat zu bleiben.

Aus der Siedelung dort drüben sei er, aus dem Dorfe, das am Abhang jenes Waldes dem Flusse zu liegt. Zwei Sommer seien es, seitdem er hier wohne. Dann fragte der große schöne Fremdling, wer sie sei und wo sie hause.

Und das Mädchen gab Antwort. Doraw, des Fischers Premslitz Tochter sei sie, aus der Hütte an jenem Walde, wo der große Schilfsee ist. Krank und schwach wäre der Vater, die Mutter tot. Sie müsse alles allein besorgen. Die Körbe zum Fange der Fische und Schaltiere seien schadhaft geworden, diese Ruten gebrauche sie zum Ausbessern der Fanggeräte. An seiner Sprache habe sie schon gemerkt, er sei nicht einer ihres Volkes; und neugierig und vertraut forschte sie, woher er gekommen.

Krekur fand Gefallen an der Doraw.

Seine Heimat läge weit in jener Ferne, wo das große Tagesgestirn unterginge, wenn es müde vom Scheinen geworden. Er habe seine Heimat verlassen, um — weil

ein Weib, das er begehrt, ihn nicht genommen, ihn abgewiesen.

Da staunte die Slawin, sie konnte es sich nicht denken, daß diesen stattlichen Mann eine nicht genommen, nicht hatte haben wollen, die er begehrt. In ihren dunklen Augen blitzte es, und heiße Glut stieg in ihre Wangen.

Krekur merkte nichts davon, er raffte gerade das Bündel Gerten zusammen, schnürte die längste Rute darum und erbot sich, es ihr zu tragen.

Und Doraw sah es gerne. Dem Mädchen gefiel der blonde starke Mann, der sicher einer jener Suarden war, die jenseits des großen, breiten Stroms hausten, der ins Salzmeer bei den vielen Inseln floß.

So kräftig mußte er sein und gut dabei. Wie leicht warf er die schwere Last der Weiden auf seine breiten Schultern, wie sicher ging er, mit dem langen, starken Speer spielend, an ihrer Seite und, kannte er auch noch nicht geläufig ihre Sprache, klangen seine Worte manchmal so eigenartig, daß sie lachen mußte: froh war sie, mit ihm sich etwas erzählen zu können, ihn gefunden zu haben.

Soviel ihr Neues und Unbekanntes wußte der Fremde, daß sie ganz scheu wurde und ihn nur immer anstaunte und still zuhörte. Dabei verging die Zeit, und der lange Weg zur Hütte war ihr nie so kurz geworden wie diesmal . . .

Wo das harte trockene Ufer steil zum See abfiel, wo die vielen hohen Buchen mit ihren mächtigen Zweigen sich über den Spiegel des Wassers streckten, lag die Hausung des Fischers.

Roh aus Ästen und Zweigen hergestellt, mit Schilf und Liesch gedeckt stand das lehmbeworfene, einfache Werk von Menschenhand. Niedrig war das Gewese und arm, sehr arm sah die Wohnstätte selber aus. Im großen Erdloch am Lehmabhang stand das kleine, magere Rind, und ein halbverhungertes, zottiges Pferd war angebunden an einen dünnen Baum. Wenige Netze, schlecht geflochten aus rohem Gespinst, einige halbverfaulte Körbe, zum Fang der Schaltiere mit den scharfen Scheren, hingen an den dürren Ästen der nächsten Bäume. Ein wenig Hirse und Gerste stand kümmerlich auf dem vernachlässigten, bestellten Lande.

Das war Doraws Hausung!

Auf der rohen Bank im letzten Abendlicht saß der alte Fischer, der Slawe Premslitz, stöhnend und jammernd sich seine Seiten haltend.

Der böse Geist quälte ihn seit geraumer Zeit, gab ihm viele Schmerzen, machte ihm das Leben sauer und verleidete ihm die Arbeit. Schlecht ging es ihm und seiner Tochter, seitdem er krank, die Mutter tot, seitdem ihre Asche auf dem baumfreien Abhang zu den andern im irdenen Topf eingegraben ward. Doraw konnte nicht alles allein tun, verstand auch nicht den Fischfang.

Wo die heute so lange blieb?!

Nur Holz zum Bessern der Körbe wollte sie holen! — und der Hunger und der Schmerz nagten in seinen Eingeweiden.

„Jammer, Jammer!" Der Alte wimmerte und wunderte weiter.

Endlich, endlich kam das Mädchen! Der rauhe wolfshaarige Köter meldete mit heiserem Freudenklaff dessen Nahen, dann aber stürzte er wütend dahin, er hatte einen Fremden eräugt, der mit der Herrin war . . .

Krekur und Doraw standen vor dem Alten, vor der ärmlichen Hütte. Den Hund hatte die Tochter mit Worten und Streicheln beruhigt. Mit großer Lebhaftigkeit erzählte sie dem erstaunten Vater von ihrem Begleiter und wie sie mit ihm bekannt geworden.

Der musterte den Fremdling scheuen Blickes und fragte nach seinem Begehr, nach seinem woher und wohin — was er hier wolle. Darauf wußte der Suarde keine Antwort, doch das Mädchen redete auf den Vater ein, nahm Krekur in Schutz und beruhigte den mißtrauischen Alten. Nicht der Fremde habe sie, seine Einzige, aufgesucht, sondern die Weiden, die sie geschnitten, standen dort, wo dieser große blonde Mensch schon war, wo er ruhte, als sie kam. Freundlich und hilfreich sei er gewesen. Das Bündel, das so schwer zu schnüren, habe er ohne Aufforderung bis hier getragen und unterwegs ihr manchen guten Rat gegeben, wie Körbe und Ruten besser zu flechten seien als die ihrigen, wie man gute feine Haken aus dem neuen Metall, dem Eisen mache, auf den der Tauwurm gespießt wird, um Fische damit zu fangen. Auch daß man aus starken Stämmen ohne große Mühe eine warme, neue Wohnung bauen könne, die besseren Schutz gewähre gegen Frost, gegen die kalte, weiße Decke des Winters, und die kein Wolkenwasser durchläßt.

Da machte Premslitz, der Alte, große Augen und hieß Krekur zu bleiben.

Vier Tage und vier Nächte hauste der Suarde bei dem Fischer und seiner Tochter, dann nahm er kurzen Abschied vom Alten und von Doraw, die sein Weib geworden. Aufgeben wollte er seine Hütte drüben in der Siedlung; an dem Platze, wo er das Mädchen getroffen, bei der Eiche auf der Insel sollte eine neue Wohnung werden.

Der Einbaum, der ihn an dies Ufer gebracht, war fortgetrieben. Da brauchte Krekur die Furt, die in der Nähe war, watete durch und kam, naß bis an die Hüften, zu seinem Herd.

Doraw und Krekur trafen sich von nun an täglich an dem Platz beim schilfbestandenen Wasserarm. Der Germane suchte und fand bei seinem jungen Weibe Vergessenheit, und die liebte ihren blonden Mann wirklich. Stürmisch eilte sie auf ihn zu, ihr scharfes Auge fand den Arbeitenden eher als das seine sie . . .

Höher und höher stieg von Tag zu Tag das warme, große Tagesgestirn. Fast senkrecht stand es sengend

und glühend am wolkenlosen Himmel. Auf grünender, blühender Wasserfläche zogen die Wildenten, die Wasserhühner mit ihrer Brut, Runen und Rinnen zeigte ihre geschwommene Bahn. Das hellgrüne Laub, die frischen Nadeltriebe der Bäume wurden dunkler und hart, und hart und bleich die Gräser. Schöne Abende kamen, Abende, an denen die Luft weich und milde wurde, dämmeriges Schummer, in dem die Mücken leise summten und es im Schilf und Rohr, im grünen Dach des Waldes raunte und rauschte, wenn der linde Wind einschlafend darüber strich.

Wie das lautere Gold spiegelte sich der Himmel in der klaren Flut des Stromes, und, senkte sich die Finsternis mehr und mehr herab, kamen die Nachtgeister, mit dem großen, grauen Tuch die müde Erde zuzudecken, dann zuckte es auch wohl in der weiten Ferne, dort oben, wo die kupferfarbene Scheibe des Lichtes stand, das in den Nächten leuchtete, dort, wo all die gar nicht zu zählenden glänzenden Punkte aus dem Dunkel herabblinkten.

Der Gott des Donners zeigte seinen Menschen, daß er immer noch da sei, daß er aber nicht zürne, sondern sich freue über das Paar bei der Insel. Blaßgelbes Aufleuchten seines Feuers jagte huschend durch die schwüle Sommernacht.

Und die beiden schönen Menschen saßen und freuten sich ihres Glückes. Wie weich konnte ihre Hand in seinen blonden Locken wühlen, wie sah sie ihn, ihren Kopf auf seinen Schoß ruhend, mit den dunklen, heißen Augen an. Krekur war wie ein gezähmtes Raubtier, selten nur noch bekam er seine Zeiten, in denen er raste, höchstens, daß er noch einmal still in die Weite schaute und seine Augen eine Leere bekamen, den Glanz verloren.

Für die Leute im Dorf war der Bund mit der Fischertochter gut. Die hielt den trotzigen Riesen in Ruh, hielt ihn hier, den sie erst nicht nehmen und nun nicht missen wollten. Denn nicht allein hatte er sie viel gelehrt, bei Überfällen raublustiger, blutdürstiger, feindlicher Nachbarn und Völker hatte er auch seinen Mann gestanden, hatte wie ein Rasender unter ihnen aufgeräumt.

Schon sein Erscheinen, seine riesige rohe Kraft hatte die Feinde oft verjagt. Das lange Eisenschwert, mehr Stange wie Schneide, das Krekur sich sorgfältig gehämmert, zuckte wie der Blitz in rasender Schnelle um die Köpfe der Anstürmenden, der große dicke Schild aus lederüberzogenem Lindenholz fing Pfeil und Speer, Kelt und Messer seiner Gegner auf und, alle um reichlich zwei Haupt überragend, ließ er keinen am Leben, der in seine Nähe kam. Der Stamm war froh, den Fremdling als einen der Ihren zu haben. Ja, die Liebe Krekurs zu Doraw kam ihnen recht. — —

Der Geist des Todes rief den Fischer. Die ersten Blätter begannen sich zu färben, als Doraw und Krekur den Alten begruben. Nicht erst mit Feuer verbrannten sie seinen Leib. Eine alte hohle Weide schlug der Mann seiner Tochter am Wurzelende ab, säuberte sie von Astgewirr und Rinde, legte trockenes Gras und Moos hinein, und darauf betteten sie dann den Toten. Mit Rinde und Fellen wurde der bleiche Slave zugedeckt, und neben dem Topfe, in dem die Asche seines Weibes ruhte, begruben sie den Mann. Mit Doraw, der letzten dieser Sippe, wälzte Krekur einen großen moosigen Stein auf das Grab.

Kopfschüttelnd erst, dann es gutheißend, sahen sich die gekommenen Slawen der Siedelung das Begräbnis an. Es war der erste Baumsarg, den sie kennen lernten.

Als die Vögel sich sammelten zu ihrem großen Fluge gen Mittag, als die Beeren in den Wäldern reiften, war die neue Hütte fertig. Der Suarde zog mit seinem Weibe in die neue Hausung ein. Das kleine Stückchen Land, dem er Korn und Kräuter anvertraut hatte, gab gute Frucht. In neuen festen Körben lagen die geschnittenen Ähren der Halme, unter dem Dache hingen die Blätter getrockneter Pflanzen, und in einer großen laubzugedeckten Grube ruhten die Wurzeln warm und trocken für den Gebrauch im Winter. Schöne, weiche Lager aus Moos und Fellen waren im Innern an den Wandungen.

Zeit wurde es, daß Ruhe für das Paar kam, denn nicht mehr Tage als Finger an den Händen waren vergangen, da hielt Doraw einen kleinen Jungen mit blauen Augen und bräunlichem Haar im Schoß. Nun war ihr Glück vollkommen. Was Krekur nie geglaubt, er hatte eine neue Heimat gefunden. Verschwunden schien jede Sehnsucht nach der alten von der Zeit an, da sein Weib ihm das Kind geboren, vergessen waren die bösen Tage, in denen er grübelte und sann.

Viele, viele Sommer waren vergangen, manch harter Winter lag hinter ihnen. Die blonden Locken des Mannes färbte das erste Silber, und auch auf das schwarze schöne Haar des Weibes fiel der Reif des beginnenden Alters. Drei starke, kräftige Söhne, eine Tochter, der Mutter ähnlich, waren ihnen geworden.

Halb Germanen, halb Slawen, waren alle Nachkommen ein gutes Geschlecht. Kräftig, gewandt, arbeitsam waren die Kinder, und halfen in bester Jugend den Eltern bei der Arbeit, bei Jagd und Fischfang. Größer war im Laufe der Zeit das Stück Land geworden, das sie sorgfältig bestellten mit Hirse, Gerste, Weizen, mit Rüben als Zehrung für den Winter. Die Hütte war vergrößert worden, sogar Räume für Vieh hatten sie gebaut und eine trockene Scheuer zum Unterbringen der Ernte.

Fünfzig Sommer zählte Krekur, als ihn der Stamm zum Häuptling wählte, dem er durch seine germanische Beharrlichkeit, durch Fleiß, Rat und Tat zu Wohlstand gebracht. Der Suarde nahm die Würde an.

Unruhig waren die Zeiten, Völker und Stämme schoben und drängten von Sonnenaufgang nach

Sonnenuntergang, von Mittag nach Mitternacht. Wie in einem Haufen der Ameisen im Nadelwald, in den man mit dem Stocke gestoßen, so gärte es ringsum. Überfälle, Totschlag, Brand und Diebstahl, Ausdrängen aus altem Besitz von fremden Horden wurden häufiger. Kunde kam von großen Völkern, die auf Wanderung und Suche nach einem neuen Wohnsitze waren, andere drängten diesen wieder entgegen. Eine feste Hand, einen ruhigen Blick mußte der Führer, der Erste eines jeden Stammes haben, um solchen zu trotzen.

An den Schmelzöfen der Siedlung im Flußtal wurde gearbeitet ohne Unterbrechung; Schwerter, Kelte, Speerspitzen und Pfeile wurden geschmiedet und gegossen, Bogen, Pfeile und Schäfte mußten geschnitten und geglättet werden, und die Erdwallungen um die Wohnungen ausgebessert, neue dort angelegt, wo die Gipfel der Berge eine bessere Verteidigung zuließen.

Krekur und seine Söhne waren überall, wo es galt, die laschen Slawen anzutreiben, ihren eigenen Herd zu schützen.

Und gut war es, daß sie es getan.

Kaum war alles fertig, da brachen von Osten her gelbe Horden auf flinken Pferden in ungezählten Scharen wie die wilden Bienen ins Land. Die Wälle, davor das Wasser, die vielen hohen Pfähle dahinter, und die festen Bohlenhäuser schützten den Stamm. Haufenweise ertranken die Feinde in dem kalten Herbstwasser, den Rest schlug Krekur mit seinen Mannen in die Flucht.

Viele des Tales lagen aber auch erschlagen und erstochen auf kalter Erde, unter ihnen die zwei Ältesten ihres Häuptlings. Hart war das für Doraw und ihren Mann.

Ruhig verlief der Winter. Hoch lag die weiße Decke des Schnees. Das Eis im Flusse, um die Insel, die die schiefäugige Bande der Feinde nicht entdeckt, knallte und krachte, hohl und dumpf klang Tag und Nacht das Reißen der fast drei Schuh dicken glatten Fläche. Hungrig und frierend heulten Rudel Wölfe um die Siedelungen der Menschen, und diese hockten schauernd um die knisternden Feuer, die dauernd auf den Herdstellen unterhalten wurden. Alles schien in Frieden.

Doch, kaum schmolz der hartgefrorene Schnee, kaum schob das Eis sich knirschend und splitternd talab, brachten Späher wieder Mär von Kampf und Unruh. Diesmal kam der Feind vom Sonnenuntergang. Keine kleinen gelben Menschen waren es wie vor dem Winter, die wie die Bösen auf den schnellen Pferden gekommen, Germanen von jenseits des großen, großen Stroms zogen in mannhaften Haufen heran, sich Land, neue Jagdgründe, bessere Weiden für ihr Vieh zu erobern.

Krekur erschrak ob dieser Kunde. Längst Vergessenes fiel ihm wieder ein, alte Bilder sah er, seine Heimat, seine früheren Genossen!

Und diese kamen, gegen diese sollte und mußte er kämpfen, ihr Blut vergießen?!

Fast ein halbes Menschenalter war es her, als er sie verlassen, als er nach der Tat geflohen, die er an dem getan, der sein blondes Mädchen ihm abwendig gemacht. Die Götter hatten nicht gewollt, daß er sich im Suardenland seinen Herd gründen konnte, hier unter den Fremden war es ihm gelungen. Doch sein Weib und seine Kinder mußte er verteidigen, das half nun einmal nicht.

Krekur raffte sich auf. Wie nie vorher, mit einem Eifer, als kämen seine bittersten Feinde, traf er mit dem Stamme seine Vorbereitungen. Aber immer wieder, bei der Arbeit, bei der Ruhe, dachte er, wie es zu vermeiden sei, mit den Germanen zu kämpfen, wie in Güte mit ihnen verhandelt werden könne. Da kam ihm ein Entschluß; und den behielt er still für sich.

Späher brachten Botschaft, der Feind sei nahe. Gewaltige, große, blonde Männer drängen in das Tal. Alle, die sich ihnen nicht gutwillig unterworfen, wären besiegt und lägen erschlagen den Raben und Wölfen zum Fraß. Die Slawen blickten ängstlich auf Krekur. Der stand ruhig und stark inmitten des Kreises seiner Krieger, im Haufen des jammernden Volkes. Bis jetzt hätten sie Vertrauen zu ihm und seiner Kraft gezeigt, sie sollten es auch fürderhin haben. Hoffentlich gelinge ihm das, was er sich ersonnen, den Feind ohne Kampf von der Siedelung abzuhalten. Er allein, ganz ohne Waffe, wolle den Germanen entgegengehen und mit ihnen verhandeln. Aber trotzdem er fest glaube, alles würde gut, sollten sie doch hinter den Wällen bleiben, eines Angriffes gegenwärtig, da er nicht wissen könne, wie sein Gang ausliefe.

Abschied nahm er von allen, von seinem Weibe und den Kindern, dann ging er.

Kalte, nasse, weißliche Nebel lagen über dem Tal, wolkten zu den Wäldern und sammelten sich zu grauem, schwerem Dunst.

An mächtigen Feuern standen und lagen die Scharen der Suarden am Abhang des Tales. Im Ring, von Germanen gebildet, hielten die Führer gerade Rat, als ein Mann von Wächtern an ihren Kreis geführt wurde, der den Häuptling zu sprechen heischte.

Man ließ ihn vor — und Krekur stand vor seinen alten Stammesgenossen von jenseits des großen Stroms. Keiner erkannte ihn wieder . . . Was er wollte, wer er sei?!

Da schaute Krekur den Suardenführer aus seinen großen, blauen Augen voll ins Gesicht und begann in reiner, lauter Sprache — in seiner Muttersprache zu reden.

Er sei ein Germane. Vor mehr denn fünfundzwanzig Sommern wäre er ausgewandert, allein, gen Osten. Jetzt sei er der Führer, der Erste des Stammes dieses Tales, den sie mit Krieg überziehen wollten.

Germanen gegen Germanen, Bruder gegen Bruder streiten sei nicht recht. Durch dieses Gebiet mögen sie frei durchziehen. Nicht aus Feigheit oder Furcht spräche er so zu ihnen, denn, wollten sie anders, gingen sie nicht auf seinen Vorschlag ein, verständen seine Leute wohl zu kämpfen, er hätte es sie gelehrt.

Oder damit man nicht glaube, er verlasse sich auf seine Slaven, der Stärkste und Mutigste unter ihnen solle sich ihm im Zweikampfe stellen, der Anhang des Gefallenen erkläre sich denn aber als besiegt. Und damit sie wußten, wer er sei, „Krekur", ein Suarde wie sie, des Gotins Sohn, aus Darins Geschlecht wäre er. Sein Vaterhaus stände an dem großen Süßsee, durch den der Strom sich gießt, in dem die Nordmänner der Insel des Salzmeeres mit ihren Drachenschiffen von Mitternacht oft kämen. Den Schwieger des Ronick, der dort als Dritter stehe, habe er damals erschlagen, als er ihm das Mädchen nahm, was er sich erkoren. Er, Krekur, der Häuptling dieser Slawen, sei der Täter.

Staunen packte die Suarden, nach den Schwertern, nach den Speeren griffen einige, doch ihr Führer gebot Friede im Ring. Ding sollte gehalten werden, gleich auf der Stelle, über Krekur und über dessen Leute.

Der Ring wurde aufs neue geschlossen, die Germanen hielten Rat. Krekur war einer der ihren, ehrenvoll und kühn war sein Auftreten, feige war er nicht. —

Aber ein Mörder, ein geflohener Totschläger war er. — Doch der Erschlagene hatte das Weib verführt, das er sich ausgesucht — Ehebruch erfordere Tod.

Und Krekur hatte gebüßt, lange Zeit war er der Heimat fern gewesen, unter fremdem Volk hatte er sein Verbrechen gesühnt. Das forderte Milde.

Mit ihm kämpfen? — Nein.

Den Stamm, dem er Führer ward, knechten? — Nein. — Das wollte man ihm nicht antun. — Frei sollten er und die sein, die ihm untertänig, denn ein Germane herrschte über sie, das war genug. — Nie aber sollte und durfte Krekur zurückkehren in das Land seiner Väter, kein Suarde dürfte sich ihm freundlich nahen — sterben mußte er, von seinesgleichen gemieden und geächtet hier, wohin er geflohen. Das sei die Strafe für den Mord. —

Stumm hörte Krekur den Spruch an. Gesenkten Hauptes und still, freudenlos schritt er zur Siedelung der Slaven. Gerettet waren Weib und Kind, geschont wurde der ganze Stamm. Aber in seinem Herzen klangen die letzten Worte nach, die ihm im Ring gesagt — gemieden — geächtet — sein Suardenland sah er nie wieder . . .

Der Haufen der blonden Männer zog das Tal hindurch, ohne sich um die Bewohner selbst zu kümmern. Groß war die Freude der Slawen, dankbar waren sie ihrem großen Führer. Der aber wurde krank und schwermütig und gab seine Würde seinem einzigen Sohne. Das alte Leiden packte Krekur. Wie damals, als er jung hierherkam, lief er plötzlich hinaus in die Wälder und blieb oft lange Zeit fort. Kehrte er wieder zur Hütte heim, war er matt und gebrochen.

Sein Weib, die Doraw, pflegte ihn aufs beste, tat alles, ihren Mann aufzurichten, aber nichts half. Als die Blätter fahl und müde von den Bäumen fielen, als die Vögel voll Unruhe sich zum Fluge gen Süden rüsteten, wurde der Kranke ruhig und still. Der alte Häuptling sei tot, raunte eines Tages im Dorfe einer dem andern zu.

Auf dem hügeligen Vorsprung, auf dem er so gern in seinen jungen Tagen gesessen, dort, wo er seine Doraw, sein Weib, zuerst gesehen, fand man ihn, angetan im vollen Waffenschmuck, angelehnt das Haupt, mit den jetzt weißen Locken, am Stamm der riesigen Eiche. Die gebrochenen Augen sahen nach Westen, nach seiner Heimat.

Groß war die Trauer all der Seinen, aller Talbewohner. — Unter dem Urbaum gruben sie ihm sein Grab. Germanisch, in voller Rüstung, legten sie ihn hinein zu seiner letzten Ruhe, die hier erst endlich fand ihr großer „Krekur".

— Ende —



Neue Bücher

Arnold Koeppen.

Gutes und Böses liegt oft dicht beieinander. Worauf ließe sich dies Wahrwort wohl trefflicher anwenden als auf den Büchertisch des Berichterstatters! Und so liegt denn auch heut wieder Spreu und Weizen in lieblicher Mischung vor mir. Mag zuerst ein kräftiger Hauch die Spreu aufwirbeln lassen!

„Via Dolorosa" nennt F. F. Hoepfner, Stettin, ein Gedichtbändchen, das er sich für teures Geld bei dem Xenien-Verlage hat drucken lassen. Es ist bedauerlich, daß so blutiger Dilettantismus überhaupt gedruckt werden darf. Der heilige Stoff, Christi Leidensweg, der uns verbietet, hier sarkastisch zu werden, der heilige Stoff, den die Bibel in so unvergänglicher sprachlicher Schönheit bietet, findet sich hier bei Hoepfner in so unglaublicher Weise verwässert, aller sprachlichen Schönheiten beraubt und in die Ausdrucksweise eines mittelmäßigen Schülers gekleidet wieder, daß man nicht selten beim Lesen vom heißen Zorn übermannt wird.

Hoepfner reimt:

Der Leib, den keiner erschaute im Leben,
Ward gierigen Blicken nun preisgegeben.
Und so zu aller Sünder Erlösung
Ertrug Gottes Sohn diese schamlose Entblößung.

„Diese schamlose Entblößung" ist doch himmelschreiend. Und dann drei Seiten weiter:

In feinem Linnen lag die bleiche
Erstarrte göttliche Jesusleiche —

Eine bleiche Leiche! Nicht wahr, es genügt!

Geradezu eine Dreistigkeit von dem Verlage L. Görlitz, Berlin, ist es, Schriftleitungen Exemplare eines Buches „Hummel, Hummel" zur Besprechung zuzusenden. „For use Soldaten und Mariners" sagt das Widmungsblatt. Und was enthält das Buch? Eine widerwärtige Sammlung geist- und witzloser Zoten gemeinster Art, die vor dem Unanständigsten im Ausdruck nicht zurückschrecken. Der Verlag scheint von dem Grundsatz auszugehen: Für unsere braven Soldaten ist das Schlechteste noch viel zu gut! — — —

Das Plattdeutsche hat um seine Existenz schwer zu ringen. Der Verlag Richard Hermes, Hamburg, ist die tapfere Hochburg unserer niederdeutschen Sprache, der wir ein herzliches Glückauf zurufen, denn auch „Unser Pommerland" ist überzeugt, daß ein Verschwinden plattdeutscher Sprache und Dichtung eine der schwersten Schädigungen der Seele unseres deutschen Volkes bedeuten würde. Es hat sich bei unserer Schriftleitung eine schon ziemlich stattliche Anzahl plattdeutscher Werke angesammelt, die demnächst einem Berufenen zur eingehenden Besprechung zugehen sollen. Nur eins will ich aus der Fülle der Bücher herausgreifen, weil es mit Entschiedenheit abzulehnen ist: Vörmahd — Plattdütsche Gedichte von Wilhelm Neese. Das Titelblatt führt ein Motto:

Wat sik in 'n Bussen up plattdütsch rögt,
Kann hochdütsch nich tan Welt kamen.

Ganz recht, Herr Neese, aber auch das Umgekehrte ist nicht gut möglich. Und doch haben Sie vieles hochdeutsch empfunden und aus irgendeinem Grunde mühsam ins Plattdeutsche hineingezwängt. So beginnt „Sonnenunnergang":

Dei See is as mit Rodglaut aewergaten

Das wirkt doch geradezu lächerlich. Man lese das Gedicht nur weiter — und ich möchte den sehen, der nicht mit mir urteilt. Ein mühsames, zungenbrecherisches Übersetzen hochdeutscher Bilder und Phrasen ins Plattdeutsche, weiter nichts! Und dann der sogenannte „Läuschen"humor oder was da Humor sein soll. So etwas Armseliges ist doch wirklich nicht häufig. Man lese nach „Hei hett recht". Breit auseinandergetretener Wortkram, um die Spannung auf eine angeblich witzige Pointe zu erhöhen. Und wenn sie nachher kommt — ach, du lieber Gott! — Nein, solche Bücher wie das Neesesche können nur dazu dienen, das Ansehen der plattdeutschen Literatur zu gefährden.

Nun zum Weizen: Da liegt vor mir Schreckenbachs „Markgraf Gero". Hochaufatmend habe ich das Buch aus der Hand gelegt. Gib mir mehr von dieser auserlesenen Speise, du lieber Dichter, denn ich

„will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht".

die du längst entschwundenen Zeiten abzugewinnen weißt. Schranken, von Jahrhunderten aufgebaut, die uns von jenen Zeiten trennen, versteht des Dichters Meisterhand im Fluge niederzureißen, und nach wenigen Seiten Lesens fühlen wir uns heimisch in der Umwelt der Gestalten, die Schreckenbach mit unnachahmlichem Geschick mit vollblütigem Leben zu füllen weiß. Mit visionärer Sicherheit führt der Dichter seine Sprache zwischen gemachtem Chronikenstil und anachronistischer moderner Ausdrucksweise hindurch und hat so in Markgraf Gero ein Kunstwerk geschaffen edelster Art. Herzlichen Dank dem liebenswürdigen Spender!

Als ein kleines, aber gediegenes Geschichtswerk ist K. Sturmhoefels Geschichte des deutschen Volkes unbedingt zu empfehlen. Der bekannte Historiker, dem kurz vor der Vollendung des Werkes der Tod die Feder aus der Hand genommen hat, ist ein Schüler Rankes und Treitschkes. Besonderes Gewicht hat er in seinem Buche, das ein knappes und klares Ergebnis seiner gediegenen historischen Arbeit ist, auf ein scharfes Herausarbeiten der Persönlichkeiten gelegt, deren Wirken für den Gang der Geschichte richtunggebend gewesen ist. Das Werk, im Krönerschen Verlage in zwei Bänd-

chen erschienen, zeichnet sich durch handliches Format und mäßigen Preis (geb. 3,– Mk.) aus.

Als alte Freunde in neuer Auflage begrüßen wir die drei Bände „Mit Gott für König und Vaterland" von Fritz Pistorius. Gibt es wirklich noch Büchereien für unsere Jugend, die nicht im Besitze dieser drei Bände sind? Die Einzeltitel lauten: „Aus den Unglückstagen von 1806", „Preußens Erwachen 1807—1809" und „Das Volk steht auf". Wer schnell und ohne Mühe Knabenaugen in froher Begeisterung aufleuchten lassen, unsere Jugend für das Verständnis großer und schwerer Zeiten reif machen will, der gebe ihr diese Bücher in die Hand.

Die ansprechende Reihe der Ausgaben kleiner Wildenbruchscher Erzählungen ist von dem Verlag H. Grote, Berlin, wieder um ein Bändchen vermehrt worden, „Junge Seelen".

Es enthält das reizende feine „Märchen von den zwei Rosen", das auch unsere Kleinen mit Gewinn lesen können, und zwei Erzählungen, „Orakel" und „Archambauld", die nach Wert und Inhalt der Kindertragödie „Das edle Blut" zur Seite gestellt werden können. —

Theaterrundschau

Hildegard Voigts „Im Pfarrhaus zu Tuchthagen" im Stettiner Stadttheater.

Eine Uraufführung! Erst die absterbende Theaterspielzeit sollte sie uns bringen — mit allen ihren prickelnden Reizen, ihren nervaufregenden Begleitumständen, ihrem anders als sonst zusammengesetzten Publikum und mit ihrer ganzen Fülle von Erwartungen und Befürchtungen.

Die Heimatdichtung, die wir unsern Lesern im vorliegenden Hefte unverkürzt darbieten können, Hildegard Voigts Schauspiel „Im Pfarrhaus von Tuchthagen", erlebte die Erstaufführung am 13. April im Stettiner Stadttheater.

Um es sogleich vorwegzunehmen, ein schöner, fast unbestrittener Erfolg krönte das Ringen einer ehrlich schaffenden Dichterseele. Und mit der Ehrlichkeit des Wollens hielt auch die Stärke des Könnens fast immer gleichen Schritt.

Ziemlich unangefochten blieb auch der Erfolg noch, als am nächsten Tage die führenden Blätter Stettins das neue Werk eingehend besprachen. Ich habe sämtliche Ausführungen mit großer Aufmerksamkeit gelesen, und bin wieder einmal zu der freudigen Erkenntnis gekommen, daß die Stettiner Kritik an ernster Auffassung ihrer Aufgabe, an vorzüglichem Können, an aufbauender Kraft und vornehmem Tone geradezu Vorbildliches leistet.

Was nicht ausschließt, daß des unterfertigten Berichterstatters Ansicht hie und da von den dort geäußerten etwas abweicht. Um alles in der Welt möchte er dadurch aber nicht in den Ruf der Unbescheidenheit kommen, daß er andere des Irrtums zeihe, und die Wahrheit für sich allein im Anspruch nehme.

Denn was ist Wahrheit? —

Und so bin ich mit einem kühnen Satze nun sogleich in den Mittelpunkt der Handlung des Dramas hineingesprungen. —

Was ist Wahrheit? —

Diese „Pilatusfrage" soll nämlich den Kernpunkt des Dramas ausmachen, sollte ihm sogar nach erster Absicht der Dichterin den Titel geben.

Es ist gut, daß es nicht geschehen ist. Denn die (reichlich subjektive) Lösung dieser Frage aus dem Munde des Hilfspredigers Richter ist gar nicht der Angelpunkt des Ganzen. Ich bin wegen Anwesenheit des Werkes in der angenehmen Lage, auf eine dürftige Inhaltsgabe (denn mehr oder minder ist sie das immer verzichten zu können, und brauche nur auf die Lektüre hinzuweisen.

In dem Voigtschen Drama kommt's in der Hauptsache auf etwas ganz anderes an, und da der endgültig gewählte Titel hinsichtlich des Inhaltes reichlich nichtssagend ist, so müssen wir den springenden Punkt der Handlung anders festzulegen suchen.

Es geschieht dies meiner Meinung nach am besten durch das Zitieren einiger bereits geprägter Worte, von denen mir am geeignetsten der Bibelausspruch erscheint: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten." Dieser und auch das Schillerwort: „Auf den Schützen springt der Pfeil zurück" treffen den Kern des Ganzen vorzüglich.

Die zornbebende Hand des eifersüchtigen Absterbenden, (das alte Dädalusmotiv,) schnitzt in bitterem Grimme Pfeile, die zwar nicht töten, die aber den verhaßten Nebenbuhler verwunden, schmerzen, aus dem Felde treiben sollen. Aber die rastlos arbeitende Hand schnitzt zu scharf und der eine Pfeil, der sein Ziel verfehlt, trifft und durchbohrt zugleich des eigenen, einzigen und geliebten Kindes Herz — und damit das Herz des Vaters.

Es ist dem Werk von verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht worden, der Schuß am Ende des dritten Aktes sei unmotiviert, sei ein unnötiger Theaterschuß und schade dem Eindruck des Ganzen. Aus dem oben Ausgeführten geht doch wohl unwiderlegbar hervor, daß dieser Schuß fallen muß, daß er eine unerbittliche Konsequenz des aufreizenden Arbeitens an Kumpfart ist. Und daß der trunkene Bauer, alkoholumdunstet und fliegend an allen Gliedern vor Rachsucht zugleich, nicht recht zu zielen vermag, ist von höchster Wahrscheinlichkeit, daß die Nemesis den Schuß in die verwundbarste Stelle des Vaterherzens lenkt, des geistigen

Urhebers der Stimmung, die den Mörder beseelt. — das ist gewaltig, ist echt dramatisch.

Daß diese dramatische Wirkung sich von der Bühne herunter nicht einstellen wollte, habe ich, wie die andern Zuhörer im Theater, sehr wohl selbst empfunden. Daran waren aber einzig und allein technische Mängel schuld, auch versagte an dieser Stelle leider das sonst so vortreffliche Spiel der Bauern Kumpfart vollständig.

Aber man lese nur im Werke selbst nach, man sehe vor sich im Geiste die Szene sich zuspitzen, (die Dichterin hat übrigens vor dem Drucke hier noch gut geändert,) und die Logik des Schusses wird mit sieghafter Deutlichkeit zutage treten.

Von einer Seite ist gesagt worden, Renate als Unschuldige dürfe nicht sterben, es entspräche nicht der dramatischen Gerechtigkeit. Ich glaube, daß meine Ausführungen auch diesen Ausspruch zu entkräften vermögen, da sie Renates Tod nur als Mittel zum Zweck in der Hand der Vergeltung erscheinen lassen. Wie will man übrigens mit jener Auffassung dem gewaltigsten, das Blut der Edelsten trinkenden Drama „Weltkrieg" gerecht werden können?

Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, daß (zugestanden: tatsächlich vorhandene) herzlichste Freundschaft und Verehrung, die ich der Dichterin darbringe, mich von dem Wege der kühlen, objektiven Beurteilung abgedrängt hätten. Keineswegs: manchen der Vorwürfe, die die Stettiner Kritik neben reichlichem Lobe nicht glaubte unterdrücken zu dürfen, muß auch ich gelten lassen. Aber sie sind nur gering und korrigierbar und kommen neben den großen Vorzügen nicht auf. Welch feine Ironie liegt über der Szene, in der der von Eifersucht durchwühlte Pastor den alten Lehrer der Eifersüchtelei beschuldigt; und eine Seite der köstlichen Gemeindekirchenratszene entschädigt zehnmal für all das Unwesentliche, das noch zu bessern wäre.

Ich möchte über das Werk selbst mit einem Worte schließen, das mir im Gespräch über den Abend mein verehrter, freundschaftlicher Führer und Berater Herr Dr. E. Ackerknecht aus der Seele heraus sprach: „Möge doch nur die Hälfte von dem, was unsre Theater bringen, aus so ehrlichen Kunstwerken bestehen, wie dies, — und es wäre besser um die deutsche Bühne bestellt."

Die Aufführung war unharmonisch. Volles Lob gebührt der Spielleitung des Herrn Oberregisseurs Reitz, der auch die Bühnenausstattung stimmungsvoll abzutönen verstand. Aber neben vorzüglichen Einzelleistungen standen auch leider nicht einwandfreie.

Max Grimms Pastor Kist zeugte von einem Sichhineinleben in die Rolle, wie es nur einem echten Künstler gelingt. Was er gab, konnte schwerlich überboten werden, und ihm hat die Autorin zu danken, daß ihr Werk auf seiner ersten Fahrt an mancher Klippe glücklich vorüberfuhr.

Immer wieder — ich sehe ihn nun seit fast zwanzig Jahren auf der Bühne, — freut man sich über das, was Hermann Maßberg zu bieten vermag. Er als Lehrer Überlich, und auch Eduard Pötter als Graf Holk waren überaus sympathische Bühnenerscheinungen. Knauth war bis auf seine in doppelter Bedeutung letzten zwei unglücklichen Minuten ein prachtvoller Kumpfart. Gute Besetzungen der Nebenrollen verlieh der Sitzung im zweiten Akt den Eindruck des Vollendeten. Hier kamen Wort und Spiel zusammen, um klassische Wirkung zu erzielen. Erik Baldermann hätte die Rolle des Vikars sicherlich vorzüglich zur Darstellung bringen können, wenn er sie vor der Vorstellung öfter in die Hand genommen hätte.

Maria Grussendorf als Frau Kist und Stefanie Rohn-Ressel boten Durchschnittsleistungen; Laura Bahr-Böhm als Mine Dalken verdarb viel durch gespreiztes unwahres Humoristischwirkenwollen um jeden Preis. Sie brachte sich durch eigene Schuld um den grausigen Eindruck ihrer Schlußworte.

Wie tiefgehend die Wirkung des Ganzen war, läßt sich daran ermessen, daß es dem Spiele Gerta Itals als Renate nicht gelang, das Stück zu Fall zu bringen. Wollte oder konnte sie nicht besser? Beide Möglichkeiten setzen einen empfindlichen Mangel bei der Darstellerin voraus, nur an verschiedenen Dingen.

Leider ist die Aufführung des Werkes nur einmal wiederholt worden. Das Dreimäderlhaus hat es in Stettin auf über dreißig Aufführungen gebracht. Sollte dasselbe Publikum nicht wenigstens viermal den gleichen Raum bei Aufführungen von Hildegard Voigts Drama gefüllt haben? — Zumal in so ernster Zeit? Aber die Dichterin wohnt in Stettin — man kennt sie, und das ist der große Fehler. Äußert sich doch bei gar zu vielen die Heimatliebe besonders in kräftiger und zielbewußter Nichtachtung alles Heimischen und Heimatlichen. Doch über das bekannte Prophetenlos zu klagen, hat keinen Zweck, denn die Neigung, das Ferne dem Nahen vorzuziehen, wird erst mit dem Deutschen selbst untergehen.

Vereinsnachrichten

Messenthiner Waldverein zu Stettin.

Der Messenthiner Waldverein hat mit der Ausgabe seiner Mitgliedkarten für das Jahr 1917 begonnen. Die neuen Ausweise über die Mitgliedschaft gehen den alten Mitgliedern durch die Vertrauensmänner zu. Die Empfangnahme der neuen Mitgliedkarten kann aber auch in der Geschäftsstelle des Stettiner Verkehrsvereins in Stettin, Am Berliner Tor 13, geschehen. Hier wird gern jede gewünschte Auskunft erteilt. Es sei darauf verwiesen, daß die Ausgabe der vom Waldverein herausgegebenen Wanderkarte während der Kriegszeit unterbleiben muß, dagegen gelangt der Eisenbahn- und Dampferfahrplan, wie in früheren Jahren Anfangs Mai zur Verteilung.

Hauptversammlung des Buchheidevereins, Stettin.

Der Buchheideverein zu Stettin hielt am 22. Februar 1917 im Saale des „Deutschen Hauses" seine ordentliche Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende, Justizrat Grützmacher, berichtete über die im abgelaufenen Jahre entfaltete Tätigkeit. Wenngleich die Lieblingsschöpfung des Buchheidevereins, sein Krieger-Genesungsheim, das Hauptinteresse in Anspruch nahm, wurden die Arbeiten im Walde keineswegs vernachlässigt. Wege wurden neubezeichnet, auch Bänke aufgestellt und entstandene Schäden beseitigt. Der Aussichtsturm auf dem Klosterkopf wurde einer größeren Reparatur unterzogen; hierdurch ist dessen Bestand auf Jahre hinaus gesichert. Weiter fand Erwähnung das auf der Finkenwalder Höhe errichtete Aussichtsgerüst. Herrliche, weitumfassende Fernsichten sind hierdurch erschlossen; malerisch liegt die Bismarckhöhe mit dem Sanatorium zu den Füßen des Beschauers. Der Vorsitzende konnte ferner die erfreuliche Mitteilung machen, daß das Bestehen des vom Buchheideverein am 5. September 1914 eingerichteten Genesungsheims für deutsche Krieger weiter gesichert sei. Dies war aber nur möglich dank der nie versagenden und steten Gebefreudigkeit der Mitglieder und Freunde des Buchheidevereins und des Messenthiner Waldvereins. Daß diese Gebefreudigkeit nicht erlahmen möge, ist ein Herzenswunsch des Buchheidevereins. 412 Krieger fanden bisher im Heim Aufnahme; mit wenigen Ausnahmen konnten sie alle zur Front zurückkehren. Der Pflegebefohlenen Dankbarkeit, die sich in mannigfacher Weise äußert, ist auch eine große: „Die schönste Zeit meines Lebens ist die gewesen, die ich im Heim des Buchheidevereins zubringen dürfte," oder „meine Dankbarkeit werde ich durch erhöhte Tapferkeit im Felde beweisen," sind Sätze, die oft in den Feldpostbriefen, die von den Kriegern an den Buchheideverein gerichtet werden, sich wiederholen. Und in der Tat, die Nachricht, daß ein zur Front zurückgekehrter Krieger sich das Eiserne Kreuz errungen hat, gehört nicht zur Seltenheit. — Der Kassenbericht ergab, daß trotz der großen Ausgaben für das Genesungsheim — bis heute etwa 37 000 Mk. — ein Überschuß erzielt werden konnte. Die Mitgliederzahl ist von 4200 vor dem Kriege leider jetzt auf 3229 gesunken. Der vorsichtig aufgestellte Haushaltungsplan, der in Einnahme und Ausgabe 2500 Mk. vorsieht, fand in seinen Einzelheiten Annahme. Die Versammlung beschloß, von einer Neuwahl des Vorstandes abzusehen; sämtliche Vorstandsmitglieder erklärten sich bereit, die Vorstandsarbeiten bis zur Hauptversammlung im Jahre 1918 weiter zu verwalten. Mit Worten des Dankes an den Vorstand für sein selbstloses Arbeiten wurde die Versammlung geschlossen.

Carl Küster, Stettin.

Hildegard Voigt

Das vorliegende Doppelheft unserer Zeitschrift ist mit Bedacht zu einem Hildegard-Voigt-Heft ausgestattet worden. Galt es doch, der Dichterin zu ihrem 60. Geburtstage eine nachträgliche Ehrung zu bereiten. Wie wohlverdient diese ist, wird jeder mit Freuden zugeben, der der Erstaufführung ihres Schauspiels „Im Pfarrhaus zu Tuchthagen" Zeuge sein durfte. Auf des Unterzeichneten Wunsch hat die Dichterin ihm einige Lebensdaten mitgeteilt, die hieran anschließend wiedergegeben sind. Daß sie die lieblichsten Kinder ihrer Muse, von tiefster Empfindung zeugende lyrische Gedichte, in den wenigen (leider allzu wenigen) Zeilen ganz verschweigt, ist charakteristisch für die der Dichterin innewohnende Bescheidenheit. Sie schreibt:

„Ich bin in Greifenhagen, einer kleinen Stadt in der Nähe Stettins, geboren, wo mein Vater Kreisrichter war. Einige Jahre später wurde er nach Stettin versetzt, wo ich meine ganze Schulzeit verlebte und mit meinen beiden Schwestern eine dauernde Heimat fand. Meine Mutter habe ich früh verloren, meinen Vater im Jahre 1900. Die schriftstellerische Tätigkeit ist mir erst spät zum eigentlichen Beruf geworden, sie hat mit gelegentlichen Dichtungen für Wohltätigkeitsvorstellungen begonnen."

„Meine ersten Skizzen und Noveletten sind in der „Frauen-Rundschau", Berlin, und in der „Ostsee-Zeitung", Stettin, veröffentlicht worden. Danach hat die „Deutsche Romanzeitung" von Otto Janke, Berlin, größere Arbeiten von mir herausgebracht. Die Erzählung „Amtsrichter Flith", den Roman „Dryade", kleinere Novellen daneben. Meinem einaktigen Märchenspiel „In Knecht Ruprechts Werkstatt" hat Meister Wilhelm Kienzl ein herrliches musikalisches Gewand verliehen. Das im Verlage der Musikwelt, Berlin-Lichterfelde, erschienene Werk ist über österreichische Bühnen gegangen. J. M. die deutsche Kaiserin hat die Widmung sehr gnädig entgegengenommen. Meinem einaktigem Kriegsbild „Feldgraue Weihnachten", das ich den deutschen Pionieren gewidmet habe, haben die braven Feldgrauen 1915 zu Weihnachten in der Nähe von Reims eine eigene Festspielhalle erbaut, auch in den letzten Weihnachtsfeiertagen ist das Stückchen an zahlreichen Stellen der Front zur Aufführung gelangt. Das dreiaktige Schauspiel „Im Pfarrhaus zu Tuchthagen" ist mein erstes abendfüllendes Werk, das am 13. April 1917 im Stettiner Stadttheater seine Uraufführung erlebte. Meine letzte große Arbeit ist der Roman „Mann und Weib", dem gegenüber mir's so geht wie vielen Eltern mit dem Jüngsten, er ist ein wenig Lieblingskind, muß freilich erst beweisen, daß er ein Anrecht darauf hat, wenn er ins Leben hinaustritt."

„Wie ereignislos das klingt, nicht wahr?"

„Und doch war's so reich an innerem Erleben, so reich, weil's so bitter schwer war."

A. K.



Karla König

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

4. Jahrgang | Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen | Juni 1917

Karla König

Eine kritische Studie von Paul Richter.

Als vor sechs Jahren die damals 21jährige Dichterin mit einem schmalen Bändchen Gedichte an die Oeffentlichkeit trat, erwarb sie sich mit ihrer Kunst alsbald einen — wenn auch zuerst noch kleinen — Kreis von Freunden. Auch Beurteiler von Fach wandten ihre Aufmerksamkeit der jungen Dichterin zu. Zwar enthielt der Gedichtband nicht durchweg Gleichwertiges. Ein Mangel der meisten Erstlingsbücher. Aber es stand in diesem Bändchen doch eine größere Zahl von so reifen Gedichten, daß es wundernehmen mußte bei einer Einundzwanzigjährigen. Dem aufmerksamen Beobachter erschließen sich in diesem Bändchen bereits alle Vorzüge der Kunst Karla Königs, wie wir sie an ihr später schätzen müssen. Leider ist das Buch vergriffen.

Was aber wenigen bekannt ist, das ist die Tatsache, daß aus ungefähr gleicher Schaffensperiode eine sehr viel größere Anzahl Gedichte nicht veröffentlicht wurde, weder in Karla Königs Erstlingsbuch noch anderswo. Es sind dies Bekenntnisgedichte allerpersönlichster Art. Ihre Wunden brannten damals noch. Darum — leicht verständlich — unterblieb die Veröffentlichung. Man möchte sagen: leider! Denn diese Gedichte — wie sie jetzt von der Dichterin handschriftlich zu einem Zyklus zusammengestellt wurden — sind von einer Reife der inneren und äußeren Form, von einer persönlichen Kraft, einem Reichtum an Bildern, einer Vertiefung der Erlebnisse (bei einem verhältnismäßig engen Erlebniskreise), von einer unmittelbaren ergreifenden Wirkung, daß man ihrer besonderen Art nicht viel Besseres in der neuen Kunst an die Seite stellen kann.

Bei einer Einundzwanzigjährigen mußte man neben aller warmherzigen Freude über eine so hoch entwickelte Kunst doch auch ein gewisses schmerzliches Bedauern empfinden. Ich meine: nicht nur dem Menschen gegenüber wegen der schmerzenden frühzeitigen Lebensreife, sondern vor allem der Künstlerin gegenüber. Denn eine so fast unmittelbar einsetzende künstlerische Reife schien eine Weiterentwicklung auszuschließen.

Erfreulicherweise hat sich diese Befürchtung, so naheliegend sie erschien, nicht bestätigt. Die Entwicklung der Dichterin ist weitergegangen. Zwar nicht in gleichmäßiger Kurve, sondern mit Unterbrechungen, mit An- und Abstiegen, auch mit Richtungswechseln. Aber die Fortentwicklung ist unverkennbar. Auch was die Selbständigkeit, das Persönliche des Stils betrifft. Und diese Gewißheit ist für die Freunde der Königschen Kunst eine besondere Genugtuung.

Es liegt nahe und reizt, der doch auffälligen Fortentwicklung bei einer schon fast im Entstehen reifen Kunst in ihre Ursachen hinein nachzugehen. Und da müssen wir in erster Linie einen erstaunlichen Reichtum der Empfindungen und der Ausdrucksmöglichkeiten feststellen.

Das kleinste, unscheinbarste Erlebnis — ein Wort — ein Blick eines fremden Vorübergehenden — lösen in Karla König ganze Folgen von Empfindungswellen aus. Ja, das gleiche Wort kann zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wellenmeere schaffen. Bei dieser außerordentlichen seelischen Feinfühligkeit ist ein solcher Reichtum an Gefühlsmöglichkeiten nicht verwunderlich. Erfreulicherweise ist aber die Feinfühligkeit und der daraus folgende Gefühlsreichtum nicht krankhaft, sondern von einer gesunden und lebendigen Kraft. Selbstkonstruierte Gefühlchen, sentimentaler Windmühlenkampf, Selbstanbetung des gekreuzigten Ichs, das alles ist Karla König wesensfremd. Was sie empfindet, kann jeder tiefer veranlagte Mensch als sein Selbst empfinden. Nur daß ihre Lichter oft genug in Tiefen fallen, die in unserem Innern uns selbst bis dahin dunkel geblieben. Dadurch bleibt die Dichterin in dauernder enger Fühlung mit ihrem Leser. Daraus erklärt sich auch die tiefe, unmittelbare Wirkung ihrer Gedichte. „Sie" wird beim Lesen unwillkürlich zum „Wir". Das ist die schwere Kunst des Objektivierenkönnens von Subjektivem. Die Grundlage für jede Lyrik.

Dem Reichtum der Empfindungen geht zur Seite eine Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten. Ewiger Wechsel überraschender Bilder, ein fein organisierter Rhythmus, der jeder inneren Gefühlswelle nachgibt, musikalische Klangwirkungen, ebenfalls aus innerer Notwendigkeit geboren. Und doch bei aller überquellenden Fülle der Sprachmittel nichts Gesuchtes, reich sein Wollendes,

sondern edle Schlichtheit und durchsichtige Reinheit der Sprache.

Diesem Reichtum der Empfindung und der sprachlichen Ausstrahlung müssen wir wohl in erster Linie die Weiterentwicklung einer schon reif erscheinenden jungen Kunst danken.

Dieser doppelte Reichtum ist um so erstaunlicher, als der Stoffkreis Karla Königs kein sehr großer ist. Ihre eigene strenge und ernste tägliche Arbeit*) mit ihren Freuden und Mühen, Erleben ihrer Seele in der Natur und der Natur in ihrer Seele, Lust und Leid der Liebe, Treue zum Heim und zur Heimat, das heilige Mitleid mit dem Menschen — das ist der alte, ewig neue Kreis dichterischen Geschehens bei Karla König. Es ist nicht leicht, auf diesem Gebiete, das wir alle leben, etwas Neues zu sagen. (Darum suchen so oft Dichter in der Absonderlichkeit der Stoffe ihre Rettung.) Karla König gelingt es. Durch Neubeseelung, Vertiefung, Verinnerlichung und durch originale Kraft persönlichster Ausdrucksweise.

Sie selbst hat die Kleinheit ihres Stoffkreises oft genug drückend empfunden. Um so mehr, als sie dazu neigt, die Bedeutung ihrer Kunst zu unterschätzen. Sie hat beispielsweise Sehnsucht nach der Ballade. Das wäre freilich eine Vergrößerung des Stoffkreises. Aber man kann die Kunstform der Ballade hoch einschätzen und kann trotzdem, glaube ich, einer so reichen und lebendigen lyrischen Kraft den Rat geben, zuerst das eigene Bergwerk abzubauen. Karla König kann noch durch ihr eigenes Selbst wirksam genug zu uns sprechen. Sie bedarf noch nicht fremder Gestalten und fremder Schicksale. Dabei soll die Bedeutung und der Wert der Ballade gewiß nicht verkannt werden. Daß unsere Dichterin auch Stoffe außerhalb ihres Stoffkreises beherrscht, hat sie bereits bewiesen. Ich erinnere nur an ihr zündendes U-Bootgedicht.

In ihrem Stoffkreise selbst herrscht erquickende Mannigfaltigkeit der Stilarten. Hymnenähnliche, großzügige Formen im Pathos des echten Erlebens, freiflutende Rhythmen voll der schweren und tiefen Gedanken (in denen aber die Gedanken nie aufdringlich oder gar trocken, sondern stets durch wärmstes Gefühl zu uns sprechen), knappe Strophen, ganz aufgelöst in Stimmung, feingeschliffene Sonette, spruchartige Gebilde, Gedichte mit motivartig wiederkehrenden Refrains und schließlich das Beste und Seltenste: die lyrischste Lyrik: das tiefe, schlichte Lied.

Karla Königs Beobachtung ist scharf. Sie geht immer vom Realen aus. Um so reizvoller ist die Fahrt, die wir vom Realen in Kürze zum Imaginären machen. Die innere Form ist fast stets geschlossen und einheitlich. Ein Bild, ein Gedanke — angelegt, entwickelt und schlußpointiert. Durch diese Knappheit und innere Sammlung in der Anlage der Gedichte liegt von vornherein eine große Spannkraft. Dieser inneren Form ist meist auch die äußere Form harmonisch. Schon auf den ersten Blick, an dem rein äußeren Eindruck des Gedichtes ist das zuweilen schon erkennbar. Rhythmus und Musik der Sprache insbesondere paßt sich dem inneren Vorgang an. Der musikalische Instinkt ist bei der Dichterin zweifellos hoch entwickelt. Niemals zwingt sie den Leser mit gemerkter Absicht in ihre Empfindungen. Gerade weil ihre feinsten Gedanken nicht zu Ende gedacht und ihre tiefsten Gefühle nicht ausgesprochen werden, gewinnen sie von selbst Macht über uns. Der Leser ahnt sie und fühlt sie weiter, im Unterbewußtsein, sie dadurch subjektivierend. Das ist der lyrische Schleier, das Kennzeichen des echten Lyrikers. Der wahre Dichter macht dadurch den Leser zum Mitdichter.

In dieser Verschleierung hat Karla Königs Kunst oft eine visionäre Kraft. Sie sieht sich dann gleichsam von sich selber losgelöst, wie eine Erscheinung. Dadurch objektiviert sie sich. Und dieses Visionäre ihres Selbstes wird zum Vermittler zwischen ihr und uns. Diese lyrische Visionsgestalt steht zwischen uns und ihr, ist gleichzeitig sie und — wir. Daraus erklärt sich des weiteren die oft erstaunliche Suggestiv-Wirkung ihrer Gedichte.

Karla König ist auch in ihrer Art zu schaffen der echte Lyriker. Zweckgedichte gelingen ihr selten. Sie „macht" keine Gedichte. Sie „kommen" ihr, sie schreibt sie nur auf. Sie will vielleicht ein Zweckgedicht schreiben. Aber, wenn sie hinsieht, steht ein ganz anderes Gebilde auf dem Papier, als das sie wollte. In ihren Gedichten gibt sie sich selbst. Wie sie ist, ohne Retusche. Ihren Gedichten haftet der herbe Duft lauterer Wahrhaftigkeit an. Das ist ein weiterer Grund für die Kraft der Wirkung. Ihre besten Gedichte sind Bekenntnisgedichte. Bis in die düstersten Stimmungen vermögen wir ihr restlos zu folgen. Diese Gefolgschaft wirkt aber nicht quälend. Denn die Dichterin verliert sich nie selbst, in den düstersten Tiefen nicht. Sie schreibt nie für die Oeffentlichkeit. Jedes Gedicht ist für sie selbst, ist ihr — wie Bekenntnis, so — Erlösung, von äußerem und innerem Erleben und von — sich selbst.

Ihre Gedichte „stehen" fast sofort. Vom Feilen ist sie kein Freund. Nicht aus Selbstanbetung des eignen gottgegebenen Stils (wie bei manchen Dichtern), sondern vielmehr aus übergroßer Bescheidenheit. Wozu ein Gedicht mit dem Verstand ändern, das doch, aus dem Gefühl geboren, kein vollendetes Kunstwerk ist? Auch aus dem Bewußtsein des unerschöpflichen Reichtums vielleicht. Wozu an einem Gedichte modeln, wenn schon zwei oder drei andere zur Niederschrift drängen? In letzter Zeit allerdings hat sich Karla König überzeugen lassen, daß es Pflicht des Dich-

*) Die Dichterin ist Redakteurin der Stettiner Neuesten Nachrichten.

ters ist, nicht schon um einiger kleiner Härten willen ein Gedicht zu verwerfen und so zum Verschwender zu werden. Da setzt eben die Kunst des Ästheten ein, von der Carl Busse sagt:

„Dies das Geheimnis
Jedes echten Lieds:
Der Rausch erzeugt's,
Und Nüchternheit erzieht's."

Freilich aus einem schlechten Gedichte wird die Feile nie ein gutes machen.

Karla König ist eine ausgereifte Dichterpersönlichkeit von Eigenart. Sie ist in allem sie selbst. Aber bei aller selbständigen Kraft haben ihre Gedichte nichts Kühles und Fernhaltendes, sondern vielmehr nur Gewinnendes, Erwärmendes, Liebenswertes und Faszinierendes. Es ist tief zu bedauern, daß die reifsten Gedichte dieser Künstlerin, die nicht nur den bedeutendsten Dichterinnen, sondern unsern besten neuzeitlichen Dichtern zuzurechnen ist, noch nicht der Allgemeinheit gesammelt im Druck zugänglich sind. Zu bedauern im Sinne unserer pommerschen Heimat, die ein Recht hätte, auf dieses ihr echtes Kind stolz zu sein *).

*) Im Pommernverlag (Max Mallin, Stargard i. Pomm.) erscheint erfreulicherweise in Bälde eine neue Gedichtsammlung von Karla König. A. K.

Oskar Kruse-Lietzenburg

Von Hans Zeeck

In einem großen Zusammenhang läßt sich das Verhältnis der aus Pommern stammenden Maler zur heimischen Landschaft kaum verfolgen. Wenn auch die reizvolle Eigenart unseres Küstenlandes manchem Künstler, der ihm entstammte, entscheidende Anregungen gab, man kann trotzdem nicht von einer pommerschen Malerschule sprechen. Zwar war unser Landesteil nie an malerisch begabten Persönlichkeiten arm; sie standen jedoch durchaus als vereinzelte Erscheinungen in ihrer Umgebung. Keine Akademie, keine Galerie, kaum eine einzige Pflegestätte der Kunst gab Rückhalt oder war Mittelpunkt, und dadurch wurde diesen Malern der Drang in die Ferne, das Wirken in der Fremde geradezu eine Notwendigkeit. Gemeinsam aber bleibt ihnen dennoch, daß sie — oft für längere Dauer, manchmal auch nur zeitweise — immer wieder zur pommerschen Flachebene mit ihren abwechslungsreichen Küstenbildungen, ihren so vielfältigen Luftstimmungen zurückgekehrt sind. Dann ist, nachdem sich das Gefühl für die Besonderheit ihrer Formen und Farben durch die Anschauung andersartiger Landstriche und deren Kunstblüten verfeinert hatte, als ob das Gesicht der heimatlichen Natur eine erhöhte Bedeutung gewonnen hätte und nun erst voll ausgeschöpft werden könnte. Das war in den Tagen Caspar Friedrichs so, und heut ist es nicht anders.

Auch Oskar Kruse-Lietzenburg, geboren 1847 zu Stettin, der seine künstlerische Produktion seit langen Jahren fast ganz auf die Insel Hiddensee einstellte, ist als Heimischer und wiederum als Fremder an seine Aufgabe herangetreten. Er hat diese meerumgrenzte, scheinbar eintönige und in Wirklichkeit so wechselvolle Landschaft mit Augen geschaut, die auswärts sehen und unterscheiden gelernt haben, welche befähigt sind, die feinsten Luft- und Lichtabstufungen wahrzunehmen. Hiddensees landschaftlicher Charakter, bedingt durch die wasserdunstgesättigte Atmosphäre und weite Fernen, gelangte in seinem Schaffen zu einem ganz eigenartigen Ausdruck. Nachdem die Zeiten des Suchens und Wanderns vorüber waren, fand hier seine Kunst den Boden, auf dem sie sich voll ausbreiten konnte.

Kruses künstlerisches Aufstreben geschah in Berlin. Lange Zeiten war es durch eine ausgedehnte kaufmännische Tätigkeit unterbunden, und so ist er als Autodidakt zur Malerei gekommen. Als seine ersten bildnerischen Versuche entstanden, erlebte er das Wachsen Berlins zur heutigen Weltstadt. Später kam die Anschauung von Paris und London hinzu. Wie tief sein erstes Schaffen aber auch von der Großstadt beeinflußt sein mag, sie ist ihm dennoch nur darstellbar als ein Teil des großen Naturgeschehens, das sie umgibt. Schon damals beschäftigen ihn Probleme der Luftperspektive, der Lichtführung, denen er auch in den Bildern der spätern Zeit nachgegangen ist. Im „Boulevard St. Germain" schweift der Blick von oben durch blauen Luftton auf eine Pariser Straße, in der — leicht hingetupfte Flecken suggerieren das sehr überzeugend — das Treiben weltstädtischen Lebens wogt. Wie duftig erscheint in diesem Werk die Atmosphäre, mit welcher geschlossenen Farbigkeit wirkt diese impressionistische Stimmung, wie wahr und unmittelbar ist alles gesehen!

Bei dauernder Ausnutzung des zuerst erkorenen Schilderungsgebietes wäre dem Maler ein Publikumserfolg vielleicht nicht fern gewesen. Für den künstlerischen Ernst Kruses fällt nichts so bedeutend ins Gewicht, als daß er neben Werken dieser Art andersartigen Pro-

blemen nachging. Das einmal angeschlagene Thema wieder und wieder abzuhandeln hat er verschmäht. Mit Bildern aus dem Spreewald nimmt sein Schaffen eine ganz neue Wendung. Sie suchen leisere Wirkungen. Es ist kein Zufall, daß die Formate kleiner werden. Technisch mag hier zwar den größeren Tafeln gegenüber, auf denen die Neigung des Künstlers zum Experimentieren, sein Suchen nach außergewöhnlichen Naturstimmungen mehr fühlbar wird, manches minder interessant erscheinen. Vor jenen haben sie jedoch die viel geschlossenere Stimmung und Bildwirkung voraus. Der Ton, in den die zarten Farben zusammenklingen, gibt fast etwas Musikalisches. Dabei stellt das Gegenständliche an sich nichts Außerordentliches vor. Aber wie die Bäume, Büsche und Wiesen in der sonnigen oder regnerischen Luft schimmern, das ist fein beobachtet und unmittelbar wiedergegeben. Das Abwechslungsreiche liegt nicht so sehr in den Motiven selbst, sondern in der Darstellung der Atmosphäre und des Lichtes, die jedem Ding ein unendlich bewegtes Leben verleihen, so daß es je nach Tages- oder Jahreszeit das verschiedenste Antlitz trägt. Hier, wie auch in einigen Bildern, die Kruse in Dachau gemalt hat, klingt zuweilen der Einfluß von Fritz von Uhde durch, dem er in jenen Jahren nahetrat.

Im Spreewald ist Kruse zuerst dem Pulsschlag deutschen Naturlebens in umfassender Weise nachgegangen. Es zog ihn aber auch zu anderen Gebieten, und damit zu neuen Darstellungsweisen. Je tiefer er in die Probleme des Schaffens eindrang, um so lebhafter wurde ihm klar, daß es nicht *nur* darauf ankam, den farbigen Eindruck der Erscheinungen festzuhalten. Mit dieser Erkenntnis mußte er zu einem Teil vom formauflösenden Prinzip des Impressionismus abrücken, da es sich fortab weniger darum handelte, getreue Schilderungen der sinnlichen Welt zu geben, als Bilder zu gestalten, die ein Zusammenfassen der Wirklichkeit ermöglichen. Deutlich wird das Streben des Künstlers zu diesem Ziel bereits in den Jahren von 1895 bis 1897. In einer Zeit, wo die Pariser Straßenansicht noch nicht lange hinter ihm lag, hatte sich ihm diese neue Gesinnung schon zu einigen Hauptwerken verdichtet. Den kleinen weichen, oft unsagbar zarten Landschaftsstimmungen, die wie Schöpfungen aus einem Wurfe anmuten, stehen diese bedachtsamer und schwerer gemalten großen Bilder fast wie Werke der Phantasie gegenüber. Auch dort, wo sie nur Gegenständliches ablauschen, macht sich das Bestreben geltend, durch die Gruppierung und Übereinstimmung von Linien und Massen einen bestimmten Ausdruck zu erreichen. Nachdenkliches weht uns an, im Beschauer *mehr* hervorrufend als nur die Freude an der schönen Malerei. Die „Roten Dächer" schildern in breiten warmen Farbentönen die Existenz einer alten Stadt an der mecklenburgischen Küste. Noch einfacher und verhaltener als diese Dächer im Glühen der scheidenden Abendsonne wirkt die „Kartoffelernte", auf braunem Küstenland eine arbeitende Frauengestalt, im Hintergrunde über dem Meer ein Himmel in orangegelblicher Färbung mit einem hellgelben Lichtstreifen am Horizont. In den „Modernen Menschen", die einem rügenschen Motiv ihr Entstehen verdanken, versucht Kruse, einen Hauch von unserm Geschick zu geben. Da dehnt sich ein großes Steingeröll am Strand. Die Steine, das sind alle Plagen und Sorgen des Alltags, und der kleine rote Fleck dazwischen ist ein wenig Freude, welche schließlich auch in jedem Menschenleben ist. Doch die vielen Steine hemmen so oft, täglich unsern Weg; daran ritzen wir uns die Füße blutig, wie die kleinen nackten Gestalten auf dem Bilde, die vorwärts nach dem Ende des Weges streben, um den Sinn des Lebens zu ergründen. Dort aber weitet sich, alles Fragen verschlingend, die Fläche des unergründlichen Meeres. Mit diesem Bilde ist auch dem Hang der deutschen Seele zum Grüblerischen Genüge geschehen, und noch in manch anderm Werk des sonst so erdenfrohen Malers klingt ein leises Mollglöckchen. Wie „Tod und Mädchen", 1901 gemalt, so gehört auch die aus früherer Zeit stammende „Vierzehnjährige Eva", im fahlen Abendlicht am eigentümlich gesehenen Flußrand stehend, mit in diese Reihe.

Die Landschaft um Lohme, die das landschaftliche Vorbild für die „Modernen Menschen" abgab, leitet bereits zur nahen Insel Hiddensee hin, der der Maler seit über einem Jahrzehnt treu geblieben ist. Es ist ein Land der prangendsten und verborgensten Reize, der unablässig wechselnden Stimmungen, der weiten satten Flächen, die mehr an Holland als an Pommern gemahnen. Die Natur, die Kruse hier zu schildern unternahm, strahlt in den eigentümlichsten Farben, vibriert in den seltsamsten Luft- und Lichtstimmungen. Bei dem unermeßlichen Reichtum an malerischen Vorwürfen, die Hiddensee ihm bot, vermochte sich das Schaffen eines Künstlers, das schon immer den ersten Skizzen eine ganz besondere Bedeutung verlieh, nicht *nur* auf fertige Bilder zu beschränken. Selbst flüchtige Studien dieser Jahre enthalten mit das Schönste, was er überhaupt gemalt hat. Aber auch die eigentlichen Werke zeigen eine erstaunliche Vielseitigkeit seines Könnens. Hiddensee hat dem Maler vor allem die Richtung zum Mannigfaltigen gegeben. Was von ihm in den Jahren des Aufstrebens nach und nach an künstlerischen Absichten und Mitteln angewandt wurde, erscheint in den Bildern dieser Periode vereint. Ihr Wesentliches neigt der koloristischen Seite zu. Doch finden sich auch wieder Anklänge an Gewolltes und Erreichtes früherer Jahre. Neben Landschaften, die ganz auf *einen* (sehr oft graugrünen) Ton gestimmt sind, entstanden sehr farbig gesehene, und weiter solche, die der Natur Ausdruck irgendeines gesteigerten Gefühls verleihen. Das Figürliche macht sich nur vereinzelt geltend. Die Menschen,

meistens Fischer in typisch charakteristischer Stellung, sind vorwiegend nicht an sich, sondern nur als Teile der weiten sie umgebenden Natur dargestellt.

Dort, wo die Dornbuschhügel einen der herrlichsten Ausblicke auf das Hiddenseer Unterland freigeben, hat sich der Künstler auch sein Haus gebaut, ein festes, burgartiges Gebäude mit breiten Terrassen, eigenartig und schön am Tage, phantastisch und kühn bei Mondschein. Einmal malte er auch solch eine mondhelle Nacht mit tanzenden Mädchen auf einer der unteren Terrassen. Am liebsten aber hat er diese Aussicht auf die hinreißende Weite des Flachlandes mit dem Dorf Vitte zu den unterschiedlichsten Tages- und Jahreszeiten gestaltet, und so geben viele seiner Bilder diesen Ausblick wieder, der jedem unvergeßlich ist, wenn er sich diesem unaussprechlich erhabenen und immer unerhört neuen landschaftlichen Eindruck einmal überlassen hat. — Auf dieser schönen Stätte hauft Oskar Kruse-Lietzenburg, ganz Gegenwartsmensch und Weltkind, dabei doch stets wieder eine Künstlernatur, die fortwährend mit neuen Problemen und Entwürfen beschäftigt ist. Die Verse, die Gottfried Keller einst dem größten Schweizer Maler widmete, könnten auch auf Kruse Anwendung finden:

„Wie dir täglich hat gegoren
In der Seele neuer Wein:
Also sollst du neugeboren
Selber jeden Morgen sein.

Und erst spät mag es geschehen,
Daß es fern herüberstrahlt:
‚Seht, auf jenen grünen Höhen
Hat der Meister einst gemalt.'"

Paulis „Runge"*)

Von Hans Zeeck.

Der Meinungsstreit um den aus Vorpommern stammenden Maler Runge ist eigentlich noch nicht völlig geklärt worden. Seine Persönlichkeit und seine Kunst, wie sie sich in den 1840, dreißig Jahre nach seinem frühen Tod erschienenen, „Hinterlassenen Schriften" und den bis heute zugänglich gewordenen Werken und Entwürfen aussprechen, waren schließlich dazu angetan, den verschiedensten Auslegungen Spielraum zu geben. Runges Entdecker Lichtwark zwangen tiefere Gründe, die Kunst des Malers überwiegend polemisch zu behandeln. Die Art, wie er — von den Theorien zu den Schöpfungen vordringend — diese als notwendiges Produkt jener bewertete, fand nur zum Teil Gefolgschaft und nicht immer dauernde. Der 1913 verstorbene norwegische Forscher Andreas Aubert ergänzte diese Auffassung nach wesentlichen Seiten, indem er in seinem Buch „Runge und die Romantik", das 1909 erschien, den Wechselbeziehungen des Künstlers zu der ihn umgebenden Welt nachging. Er gab Kunde über ihn, wie jemand, der mit ihm gelebt und gekämpft hat, mit der Treue eines Freundes, feinstem, von dichterischem Nachfühlen getragenen Verständnis. Demgegenüber ist die Stellungnahme interessant, die der Nachfolger des Begründers der Hamburger Kunsthalle, welche fast das gesamte Werk Runges besitzt, diesem Problem gegenüber einnimmt. Nach dem notwendigen Überreden Lichtwarks und dem aufschlußreichen Enthusiasmus Auberts spricht Pauli in der umfangreichen Einleitung zu dem vorliegenden Band in ruhiger und sachlicher Weise, die die historische Distanz völlig wahrt, über Runge ein Spiegel seiner Zeit.

Bei einem Künstler, der an der Grenze zweier Kulturzeitalter steht, wird das Entscheidende immer sein Verhältnis zu Überlieferung und dem Geist der neueren Gegenwart sein. Aubert fand so die Einwirkungen des Mystikers Böhme heraus und ließ den Schatten Grünewalds auftauchen. Er sprach Runge als das Auge der Frühromantik an und ließ sein Bild überhaupt in jenem glänzenden schwebenden Licht, das eine Eigenart der Epoche der Tieck, Novalis, Brentano ist. Pauli formuliert schon bestimmter. Er nennt nicht nur den Namen des großen Kolmarer Meisters, sondern spricht schlechtweg von dem Gotiker Runge, kommt von hier aus auch auf dessen Verhältnis zur äußeren Natur, das stark, jedoch durchaus abwegig und noch komplizierter als später etwa bei einem Böcklin ist, legt aber doch den Nachdruck auf die Weise, wie sich der Mensch und Künstler mit der Welt auseinandersetzt. Dies ist das, was Runge mit „Gesinnung" meinte, die ihm in der Kunst noch wichtiger erschien als das Werk. In diesem Sinne redet für die umfassende Bedeutung des Künstlers nichts stärker als das Universelle, was in ihm lag und ihn schließlich über die Malerei hinaus bis zu architektonischen Absichten führte. Hier ist ebenfalls der Boden für seine gedanklichen Äußerungen zu suchen, doch wird dadurch bei aller Einheitlichkeit, die immer ausschlaggebend bleibt,

*) Philipp Otto Runges Zeichnungen und Scherenschnitte in der Kunsthalle zu Hamburg. Mit einer Einleitung von Gustav Pauli. Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde. Berlin, Verlag von Bruno Cassirer. (46 S. u. 33 Tafeln.).

das Fragmentarische in seinem Schaffen deutlich, dies Nebeneinander von Anschauung, Berechnung und Fantastik. Runge hat ebenso stark und heroisch wie Novalis, der Dichter, das Blühen für die Reife gegeben. Aber seine deutsche Stammesart hat sich auch darin ausgedrückt, daß er die Schalen der abklingenden Zeit, der er sich schon so entfernt glaubte, niemals ganz abzustreifen vermochte.

Pauli gibt seinem Werk, das übrigens kurze Zeit nach Erscheinen bereits vergriffen war, ein kommentiertes Verzeichnis der Zeichnungen Runges in der Hamburger Kunsthalle mit, das die auf 35 Tafelseiten in einer guten Auswahl sehr schön zum Ausdruck gebrachten Zeichnungen und Scherenschnitte in dankenswerter Weise erläutert. Bei allem selbständigen Reiz weisen diese Blätter immer wieder auf die Hauptwerke hin. Nach diesem erfolgreichen Beginnen dürfte eine Gesamtausgabe sämtlicher erreichbaren Stücke von Runges Hand nur noch eine Frage der Zeit sein. Überaus erfreulich ist, daß die Rungeforschung, die sich anfänglich mehr auf die „Hinterlassenen Schriften" stützte und in den Dissertationen und Arbeiten von Roch, Krebs, Uhde, Bernays und andren eine so glückliche Tätigkeit entwickelte, sich von den wörtlichen Äußerungen nun mehr den Werken des Künstlers zuwendet. Damit ist zu hoffen, daß noch weitere, zu einem Teil schriftlich überlieferte Schöpfungen des großen pommerschen Malers dem Dunkel der Vergangenheit wieder entrissen werden. Welche Schätze noch irgendwo in Pommern oder sonst verborgen sein mögen, ist an dem jüngst vom Stettiner Museum erworbenen und durch eine Sezessionsausstellung in Berlin weiteren Kreisen bekannt gewordenen Mädchenbildnis zu ermessen, das Einwirkungen der englischen Porträtmalerei jener Tage erkennen läßt. Es zeigt, wie vieles an dem Problem Runge aufzuklären bleibt. Steht doch auch die ungleich leichter zu lösende Frage über die Bedeutung der Quellenschrift für die Überlieferung von Runges literarischen Äußerungen, die zuerst Reinhold Steig aufgeworfen hatte und die dann von Naumann, der sich dabei auf ein bedeutendes Material an handschriftlichen Originalen berief, in einem Brief an Aubert wieder beschwichtigt wurde, noch Paulis Äußerung hierzu, die sich auch auf ein Vergleichsmaterial stützt, erneut zur Diskussion, Vielleicht schenkt uns Gustav Pauli nach diesem Werk noch einmal das endgültige Buch über Runge.

Dr. Gustav Eskuche †

Wieder steht der Pommernverlag an der Gruft eines getreuen Mitarbeiters. In Bad Nauheim ist der verdiente Direktor des Stettiner Stadtgymnasiums, Dr. Gustav Eskuche, noch nicht 53 Jahre alt, aus einem schaffensfrohen Leben abgerufen worden. Durch seinen frühen Heimgang ist im literarischen und künstlerischen Leben der Stadt Stettin eine Lücke entstanden, die sich nur recht schwer schließen wird. Durch seine literarische Tätigkeit ist Eskuche, der seine humanistischen Ideale auch auf die Erziehung der ihm anvertrauten Jugend übertrug, weit über die Grenzen Stettins hinaus bekannt geworden.

Seine feinsinnigen Übertragungen aus dem Griechischen wurden in Stettin und auch an anderen Theatern aufgeführt und noch in diesem Winter in führenden Berliner Blättern eingehend gewürdigt.

Auch als Heimatschriftsteller hat Eskuche, der in Cassel geboren ist und dort schon als Liedersammler eifrig wirkte, sich bedeutende Verdienste erworben. In Stettin, das ihm zur zweiten Heimat geworden ist, hat er mit Dr. Oskar Preußner zusammen das Pommersche Liederbuch herausgegeben, eine vorzügliche Sammlung für Wanderer, Turner und alle Freunde eines gesunden Sports.

Als ein wahrhaftes kleines Heimatevangelium ist Eskuche's von warmer Heimatliebe beseeltes Büchlein Deine Heimat in und nach dem Weltkriege zu preisen.

Die Fortsetzung dieser Arbeit sollte in einem pommerschen Bilderbuch bestehen, mit Prosa und Poesie durchsetzt, in dem, wie der Verstorbene über seinen Plan selbst schrieb, „unter dem Streben nach Anmut die Würde, der wissenschaftliche Ernst nicht zu kurz kommen" sollte.

Ein böses Geschick hat es anders gewollt und läßt uns nun um einen allzu früh Vollendeten trauern.

Ein feiner Gelehrter, ein aus tiefer Liebe heraus unermüdlich Schaffender, ein warmherziger Jugendbildner und für alles Schöne empfänglicher Mensch ist in Dr. Gustav Eskuche dahingegangen.

Have pia anima!

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung)

III. Kapitel.

Nirgends erkannte man den grenzenlosen Verfall der Stadt und die Armut ihrer Bevölkerung so deutlich, wie in jenem Teile, den man die Altstadt nennt und der sich vom Gülldamm, von dem hohen Markt und der Johanniskirche aus gegen Osten zieht. Enge und krumme Straßen und Gassen zogen sich winkelvoll und schmutzig, dumpf und finster zwischen elenden, verräucherten und in ihren Mauern kaum noch zusammenhängenden Häusern hin; hie und da waren auch einmal Gärten dazwischen, oder große Räume, die im günstigsten Fall zu Zimmerplätzen benutzt wurden, oder es zeigten sich ganz wüste Plätze, wo Schutthaufen von Unkraut überwuchert lagen, oder die Kellerräume der früher einmal dort gestandenen Häuser aufklafften. Belagerungen und große Brände hatten vorzeiten hier besonders furchtbar aufgeräumt, und was neugebaut wurde, mußte, da der reichere Teil der Einwohner in anderen Stadtteilen wohnte, aus den Ruinen zusammengeflickt werden, oder zeigte sich im günstigsten Fall auf das ärmlichste und nüchternste erbaut, wie es die Mittel erlaubten, wie es die Baukunst des vorigen Jahrhunderts zu schaffen gezwungen war.

Die Johannisstraße, welche diesen ganzen Stadtteil auf eine Weise durchschnitt, daß man glauben konnte, die Erbauer hätten sich bei der ersten Anlage die Willkürlichkeit eines sich windenden Baches zum Muster genommen, zeigte und bewies alles soeben Gesagte auf das traurigste, und das Haus, bis zu dem die beiden Freunde den Unbekannten verfolgt hatten, enthüllte alles mögliche, sowohl die geringen Mittel oder den Geiz der Erbauer und Besitzer, wie die Geschmacklosigkeit des Baumeisters und die Unbrauchbarkeit des verwendeten Materials. Seine Vorderwand hing schief und bauchig, die frühere Färbung war vor Staub und Rauch längst nicht mehr zu erkennen, hin und wieder zeigte sich das nackte Mauerwerk, wo der verwitterte Mörtel nicht länger hatte haften wollen; hie und da war an den untern Teilen auch eine solche Stelle wieder notdürftig ausgebessert und stach jetzt in ihrer hellen Färbung erst recht widerlich ab, etwa wie bunte Lappen auf einem schmutzigen und geflickten alten Gewande. Das Dach hatte sich mit seinen dunklen, hier und dort mit Moos überwachsenen Ziegeln gesenkt, in der am untern Rande hinziehenden Wasserrinne wuchsen Grasbüschel und kleine Kräuter, zwischen denen die Vögel ihr lustiges Wesen trieben, oder auch zuweilen eine alte fette Ratte spazierenging und durch die kleinen Blätter auf die Straße niederlauschte.

Im Parterre waren die Fenster — man begriff diesen Überfluß nicht — mit eisernen Gittern versehen. Lieber Gott, wer konnte arm genug sein, hier einbrechen zu wollen, und was konnte man hier des Mitnehmens wert finden! Die Scheiben hinter den Gittern waren grau von Schmutz und anscheinend vollkommen undurchsichtig. Im ersten Stock war es wenig anders, nur daß hier auch zuweilen ein Blatt Papier die Stelle des Glases vertrat oder eine Lücke durch ein paar Lumpen ausgefüllt wurde. Um so seltsamer stach dann von diesem Schmutz und dieser Unordnung der niedrige zweite Stock ab, wo sich nicht nur heile, sondern auch helle Fenster zeigten und hinter den Scheiben sogar weiße und bunte Vorhänge und allerlei grüne und blühende Gewächse zu sehen waren. Man konnte ordentlich Lust kriegen, die kleinen Gemächer dort oben kennen zu lernen.

Ganz leicht wäre solch ein Gelüst jedoch keineswegs zu befriedigen gewesen, denn Eintritt und Aufgang konnten für einen Uneingeweihten lebensgefährlich werden. Auf dem halbdunklen Hausflur drohte die meistens geöffnet stehende Falltür des Kellers dem sorglos Eintretenden mit einem höchst bedenklichen Sturz in die tiefen Gewölbe; die ganz dunkle Treppe war heimtückischerweise jeglichen Geländers beraubt, ihre Stufen knarrten und knackten unter dem leisesten Fuß und gewährten dem Hinaufsteigenden einen reichen Stoff zu allen möglichen Überlegungen. Dann kam wieder ein dunkler Flur und eine noch dunklere Treppe, und erst dann fand man sich auf einem kleinen Vorplatz, der aus einer Gott weiß wie weit entfernten Öffnung und durch Gott weiß welche Spalten in der Bretterdecke eine Art von Dämmerung erhielt und Spuren eines Besens zeigte. Links war an einer Tür ein Papierzettel, eingefaßt mit schwarzen Strichen und beschrieben mit dem Namen: „Witwe Rümpler, Wäscherin und Plätterin.“ Und gradezu sah man an einer weiteren Tür einen — der verehrte Leser möge das gefälligst nicht für Übertreibung halten, denn es ist die reine Wahrheit! — einen blank geputzten Messinggriff, von dem man wirklich jenes uralte Wort hätte gebrauchen können: wie kommt Saul unter die Propheten? — Er war aber da.

Durch eine richtige Benutzung des eben erwähnten Luxusgegenstandes gelangte man endlich in ein niedriges und wenig geräumiges Zimmer, welches jedoch helle und ganze Fenster und weiße Vorhänge hatte, und dessen Einrichtung eine höchst auffällige Mischung von Dürftigkeit und einer Art von Luxus zeigte. Die Wände wurden nie mit einer Tapete überspannt, die Mörteldecke an ihnen war mit heller grauer Farbe übertüncht, die ebenso gefärbte Decke mit einem schmalen roten Streifen eingefaßt und in der Mitte mit einer kleinen Rosette verziert. Aber über dem grünbezogenen Sopha links und über einem Tischchen rechts zeigten sich ein paar recht hübsche Aquarellbilder, der kleine Spiegel war sehr gut und in einem schönen altertümlichen Rahmen; die übrigen Möbel paßten nicht zusammen, waren jedoch wohlerhalten und glänzten von Sauberkeit, in dem einen Fenster grünten und trieben schöne und meistens sogar ausländische Pflanzen in üppigster Gesundheit, und im Hintergrunde endlich neben dem kleinen eisernen Kochofen tickte eine Schwarzwälder Uhr und wallten lange grüne Vorhänge sauber und zierlich hernieder, die vermutlich einen kleinen Alkoven den Blicken Neugieriger verbergen sollten.

Im zweiten Fenster standen nur zwei Rosenstöckchen mit Knospen bedeckt, dahinter barg sich ein sehr geschmackvolles, ganz modernes Arbeitstischchen mit einem einfachen Brettstuhl davor, und rückwärts davon stand an der Wand ein altes Bücherbrett, in dem aber nur auf dem obersten Borde einige Bücher zu finden waren, während in den untern Fächern allerlei bunt gefärbte Kartons, eine kleine Handpresse und ein paar große zugebundene Mappen ruhten. Überall zeigte sich Ordnung und Sauberkeit und ein Sinn für Wohnlichkeit und ein Geschmack, der an diesem Ort und selbst bei der ehrsamen Wäscherin Rümpler nicht wenig auffallen mußte.

Die brave Witwe bewohnte diesen Raum aber auch nicht, sondern hatte ihn vor einem Jahre an ein junges Mädchen vermietet, das seitdem mit seinen kleinen Habseligkeiten, mit seinem einfachen Sinn, seiner Ordnung und seinem natürlichen guten Geschmack darin fröhlich aushielt.

Die Kleine lebte so still, so einsam und anspruchslos, daß die Nachbarschaft noch immer wenig oder nichts von ihr wußte, daß die meisten sie nicht einmal kennen mochten. Ihre Figur war schlank und anmutig, ihr Gesicht frisch und lieblich, ihr Gang elastisch, jede Bewegung frei und rund, so daß sie in andern Verhältnissen und in andern Kreisen sicher Aufsehen erregt hätte; allein in der Nachbarschaft war niemand, der darauf besonders achtete; die Leute hatten keine Zeit neugierig zu sein und mußten mehr ihrem Geschäft als einem hübschen Gesicht nachlaufen. Überdies ward die Kleine auch nicht viel sichtbar; ihre seltenen Gänge geschahen am zeitigen Morgen oder am späten Nachmittage, und aus dem Fenster sah sie selten oder nie, so oft sie es auch der frischen Luft wegen geöffnet hielt. Gegenüber lag zwischen zwei alten rauchigen Häusern ein großer Garten, in den sie von ihrem Arbeitsplatze aus weit hineinsehen konnte, und zur Erwiderung blickten ihr nun nur verständige alte Bäume in die Fenster, lustige Gesträuche und zuzeiten glänzende Blumen schauten zu ihr hinauf, weiche Rasenstücke lockten und labten ihre müden Augen. Die kannten die Kleine alle, und die Kleine kannte sie, denn wenn ihr Blick von der Arbeit ließ, schlüpfte er hinüber in den stillen, freundlichen Raum.

Man hörte nicht viel von ihr, denn, so heiter sie auch stets erschien, zu einem summenden Gesang erhob sich ihre Stimme selten und noch seltener zu einem frischen, herzlichen Lachen; sie war fast stets daheim und einsam. Und man wußte auch nicht viel von ihr. Die Handelsleute, wo sie ihre kleinen Bedürfnisse holte, nannten sie ein braves, liebes Kind, das immer munter sei und immer bezahlte. Die dicke rote Magd der Wäscherin lachte nur, wenn von dem jungen Mädchen die Rede war, und meinte, es sei ein „spaßiges und gutes kleines Tier," das den Kopf immer voll Weitläufigkeiten und Einfällen habe, wie sie keinem andern Christenmenschen kämen. Und die Wäscherin endlich behauptete lakonisch genug: sie heiße Regine Stephani, sei Musterzeichnerin für eine große Stickereihandlung, mache außerdem auch künstliche Blumen, sei zwanzig Jahre alt und ein ehrliches Mädchen. Damit habe sich die Polizei begnügt und es sei für jedermann genug. Gegen ganz genau Befreundete setzte sie bei besonders guter Laune noch hinzu: die Regine habe auch einen Schatz, es sei ein Maler, und die beiden bunten Schildereien im Zimmer von ihm. Err komme fast nur abends und gehe spät weg. Aber Unrechtes passiere nicht; sie wollten sich heiraten und seien brave Kinder, die Gott vor Augen hätten.

Ja, aus dem Fenster sah Regine selten, sie wußte nichts von Sorgen, war stets zufrieden und heiter bei ihrer Arbeit; allein an diesem Abend hatte sie Mappen und Kartons an ihren Plätzen gelassen, den einen Flügel ihres Fensters geöffnet, sich selbst in ein dickes Tuch gewickelt und sich hinausgelehnt, um recht weit hinaussehen zu können in die um diese Zeit bereits stille Straße. Die Rosenstöcke waren auf das Tischchen zurückgestellt, damit sie nicht von der kalten Nachtluft Schaden nähmen; die Vorhänge hatte sie vor beiden Fensternischen zugezogen, so daß die an dem ihren jetzt zwischen ihr und dem Zimmer niederfielen und sie ganz in dem engen kleinen Raum isolierten. Da lehnte sie oder kniete auch auf dem Stuhl und spähte hinaus, so weit sie's vermochte; zuweilen seufzte sie leicht oder schlüpfte durch den Vorhang ins Zimmer zum Tisch, wo eine kleine zierliche Lampe brannte und sauberes blaues Teegeschirr stand, das sie dann immer aufs neue

umordnete; oder sie schob einen Stuhl in eine andre Richtung und lauschte plötzlich angestrengt mit geneigtem Köpfchen und fuhr wieder zurück in das kleine Kabinett am Fenster. Und das ging lange so fort; sie horchte und schaute, sie seufzte und stampfte auch einmal mit dem kleinen Fuße ungeduldig auf den Tritt, oder sie murmelte sogar ganz zornig: „Nein, das ist gar nicht auszuhalten! Der böse Mensch! — Jetzt sehe ich aber nur noch fünf Minuten hinaus.“

Da kam ein ruhiger, gleichmäßiger Schritt die Straße entlang — das war er! — Er stand vor der Tür, er sah hinauf. Sie beugte sich zurück, bis er eingetreten, dann sah sie wieder hinaus. Er mag mich hier finden, dachte sie trotzig, ich sehe mich gar nicht um nach ihm, gewiß nicht! Er hat mich so lange warten lassen! — Aber dennoch wandte sie den Kopf, der sich über dem dicken Tuch, welches ihre Schultern umhüllte, wunderbar klein und zierlich ansah, wie ein kleiner lauschender neugieriger Vogel, und horchte nach dem Heraufsteigenden; dennoch trat sie vom Fenster zurück und hörte nichts von den folgenden Schritten auf der Straße. Nun war er oben — er öffnete die Tür — er blies das Zündlichtchen aus, das ihm über die Treppen geleuchtet — der Vorhang flatterte im Zuge vor ihr weg zum Fenster hinaus — da flog auch sie ihm entgegen, selbst so leicht und duftig wie der luftige Stoff, und warf ihm die Arme um den Nacken und schmiegte den Kopf an seine Schulter und hob die großen, blitzenden, hellbraunen Augen so leuchtend und so glückselig empor zu den seinen und jubelte: „Viktor, lieber Viktor!“

Das war die helle junge Stimme, so lockend und fröhlich wie der Ruf eines wilden Vogels, so hell und klingend wie ein ächtes, reines Metall, und sie klang dem Mann da vor ihr auch bis mitten in das Herz.

„Regine,“ sprach er sanft, nachdem er sie einen Augenblick stumm und tiefbewegt angesehen, und nahm ihren lieblichen kleinen Kopf zwischen seine Hände und drückte seine Lippen flüchtig auf Stirne, Augen und Mund, — „Regine, meine Maiblüte, habe ich dich wieder? Bin ich endlich wieder bei dir und fühl's, daß du, liebes Menschenkind, mich so unendlich lieb hast?“

Sie rührte sich nicht, die langen, schwarzen Wimpern lagen fest an den geschlossenen Augenlidern, und ein leises Lächeln zog sich um die feinen halbgeöffneten Lippen. „Sei still,“ flüsterte sie endlich, „küsse mich!“ Und ihr Arm schlang sich fester um seinen Nacken. Aber als sein Kuß noch einmal ihre Augen gestreift hatte, fuhr sie empor, sank dann zwischen seinen Armen schnell wie eine Schlange hinab und entglitt ihm, sah ihn lustig an, warf ihm einen Kuß zu und flog lachend durchs Zimmer, um das Fenster zu schließen. „So,“ sprach sie zurückkehrend, und deutete auf den Brettstuhl am Tisch, „da setz' dich jetzt und koche gleich Teewasser, Nachgerade kannst du auch was tun; wozu hab' ich dich lieb, wenn du mir gar nicht zu Hilfe kommst? Alles kann ich nicht besorgen, und wenn ich mich noch so viel rühre.“

Er lachte und folgte ihren Worten, zog die Maschine herbei, zündete den Spiritus an, deckte die Glocke über die Lampe. „Das hättest du auch tun können,“ sprach er dabei, „dann hättest du keine Zeit zu unnötigen Dingen gehabt — hättest nicht aus dem Fenster gesehen — nicht das Tuch umgebunden, das ich nicht leiden kann —.“ — „Ei ja,“ sagte sie, indem sie hie und da im Zimmer umherkramte, „du meinst immer, man hat nichts andres zu tun, als was du siehst und denkst.“ — „Und was war's jetzt, das ich nicht sähe und dächte, du kleine vielgeplagte Regine?“ — „Hm!“ Sie stand vor ihm und sah ihn mit komischem Ernst an: „hab' ich etwa nicht auf dich zu warten gehabt? Nennst du das keine Arbeit? Das ist viel schlimmer als Blumenmachen und Musterzeichnen.“

Er sah sie zärtlich an und bot ihr seine Hand hin. „Komm, Regine, ich will dir das Tuch abnehmen.“ — „Koche du nur dein Wasser,“ versetzte sie lustig, sprang zu ihm hin, legte einen Augenblick ihre Wange schmeichelnd an seinen Kopf und hockte, da er sich rasch zu ihr wandte, mit einem Satze bereits in der Ecke des Sofas und knupperte an einem Biskuit, indem sie sorglich die Hand darunter hielt, daß kein Krümchen auf ihr Kleid oder den Fußboden falle. „Koche du dein Wasser,“ wiederholte sie zwischen dem Essen, „mich hungert, und daran bist du schuld. Weshalb kamst du nicht? Da wartete ich, und dann sah ich aus dem Fenster, und dann ward mich frieren, und dann band ich das Tuch um, das du nicht leiden kannst. Siehst du, es ist alles deine Schuld.“

Er legte sich an die Stuhllehne zurück und sah sie kopfschüttelnd an. „Törichtes Kind,“ sagte er wiederum lächelnd, „du weißt doch, daß ich niemals vor neun Uhr zu dir kommen kann. Was warteste du also?“ — „Ich denke aber jedesmal, daß du's könntest,“ erwiderte sie, „und dann — da!“ Sie deutete schelmisch auf die Uhr, die allerdings beinahe halb zehn anzeigte, stand dann auf und trug die Krümchen zum Napf neben der Tür. Er schob seinen Stuhl ein wenig zurück und verfolgte ihre Bewegungen mit träumerischem Blick. „Regine!“ flüsterte er, und da war sie auch schon bei ihm und setzte sich auf seine Knie und meinte lachend: „So knüpf' es nur auf; ich weiß doch, du bist nicht eher zufrieen. — Gott, wenn ich den Menschen nur nicht so furchtbar lieb hätte!“ — Er löste den Knoten des Tuches und warf es hinüber auf das Sofa und zog sie dann leise an sich. Sie legte ihm den Arm um den Hals und das dunkle Köpfchen an seine Wange. „O wie gut ist's, daß du einmal wieder da bist,“ sprach sie innig. „Acht Tage, sieh, die sind so lang!“ Sie saßen einen Augenblick schweigend; er fühlte in seinem Innern ein so friedenvolles, unnennbares Glück, daß er es durch kein Wort stören machte.

Das Wasser begann zu kochen, als sie aufstand, das Tuch zusammenlegte und in den Alkoven trug. Dann strich sie mit beiden Händen ihr dunkles Haar glatt, das im dicken Scheitel sich an die leicht geröteten Wangen legte, und da er nach der Teebüchse langte, sprang sie hinzu und nahm sie ihm lachend fort, indem sie meinte, das sei ihr Geschäft, sie wolle nicht von seinem starken Tee, der sie nachher die ganze Nacht nicht schlafen lasse. Er ließ sie still gewähren, und als alles bereit, das Wasser aufgegossen un die Maschine auf die Seite gebracht war, setzte er sich zu ihr auf das Sofa, zog sie an sich, daß ihr Kopf wieder an seiner Brust ruhte, und ließ sie plaudern und lauschte gedankenvoll und andächtig, denn ihr Plaudern war wie das einer jeden Frau, die liebt und geliebt wird — voll Zauber.

„Viktor," sagte sie jetzt nach einer Pause, „ich fühle es recht, du mußt mich nicht so lange allein lassen; du sollst ja nicht auf lange kommen, du sollst mir nur einmal über das Haar streicheln, mich einmal Regine heißen, mich dein Kind nennen. Du hast mich so an dich gewöhnt, daß ich nur noch an dich denke, und von nichts mehr weiß und von nichts mehr was mag als von dir. Und acht Tage, die sind lang, so einsam! Da denke ich so viel an dich, wie du bist und wie lieb du mich hast, wie es so gekommen zwischen uns und wo du nur so lange bleibst, wie du so himmelsgut gegen mich bist und doch so grausam, daß ich oft so lange nichts von dir sehe. Siehst du, das denkt man alles aus und kommt zuletzt auf lauter dummes oder grauliches Zeug. Denn weißt du, so was hat jeder Mensch an sich, und du neben all deinem Guten auch. Und ich will dir was sagen, Viktor, weg von dir komm' und kann ich nicht, und wenn mir einmal eine Stunde lang bei der Arbeit was andres durch den Kopf ging, kriege ich ordentlich einen Schreck und sage: Herr Jesus, Regine, Mädchen, was bist du schlecht! Da bist du nun so lange von ihm weggelaufen und willst doch immer bei ihm sein!" —

Als sie schwieg, drückte er ihren Kopf fester an die Brust und fragte: „Nun, Regine, was denkst du denn Grauliches von mir?" — „Daß ich dir stürbe, Viktor, oder daß du stürbest," sprach sie und sah zu ihm auf. „Sterben ist schrecklich! Ich kann's noch nicht, Viktor. Und siehst du nun gar, wenn du — du tot wärst, Viktor — und wärst nicht mehr da — und hättest mich nicht mehr lieb —." Sie stockte, und in ihren Augen zitterten plötzlich große Tränen. — „Du hast recht," versetzte er sanft, und streichelte ihr Haar, „das ist allerdings ein trauriger Geanke in deinem sonnenhellen Kopf. Aber nun," setzte er munter hinzu, — „was denkst du denn Dummes, wenn du alles Kluge und Traurige ausgedacht?"

Sie verwischte mit der Fingerspitze die Tränen. „Daß du mir untreu werden könntest, Viktor," sagte sie schelmisch. — „Und weshalb wäre das gerade dumm von mir?" fragte er neckend. — „Weil du in deinem Leben kein Menschenkind finden würdest, das dich so lieb hätte wie ich, und weil du mich doch nimmer loswürdest, denn die Regine vergäßest du nie, das weiß ich, Viktor!" Sie hatte sich aufgerichtet und sah ihn mit glänzenden Augen an. — „Du hast wieder recht," erwiderte er kopfschüttelnd, „es wäre zu dumm von mir. Aber weshalb denkst du das nicht auch einmal von dir?"

Sie sah ihn groß an, als verstände sie ihn nicht sogleich, dann aber zogen sich ihre feingezogenen Brauen leise zusammen, und sie sagte beinahe heftig: „Ach, dummes Zeug! Wie wäre das möglich? So was kann man doch nicht denken, was gar nicht in der Welt da ist." — „Aber von mir glaubst du's, Regine?" fragte er lächelnd. — „Glauben?" entgegnete sie, „nein, aber ich denk's zuweilen. Das ist auch ganz was andres. Bin ich dein wert? Kann ich dich halten — für immer, ich armes Ding?" — „Siehst du, Regine," sprach er plötzlich mit tiefem Ernst und sah sie forschend an, „das ist nun wirklich eine rechte Torheit. Wie kommst du darauf?" — Sie hatte ihre Augen vor seinem Blick gesenkt, nun schmiegte sie sich innig an ihn. „Warum lässest du deine Regine so lange allein, Viktor?" antwortete sie dabei. „Ohne dich bin ich eben eine törichte Kreatur und habe gar kein Leben in mir."

Es war ein finsteres Lächeln, das über sein Gesicht zuckte, allein er erwiderte für jetzt nichts und ließ den Blick gedankenvoll auf der Lampe ruhen. Sie hatte schon ein paarmal heimlich zu ihm aufgesehen, verwundert und ängstlich über diese lange Stille, als er sich endlich mit der Hand über die Stirn fuhr und fragte: „Sag' mir, Regine, wie bist du auf diese Sachen gekommen? Aus dir ist das nicht — oder ist es? — Es ist als ob alle Welt mich verläßt, — und wenn auch du an mir zweifeln —"

Sie fuhr auf wie eine Lerche, an deren Nest man mit dem Fuß gestoßen, so schnell und so gerade, und sie stand vor ihm hochaufgerichtet mit beinah entsetzten Augen und rief: „Viktor — aber Viktor, was sagst du? Viktor, was ist dir? Viktor — ich sollte zweifeln an dir, und mein Herz schlägt nur durch dich?" Sie warf sich auf seinen Schoß und schlang ungestüm die Arme um seinen Hals und preßte ihren Kopf an den seinen. „Viktor — sei gut! Viktor, sei mir nicht böse! Bitte — bitte — nicht böse!" bat sie mit hervorstürzenden Tränen.

„Ich bin dir nicht böse, Regine," versetzte er besänftigend und strich leise über ihren Kopf; „ber du mußt mir ehrlich sagen, wie du auf solche Gedanken gekommen bist, wer dir solche Torheiten vorgeredet. Denn aus dir selbst ist das nicht — ich kenne dich viel zu gut, um das nicht zu wissen. Hat Mama Rümpler —?" — Sie hob den Kopf auf und lachte, trotz der Tränen in ihren Augen, herzlich wie ein Kind. „Viktor — nein, Viktor, wie kannst du so schlecht sein!" rief sie dazwischen, „Mama Rümpler ist ja ganz weg für dich — du bist ja ihre große Flamme — ich bin ja eifersüchtig auf sie!

Und die —!" Sie brach aufs neue in ein so fröhliches Lachen aus, daß er der Heiterkeit des lieblichen Wesens nicht widerstehen konnte. „Du hast recht," sagte er gleichfalls wieder munter, „ich bin ein undankbarer Mensch, daß ich das so wenig erkenne."

Nach einiger Zeit legte sie beide Arme auf seine Schultern und sah ihn treuherzig an. „Nein, Viktor, du liebster Mensch," sprach sie innig, „glaube mir, das ist schon immer in meinem dummen Kopf gewesen, er grübelt zuweilen. Aber zweifeln tu' ich nie an dir, Viktor, und ich geh' nicht von dir, bis du selbst mich gehn heißest. Und ich weiß, daß du nie von mir lässest, in Ewigkeit nicht! Und ich glaub's auch nie, daß uns die Welt trennen könnte. Denn wo zwei Herzen nur von vollem Herzen zusammenhalten, da ist der liebe Gott mit ihnen, und niemand bringt sie da auseinander. Das habe ich auch dem alten Herrn gesagt, der gestern wieder da war und meinte: wenn ich dein auch noch so sicher wäre, die Welt hätte schon mehr treue Herzen auseinandergebracht. Aber da habe ich ihm geantwortet: Die hätten nur nicht die rechte Liebe gehabt; und wenn du ein Prinz wärst — du ließest nicht von der armen Regine. Und wir wären nicht nur so zusammengelaufen. habe ich ihm gesagt, wie schlechte Menschen tun, für heut und morgen; wir seien beide ehrlich und hätten uns das Wort gegeben und wollten einander heiraten, wenn du erst — Viktor, du siehst so schrecklich ernst aus," unterbrach sie sich ängstlich, und mit einem bittenden Blick setzte sie hinzu: „Bist du nicht zufrieden mit mir?"

Als sie vorhin den alten Herrn nannte, hatte ein jäher Blitz seine braunen Augen durchzuckt, aber sie hatte es nicht bemerkt, und er ließ sie auch ausreden, ohne sie zu unterbrechen. Nun aber nahm er ihre Hände von seiner Schulter und fest in die seinen und fragte: „Wer ist der alte Herr, der gestern schon wieder dagewesen? Und wann war er zuerst bei dir, Regine? Was bedeutet das?"

Sie schaute ihn verwundert an. „Ich hab's dir ja neulich erzählt, daß er hergekommen und nach meiner Mutter gefragt hat, die er vor langen Jahren kannte," antwortete sie. — „Davon hast du mir kein Wort gesagt, Regine. Wann war das?" — „Aber, Viktor — mein Gott!" unterbrach sie ihre Erwiderung, „es ist ja auch richtig, es war am Sonntag, da er zuerst kam, und du bist ja seitdem nicht mehr hier gewesen. Aber sieh," fuhr sie fort, „ich hab' damals in meinem Sinn mit dir so viel darüber geredet, daß ich meinte, du selber seiest dabeigewesen„ — „Und gestern?" fragte er wieder mit festem, beinah strengem Blick. — „Gestern? — Daran habe ich gar nicht gedacht, Viktor. Ich habe mich bloß auf dich gefreut; wenn ich weiß, daß du kommst, ist alles andere weg." — Er schien auf ihre zärtlichen Worte wenig zu achten, denn, indem er ihre Hände los ließ und mit der Hand durch sein schwarzes Haare fuhr, sagte er nur: „So erzähle mir!"

„Herr Gott!" rief sie plötzlich und sprang auf, ohne ihr Auge von ihm zu lassen. — „Was gibt's, Regine?" — „So was sah ich nie!" versetzte sie lebhaft und schlug die Hände zusammen; „Viktor, wie bist du ihm eben jetzt so ähnlich, wenn dir die Haare ein wenig wild um den Kopf sitzen, und du so ernsthaft dreinschaust — so gedrückt in den Augen! Es ist mir schon gestern so gewesen, wie er hier war — aber nun, das ist zum Erschrecken! Ganz — aber ganz gleich! Nur hat er schon hie und da graues Haar. Nein — so was sah ich nie!" — Er lächelte finster. „Erzähle mir lieber; ich möchte auch vom innern Menschen etwas wissen."

Sie schüttelte leise den Kopf. „Viktor, du bist so seltsam!" sagte sie und setzte sich wieder auf seine Knie. „Davon ist nicht viel zu erzählen. Es ist ein alter Mann, vielleicht so an die Sechzig, aber noch stark und kräftig und mit stolz erhobenem Kopf. Säh' er nicht zuweilen so sanft und traurig aus, man könnte Respekt vor ihm haben, zumal wenn er hie und da so ernste Blicke hat — dann ist er wie ein König, sag' ich dir." — Sie berichtete dann weiter, daß ihn Frau Rümpler am vorigen Sonntag zu ihr gebracht und ihr gesagt habe, der Herr sei vor langen Jahren in der Stadt gewesen und habe ihre Mutter gekannt und wolle nun wissen, wie es der und deren Tochter Regine ergangen sei. Dann seien sie beide allein geblieben, und der Alte habe viel gefragt und sich nach allem genau erkundigt, und als er erfahren, wie mühselig die Mutter sich durchgerungen und wie sie doch immer weiter ins Elend geraten und dann endlich gestorben sei, — da habe er seine Hand auf die Reginens gelegt und habe gesagt: „Sei still, Kind, ich hörte das schon — aber ich wollt' es nicht glauben. O über die Menschen — die Menschen! — Das arme — arme — arme Kind!" Und dabei sei in seinem Auge etwas gewesen — Regine wußte nicht, ob Gram allein oder auch Zorn daneben, so seltsam habe es darin durcheinandergeblitzt; aber es habe sie ganz für den alten Mann gewonnen, denn sie habe dran gemerkt, daß er ihre Mutter sehr lieb gehabt haben müsse. — Darauf erkundigte er sich auch nach ihrem Leben und wie es ihr bisher ergangen, und endlich sei er mit dem Versprechen geschieden, daß er wiederkommen werde. Er habe sie schon lieb, war sein Abschiedswort, sie sehe grade so aus wie ihre selige Mutter und scheine ebenso brav zu sein.

Darauf, erzählte sie weiter, sei er gestern wiedergekommen, habe mit ihr geplaudert, sich ihre Zeichnungen und Entwürfe zeigen lassen, manches gelobt und getadelt, und endlich sich auch nach Viktor erkundigt — wer das sei und was, wie sie lebten und was sie wollten? Und dabei hab' er denn auch gemeint: er sei der Mann nicht, der zwei auseinanderreiße, die sich wahrhaftig lieb hätten; im Gegenteil, wenn sie glücklich wären, sollten sie fest aneinander halten. Aber

er warne sie vor zu großer Sicherheit, — es komme so leicht was Trübes in das Glück, Abschied, Trennung oder Untreue; er wisse das am besten. Und da habe sie ihm das geantwortet, was sie vorhin Viktor gesagt.

„Es ist schon so," war dann seine Entgegnung gewesen, „ihr seid alle gleich; so lange ihr liebt, denkt ihr an nichts Übles. Deine Mutter war auch so und meinte, das Glück und der Segen ihres Lebens könne niemals enden. Gott gebe dir, mein Kind, daß du es anders und besser erfährst. Aber, aber!" hatte er warnend hinzugesetzt, ohne daß sie gewußt, was er damit sagen wollte, „es ist ein hartes, falsches Geschlecht, und es sind bisher wenige darin gewesen, die von Liebe und Treue wußten; sie wußten nur von Handel und Geld und trotzigem Hochmut. Möglich freilich — daß ihre Kinder anders wurden. Sie war edel und brav und das beste Geschöpf auf Gottes Erde!" — „Ich verstehe Sie nicht," hatte Regine dann gesagt, und er hatte mit trübem Lächeln gemeint: „Das ist auch nicht nötig. Ich dachte nur so an alte Zeiten und Menschen. Aber weißt du es denn von ihm selbst, daß er ein Maler ist?" fragte er plötzlich weiter, „und daß er so heißt — Viktor Rosen — und wo er wohnt und wie er lebt?" — „Gewiß!" hatte sie da gesagt, „das weiß ich alles, und wie sollte es anders sein? — Und wie könnte es auch anders sein?" setzte sie nun hinzu und umfaßte den Geliebten und sah ihm innig in die Augen.

Sein Gesicht blieb unbewegt im gleichen ruhigen Ernst, mit dem er ihre ganze Erzählung angehört hatte. „Das ist in der Tat ein seltsamer Kauz," bemerkte er jetzt, „was der wohl von dir will? An die sechzig Jahre ist er alt, meinst du?" — Sie sah ihn einen Augenblick fragend an und brach dann in Lachen aus. „Ja," versetzte sie, „eifersüchtig brauchst du auf den am wenigsten zu sein, Viktor. Er sieht aus wie ein ganz respektabler Großvater!" — „Es war nicht deswegen," sagte er freundlich und strich ihr über die Stirn, „ich möchte nur wissen, wer sich so für uns interessiert. Hat er nicht gesagt, wo er wohnt und wie er heißt?" — „Doch!" gab sie zur Antwort und sprang auf und ging zum Nähtischchen, „er wohnt gar nicht weit — gleich das dritte Haus vom Johanniskirchplatz — weißt du, wo jetzt der Tabakshändler wohnt mit dem Mohren vor der Tür; vor Zeiten war's meinen Großeltern zu eigen. Und da —" sie kam zurück und hielt eine Karte in der Hand — „darauf steht sein Name. Wenn ich was wollte oder wünschte, sollte ich sie versiegelt bei seinem Hauswirt abgeben; er werde dann helfen. Ich dürfe sie aber niemand zeigen, hat er mich versprechen lassen. Doch dich kann das ja nicht treffen," setzte sie unschuldig hinzu und reichte ihm das Blättchen hin. „Da ist's."

„Florentin Westritz." Er fuhr so jäh in die Höhe, als habe ihn ein elektrischer Schlag getroffen, daß er heftig gegen den Tisch stieß; Tassen und Tellerchen klirrten, und mit einem Ruf des Schreckens griff Regine nach der schwankenden Lampe. Er achtete nicht darauf; er senkte die Karte noch einmal gegen das Licht, als müsse er sich überzeugen, daß er richtig gesehen, und noch einmal las er laut: „Florentin Westritz."

„Ist es möglich!" sagte er und ließ beide Hände auf den Tisch sinken und sah mit einem starren Blick vor sich hin. „Onkel, bist du's — bist du da? — Aber, mein Gott —." Und erst nach einer Pause, welche die bestürzte Regine nicht zu unterbrechen wagte, wandte er den Kopf langsam zu ihr und fragte: „Er sei mir ähnlich, sagtest du?" — „Ja, Viktor! Und eben jetzt so sehr, als wenn jemand zum Spaß dasselbe Gesicht jung und alt zeichnet. Aber —" sie trat schüchtern zu ihm und legte leise den Arm um ihn — „darf ich nicht wissen, was dich so bestürzt? Kennst du ihn?"

Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht — es ist möglich! — Ja, es muß so sein. Aber warum —?" sprach er mehr zu sich selbst, und erst nach einer neuen Pause, wo er wieder starr vor sich hingesehen, richtete er sich plötzlich auf und wandte sich rasch zu ihr: „Wiederhole mir, was er von dem harten, falschen Geschlecht zu dir gesprochen." — Sie erfüllte seinen Wunsch schüchtern und befangen; der Geliebte war ihr so neu in diesem jetzigen Wesen, sie hatte ihn nie so gesehen, sie wußte nicht, was sie aus ihm, aus der ganzen Sache machen sollte.

„Es ist richtig," sagte er, als sie geendet, „er hat recht; so war's, so ist's. Aber ihre Kinder sind anders — und sie — o, du hast recht, Onkel! — sie ist Gottes edelstes Geschöpf." Er hatte sich von ihr losgemacht und ging gedankenvoll in dem kleinen Raum auf und nieder, der im Zimmer frei von Möbeln blieb. Sie stand noch am Tisch und verfolgte ihn mit bestürzten Blicken, bis sie endlich, als ob sie's nicht länger ertragen könne, auf ihn zusprang und sich an ihn hing. „Viktor," bat sie dabei, „sage mir, was du hast, was dir ist. Du bist so sehr — sehr seltsam. — Zürnst du mir? — Du hast gar kein liebes Wort für deine Regine."

Da umfaßte er sie und drückte die schlanke, weiche Gestalt so innig an sich wie vorhin, da er gekommen, und indem er sie heiß und lange auf die Stirn küßte, sprach er heiteren Blicks: „Ja, Regine, mein lieber — lieber Engelskopf, du hast recht, ich bin heut noch gar nicht bei dir gewesen — und so lange nicht mehr, Regine!" — „Bist du nun gewiß auch nicht mehr verdrießlich um den alten Mann?" fragte sie. „Glaub' nur, er ist gut und meint es auch gut mit uns." — „Ich glaube wohl — ich will und muß ihn kennen lernen," sagte er und trat mit ihr zum Tisch. — „Wer ist er?" forschte sie. „Wie ich den Namen ‚Westritz' las, dachte ich zuerst an den reichen Kaufherrn van der Roos im Turm- und Rosenhaus. Der heißt ja wohl

eigentlich auch Westritz van der Roos? — Aber nachher fiel mir ein, daß auch in R. ein Kaufmann des Namens gewesen ist, als ich mit meinen seligen Eltern dort war." —

Er schaute sie lächelnd an und küßte ihre Hände. „Freilich, Regine," versetzte er, „das ist ein stolzes, hochmütiges Haus, das da am Güllendamm; mit dem hat er nichts zu tun, denke ich. Wenn es der ist, den ich meine, ist es auch nicht sein ganz richtiger Name; er mag sich verstecken wollen." — „Und wer meinst du, daß es ist, Viktor?" — Er lachte. „Neugierde, dein Name ist Weib! — Da willst du nun nichts mehr von mir als dies! O, Regine, o! — Aber," fuhr er fort und setzte sich und zog sie bis an seine Knie, „wenn er es ist, den ich meine, so ist's ein Verwandter von mir, den ich lange für tot hielt. Und wenn d e r es ist — dann kann alles noch gut werden." Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprach weiter: „Doch lasse nun alles gehn, wie es geht. Morgen ist auch ein Tag. Sag' ihm, wenn er wiederkommt, nichts von diesem Abend. Hörst du, Regine? — Und nun, mein lustiger, flinker, kleiner Vogel — geschwind, räume den Tisch ab und bringe deine Mappe. Ich bin neugierig, wie weit du mit dem Muster zum Brautschleier gekommen bist."

„So soll's sein, nun bist du wieder mein lieber — einziger Viktor!" jubelte sie und klatschte in die Hände. Dann sprang sie zum Tisch und brachte singend das Teezeug auf die Seite und trug eine große Mappe herbei und breitete sie auf dem Tisch aus. Und als sie sich dann zu ihm auf das Sofa gesetzt und den Tisch nahe herangezogen hatte, holte sie eins nach dem andern die saubern Blätter hervor, auf dem die Muster zu der Bordüre und dem Grunde eines Schleiers entworfen waren, und legte sie ihm vor.

„Wenn das nur auch auszuführen ist," sagte er nach einer langen Pause. — „O, unsere Stickerinnen sind sehr erfahren," gab sie zur Antwort. — „Es ist prachtvoll!" sprach er nach einer neuen Pause und schaute sie mit Bewunderung an. „Regine, du bist ein Genie, wie es vielleicht noch keines gegeben. — Diese Myrtenblätter und diese Orangenblüten sind das Schönste, was ich je gesehn, — und dies Rosen bukett blüht; — Regine, mein Lieb, woher hast du das nur?" — Sie beugte sich und sah ihm mit Innigkeit von unten auf in die Augen. „Bist du wirklich zufrieden mit deiner Regine?" — „Zufrieden? Ich bewundere dich. Ich habe nie was Schöneres gesehn." — „Das sagst du und bist ein Maler —." — „Ein Stümper bin ich gegen dich," unterbrach er sie. „Regine, mein Lieb, woher hast du's nur? Du hast dich seit einem halben Jahre unaussprechbar vervollkommnet."

Sie schüttelte das Köpfchen und ließ die Augen mit einem träumerischen Blick auf dem Blatte ruhen. „Ich habe dich auch noch nie so lieb gehabt, Viktor. Sieh — wenn ich so recht voll und ganz an dich denke, und wie gut du gegen mich bist, und wie glücklich ich bin, und wie schön es ist, wenn du mich lobst — da kommt's so aus mir heraus — es gelingt mir alles. Und dann — hierbei habe ich gedacht an die Braut, die den da einmal tragen wird — wie schön und gut sie sein wird — und wie fromm —." Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter und brach ab.

Er sah lange stumm zu ihr nieder. „Wenn du einmal mit mir vor dem Altar stehst," sprach er endlich „sollst du in einem gleichen Schleier sein." — Sie brach plötzlich in ein herzliches Lachen aus. „Du hast's gut im Sinn," erwiderte sie, sich aufrichtend, „was denkst du, daß der kosten wird? Da reicht unser ganzes Vermögen nicht hin, wenn wir erst einst hätten!" — Er lehnte sich in die Polster zurück und zog sie zu sich. „Was weißt du von meinem Vermögen?" fragte er lustig. „Ist nicht der Onkel aus Amerika da?" — Sie lachte. „Viktor, wie bist du so lieb!" So plauderten und kosten sie fort.

Allmählich erst ward das Gespräch eintöniger. Es war spät und Regine müde; zuletzt sprach er fast allein und endlich schwieg er gleichfalls und schaute gedankenvoll auf ihren dunklen Kopf, der vertrauensvoll an seinem Herzen ruhte. So versank er nach und nach in eine tiefe Träumerei; die Erlebnisse des Tags und des Abends nicht nur, sondern auch einer langen Vergangenheit zogen an ihm vorüber, es war ihm, als dämmere eine Zukunft herauf, die nach all den Stürmen nichts als Glück und Segen bringe. Und er wußte doch nicht, weshalb er so glückselig hoffte; er wußte nicht, weshalb er plötzlich sich so frei und mutig fühlte, seit er den lange verloren geglaubten, nie gekannten Oheim nahe vermutete. Denn für sich wußte er von dem am Ende doch keine Hilfe, wie er auch keine verlangte.

Als er endlich aufschaute, war es von dem Klange der Uhr, welche die erste Stunde nach Mitternacht schlug. Reginens Kopf lag fest an seinem Herzen, ihre Hände in seiner Hand, und da er sich leise über sie neigte, sah er ihre Augen geschlossen und um ihren Mund und in den Grübchen der rosigen Wangen das Kinderlächeln eines sonnigen Traums. Er hatte nicht das Herz, sie zu wecken.

Leise legte er sie wie ein schlummertrunkenes Kind in die Sofaecke, zog sich ebenso leise von ihr zurück, stand auf, und, da sie, ohne zu erwachen, im Traum seinen Namen flüsterte, beugte er sich über sie und streifte mit den Lippen flüchtig ihr Haar. Auf den Zehen schlich er zum Stuhl, wo sein Hut und Mantel lag, und mit einem langen, innigen Blick auf die fest Schlafende verließ er das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

Von Karla König.

Rosenstunden.

Die stillen Stunden blüh'n wie dunkle Rosen . . .
sie wissen von des Lebens Anmut viel,
und traumverloren schau' ich ihre losen
purpurnen Blätter und ihr süßes Spiel.

Sie duften reglos schimmernde Minuten —
dann sinken sie . .! Wohin? Mir ist es kund.
Ich sehe sie noch lange purpurn gluten
auf meines Herzens schattendunklem Grund.

Und ließ ich sie auch oft vergessen liegen
im Drang des Alltags, Kampfgetön und Schmerz . . .
auf einmal wallte, mahnend und verschwiegen,
mir Rosenduft wie Opferrauch durchs Herz!

*

Die Blumen.

So süß und traurig hab' ich heut' geträumt:
Mir träumte, meine Quelle wär' verschäumt,
und seufzend leis hätt' ich mein irdisch Leben
nun heimgegeben.

Jetzt ruht' ich, weiß verhüllt bis zu den Füßen,
und meine Freunde kamen, mich zu grüßen.

Sie weinten leiser als der Regen raunte . . .
Gesenkten Blickes lag ich da und staunte
betroffen in das Leid, das ich entfachte!
Auch waren mehr gekommen als ich dachte . . .

Und Blumen brachten sie! O sel'ger Flor,
o farbig leuchtend Wogen ohne Ende!
Von Düften sang um mich ein Frühlingschor,
und Rosen leuchteten um Stirn und Hände . . .

Die Seele schon zum ew'gen Lenz erneuend —
so ruht' ich träumend, mich an ihnen freuend
und doch betrübt, als zart ihr Hauch mich küßte,
daß ich sie auf der Erde lassen müßte.

Auf einmal fiel mich eine Frage an!
Der Priester hob die Hände betend eben,
da sprach ich in der Orgel süßes Schweben:
„Sagt, Liebste! Warum habt ihr mir im Leben
die Blumen nicht gegeben . . .?"

Stumm beugten sie die Häupter, — schwerer trauernd!
Und durch die Kränze fröstelte es schauernd . . .

*

Einsame Feuer.

Ich hab' gewacht und abermals gewacht —
einsame Feuer glühen durch die Nacht . . .
Gedankenfeuer, — sonnenrot entfacht!

Ich starre heiß in ihre Glutenmienen:
die blassen Hände sind mir rot beschienen,
in müder Stirne schwelt's wie Feuersglut,
in meinen Adern rauscht des Feuers Blut,
die goldgekrönten Flammen spiegeln mich . . .
und aller Feuer einsamstes — bin ich!

Denn keiner wacht bei mir! Und keiner wehrt
der Lebensflamme, die sich toll verzehrt,
und keiner stärkt mein Feuer, wenn es müd',
und keiner träumt ihm nach, wenn es verglüht . . .

*

Regenlied.

Am Fenster singt ganz leise
das Regengedicht,
ich höre die zarte Weise
und rühre mich nicht.

Ich rühre mich nicht und fühle
feuchtfrisches Weh'n
und spüre die sanfte Kühle
durch meine Glieder geh'n . . .

Als läg' ich träumender Weise
schon längst im Grab,
und der Regen regnete leise
durch die Weiden herab.

*

Grabschrift.

Woher — wohin? konnt' keiner mir verraten
auf dieser kargen Fahrt durch Zeit und Raum!
Aus schwerem Traum stieg ich zu schmalen Taten
und sank aus ihnen wieder in den Traum . . .
Nie bin ich ganz aus mythischem Schlaf genesen,
nachtwandlerhaft zerpflückt' ich meinen Kranz
und hab' mich nur in Augenblicken ganz
hindurchgekämpft zu meinem hellsten Wesen.

*

Hinter dem Vorhang.

Und doch ist dies des Daseins Urgesicht,
wie jetzt ich's sehe! Ich erkenn' es tief,
schon heut' gewiß, es wieder zu vergessen —
Ich müßt' es auch wohl, wollt' ich froher leben.

Die Erde ist nicht heiter, wird es nie —
und nur die buntlebend'ge Decke irrt.
Es ist, wie vor Jahrtausenden es war;
als sich das Chaos sonderte, nicht reicher —
noch immer *sind* nur Erde, Wasser, Himmel!

Mir träumt, ich wandelte auf Erde nicht:
Im Wasser steh' ich, und die Wellen treiben
und tragen her und tragen rascher fort —
und bis zum Gürtel schreit' ich in der Flut.
Und durch des Wassers spielend helle Ringe
scheint dunkler Rätsel voll die dunkle Erde,
die Mutter der Lebendigen und Toten,
der wahre Schoß auch, dem ich selbst entstieg,
und durch die Wellen blick' ich sinnend nieder:
„Wann rufst du, Mutter, an die dunkle Brust?"

Und über mir wölbt sich der tiefe Himmel
und krönt mit hellem Golde meine Flut
und sendet Wolken, die gleich Wasservögeln
mit stürmisch dunklen Schwingen drüber gleiten.
Und Sterne wandeln licht durch meine Welle . . .
Und dankbar lächelnd streckt' ich meine Hände
und nannt' es alles mein! Und nichts ist mein —
ist alles nur geliehen, — alles nur!

Und eines Tages sink' ich in die Welle!
Sie schließt sich leise, ein paar Tropfen sprühen . . .
und alles ist wie sonst! Die Erde sinnt,
bereit zu schenken und Geschenk zu nehmen,
die raschen Wasser rauschen hastig fort,
der Himmel lächelt hell sein hellstes Lächeln,
denn nichts geschah, was täglich nicht geschieht:
Gelöst der Kette überzählig Glied.
Verblüht mein Blatt, und leis verhallt mein Lied!

*

Kleines Ave.

Viel graue Schatten schweben,
ich weiß nicht, ob sie leben,
ob ich sie nur geträumt.
Sie wogen dunkler, dichter . . .
doch, nein! sie werden lichter,
sind wie von Silber schwach umsäumt!

O schimmernd Traumgesichte!
Das Grau wird all zunichte!
das Silber schwillt und steigt . . .
Mein Herz singt: „Ave! Amen!"
Aus silberlichtem Rahmen
sich klar ein liebes Haupt mir neigt.

*

An die Schönheit.

Ich ging schon oft im grauen Staubgewand
und bin durch Nacht gewandert irr und blind,
ich sah den Regen strömen auf das Land,
den dunklen Regen, der auf Erde rinnt . . .
Zu Asche stob mir mancher Purpurbrand,
zum Sturme schwoll manch Lüftchen sonnenlind!
Doch in des Lebens Blick, dem tränenfeuchten,
sah immer wieder ich ein tiefes Leuchten,
und auch aus Schätzen, die ich selbst zertrümmert,
da wuchsen Blumen, glut- und glanzumschimmert,
und immer wieder sah im Morgenwehen
ich eine Gottheit durch mein Leben gehen,
und Schönheit schritt mit seligem Gesichte
durch meiner Seele sehnende Gedichte!

Und goldne Fäden wob sie um mein Herz
und lenkte mich an ihnen kinderleise
und tropfte Morgenröte in den Schmerz
und dämpfte ihn zur andachtsfrommen Weise
und goß mir Glanz um meiner Waffen Erz
und gab mir Blüten mit auf meine Reise!
Und immer wieder stand ich viele Male
vor meiner Sehnsucht weißer Marmorschale
und sah verträumt und in beglücktem Sinnen
viel Holdes durch die heiligen Wasser rinnen —
Rosen und Sterne — Träume und Gedichte,
und immer wieder — liebe Angesichte!

*

An die Musik.

O neige segnend dich,
von hohen Engeln mild gefüllte Schale,
aus der die edlen Perlen klingend rollen!

Aus meiner Sehnsucht Regenbogenstrahlen
schuf ich mir selbst die edelste der Schalen
und hebe sie auf fromm gebeugten Knieen
zum reinen Himmel ewiger Melodieen.

Wie sich der Seele Tempelwände weiten,
wie nun die schönen Perlen singend gleiten!
Ich muß euch alle fromm willkommen heißen,
ihr trauerschwarzen und ihr silberweißen,
aus tiefer Seelen Leid und Lust geboren
und tiefen Seelen ewig unverloren.

O wie die edlen Perlen klingend rollen!
Die leere Schale ward zur übervollen . . .
Voll Andacht will ich meine Hände führen,
will an die seligschwebende nicht rühren,
nur sanft in sie mit zärtlichem Bewegen
die volle Rose meines Liedes legen!

*

Traumwanderung.

Meerblaues Leuchten rinnt
in die schweigenden Schalen der Nacht,
der Wind geht horchend und lind
wie ein Träumer, von Sehnsucht erwacht.

Leis rührt mich sein atmender Hauch,
er folgt wie ein Freund durch die Nacht,
ich aber schreite nun auch
wie ein Träumer, von Sehnsucht erwacht!

Lang trug ich es dunkel verhüllt,
nun dämmert entschleierte Pracht . . .
meerblaues Leuchten erfüllt
meine schweigende Seele bei Nacht!

Meerblaues, leuchtendes Glück
füllt meine Schale voll Pracht . . .!
Dann strömt es beseligt zurück
in die schweigenden Schalen der Nacht!

*

Frühredaktion am Montag.

Meine Tage kommen und gehen spät.
Selten mein Weg durch die Frühe geht.
Die Wochen wandern im Siebenschritt,
einmal bringt jede den Morgen mit!
Kaum hat der Sonntag die Lider geschlossen,
sind seine schwebenden Träume zerflossen.
Klirrt in der Frühe mein Schlüssel am Tor,
tret' ich tief atmend ins Freie hervor.

Die hohen Häuser schlummern noch sacht
und weich umflügelt von Spätherbstnacht,
alle Laternen sind müd verglüht,
die Wolkenfahnen weh'n tauumsprüht . . .
Noch prunkt kein Funke Rubinenlicht.
Ich schau' in ein dämmerndes Weltgesicht . . .
Das schlägt nach rinnendem Stundenlauf
langsam, langsam die Augen auf.
Und stille bleibt es nun vor mir steh'n
und will mir tief in die Seele seh'n!

Um all' die träumenden Fensterladen
schlingt sich ein dämmernder Silberfaden.
Die dunkle Frühe wird taugelind,
und meerfrisch duftet der Morgenwind . . .
Immer noch liegen die grauen Gassen
so lichtvergessen und lärmverlassen.
Da, horch', manch einzelner, eiliger Schritt
wandert von hüben und drüben mit.

Arbeiter sind's! Sie ziehen zur Frone,
tragen die heimliche, eiserne Krone!
Eisgraue Köpfe auf sehnigen Nacken,
derbe Stiefel, geflickte Jacken,
schwielige Fäuste, die eisern packen! . . .
Hör' ich den rauhen, den eiligen Tritt,
zieh' ich mit stolzesten Schritten mit!

*

Nach dem Gewitter.

Nun wallt der Strom tief in Gedanken,
die dunkle Welle atmet kaum
und selbst die feinsten Gräser schwanken
nur sacht am grünen Ufersaum.
Sanft schwingt sich die Versöhnungsbrücke
in sieben Farben durch das All,
doch über längst verscherztem Glücke
klagt leise noch der Tropfen Fall!

*

Morgensehnsucht.

Über mein träumendes Angesicht
tastet sich leise das süßblaue Licht,
dämmerndes Leuchten, den schwebenden, vollen
meerkühlen Schalen des Morgens entquollen.

Ach, meine Seele harrt traumbetaut
auf einen einsamen Vogellaut . . .
In einem süßen, verlorenen Singen
möchte sie klingen und aufwärts dringen . . .

Möchte sie steigen und schweben sacht
wie eine Taube aus sinkender Nacht,
um sich im glühenden Morgen zu segnen
und deiner Liebe in Gott zu begegnen!

*

Nachhall.

Die klingenden Quellen verrinnen,
noch flimmert ihr silberner Saum . . .
doch über das Träumen und Sinnen
wächst morgen ein anderer Traum!
Ach, wenn von dem allen doch bliebe,
du drängendes Lebensgedicht,
ein Tropfen unendlicher Liebe . . .
nach schmerzendem, müdem Verzicht!

Hat jeder gelebt und genossen,
trägt jeder es schweigend beiseit,
hält jeder das Letzte verschlossen,
bleibt jeder dem andern so weit!
Doch siehe — um Kämpfe und Nöte,
um offnen und heimlichen Brand
tönt lieblich die goldene Flöte,
von Menschen die Liebe genannt!

Und locken die sehnenden Lieder,
dann schart sich die einsame Not,
wir rücken zusammen wie Brüder
und brechen uns sorglich das Brot!
Längst ging wohl die Sonne zur Wende . . .
wir reichen den purpurnen Wein
und streicheln uns leise die Hände:
„Sei ruhig, du bist nicht allein . . .!"

*

In einer Osternacht.

Heut' nacht, da will ich ganz artig sein
und garnicht weinen!
Guckt durch das Fenster der Mondenschein,
guckt mir das Osterenglein herein . . .
Wink' ich ihm: „Englein, komm!"
Sag' ihm ein Sprüchlein fromm
nur für den Einen!
's braucht ja nicht lang zu sein,
sag' nur dem Engelein:
„Liebes Englein, mach's gut!
Was soll ich dir viel erzählen
von all dem Härmen und Quälen,
mir ist ja das Herz so übervoll;
drum eben kann ich mich schlicht bescheiden, —
bitt' dich um Christi Blut, —
liebes Englein, mach's gut . . .
mach's gut mit uns beiden!"

Nun neigt sich die erblühte Rose
An meiner Liebe jungem Strauch,
Nun wallt mein Herz, das ruhelose,
So linde wie ein süßer Hauch!
Das weite Leben leuchtet wieder
Vom Glanze deines Liebesblicks
Und zitternd streichelt meine Lider
Die Falterschwinge zarten Glücks . . .

*

Die segnende Hand.

Sah ein Traum mich an mit Augen, wunderklaren:
Eine Hand lag still auf meinen Haaren
wie ein Glück, das meinen Scheitel traf.
Und ich lag in stillstem Atemregen,
doch ich spürte ihren tiefen Segen
stark und leuchtend über meinem Schlaf.

Auf der Haare dunkelbrauner Seide
lag sie liebend, leicht und frei vom Leide,
hielt des Sinnens Schwere mir gebannt;
kühlte leise die verborgne Fehle,
und ich fragte aus befreiter Seele:
„Sage, wem gehörst du, liebe Hand?"

Als ich träumend diese Frage dachte,
zuckte leis die Hand und ich erwachte, —
Meine Hand glitt leise mir vom Haupt . . .
Und ich sah es, staunend und erschrocken,
und dann klangen sanfte, goldne Glocken
und ich fühlte, was ich nie geglaubt . . .

Und die Hand glitt mir vom Haupt zum Herzen,
zündete ihm klare Freudenkerzen
und ich sah sie lange träumend an . . .
Hold erschloß dem sinnenden Gemüte
sich des Glaubens tiefe Wunderblüte
von der Seele, die sich selber segnen kann!

*

Einer und bald Keiner

Unter diesem — ich möchte fast sagen, ergreifenden Titel hat Professor C. A. Lorenz, der am 13. August sein 80. Lebensjahr vollendet, seine Lebenserinnerungen geschrieben. Hochinteressant durch ihren Inhalt, packend durch ihre Sprache, bilden diese Erinnerungen ein überaus wertvolles Dokument für die Kunstgeschichte unserer Hauptstadt Stettin sowohl, wie auch der ganzen Provinz Pommern. Der Pommern-Verlag Max Mallin hat darum beschlossen, anläßlich des bevorstehenden Jubeltages des Künstlers, diese Erinnerungen in einfacher, aber würdiger Form herauszugeben. Er geht dabei von der sicheren Voraussetzung aus, daß alle künstlerisch, insbesondere musikalisch interessierten Kreise dies Unternehmen dadurch, daß sie selbst für sich das Buch erwerben und ihren Freundeskreis darauf aufmerksam machen, unterstützen.

Das Buch wird als Doppelband der Pommerschen Heimatbücher herausgegeben werden, als deren siebenter Band vor kurzer Zeit Hildegard Voigts Schauspiel „Im Pfarrhaus zu Tuchthagen" erschienen ist.

Den Freunden des Jubilars ist Gelegenheit gegeben, durch größere Sammelbestellungen, zu denen Formulare vom Herausgeber (Pyritz, Bahnhofstraße 19) angefordert werden können, das Buch zum halben Preise zu erwerben. Nach dem Erscheinen des Werkes im Buchhandel hört diese Vergünstigung natürlich auf.

Henning von Koß

Biographische Skizze von Erich Müller-Steglitz.

Henning Karl Adam Felix von Koß wurde am 13. Dezember 1855 auf dem seinem Vater Wilhelm v. K. gehörigen Rittergute Lantow bei Lauenburg i. Pomm. geboren und erhielt seine Schulbildung auf dem Wilhelmsgymnasium in Berlin, wohin seine Eltern 1866 übersiedelten, und dann, nach des Vaters Tode, auf der Kgl. Landesschule Pforta; das Abiturientenexamen bestand er in Neubrandenburg. Nach Berlin zurückgekehrt, sollte sich der Zwanzigjährige dem Studium der Rechte widmen, aber nur zwei Semester lag er demselben auf der dortigen Universität ob; denn es zog ihn von Anfang an mit unwiderstehlicher Macht zur Musik, für die er ja schon von Jugend auf eine ungewöhnliche Begabung an den Tag gelegt hatte, und so wurde er Schüler von Theodor Kullak, Rich. Wüerst u. a. Nach einigen Jahren geruhigen Landlebens, in denen er sich musikalisch selbst weiterbildete, ließ sich von Koß 1886 in Berlin-Friedenau dauernd nieder, verheiratete sich im nächsten Jahre mit Martha von Sack und war seit 1888 als Musikreferent und Redakteur der „Kreuz-Zeitung" tätig. Hier, in Friedenau, ist er am 12. April 1913 heimgegangen; sein Sterbehaus war Begasstraße 8.

Im Musikleben Berlins hat Henning von Koß eine geachtete Stellung eingenommen, wenngleich ihm infolge der oft hervortretenden Schroffheit seiner Musikkritik, die aber niemals den Ton formeller Vornehmheit vermissen ließ, vielfach Gegner erwuchsen. Er, der nach Innerlichkeit, Sangbarkeit und Natürlichkeit des Ausdruckes und der Melodik strebte, konnte ja unmöglich Verständnis haben für die gewagten Experimente der aller ernsten Kunstgesetze spottenden Modernen. Durch alle seine Kompositionen zieht sich eine melodische Linie, die im Ohr und Herzen des Hörers haften bleibt, eben weil sie aus warmer Empfindung hervorgegangen und mit dem Herzen geschrieben sind.

Besonders erfolgreich und fruchtbar zeigt sich Henning von Koß im einstimmigen Liede. Am bekanntesten wurde sein 1884 geschriebenes und bei dem glücklichen Verleger C. Scharff in Diedenhofen erschienenes Opus 2. „Winterlied" („Komm' aus der engen Stadt"), dessen quellfrische Melodik seitdem Tausender Herzen entzückt hat und das bis auf den heutigen Tag eines der verbreitetsten Lieder geblieben ist. Nicht minder wertvoll und melodiös ist das Eugen Gura, dem „Sänger von Gottes Gnaden", gewidmete und bei J. E. C. Leuckart in Leipzig verlegte, balladenartige Opus 8 „König Elf", 5 Lieder aus dem gleichnamigen Zyklus von Gustav Kastropp, nämlich „Nordlandsfahrt", „König Elf", „Harold und Ella", „Waldesruh" und „Harolds Wunsch". In diesen Kompositionen zeigt von Koß auch in der modernen Verwendung des tonmalerischen Elementes der Begleitung eine glückliche und geschmackvolle Hand. Von den sonstigen Tonschöpfungen heben wir weiter hervor die der bekannten ehemaligen Hofopernsängerin Elisabeth Leisinger zugeeigneten fünf Lieder (Opus 9), die Widmungen an den Sangesmeister Raimund von Zurmühlen (Opus 12) und Anton Sistermanns (Opus 14), die Anna und Eugen Hildach zugeeigneten drei Duette (Opus 17), ferner drei Lieder mit Text von Ph. zu Eulenburg (Opus 35).

Weil Henning von Koß sich in Form und Ausdruck den Altmeistern des deutschen Liedes anschließt und der melodische Gedankengang seiner Gesänge in einer von allen Verschnörkelungen und Verrenkungen völlig freien Unmittelbarkeit zu uns spricht, hat er gerade ein Anrecht darauf, zu den musikalischen Penaten des deutschen Volkes zu gehören, das ja in dieser schweren Kriegszeit besonders nach schlichten, zu Herzen gehenden Weisen verlangt. Den gesunden und natürlichen Zug, der seine Lieder durchweht, das Ungesuchte und Ungekünstelte in ihnen wird jeder wahre Musikfreund angenehm empfinden.

Sehr zu bedauern ist, daß die „Sonate für Geige und Klavier" bisher Manuskript blieb. Eine so wertvolle Komposition sollte ein Verleger sich nicht entgehen lassen.

Henning von Koß war eine vornehme, in eigener Sache stets bescheiden zurücktretende Persönlichkeit. Obgleich ein hervorragender Pianist und feinfühliger Begleiter, liebte er es mehr, mit seinem seelenvollen Spiele den engeren Freundeskreis in Haus und Familie zu erfreuen, als die Öffentlichkeit zu beschäftigen. „Wer da öfter Gelegenheit hatte," so berichtet einer seiner Verehrer, „ihn zu belauschen, wenn er in stiller Dämmerstunde, frei aus dem Kopfe spielend, an seinem Duysen-Flügel Zwiesprache mit seinen Lieblingsmeistern Beethoven, Schubert und Chopin hielt, der wird diese Stunden hohen Genusses und edler Erhebung niemals vergessen. Sonderlich war Schubert in seinen letzten Lebenstagen der Tondichter, in dessen Welt er sich gern aus dem Leid irdischer Kümmernisse flüchtete."

Aus der Zeit

Helden aus Pommern und der Neumark, die das Eiserne Kreuz I. Klasse erwarben.

71. Assistenzarzt Dr. Albers, Driesen.
72. Unteroffizier Paul Rasch, Königsberg (Nm.).
73. Oberleutnant Aurel Scheibler, Landsberg a. W.
74. Ordonnanz-Offizier Max von Zitzewitz, Kussow.
75. Offizier-Stellvertreter Semma, Stralsund.
76. Leutnant Prüter, Usedom.
77. Leutnant Hans Kaliebe, Treptow a. R.
78. Pionier-Leutnant Gustav Mielitz, Zachan.
79. Unteroffizier Arthur Schmeling, Stolp.
80. Gutspächter Vidal, Peenemünde.
81. Professor Dr. Schöne, Greifswald.
82. Offizier-Stellvertreter Paul Herzberg, Bublitz.
83. Hauptmann Köhne, Greifenberg.
84. Leutnant Gottfried Habeck, Greifenberg.
85. Leutnant Wilhelm Körner, Greifenberg.
86. Gefreiter Joseph Bassort, Stettin.
87. Leutnant Wolff von Borcke, Bauer.
88. Deckoffizier August Wallis, Prerow.
89. Leutnant Bruno Wasielowski, Greifswald.
90. Leutnant Koslowski, Köslin.
91. Leutnant (Lehrer) Born, Dramburg.
92. Leutnant Hans Starke, Naugard.
93. Feldwebel Gasow, Treptow a. R.
94. Unteroffizier Otto Küster, Swinemünde.

Lichtspiellehrgang in Stettin vom 3. bis 5. April 1917.

Das kurze Zeit vor Kriegsausbruch gegründete Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin hat in den ersten Apriltagen einen ungemein belehrenden und anregenden Lichtspiellehrgang veranstaltet, der aus allen Teilen des Deutschen Reiches überaus zahlreich besucht war.

Die auf ihm gehaltenen Vorträge sind als Buch unter dem Titel „Acht Vorträge zur Lichtspielreform" erschienen. Vornehmlich dazu bestimmt, den Hörern ein Repetitorium zu sein, dient es auch vorzüglich als Mittel, die dort in der Urania zu Gehör gebrachten Gedanken und Anregungen weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Regierungs- und Gewerbeschulrat Hugo Sellentin †.

Am 9. Juli starb an den Folgen einer Diphtherie-Erkrankung der Königliche Regierungs- und Gewerbeschulrat Herr Hugo Sellentin. Seit dem 1. April 1911 gehörte der Verstorbene der Stettiner Regierung an, die in ihm einen im hohen Grade geschätzten, durch vorbildliche Pflichttreue und gewissenhafte Hingebung an den Dienst, durch reiche Gaben des Geistes und Herzens ausgezeichneten Mitarbeiter verliert. Besonderes Verdienst hat sich Hugo Sellentin um die Förderung des Fortbildungsschulwesens in seinem Bezirke erworben.

Vereinsnachrichten

Stettin, 15. Mai 1917.

Hauptversammlung des Messenthiner Waldvereins.

Wenn Buche und Birke sich mit neuem Grün schmücken, Anemonen und Leberblumen den Waldteppich beleben und der Waldmeister mit seinem zarten Duft den Wald erfüllt, vereinigen sich seit nunmehr zehn Jahren die Mitglieder des Waldvereins in dem schönen Messenthin zwecks gegenseitiger Aussprache zur Hauptversammlung. In Vertretung des durch seine militärische Dienstleistung behinderten Vorsitzenden leitete am vergangenen Sonntagnachmittag Herr Lehrer W. Janke die Sitzung. Als erfreuliche Tatsache konnte der Jahresbericht voranstellen, daß der M. W. V., der 1345 Mitglieder zählt, sich um 50 Mitglieder vergrößerte. Die vielfachen Schäden an Bänken und Wegweisern, die der Waldverein namentlich in jüngster Zeit zu beklagen hat, sind unter erheblichen Opfern an Zeit und Geld restlos beseitigt worden. Während der langen Winterzeit wurde die Vogelfütterung ohne Unterbrechung durchgeführt. Auch die Kassenverhältnisse sind günstige. Die Einnahmen betrugen 1910 Mark, die Ausgaben 1473 Mark, so daß ein Überschuß von 437 Mark verbleibt. Lebhaft wurde darüber geklagt, daß die Zierde von Messenthin, der Pfingstberg, mehr und mehr schwindet. Alle Bemühungen, dieses Naturdenkmal zu erhalten, sind bisher vergebliche gewesen. In nicht zu ferner Zeit wird eine öde Mietskaserne anstelle des Pfingstberges mit seiner weitumfassenden Fernsicht stehen. Wer hilft hier, dem Messenthiner Waldverein diese Gefahr zu verhüten! — Durch Zuruf wurden die satzungsgemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder wiedergewählt. Der Vorstand setzt sich zusammen aus den Herren Sanitätsrat Dr. Schlüter, Lehrer W. Janke, Lehrer H. Kaiser, Beamten der Germania Carl Küster, Ingenieur Johannes Kohn und Beamten der Vulcan-Werke Franz Radüchel. Als Beisitzer fungieren die Herren Professor Dr. Winkelmann, Bureaudirektor Chinnow, Kaufmann Richard Ernst Friedrich und Beamter der Vulcan-Werke H. Scheerbarth. In Jasenitz, Altwarp, Neuwarp und Groß Ziegenort bestehen Ortsgruppen und Auskunftstellen.

An die Mitglieder des Messenthiner Waldvereins, sowie an alle Freunde einer guten Heimatschrift, ergeht die dringende Bitte, mitzuhelfen, daß unser liebgewordenes Familienblatt, „Unser Pommerland", sicher und ungefährdet durch die Kriegsnöte

geführt werden kann. Dies kann nur dadurch geschehen, wenn der Leserkreis ein immer größerer wird.

Carl Küster, Stettin.

Das dritte Vereinsjahr des „Pommern-Bund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art", Sitz Berlin-Steglitz (Mindest-Jahresbeitrag M. 4,—), bot an größeren Veranstaltungen im Oktober einen Georg Engel-Abend zum 50. Geburtstage des Dichters, der bekanntlich aus Greifswald stammt, ferner im März einen Terzett-Abend unter Stimmführung der aus Stettin gebürtigen Konzertsängerin Valerie Zitelmann, der im Zeichen von C. Ad. Lorenz, Fetd. Oehlschläger und Heinrich Trieft stand, im Mai einen „Pommersch-Plattdeutschen Abend", unter Mitwirkung von A. N. Harzenmüller und Antonie Römer und endlich im Juni zum dreijährigen Stiftungsfeste freiwillige Vorträge der Mitglieder Katharina und Valerie Zitelmann, Gertrud Brandes, Dr. Hans Benzmann, Robert Beitzke. Die Gesänge begleitete der erste Vorsitzende des Bundes, Erich Müller-Steglitz, von dem ein Lied im Volkston „Hans der Schuster" (Text von Hanz Benzmann) sehr gefiel.

Pommerscher Künstlerbund.

Mitgliederverzeichnis für 1917.

Friederike Bleckmann-Töpper, Cammin.
Eugen Dekkert, Diesen, Oberbayern, Maler.
Prof. Louis Douzette, Barth i. Pom., Maler
Martin Gscheidel, Misdroy, Maler.
Wilhelm Groß, Berlin-Dahlem, Bildhauer.
Hans Hartig, Berlin, Maler.
Emmy Halter-Dursteler, Stralsund, Malerin.
Heinrich Heuser, Berlin, Maler.
Paul Holz, Maler.
Prof. Gerhard Janensch, Bildhauer.
Ernst Kolbe, Maler.
Elsa v. Kullberg, Stettin, Malerin.
Otto Lang, Swinemünde, Maler.
Angelika v. Lepell, Malerin.
Prof. Bennewitz v. Loefen jun., Jasenitz, Maler.
Anna Mahlke, Stettin, Malerin.
Prof. Ludwig Manzel, Charlottenburg, Bildhauer.
Martin Meyer-Pyritz, Berlin-Wilmersdorf, Bildhauer.
Gustav Milling, Stettin, Maler.
Elisabeth v. Osterroth, Stettin, Malerin.
Johannes Plato, Berlin-Schöneberg, Maler, Radierer.
Oswald Polte, Stettin, Maler.
Paula Riezler, Stettin, Bildhauerin.
Helene Rutkowsky, Stettin, Malerin.
Franz Schütt, Stettin, Maler.
Geh.-Rat Prof. Max Seliger, Direktor der Akademie, Leipzig, Maler.
Otto Tarnogrocki, Stettin, Maler.
Georg Tippel, Prof., Kgl. Kunstgewerbe-Museum, Berlin, Maler.
Friedr. Wilh. Töpper, Cammin, Maler.
Hans Völker, Wiesbaden, Maler.
Anna Wolkenhauer, Berlin, Malerin.
Margarete Wossidlo, Stettin.
Elisabeth Büchsel, Stralsund, Malerin.
Fritz Müller-Landeck, München, Maler.
Oskar Kruse-Lietzenburg, Berlin, Maler.

Neue Bücher

Prorektor P. Wendt-Pyritz.

Eine Reihe neuer Bücher aus den verschiedensten Gebieten liegt diesmal wieder auf dem Büchertisch. Ein jeder Leser wird vielleicht das für ihn brauchbare Werk herausfinden und sich über die Anregungen freuen, die ihm hier und da geboten werden. Dazu kommt: Wer das Geistesleben der heutigen Zeit verfolgen will, darf an den literarischen Neuerscheinungen nicht vorübergehen. Sie sind mehr oder weniger ein Niederschlag lebendiger Triebkräfte, die im Herzen der Deutschen leben. Wohl uns, daß wir noch geistige Jungbrunnen besitzen. Würden sie versiegen, wäre es traurig um uns bestellt; und wieviel Segen ist durch sie in unser Volksleben hinübergeflossen. Darum wollen wir aus dem reinen Quell, der sich vielfach bietet, unablässig schöpfen, um uns zu stärken inmitten der ernsten Zeit.

Wir beginnen zunächst mit der religiösen Literatur und lassen ihr alsdann Proben aus andern Fachgebieten folgen.

Lic. theol. Max Meyer: Das Christentum der Reformation in eiserner Zeit. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Lichterfelde. 1917. Preis 4 Mk., geb. 5,50 Mk.

Vorliegende packende Predigten verkünden die Segenswirkungen der Reformation. Sie wollen zeigen, wieviel wir Luther verdanken, der mit seinem Glauben in der Heiligen Schrift wurzelte. Alle Entwicklungen unseres inneren Lebens sind mit den Gedanken des Reformators in Verbindung gebracht, damit wir durch ihn ermahnt werden, die weltüberwindenden Kräfte des Evangeliums in uns aufzunehmen. Keiner wird das Buch ohne inneren Gewinn aus der Hand legen. Wir wünschen ihm ein gut Geleit.

Bluth: Drei große Tage im großen Weltkrieg. Predigten, gehalten in der St. Nikolaikirche zu Oranienburg. — Verlag von Wilhelm Möller, Oranienburg. Preis 50 Pf. — Reinertrag für bedürftige Krieger der Gemeinde.

Wichtige Gedenktage rufen diese schlichten Zeugnisse in unsere Erinnerung: den 2. August 1914, den 1. August 1915 und das Erntedankfest 1915. Ihnen

schließt sich an eine Ansprache in einer Kriegsandacht nach der Seeschlacht am Skagerrak, gehalten am Sonntag, den 4. Juni 1916. Bluth versteht es, die Ereignisse in religiösem Lichte zu beleuchten und als Merksteine in der Geschichte des Weltkrieges hinzustellen. Wir erleben die glorreiche Vergangenheit im Geiste noch einmal nach, und sie werden von neuem in uns lebendig. Dankbar werden wir gestimmt angesichts des Großen und Herrlichen, was Gott an uns getan hat. Ohne innere Bewegung und Wachstum des Innenlebens wird niemand diese Predigten aus der Hand legen. Führen sie uns auch nicht in die neueste Zeit hinein, so halten sie einen jeden in steter Verbindung mit dem, was hinter uns liegt und regen zur Begeisterung an für weitere Großtaten. Möge das ausgestreute Samenkorn auf einen fruchtbaren Boden fallen und viele andächtige Leser finden!

C. von Blanckenburg, geb. von Bülow, Wenn die Mutter fehlt. Eine ernste Geschichte. Schwerin in Meckl. Verlag des Hofbuchhändlers Friedrich Bahn. 1917. Preis geb. 3,60 Mk.

Dem ungeteilten Lobe des Buches, welches auf der Rückseite abgedruckt ist, vermögen wir nicht in vollem Umfange beizustimmen. Wohl hat die Verfasserin das Wesen einer rechten Mutter mit ihrer umfassenden Liebe zu den Kindern in einer Reihe lieblicher Züge gekennzeichnet, aber je mehr das Bild der Mutter hervortritt, um so größer ist der Gegensatz zu dem schwachen und unfähigen Vater. Wie kommt es, daß der Superintendent Burmeister gar keine Gewalt über die beiden Söhne hat, er, der doch eine ganze Gemeinde leiten muß? Für den geistlichen Stand ist daher dies Buch keine Ehre! Außerdem tritt uns im einzelnen eine Reihe zweifelhafter Tatsachen entgegen: Es ist gewiß mehr als unwahrscheinlich, daß dem Pfarrersohn ohne Aufsicht eine Unterredung mit der Suska gestattet wird. Ebenso scheint mir die Entscheidung bei der Gerichtsszene mehr wie zufällig zu sein. Das Ganze hat einen befriedigenden Ausgang. Im übrigen möge nicht unerwähnt bleiben, daß das Buch Eltern und Erziehern manche Anregung zu leihen vermag.

Ernst Schubert, Ruhm. Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. Verlag G. Grote, Berlin. 1915.

In 14 Novellen werden uns hier einzelne Abschnitte der fridrizianischen Zeit vor Augen geführt. Der Verfasser gruppiert den Stoff um die Ereignisse aus Friedrichs Leben, die geschichtlich interessant sind und die Eigenart der großen Persönlichkeit erkennen lassen. Vielfach verknüpft Schubert die geschichtlichen Begebenheiten mit erdichteten Einzelzügen, so daß hier und da das Bild Friedrichs eine eigenartige Färbung empfängt. Das Buch mutet uns auch durch die Überschriften mancher Novellen, z. B. Mithridate, Niobe, sonderbar an, und ich glaube, die Wirkung der Lektüre ist nicht überall so tiefgründig, daß dadurch der „alte Fritz" von neuem einem jeden ans Herz wachse.

Reinhard Weichert, Das pommersche Fabrikdorf Torgelow. Kurzer geschichtlicher Abriß nebst einem Beitrag zur Genealogie der Familie Weichert. — Kommissionsverlag für Deutschland: Joh. Parrinski (Torgelower Tageblatt), Torgelow in Pommern. 1 Mk.

Von Torgelow und seiner geschichtlichen Entwicklung bis zur Gegenwart will das Büchlein berichten. Nicht uninteressant ist ferner die Schilderung des Torgelower Eisenwerkes und der Hasenburg. Ein Stück alten und modernen Lebens zieht an unserem Geiste vorüber. Eine Weihestunde erleben wir durch die Festpredigt bei der Einweihung der neuen Kirche. Mit einem Beitrag zur Genealogie der Familie Weichert schließen die Ausführungen. Es wird uns hier ein Heimatbüchlein geboten, das weitere Bekanntschaft verdient.

H. Bohnstedt, Die Mädchenbildung in Preußen auf Grund der amtlichen Bestimmungen. Preis geb. 4 Mk. Verlag F. Hirt, Breslau 1916.

Das vorliegende Buch ist vornehmlich ein Handbuch für diejenigen, die in Lehramt und Leitung, Schulaufsicht und Schulverwaltung an der über die Volksschule hinausreichenden Mädchenbildung mitzuarbeiten berufen sind. In übersichtlicher Form sind die gesamten Mädchenschulsysteme auf Grund der einschlägigen Bestimmungen besprochen, um auch dem Unterrichte in der Schulkunde im Oberlyzeum als Hilfsmittel zu dienen. Wieviel schöne pädagogische Gedanken weiß Bohnstedt überall in die amtlichen Bestimmungen hinzulegen, so daß sie uns nicht mehr als tote Paragraphen vor Augen stehn, sondern lebensvolle Bedeutung gewinnen.

Das herrliche Werk bedarf keiner Empfehlung, denn es empfiehlt sich selber.

H. Bohnstedt, Psychologische Erziehungs- und Lehrkunde. Für Frauenschulkurse, technische und Sprachlehrerinnen, sowie die Erziehung des Hauses. Preis geb. 3,50 Mk., in Leinwandband 4,50 Mk. Verlag F. Hirt, Breslau. 1917.

Auch dieses wertvolle Buch verdient wegen der Vorzüge einen Ehrenplatz in der pädagogischen Literatur. Es dient den in Frage kommenden Lehrerinnen zur Förderung und weiter zur Bildung und Vertiefung ihrer Kenntnisse. Wie bei den übrigen Büchern Bohnstedts, so ist auch hier Kompendienstil und -form ferngehalten, die Ausführungen zeugen überall von lebensprühendem Geist und bekunden wissenschaftliche Begründung. Stets ist das Wichtigste hervorgehoben und in seiner Bedeutung für die Gegenwart beleuchtet. Dem Verfasser lag ferner daran, die psychologischen und grundlegenden Erziehungsprobleme nicht allein für die

Schule, sondern auch für das Haus zusammenzustellen. Es ist ihm trefflich gelungen.

Sorgen wir darum dafür, daß das Erziehungsbuch die weiteste Verbreitung findet.

Bluth: Wandervögel. Bilder und Gedanken aus Amerika und China. — Verlag Wilhelm Weicher, Berlin W 30, Haberlandstr. 4. Preis brosch. 2,— M. 1910.

Ein geradezu fesselndes Buch des bereits oben erwähnten Verfassers liegt uns hier vor. Eindrücke aus seinen Lehr- und Wanderjahren hat er dargeboten, die ein buntes und wechselvolles Leben von Amerika und China entwerfen, und Land und Leute auch nach ihren inneren Beziehungen zueinander verständlich machen wollen. Wir folgen gern den Gedankengängen Bluths, wenn er berichtet „Aus dem Lande der Blumen und Früchte" und den Leser bekannt macht mit dem „kirchlichen Leben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika". Diesen Ausführungen sind die Abschnitte angefügt: „Deutsche Weihnachten 1900 in China", „Soldatenpastor im Felde", „Deutsche Waffentaten im fernen Ost", „Heidnisches Frauenleben und weibliche Missionsarbeit in China", „Aus buddhistischen Klöstern".

Es ist eine Lektüre, die von Religiosität erfüllt ist, und die vor allem Lehrern und Predigern Anregung für ihre Arbeit bietet. Man könnte es bedauern, wenn dies Buch unbekannt bliebe.

Wilh. Müller-Rüdersdorf. Des Glückes Brücke. Fr. Seybolds Verlagsbuchhandlung. Preis 1,20 M. 1917.

Der Verfasser zeigt sich als bedeutender Spruchdichter. Stimmungskraft und Edelsinn sind in ihnen vereinigt. Konnte nicht Raum gespart werden, indem für die einzelne Seite mehr als ein Spruch bestimmt wurde? Im übrigen ist das Buch besonders für besinnliche Menschen geeignet.

Büchereiwesen

Aus dem städtischen Jahresbericht der Stadt Bütow.

Der Bücherbestand hat sich im Laufe des Jahres von 487 Bänden auf 632 Bände vergrößert. Auch hier erfuhr die Abteilung Geschichte der Benutzung entsprechend den verhältnismäßig größten Zuwachs. Von 105 eingetragenen Lesern wurden 2500 Bände entliehen. Der Etat beläuft sich in Einnahme und Ausgabe auf 357,40 M.

Herr Büchereiverwalter Ewan hat im Laufe des Jahres ein gutes übersichtliches Bücherverzeichnis herausgegeben. Besonders zu loben ist, daß heimatliche Literatur stark vertreten ist.

Ein wichtiges und wertvolles Buch für Büchereiverwalter!

Schriften der Zentrale für Volksbücherei; 1. Stück: „Die öffentliche Bücherei". 6 Abhandlungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Preis brosch. 3,60 M.

Der Herausgeber des Buches, der Leiter der Zentrale für Volksbücherei in Berlin, Dr. Ladewig, sagt in seinem Vorwort:

Aus einer Angelegenheit der Gelehrten und ihrer Anverwandten wird die „Bücherei" eine Angelegenheit des öffentlichen Verkehrs. Das entspricht dem heutigen Begriff des Wortes, das seit Luther und Opitz zunächst eine nicht ganz einwandfreie Übersetzung für „Bibliothek" war. Bücherei setzt wie die verwandten Wortbildungen eine Tätigkeit mit umfassendem Zweck voraus; bedeutet also etwas anderes, unter Umständen geradezu das Gegenteil von Bibliothek, zum Beispiel in den Fällen, in denen die Bücherei als Verkehrseinrichtung darauf ausgehen muß, daß Bücher durch wohlgeordneten Verkehr verbraucht werden. Erst in solcher Breite gefaßt, wird Bücherei die Erziehung unseres ganzen Volkes heben können.

Diese umfassendere Zweckbestimmung ergibt eine Fülle von Gesichtspunkten, aus denen einige wesentliche in den hier vereinigten Abhandlungen gemeinverständlich erörtert werden.

Wie mannigfacher Art diese Gesichtspunkte sind, die hier zwecks ausführlicher Abhandlungen aus der Fülle der vorhandenen ausgewählt worden sind, mag die Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses zeigen. Die sechs Themen lauten:

Die öffentliche Bücherei. Von Dr. Paul Ladewig, Leiter der Zentrale für Volksbücherei.

Bücherei und Volksbildung. Von Professor Dr. G. Fritz, Stadtbibliothekar von Charlottenburg.

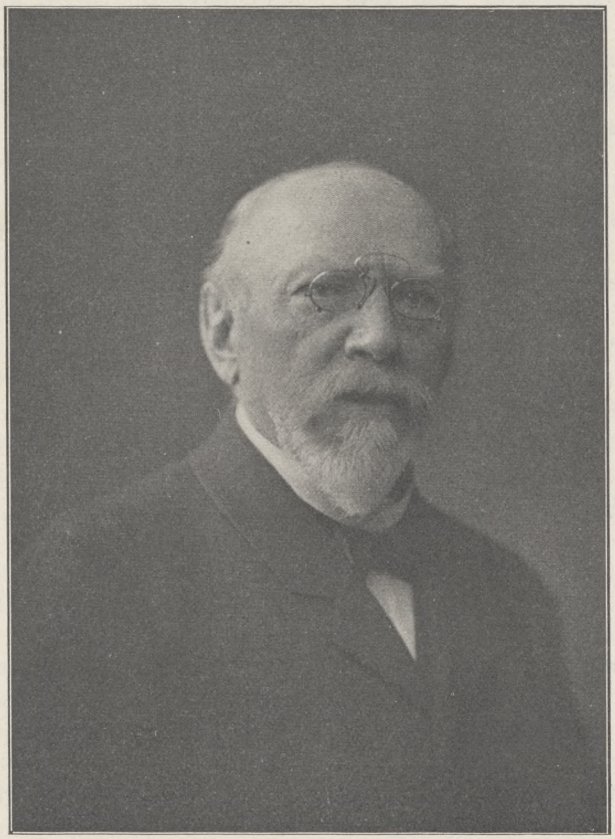
Bücherei und Volkswirtschaft. Von Dr. J. Jastrow, a. o. Professor der Universität Berlin.

Bücherei und Museum. Von Dr. Peter Jessen, Direktor der Bibliothek des Königl. Kunstgewerbe-Museums in Berlin.

Jugendbücherei. Von Dr. Erwin Ackerknecht, Direktor der Stadtbibliothek Stettin.

Werbemittel und Benutzertaktik der Volksbücherei. Von Dr. Erwin Ackerknecht, Direktor der Stadtbibliothek Stettin.

Für den Büchereiverwalter, auch in der Kleinstadt oder auf dem Lande, enthalten diese Abhandlungen besonders die beiden ersten und die beiden letzten, viel Wissenswertes, so daß das Buch unbedingt überall in den Handapparat des Leiters aufgenommen werden muß. Auf einzelne der sechs Beiträge werden wir später noch genauer zurückkommen.



L. Adolf Lorenz

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

4. Jahrgang | Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen | Juli/August 1917

C. Ad. Lorenz

1837 — 13. August — 1917.

Von Erich Müller-Steglitz.

Die musikalische Welt, insbesondere wir Pommern als seine Landsleute, haben alle Veranlassung, den 80. Geburtstag des Seniors der deutschen Oratorienkomponisten, Prof. Dr. phil. C. Ad. Lorenz in Stettin, nicht vorübergehen zu lassen, ohne ihm ein treues Gedenken und dankbare Gesinnung darzubringen. Seit der Meister das Amt, das er als Nachfolger eines Carl Loewe mehr denn vier Jahrzehnte mit höchstem Erfolge bekleidete, niedergelegt (1910) und sich aus der Offentlichkeit bescheidentlich in ein otium cum dignitate zurückgezogen hat, ist es immer stiller und einsamer um ihn geworden, obgleich seine Muse auch heute noch nicht zu schweigen vermag. Während die Mehrzahl der Künstler in der Vollkraft ihrer Jahre ihr Bestes schafft, ihr Alles an den Erfolg ihrer Schöpfungen setzt und später immer mehr nachläßt, erleben wir an Lorenz das seltene Beispiel, daß, je älter er wurde, Frische, Erfindung und Kraft seiner Vertonung von Werk zu Werk sich um ein bedeutendes steigerten. Infolgedessen weiß man nicht recht, welchem seiner Werke größeren Stils der Vorzug zu geben ist; die Wahl wird in der Tat schwer. Lorenz trachtet nicht danach, schnell und möglichst viel zu schaffen, sondern er vertront und veröffentlicht nur das, was vor seinem ernsten künstlerischen Bestreben und vor seinem eigenen strengen Urteile bestehen kann. An Verlegern hat es ihm nicht gefehlt; dennoch brachte er es bis jetzt auf „nur" 98 veröffentlichte Werke. Das nachfolgende Verzeichnis derselben zeigt, daß der Meister auf jedem musikalischen Gebiete vertreten ist, ausgenommen die Operette, die seine Geschmacksrichtung unmöglich berücksichtigen konnte und wollte. Lorenz ist in erster Linie Komponist geistlicher und weltlicher Chorwerke; alsdann kommen seine Orgel- und Kammermusikstücke in Betracht und schließlich seine Lieder für eine Singstimme, von denen viele sich in weitesten Kreisen größter Beliebtheit erfreuen. Lorenz wandelt in seiner Kompositionsart ebensowenig in ausgetretenen Bahnen als im modernen Fahrwasser. Er kennt alle Richtlinien und Richtungen der Musik, hält aber doch zu große Stücke auf die Klassiker, als daß er auf diese dem oft unschönen zeitgenössischen Geschmacke zuliebe Verzicht leisten möchte. Als Schüler so bewährter Lehrer wie Friedrich Kiel und Siegfr. Wilh. Dehn kann Lorenz musikalisch nicht anders empfinden, als er es in seinen Werken zum Ausdruck bringt. Daneben versucht er aber, der modernen Richtung einige von ihm voll und ganz vertretene Konzessionen zu machen, wie z. B. sein letztes Chorwerk „Das Licht" (bei Leuckart in Leipzig), das er als Siebzigjähriger schuf, und die der bekannten Kammersängerin Gertrud Fischer-Maretzky zugeeigneten „Drei Strandlieder" (bei Schlesinger in Berlin) deutlich zeigen. Sein sonstiges Festhalten an der bewährten musikalischen Grundlehre hat die allgemeinere Verbreitung seiner Werke oft nicht leicht gemacht, abgesehen von der „Jungfrau von Orleans", die infolge ihres geradezu überraschenden und überströmenden Melodienreichtums unstreitig zu den besten und dankbarsten Schöpfungen der Chorliteratur gezählt werden muß. Selbst eine so gehaltvolle Komposition wie „Golgatha", mit der Lorenz nach dem Urteile der gesamten Fachpresse ein kühner Wurf gelungen und der wünschenswerte Kompromiß zwischen dem alten Oratorienstil und einer neueren Art bestens geglückt ist, hat trotzdem nicht die Zahl der Aufführungen aufzuweisen, die sie ihrem Werte nach verdient. Man tut dem Komponisten bitter Unrecht, wenn man dieses sein liebstes Musenkind so stiefmütterlich behandelt. Welchen Siegeszug durch die größten deutschen Konzertsäle hielten dagegen seine „Jungfrau von Orleans" und „Das Licht!"

Daß Lorenz da, wo es ihm nötig erscheint, selbst an schon veröffentlichte und mit Erfolg aufgeführte Werke noch nachträglich die feilende Hand legt, beweist u. a. die Neubearbeitung seines 1880 entstandenen „Winfried", die er dreißig Jahre später als Neunundsiebzigjähriger vornahm und zwar mit so glücklichem Gelingen, daß ein hervorragender Musiker wie Prof. Wilh. Weber in Augsburg, der bereits zum „Licht" eine begeisterte Erläuterung mit Notenbeispielen geschrieben hatte, voll des Lobes war

und auch einen Führer durch dieses Werk veröffentlichte und dasselbe alsbald nach der Stettiner Erstaufführung (1. März 1917) mit seinem prächtigen Chore herausbrachte.

Von Lorenz' sonstigen größeren Werken verdienen in dieser Kriegszeit „Otto der Große", dessen stimmungsvoller Text von Otto Conrad Zitelmann Deutschlands Größe verherrlicht, und „Winfried" eine besondere Berücksichtigung seitens der Chorvereine. Nachdem wir Deutschen unsere Auslandssucht als unrühmlich erkannt haben, müßte das Bestreben auch der Musikkreise dahin gehen, den ernsten und wahren deutschen Komponisten eine liebevollere Stätte zu bereiten und mehr Beachtung zu schenken; es ist da noch viel Versäumtes nachzuholen. Zu diesen noch nicht völlig Erkannten und Anerkannten gehört mit in erster Linie C. Ad. Lorenz.

Und nun ein Wort über seine Lieder. Am bekanntesten wurden wohl Fritz Reuters „Twe Riemels": Not- und Liebeswerke und Up wat? — einst Repertoirestücke einer Hermine Spieß, der sie gewidmet sind, und einer Anna Hildach, der Gattin Eugen Hildachs, der sich als vollendeter Verkörperer Lorenzscher Heldenpartien durch einen langen Zeitraum hindurch erwiesen hat. Viel gesungen werden auch Lorenz' allerliebstes „Wiegenlied" (Text von Valerie Zitelmann) und stimmungsvolles „Weihnachtslied" (Text von H. Brettner). Für Männerchor gesetzt, hat sein 1904 von der „Woche" mit dem zweiten Preise gekröntes Lied „Daz iuwer min engal walte" ebenfalls weite Verbreitung gefunden. Weniger bekannt dürften sein „Komm, o komm, Gesellin mein" und „Der Wanderer" (aus opus 77), „Liebesleben" (Text von Fr. Brunold), „Die Schäferin" (in der von H. Beyer & Söhne, Langensalza, herausgegebenen Sammlung gediegener Kompositionen vorwiegend moderner Meister, Heft 253), „Frühlingslied" (ebenda, Heft 255), „Das Mädchen von den Fischerkindern" (aus opus 28).

Nicht zu unterschätzen sind auch die Lorenzschen Kammermusiken, vorwiegend bei Carl Simon in Berlin erschienen, und die namentlich bei Hug & Co., Forberg und Kistner in Leipzig verlegten Männerchöre, von denen „Tanzlied" und „Archimedes" aus neuer Zeit stammen.

Auf dem jetzt sehr begehrten, geradezu überschwemmten Gebiete der Kriegskompositionen ist Lorenz nur mit einem Männerchor „Der deutsche Sang", Kriegs- und Soldatenlieder (Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig), vertreten, sofern man hierzu nicht noch seine Bearbeitung des Ambrosianischen Lobgesanges für gem. Chor und großes und kleines Orchester oder Orgel rechnen will.

Zum bevorstehenden vierhundertjährigen Reformations-Jubiläum veröffentlichte der Meister, bei Oppenheimer in Hameln, eine „Luther-Kantate" für gem. Chor mit Orgel und Blechinstrumenten, die der Aufmerksamkeit der Chorvereine sicherlich nicht entgehen wird.

Noch eines mag nicht unerwähnt bleiben: Lorenz, eine von unverwüstlichem Humor und gesundem Sarkasmus erfüllte Persönlichkeit, hat es sich nicht versagen können, Wilhelm Buschs „Max und Moritz" auch musikalisch zu verewigen. Er fand zu den verschiedenen Streichen dieses köstlichen Buches Melodien aus allerlei Opern und Werken alter und neuerer Komponisten. Der Verleger dieser höchst originellen, keineswegs geschmacklosen Arbeit, die vor Jahren entstand, ist mit dem pekuniären Erfolge sehr zufrieden.

Ich legte diesmal Wert darauf, die Lorenzschen Kompositionen einer kurzen kritischen Würdigung zu unterziehen, nachdem ich früher einmal in „Unser Pommerland" (II. Jahrg., Heft 2) eine längere biographische Skizze über den Meister veröffentlicht habe.

Der 80. Geburtstag unseres musikberühmten Landsmanns wird trotz der Kriegszeit, die die Aufführung auch seiner Werke erheblich erschwert, nicht so ganz sang- und klanglos verlaufen. Leider fällt auf die Feier des Tages der höchst betrübliche Schatten einer unheilbaren Krankheit der geliebten Gattin, an der der Meister stets seine treueste Gehilfin und Beraterin hatte, mit der er auch geistig aufs innigste verbunden war. Auf Jahrzehnte höchster Erfolge und erfreulichster Ehrungen kann unser verdienstvoller Landsmann zurückblicken. Möchte nun auch sein Lebensabend nur von schönen, vollen Akkorden begleitet sein!

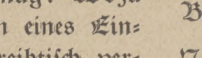


Aus der Jugendzeit

Aus: „Einer und bald Keiner" von C. Ad. Lorenz.

„Aber, liebste Freundin, wenn ich schreibe: ‚Er lebte, nahm ein Weib und starb', ist das nicht genug? Wozu langatmige Ausführungen über das Leben eines Einsiedlers, der seine Zeit fast nur am Schreibtisch verbracht hat?" — „Ist das Innenleben eines Künstlers", fragen Sie, „kein Leben?" — „Gewiß, doch habe ich davon als Musiker besser in Tönen gesprochen." — „Sie würden aber daneben sicherlich des Fesselnden viel berichten können: von bedeutenden Menschen, die Ihnen auf Ihrem Lebenswege begegneten, von Ereignissen, die auf Sie stark einwirkten, von Ihrer Tätigkeit als Leiter eines großen Musikinstituts. Achtzig Jahre müssen Ihrem Wirken einen Inhalt gegeben haben, den kennen zu lernen, nicht mir allein wünschenswert ist." — „Sie drängen, Verehrteste, sonstige Freunde nicht minder, und ich, der schärfste Gegner von Selbstbiographien, lasse mich durch Ihre schönen Augen um meine besten Grundsätze bringen! Ein Schwächling war ich stets und bin es nun auch in diesem Punkte! — Ehe ich jedoch beginne, will ich Ihnen Prophet sein: Bald werden meine Erlebnisse Sie in sanften Schlummer wiegen; nur die Intermezzi, die Ausführungen andrer bedeutenderer Männer, werden Sie wach erhalten und fesseln!" —

Geboren bin ich am 13. August 1837. Obgleich persönlich anwesend, kann ich es doch nicht bestätigen, da der Kalender für mich damals noch unleserlich war. Ich muß es daher meinen leidlich zuverlässigen Eltern, muß es meinem Taufschein glauben. Auch handelte es sich ja nicht um eine Thron- oder eine andere ins Gewicht fallende Erbfolge. — „Welch ein häßlicher Junge!" soll eine noch häßlichere Tante gerufen und dadurch meiner schwer leidenden Mutter einen Krampfanfall bereitet haben. — „Ganz der Vater", „ganz die Mutter!" habe es von dieser und jener Seite geheißen, als hätten die betreffenden Persönlichkeiten damals schon die Domestica von Richard Strauß gehört. Mein Gott! wo in aller Welt gibt es neugeborne Kinder, die hübsch wären! Ein Klümpchen Fleisch! — Wenn ich jetzt meinen Handspiegel putze und dabei zufällig als Achtzigjähriger mich erblicke, finde ich zu meiner Freude mit einigem Stolz — —

„Nein, liebes Werthchen (Hauptmann a. D., guter Geiger), den G-dur-Akkord doch nicht auf dem dritten Viertel; der gehört erst auf Eins im nächsten Takt. Sie sind ja musikalischer als Beethoven. Sehen Sie, Werthchen, der Beethoven will in die Bewegung ; da blieb ihm nur der Notbehelf, einen Takt einzuschieben, wenn auch das richtige musikalische Gefühl das G-dur auf drei des ersten Taktes verlangt. Eigentlich hatten Sie ja recht, den Vorschlag zu machen, aber selbst der größte Künstler bedient sich solcher Notbrücken. Sagte doch unser herrlicher Goethe einst zu Johann Heinrich Voß, dem Hexameterpächter, der ihn auf einen Siebenfüßler in seinen Dichtungen aufmerksam machte: „Lassen wir nur das Ungeheuer stehen!" — Also Karl Loewe, der große Balladenkomponist, weiland Musikdirektor in Stettin, gelegentlich einer Probe des letzten Satzes der C-moll-Symphonie Beethovens. —

Lorenz, du irrst. Die Schönheit ist mehr bei dir ins Innere geschlagen: objektiv, indem du für alles Schöne in Natur und Kunst einen klaren Blick hast und inniges Entzücken empfindest, subjektiv, indem du dich bemühst, Schönes zu schaffen. Letzteres freilich meist mit ziemlich negativem Erfolge.

Mein Urgroßvater soll städtischer Musikdirektor in Schönfließ gewesen sein. Da es aber zwei obskure Orte dieses Namens gibt, will ich nicht, wie ein Gelehrter über Homers Geburtsstätte, darüber streiten, welcher von beiden Städten das Verdienst zuzusprechen ist, ihn zum Förderer der musikalischen Bildung ihrer Einwohner ernannt zu haben. Jedenfalls wird die edle Stadt dieses Namens ihm kein goldnes Vlies gewesen sein, und fünf Streichinstrumente verschiedener Größe, vom Kontrabaß bis zur Geige, sind denn auch die einzigen Erbstücke zweifelhaftesten Wertes, die ihr unbesaitetes Leben in einer dunklen Kammer meines väterlichen Hauses fristeten. Nur eine Geige schätzte mein Vater sehr hoch, spielte viel darauf, phantasierte, nach dem Abendessen in der Stube auf- und abgehend, sehr hübsch, während ich ihn am Klavier frei begleitete, und hatte auch mit drei Freunden Quartett-Abende, an denen ich als kleiner Knabe um die Spieler herumkroch und mich über ihre Striche freute. Da meine Ansicht über den Wert dieser Geige nicht mit der des Vaters übereinstimmte, haben meine unmusikalischen Schwestern das Instrument geerbt: sie würden es in Ehren halten. — Später dann fragten mich die beiden ehrwürdigen Gestalten, wieviel sie wohl für die Geige fordern dürften: ich mußte lachen

und an meinen Vater denken. Ein Instrumentenhändler zahlte ihnen nach langem Handeln schließlich fünf Taler. Das war das Finale des urgroßväterlichen Wirkens.

Trotz der anscheinend untergeordneten Lebensstellung dieses Ahnen behauptete mein Vater, wir seien aus dem Geschlecht derer von Köckeritz, hießen eigentlich Lorenz von Köckeritz. Weil aber ein Vorfahr meines Urgroßvaters es für unwürdig erklärt habe, Nachfahr eines Schnapphahns in der Lüneburger Heide zu sein, habe er den Adel abgelegt. Mir, dem Knaben, erschien diese Eigenmächtigkeit sehr tadelnswert, war doch ein Raubritter in meinen Augen eine recht hochstehende Persönlichkeit. Später tröstete ich mich mit den Worten jenes Küsters auf Rügen, der zu seinem Patron sagte: „Ihnen, Herr von Langen, adelt die Geburt, mir adelt die Kunst." Jetzt lache ich über Adlige und Nichtadlige, zeigen sie sich in geistiger Dürftigkeit, bewundre sie, sind sie geistig groß. Von meinen Angehörigen und Freunden werde ich auch jetzt noch Köckeritz genannt. Das „von" freilich — —

Loewes Seelenruhe, Geistesgegenwart, seinen Humor bei öffentlichen Choraufführungen hatte ich oft Gelegenheit zu bewundern. „Leben Sie wohl," rief er dem völlig entgleisten Chor einst zu, „unter dem Schwibbogen sehen wir uns wieder." Das Orchester ließ er bei diesen Worten ruhig weiterspielen, dann, bei der Fermate angelangt, gab er den lächelnden Sängern mit echt feldherrnhafter Energie das Zeichen zum Wiedereinsatz. Später äußerte er zu seinen Freunden, dem Geheimen Regierungsrat Zitelmann und dem Medizinalrat Behm, die Aufführung sei doch sehr schön gewesen. Als diese Herren anderer Ansicht schienen, meinte er: „Die da unten verstehn ja nichts davon, wir aber wissen, wie es klingen muß." — Zornig habe ich ihn nur einmal gesehen, als in einer Aufführung seines „Johann Huß", in der keine Geringere als Johanna Wagner mitwirkte, das Terzett am Schluß des ersten Teils völlig zusammenbrach. Das aber war der Zorn des Donnerers! — Gelegentlich einer Aufführung des „Messias" hatte sich Fräulein Kugler, spätere Frau Ritschl, in dem kanonischen Duett um ein Achtel verzählt; Loewe berührt mit dem Stabe, leise kitzelnd, die linke Hand der Sängerin, sofort ist das Duo im rechten Geleise. Auf die Frage der Sängerin, warum er so gehandelt habe, sagte er lachend: „Mein Kind, Sie waren ein Achtel voraus, da habe ich Sie eben so lange gekitzelt: auf diese Weise mußten Sie, um ein Achtel in Ihrer Aufmerksamkeit gestört, wieder zu rechter Zeit mit Ihrer Stimme einsetzen." — Als Gesanglehrer am Marienstifts-Gymnasium hatte Loewe, wie später auch sein Amtsnachfolger, die Verpflichtung, bei den Morgenandachten Montags die Orgel zu spielen. Im Laufe des Winters kam er nicht selten erst, wenn der Sekundaner Lorenz die letzten Choralakkorde ertönen ließ. Da sprach er manches Scherzwort aus, das mich mitunter in einige Verlegenheit brachte. Eins davon ist mir unvergeßlich geblieben: „Sie spielen so hübsch; da glauben Sie wohl gar an den lieben Gott? Sehen Sie, ich glaube an ihn. Ist er nicht, dann schadet es nichts, ist er, dann bin ich fein heraus!" — Die Schüler der unteren Klassen setzten ihm in der Singstunde arg zu. Einst, wie es besonders lebhaft in der Klasse zuging, rief er zornig: „Ihr verdammten Jungen, meine Balladen werden in Afrika gesungen, und ihr betragt euch mir gegenüber so schlecht!?" „Hurra! seine Balladen werden in Afrika gesungen!" war die Antwort. Während der Chorstunden, in denen stets der Direktor zur Aufrechterhaltung der Ruhe anwesend sein mußte, begleitete Loewe auf der Violine. Obwohl kein besonderer Geiger, verstand er doch mit großer Geschicklichkeit aus einer Stimme in die andere zu springen, je nachdem bald im Tenor oder Alt, bald im Baß oder Sopran Unsicherheit herrschte. Oft habe ich ihn in diesen Stunden bewundert, oft bedauert, einmal, wenn bei scheinbar unbedeutenden Kleinigkeiten, waren es nur Winke, waren es Äußerungen, seine überragende Künstlerschaft zutage trat, dann wieder, daß ein solcher Mann sich zu diesen Sklavendiensten hergeben mußte. Hätte da nicht — ? —

Mein Großvater war Lehrer an einem Gymnasium in Berlin, weil er aber stark an Asthma litt und nach Ausspruch des Arztes Seeluft sein Leiden erträglicher gestalten würde, ließ er sich als Konrektor einer höheren Schule nach Treptow a. R. versetzen. Übrigens war er ein tüchtiger Musiker, spielte vorzüglich Orgel, Klavier und Geige, komponierte Kantaten für kirchliche Feiern, schrieb Präludien für die Orgel, die auch im Druck erschienen sind, und hat eine Anzahl hübscher Lieder hinterlassen. Quälte ihn sein Asthma nicht, so war er ein höchst fideles Haus und hatte den Kopf voll von Flausen. Er war leidenschaftlicher Philosoph; die zahlreichen Anmerkungen von seiner Hand in philosophischen Schriften bekunden, wie eingehend er sich mit dieser Materie beschäftigt hat. Seinen Übermut, seine Neigung für Philosophie habe ich von ihm geerbt.

Mein Vater wäre gern Musiker geworden, der Großvater gestattete es nicht. Er habe in seiner geliebten Kunst nichts erreicht und wolle nicht, daß sein Sohn in einer brotlosen Laufbahn verkümmere. Nur das Geigenspiel ließ er ihn erlernen. Auf Wunsch der Großeltern und auch wohl aus Neigung ließ mein Vater sich schließlich bei der juristischen Fakultät an der Berliner Universität immatrikulieren, absolvierte mit Glanz sämtliche Examina und nahm dann die ihm vom Minister angebotene Stelle als Rechtsanwalt in Köslin (Pommern) an. Da er verlobt war, wollte er möglichst bald zu Amt und Brot kommen. Nach einjähriger glücklicher Ehe verlor er seine Frau, geb.

Rosalie Dalemann. Auf mich hat die Verstorbene insofern nachgewirkt, als ich die von ihr hinterlassenen Lieder, u. a. „Herz, mein Herz, warum so traurig?", „Nach Sevilla", „Du, du liegst mir am Herzen" als achtjähriger Junge mit lieblicher Stimme und tiefem Empfinden bei den Gesellschaften, die meine Eltern gaben, den scheinbar bewundernden Gästen vorsang. — Später heiratete dann mein Vater Karoline Wichmann, eine Kösliner Konsistorialratstochter, meine Mutter. Dem Sohne dünkte sie sehr unschön (ich habe frappante Ähnlichkeit mit ihr), allein selten habe ich eine Frau von so großer Herzensgüte gefunden. Für das Wohlergehen ihrer Kinder — ich hatte vier Schwestern, von denen eine noch lebt — war sie fast krankhaft besorgt. — Musikalisch war sie nicht, für Poesie hatte sie dagegen größtes Interesse, deklamierte vortrefflich, und meine Neigung für Astronomie stammt von ihr. Als einziger Sohn war ich natürlich der Verzug meiner Eltern, sehr zu meinem Nachteil! Wie viele Nackenschläge mußte mir das Leben verabreichen, ehe ich alle Prätensionen abgeworfen, an die mich die überreiche Güte meiner Eltern, welche dem Knaben auch die ungewöhnlichsten Wünsche nicht abschlagen konnten, als etwas Selbstverständliches gewöhnt hatte!

Mein Vater besaß ein schönes Haus am Markt — (jetzt trägt es auf einer Granittafel die Inschrift: der Oratorien-Komponist Karl Adolf Lorenz sei in demselben geboren) — hielt Pferde und Wagen und hatte zu seinem Vergnügen eine Landwirtschaft, die ihm viel Geld kostete, da er von dem Kutscher anscheinend in unverschämtester Weise betrogen wurde. Seine Praxis war eine recht ausgedehnte, nur verstand er nicht, Rechnungen zu schreiben. — Zu meinem ersten Selbstbewußtsein erwachte ich auf einer Reise, die meine Eltern zu dem verwandten Gutsbesitzer Hartwig machten. Sie fuhren im eigenen Wagen, es war Nacht, den dreijährigen Knaben hatten sie mitgenommen und ihn hinter sich im Fond des Wagens gebettet. Genau entsinne ich mich dieser Situation. Wie jämmerlich müssen die armen Alten auf dem schmalen Sitze sich beholfen haben während einer achtstündigen Fahrt, damit nur der Knabe Ruhe und Wärme habe! — Einige Zeit später hatte ich einen herrlichen Korbwagen zum Geburtstage erhalten: ein Straßenjunge wollte ihn stehlen, mit Gebrüll verfolgte ich den Jungen, und schließlich gab es einen Straßenauflauf. Wieder ein andermal schenkte man mir einen sehr schönen Schoner: an den Molen der Rügenwalder Münde ließ ich ihn — an langem Bande befestigt — schwimmen. Der Faden entglitt den Händen des Kindes, der Schoner segelte stolz von dannen, und der Knabe erhob ein Gebrüll, daß die ganze Münde zusammenlief. Schließlich fuhr ein Lotse hinaus und holte das Schifflein in den Hafen. Der Oberlotse aber meinte: „Aus dem Jungen wird noch was!" Wie hat sich der Mann geirrt! Gelebt, gestrebt; gestritten, gelitten; verdorben, gestorben; vergessen! —

Hätte er nicht die glänzende Reklame der beiden Pastoren Wellmer und Runze gehabt, die mit der Feder erfolgreich nach seinem Tode für ihn arbeiteten, und sich dadurch ein hohes Verdienst erworben haben, wären nicht der herrliche Sänger Senfft von Pilsach und später der ältere Gura recht häufig in Konzerten mit seiner bedeutendsten Balladen vor die Öffentlichkeit getreten, auch Loewe würde schon vergessen sein. Als er, vom Schlage getroffen, lange Zeit krankte, nach leidlicher Besserung seine Tätigkeit als Organist zwar wieder aufnahm, den Dirigentenstab jedoch nicht mehr führte, wurde es schon bedenklich still um ihn. Ohne Sang und Klang schied er dann aus seinem Amte und aus Stettin, wohl nur von seinen nächsten Freunden den Abschiedsgruß empfangend. Erst später, als er schon in Kiel weilte und ich, sein Amtsnachfolger, bereits in voller Tätigkeit war, wurde in der Loge, welche ihm so viele Stunden reinsten Kunstgenusses zu verdanken hatte, eine kleine interne Feier veranstaltet, bei der Professor Ludwig Giesebrecht einen Vortrag über das künstlerische Wirken Loewes in Stettin vor einer gerade nicht zahlreichen Zuhörerschaft hielt. Dann trat längere Zeit völliges Schweigen ein. War ein solches Finale — —?

Daß ich jemals auf der Schule fleißig gewesen wäre, kann ich kaum behaupten; allein ich lernte sehr leicht und kam regelrecht durch die Klassen. Auch das strenge Üben der Klavierstücke war mir sehr peinlich; doch mein Lehrer Menzel äußerte stets zum erzürnten Vater: „Es wird schon werden." Dagegen phantasierte ich von meinem fünften Jahre ab schon frei auf dem Klavier und liebte mein Instrument so schwärmerisch, daß mein Vater mir, als wir in Bauerhufen im Bade waren und ich nach überstandenen Masern bat, mir das Piano nach dem Strande kommen zu lassen, sofort meinen Wunsch erfüllte. Fis-dur war meine Leib- und Magentonart, die Akkorde fand ich ohne besonderes Nachdenken. — Damals kam gerade als neuer Tanz die Polka-Masurka auf. Meine erste Komposition war ein solches Stück; ich spielte, und mein guter Vater schrieb die Noten auf. Noch jetzt weiß ich das Thema: es gleicht Note für Note dem zweiten Thema aus der später aufgefundenen H-moll-Symphonie Schuberts im ersten Satz. Die Symphonie lernte ich erst kennen, als ich schon städtischer Musikdirektor in Stettin war. Mein Staunen war natürlich groß, als ich das Thema erblickte. —

Meine Jugendzeit in Köslin bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr war eine Zeit großen Glückes, aber auch vieler und großer Unruhe. Ich war ein zu wilder unbändiger Junge, der die unglaublichsten Streiche ausführte. Einer der gewandtesten Turner, den je ein Gymnasium gesehen, machte ich die lebensgefährlichsten Kletterübun-

gen zum Schrecken meiner ängstlichen Mutter. Wußte man nicht, wo ich steckte, so wurde zuerst das Dach unseres Hauses abgesucht, welches während meiner Kösliner Zeit neu gedeckt werden mußte, weil ich schließlich die meisten Dachziegel zertreten hatte. Ein leidenschaftlicher Pistolenschütze, verübte ich mit meiner Schußwaffe die unbedachtesten und gefährlichsten Übeltaten. Ein unermüdlicher Schwimmer, der bei 15 Fuß Tiefe Steine vom Grunde zur Höhe brachte, bei Korsofahrten absichtlich unter dem Schreckensschrei der Damen ins Meer fiel, unter dem Bote durchschwamm und, wenn alles mich an der linken Seite suchte, an der rechten wieder auftauchte, ein Schrecken der Lehrer, denen ich Streiche über Streiche spielte: war ich eigentlich in steter Aufregung, wie meine Untaten aufgenommen werden und welche Folgen sie haben würden. Die Muskelkraft meiner Arme war ungewöhnlich groß: mancher Schulkamerad konnte ein Lied davon singen. Durch die Nachsicht meiner Eltern war meine Selbstherrlichkeit so gewachsen, daß ich, ohne zu fragen, dem Kutscher befahl, anzuspannen und mit einer Anzahl meiner Freunde spazieren fuhr. Kam da der Graf aus der Lüneburger Heide zum Vorschein? —

In seinen besten Jahren muß Loewe eine königliche Erscheinung gewesen sein. Ich lernte ihn erst kennen, als er schon älter war; auch da hatte er noch etwas Imponierendes. Wenn er vor Chor und Orchester stand, in der Rechten den silbernen Dirigentenstab, welchen ihm sein Gönner, König Friedrich Wilhelm IV., geschenkt hatte, das Auge in Begeisterung strahlend, hatte er etwas Hinreißendes. Kein moderner Pultvirtuose würde ihm das Wasser gereicht haben. Seine Aufführungen freilich ließen viel zu wünschen übrig, da Chor und Orchester wohl nicht genügend vorbereitet waren, die feinere Ausfeilung unterlassen war. Wenn die Solisten sangen, saß er häufig am Flügel, auf der rechten Seite stand die geliebte Tabaksdose, links lag das seidene Taschentuch. Hin und wieder spielte er mit, unterstützte sogar nicht selten bei den Rezitativen die Sänger auf dem Klavier. Ein Brauch, an den man sich so gewöhnt hatte, daß der Vorgeiger Ruel, als er bei meiner ersten Aufführung keinen Flügel auf dem Podium sah, ganz besorgt mich fragte, was werden solle, wenn der große Apparat in Unordnung käme. Ich lachte und antwortete in meiner jugendlichen Siegessicherheit, dergleichen sei unmöglich. Während meiner vierundvierzigjährigen Amtstätigkeit bin ich indes anders belehrt worden, und wenn auch der Chor niemals versagt hat und das Orchester stets folgte; die fremden Solisten haben mir doch manche Nuß zu knacken gegeben, und einmal mußte ich sogar ein leises Zeichen zur Wiederholung eines Satzes markieren. Während der Zeit von 1854 bis 57 waren die Programme der Oratorienaufführungen ziemlich einseitig: Haydn, Mozart, Graun, Händel und Loewe. In einer Probe des „Requiem" von Mozart, als wir das Sanctus und Osanna sangen, unterbrach er plötzlich die Übung und rief lachend: „Ich will nicht Loewe heißen, wenn diese Chöre nicht der Süßmayer gemacht hat!" Er dürfte wohl recht haben, da das Werk seinem Werte nach sehr ungleich ist. Nur der erste Satz, das Kyrie, und vornehmlich das Recordare erscheinen mir genial erfunden, besonders das letztere. —

Sang Loewe seine Balladen, z. B. „Gregor", „König Ottos Weihnachtsfeier", dann war ihm kein Sänger zu vergleichen. Sein Gesang, viele seiner Balladen werden mir unvergeßlich bleiben: „Erlkönig, Oluf das Hochzeitslied"; und höre ich jetzt diese Gesänge prestissimo vortragen, dann erscheint mir solch Gesinge als elende dilettantenhafte Stümperei. Daß viele unsrer Modernen über diese hohen Kunstwerke mit Achselzucken hinweggehen, ist mir unfaßbar.

Um die Musik der damaligen Gegenwart bekümmerte Loewe sich wenig oder gar nicht. „Ich will mir meine Originalität nicht verderben", äußerte er einst zu mir, als ich ihn fragte, ob er Wagners Musik schon gehört habe, und er es verneinte. Bald darauf spielten wir ihm in einem Schülerkonzert die Tannhäuser-Ouvertüre vor: „Sehr schön", meinte er, „nur etwas unbequem zu hören!" Was würde er wohl zu Richard Strauß sagen?

So hoch Loewe von Wagner eingeschätzt wurde, ebensowenig hielt Loewe etwas von der Wagnerschen Musik. Auch von Spontini wurde unser Stettiner Meister sehr verehrt. Diese Verehrung seitens hervorragender Künstler und seitens seiner lieben Stettiner erhöhten sein genügend vorhandenes Selbstbewußtsein nicht unwesentlich. „Wäre ich musikalisch, lebte in Berlin und hörte, der Loewe käme, um seine Balladen vorzutragen, auf den Knien würde ich ins Konzert rutschen!" Das soll er geäußert haben, als ein von ihm veranstalteter Gesangsabend in Berlin schlecht besucht war.

Mitunter konnte er kindlich naiv, mitunter hart und ironisch sein. Mich behandelte er stets mit großer Zurückhaltung: er konnte wohl nicht begreifen, daß ich nicht sein Schüler geworden. „Lorenzchen wird doch noch zu mir kommen" waren seine Worte bei meinem Abgange von der Schule. — Gelegentlich einer Festlichkeit beim Oberpräsidenten Senfft von Pilsach fragte er den Studenten Lorenz: „Nun, Freundchen, was macht denn die Philologie?" worauf ich in echt studentischer Unverschämtheit sagte: „Herr Musikdirektor, wie steht's mit Ihrer Theologie?"

Aber trotz kleiner Schwächen war er doch ein ganzer Mann: als Balladenkomponist und Balladensänger unerreicht; und auch als Oratorienkomponist würde er Größeres geschaffen haben, hätte er nicht oft zu schnell komponiert. Seine musikalische Erfindung war eine hoch bedeutende: Stücke wie das „Salvum fac regem"

schrieb er ohne Absetzen, ohne eine Note zu verändern in kürzester Zeit nieder. „Lorenzchen", sagte er, „ich unterscheide wirkliche Komponisten und künstlich gezüchtete." „Die letzteren grabbeln sich am Klavier mühselig einen Brei zusammen, und betrachtet man den genauer, so ist das nichts weiter als eine abschreckende Modulationsübung."

Ich hatte mir, ein neunjähriger Knabe, Loewes Schulgesanglehre gekauft, wanderte die Bergstraße in meiner Vaterstadt entlang und durchblätterte das Buch. Da dachte ich bei mir: „Könntest du doch werden, was Loewe ist!" Das ist eingetroffen. War es ein Vorahnen? — „Wirkung in die Ferne?"

Mein erster Schulgesanglehrer in Köslin war der Kantor Kummer, ein alter zahnloser, gütiger Greis. Ich liebte ihn, weil er so schön und rührend sang und die Violine meisterhaft behandelte. Noch oft, sobald meine Schüler das schöne Lied: „Kennt ihr das Land" oder „Preisend mit viel schönen Reden" anstimmten, mußte ich später an den alten Kummer denken. — Als ich Tertianer war, übernahm Dr. Zelle, der Bruder des einstigen Berliner Oberbürgermeisters, den Gesangunterricht, den er mit so großem Eifer betrieb, daß wir an den Vierteljahresschlüssen vierstimmige Oratorienchöre singen konnten. — Von wissenschaftlichen Lehrern, die mir in den untern Klassen besonders durch Prügel näher traten, nenne ich den Dr. Kienert und Professor Bensemann. Kienert war ein Teufel: grausam, schmutzig, und faul über die Maßen. Dieser grauhaarige, entsetzliche Mensch wohnte Wand an Wand mit uns im Nebenhause. Allabendlich von neun bis zehn Uhr blies er auf seiner Flöte ohne Begleitung, es sei denn, daß man das einsame Heimchen, welches gleichzeitig in unserm Ofen zirpte, als Accompagnateur ansehen wollte. Flötenbläser sind a priori bedenkliche Menschen, gefährlich aber werden sie für die Nerven ihrer Mitmenschen, flöten sie ohne die Gesellschaft andrer Instrumentalisten und kann man ihr Flötengehen nicht bewerkstelligen. So schätzenswert genanntes Instrument im Orchester ist, dem Knaben war es, ein Junggeselle von einem Junggesellen sehr mäßig geblasen, unerträglich: daher ich, als Sextaner, nicht ahnend, ich würde später unter seine Fuchtel kommen, nicht selten mit irgendwelchem festen Gegenstande, selbst mit einem Puppenkopf meiner Schwestern, den ich natürlich dabei zerschlug, an die Wand klopfte. Solch Verfahren mußte sich rächen. — Nach Quinta versetzt, stellte mich mein Vater dem Furchtbaren vor: „Lerne lernen! Das ist deine erste Aufgabe! Das Klopfen gegen die Wand kannst du unterlassen!" — „Vater! bei dem wird's mir schlecht gehen: er machte schon ‚solch' Gesicht." — Und es ging mir schlecht, entsetzlich schlecht. Noch sehe ich den Hohn in seinen Blicken, höre sein diabolisches Lachen, als er in der ersten Stunde, für die Quintaner viel zu schnell, das Extemporale diktierte und ich nicht folgen konnte, weil mir die Feder abhanden gekommen war, die ich erst nach längerer Weile aus meinem — Stiefel hervorholte. Da saß ich denn ratlos. „Hier, Primus, das Tagebuch! Schreib ein: ‚Lorenz faul!' — „Nun, mein Jungchen, wie war's in der ersten Stunde?" — „Ooch Mama, Kienert hat mir einen — Lobstrich gemacht." — Und die stets besorgte gütige Mutter atmete erleichtert auf. Notlügen sind doch mitunter eine Himmelsgabe!

Mochte ich die lateinischen Regeln, einem Spinnrade gleich, herschnurren können, stets verstand Kienert es, mich so zu verwirren, daß ich stocken mußte. Auf diesen Moment wartete er, wie ein Tiger auf seine Beute. Im Nu war er mir am Halse und ohrfeigte mich mit beiden Fäusten: das Blut ist mir oft aus der Nase geströmt.

Um während der Stunde in Ruhe die Zeitung lesen zu können, ließ er sämtliche Schüler der Klasse nacheinander die lateinischen Regeln auswendig herplappern. So wurden viele Stunden vergeudet. Von den fünf Sätzen des Extemporale korrigierte er nur den ersten. Enthielt dieser fünf Fehler, so multiplizierte er und schrieb — die andern vier Sätze durchstreichend — die Zahl 25 unter.

Einmal versuchte ich, ihn für mich zu gewinnen. Ich brachte ihm einen Korb voll von Äpfeln aus unserm Garten, auch Flieder, den er zu lieben schien, falls überhaupt das Wort „Liebe" in seinem Herzensregister stand. Er holte eine alte verfettete Deckelmütze hervor — es ekelte mich, als ich sie sah — und zählte die Äpfel einzeln hinein, jeden mit einer Ansprache beglückend: „Schöner Apfel, guter Apfel, könnte besser sein, na, der ist faul, paßt für dich!" — So, nun marsch!" — Am folgenden Tage prügelte er mich unbarmherziger denn je.

Sein Anzug sprach jeder damals herrschenden Mode Hohn. Der Form nach undefinierbare Stiefel, ganz eng und spitz auf den Fuß zulaufende, viel zu kurze Hosen, ein sehr langer, brauner, vom Alter blanker Rock, schmutzige weiße Weste, schmutziges weißes Halstuch ohne Hemdkragen, auf dem Kopf eine schmutzige braune Deckelmütze mit wagerecht weit vorspringendem Schirm: das war der äußere Kienert.

Ging er nachmittags von fünf bis sechs Uhr spazieren, so begleitete ihn stets sein alter, triefäugiger Diener in einem gleichen, von Kienert abgelegten Anzuge. Daß Frauen in gewisser Verfassung sich an diesem Bilde nicht versahen, wundert mich heute noch. — Ob dieser Mann wohl glücklich war? Er schrieb an einem großen hebräischen Lexikon. Als Achtjähriger hörte ich davon, wie ich sechzehn Jahre zählte, schrieb er noch immer. War das sein Glück? Längst ist wohl die Arbeit mit ihm vermodert.

Und Bensemann? — Wer seine französischen

Aufgaben nicht genügend gelöst hatte, beim Abfragen der Vokabeln stockte oder schwieg, nicht richtig konjugieren konnte, erhielt den Befehl: „Um vier Uhr nachbleiben!“ Ein Zittern entsetzlichster Angst — ähnlich wohl dem Zustande des Soldaten, der neben dem Erschauern auch einen starken Drang vom Magen abwärts empfindet, wenn bei Beginn der Schlacht die ersten Donner der feindlichen Geschütze erdröhnen, in der Nähe ein Mann plötzlich lautlos niedersinkt — solch ein Zustand beherrschte den Empfänger der Botschaft. Meist befand auch ich mich unter den Verurteilten. „Auf die vorletzte Bank!“ kommandierte der Furchtbare. Mit schlotternden Gliedern gehorchten wir. Er steht mit erhobenem Kantschu hinter uns. „Lorenz! Ich liebe dich?“ — „J'aime toi.“ Schwapp! saust die russische Peitsche mit vollster Wucht auf meinen Rücken. „Michaelis! Ich liebe dich?“ — „Je te—te—te—“ Schwapp! und wie ein vom Angler durchstochener Regenwurm windet sich der Unglückliche. „Leupold! Ich liebe dich?“ — „J'aime vous.“ — Schwapp! — „Hu, — hu — hu!“ — „Heule nicht, sonst gibt's noch einen!“ — „Von Kameke?“ — „Herr Professor! „je vous aime!“ — Schwapp! — „Herr Professorchen! Das ist doch richtig!“ „Schadet nichts. Du hast in der Stunde nichts gewußt und wirst bei der nächsten Frage auch nichts wissen. Das war also nur pränumerando; dafür bekommst du nachher auch z w e i!“ — Und so fort bis zum Ende der Stunde. Mit völlig verbläutem Rücken und dick verheulten Augen schleichen die Opferlämmer heim. „Du, Kameke, meine Mutter darf das nicht sehen, sie weint sich die Augen aus! Sie ‚hat' sich immer so!“

Mit Professor B u c h e r, dem Vater des Bismarckschen Freundes, wurde dagegen Schindluder gespielt. Man sperrte Hühner in den Schrank unter dem Katheder, ließ Maikäfer in der Klasse fliegen, warf ihm auch einmal einen Stiefel vor die Füße. Er ergreift den Stiefel, stellt ihn auf seinen Sitz und sich am Schluß der Stunde an die Tür, um zu sehen, wem der Stiefel fehlt. Natürlich wandern sämtliche Knaben bestiefelt und lachend an ihm vorüber, da der betreffende Gegenstand, sobald Bucher den Rücken gewandt, vom Sitz verschwunden ist. — Mit der Seife stand auch Zelle auf gespanntem Fuß und würde heute kaum aus den Seifenmarken sich viel gemacht haben. Seinen Kaffee trank er als Junggeselle meist in der Konditorei von Fopp. Als er diesen einst fragte, welche Verkleidung er bei dem nahen Maskenball anlegen solle, meinte Fopp in größter Seelenruhe, er brauche sich nur zu waschen, dann würde niemand ihn erkennen. Übrigens aber war Zelle ein tüchtiger und sehr beliebter Lehrer, der auch in der Stadt so viele Verehrer hatte, daß man heute noch sein Bild in privaten und öffentlichen Häusern findet. — Professor H e n n i k e, ein glänzender Lateiner, hatte meine besondere Zuneigung: ihm verdanke ich meine Begeisterung für die lateinische Sprache und indirekt meinen vorzüglichen lateinischen Abiturientenaufsatz. Das Inventar des Klassenzimmers, die Stubendielen spotteten zu meiner Zeit jeder Beschreibung. Die Tische waren so zerschnitten und mit Namensinschriften übersät, von sogenannten „Tintenmaschinen“ (Kanälen vom Tintenfaß durch die Tischplatte zur Erde) durchlöchert, an der Erde lagen solche Berge schmutzigen Papiers, verdunkelt durch riesengroße Tintenflecke, daß, wer jetzt ein solches Zimmer beträte, Ekel empfinden würde. Wie anders ist dies heute, wie anders sind auch die meisten der heutigen Lehrer!

Trotz meiner Wildnatur war ich ein Sinnierer und Fabulierer. In der Schule konnte ich stundenlang hinter meinem Vordermann versteckt sitzen, nichts vom Unterricht hören und mir die lieblichsten Geschichten ausdenken. Als ich elf Jahre alt war, hatte ich Tanzstunde, verliebte mich natürlich und schrieb meinen ersten Liebesbrief. Leider erhielt ich ihn Tags darauf von meiner Angebeteten zurück mit der Unterschrift: „Zwei orthographische Fehler, sonst befriedigend.“ Dennoch weinte ich bittre Tränen bei dem Gedanken, daß ich sie doch wohl nie würde heiraten können. Meine Sinnierer-Natur trieb mich nach allen möglichen schlechten Streichen dann auch immer wieder zum Klavier und trotz geringen Fleißes hatte ich es schließlich doch zu einer hübschen Fertigkeit gebracht, die später schnelle Fortschritte machte, als der tüchtige Pianist N e b e, der Virtuose W e t t i g und der Sänger B o g e n h a r d t nach Köslin kamen. Da erkannte ich erst, was gutes Spiel vermag, wie es rühren, erheben kann; was ein schöner, künstlerischer Gesang zu leisten imstande ist. Bei Nebe nahm ich Klavierunterricht; die Fertigkeit, welche ich als Dreißigjähriger besaß, habe ich ihm zu verdanken. Nur das musikalische Futter, welches mir in Köslin vorgesetzt wurde, war ein schlechtes und verdarb meinen musikalischen Geschmack. An einem Komponisten aber wurde er wieder einigermaßen aufgerichtet: mein Vater liebte Webers „Freischützen“ über alle Maßen: den Klavierauszug dieser Oper mußte ich also von Anfang bis Ende durchspielen. Kommt es von der Jugendbekanntschaft mit dieser Oper, daß mir ihre Melodien so lieb sind? Nein, sicherlich nicht allein. Diese Melodien sind bei aller volkstümlichen Einfachheit so vornehm und eigenartig, daß sie nie verblassen werden, ihre Schönheit wird fortwirken. — Auch Mozarts „Don Juan“ spielte ich, doch lag dem Knaben diese Musik etwas ferner. Nur einzelne Arien und die großen Endsätze, namentlich die schweren Akkorde in der Schlußszene imponierten mir. Die Stadtkapelle war erbärmlich. Das erste gute Orchesterkonzert, welches ich hörte, gab die L a d e sche Kapelle aus Berlin, die auf ihrer Konzertreise Köslin berührte. Oratorien hörte ich zwei: „Die Schöpfung“

und den „Paulus". Die Begleitung führte Dr. Zelle auf dem Klavier mit Hinzuziehung einiger Streicher aus. Der Eindruck, den ich hatte, war kein imponierender.

Eines aufregenden Ereignisses muß ich noch Erwähnung tun, das mich stark durchrüttelte. Die Revolution im Jahre 1848 schlug ihre Wellen auch in meine jungfräuliche Vaterstadt hinein. Auf dem Marktplatze, an dem unser Haus lag, hatte sich eines Tages eine gewaltige Volksmenge angesammelt, die zwar nicht Freiheit und Gleichheit, aber Kartoffeln stürmisch verlangte. Der Syndikus Strick fuhr mit erhobenem Krückstock unter die Tobenden und prügelte auf sie ein mit den Worten: „Heu und Stroh könnt ihr fressen!" Die Folge war, daß am Abend seine Wohnung völlig demoliert und sämtliche Fenster eingeworfen wurden. Leider wurde in unserm Nebenhause gebaut, ein großer Stapel von Mauersteinen lag vor demselben und so kam es, daß zur Abwechslung auch unsre Fensterscheiben der Wut des Volkes zum Opfer fielen, obwohl mein Vater der friedfertigste Mann unter der Sonne war. Es scheint aber doch, daß es sich bei dieser Revolte nicht nur um Kartoffeln handelte, denn als König Friedrich Wilhelm IV. nach einiger Zeit, um eine Parade bei Köslin abzuhalten, dorthin kam, fuhr er, ohne anzuhalten, ohne zu grüßen, gesenkten Hauptes durch die geschmückte Stadt nach dem Paradefelde am Gollen, wo jetzt die Kadettenanstalt steht, strafte das anwesende Publikum mit völliger Nichtachtung und den Bürgermeister mit einer sehr ungnädigen Ansprache. — Mich dünkt überhaupt, ich sei unter dem Zeichen des Mars geboren, da ich so viele Kriege erlebt habe und jetzt unter dem Donner der furchtbarsten Schlachten von dannen gehen werde.

* * *

Im Jahre 1853 trat eine für mich sehr bedeutsame Wandlung ein. Der Stadt wurde das Oberlandesgericht genommen, die Praxis meines Vaters beschränkte sich dadurch; er fürchtete im Laufe der Jahre nicht so viel erwerben zu können, als zu einem sorgenfreien Leben im Alter gehört. Darum beschloß er zur Verwaltung überzugehen. Nach einem Vorbereitungsjahr an der Kösliner Regierung wurde er als Regierungsrat (Justitiarius) nach Stettin berufen. Zu meinem großen Kummer wurde das ganze Heimwesen aufgelöst, Haus, Garten und Felder, Pferde und Wagen wurden verkauft, und Ende September 1853, abends zehn Uhr, fuhren wir in einer Mietskutsche über Stettins Langebrücke.

Während der langen Fahrt nach unserm Bestimmungsorte gedachte ich der vielen glücklichen Stunden, die mir in meiner Vaterstadt beschieden gewesen, dachte an die vielen Ausflüge in die schöne Umgebung Köslins, an die häufigen Besuche, welche meine Eltern mit den Kindern bei den begüterten Freunden und meinem Onkel Weinmann auf Viatrov bei Stolp machten, an den alljährlichen Sommeraufenthalt am Strande der Ostsee und nicht zuletzt an unsere Felder, wo ich, im Klee gebettet, zum blauenden Himmel emporgeblickt, unter dem die Lerche ihr schmetternd Lied sang. Da mußte ich weinen.

In Stettin bezogen wir eine Wohnung in der Luisenstraße in dem Hause neben dem jetzigen Wolkenhauerschen Piano-Magazin, drei Treppen hoch. Welch ein Gegensatz! Die Stadt erschien mir unschön, die hohen Häuser, die engen Straßen bedrückten mich, das Ganze, umklammert von den Festungswällen, schnürte mir die Brust zusammen. Nur die schönen großen Bäume im Garten des Kommandierenden und der Blick vom Glacis auf das Odertal erfreuten mich.

Das Marienstifts-Gymnasium nahm mich als Sekundaner auf. Die Nachprüfung seitens des Direktors Hasselbach mißfiel mir, weil ich mit dem Zeugnis der Reife für Sekunda von Köslin abgefahren war. Aus Rache legte ich den Prüfenden, der wohl in der Mathematik nicht sonderlich beschlagen war, in dieser Wissenschaft durch meine Beweise gründlich hinein. Im Latein erwarb ich mir seine höchste Anerkennung, weniger im Französischen, das ich auch heute noch, wenn bei guter Laune, auf das fürchterlichste malträtiere. Mein Ordinarius wurde Professor Rassow, der die Schüler mit angeblichen Freiarbeiten quälte. Wir mußten z. B. im Laufe eines Quartals einen ganzen Gesang aus der Ilias memorieren und hersagen. Wer es nicht tat, wurde nicht versetzt. Von den Lehrern interessierten mich zunächst nur Dr. Stahr, der Franzose, Bruder des bekannten Adolf Stahr, und der Mathematiker Balsam, später mein lieber Freund, mit dessen nachgebliebener Familie ich in engstem, innigstem Verkehr stehe. Dann waren es noch die Professoren Schmidt und Giesebrecht, denen ich die höchste Achtung zollte, daneben auch der große Sanskritforscher und Mathematiker Professor Graßmann und Professor Calow. Den beiden Erstgenannten verdanke ich unendlich viel: sie lehrten denken! Graßmann, auch hoch musikalisch, leitete einen Männerchor, den er aus den Tenoristen und Bassisten der oberen Klassen zusammensetzte. Ich sang fistulierend im Chor mit, verdarb zwar dadurch meine Baritonstimme, hatte aber die Freude, daß meine ersten Männerquartette von dem Chor unter Graßmanns Leitung gesungen wurden.

Auf mein dringendes Bitten durfte ich endlich die Oper besuchen: ich hörte Boieldieus „Weiße Dame". Von da ab datiert die große Umwandlung meines inneren Menschen. Auf dem Heimwege wiederholte ich mir wieder und immer wieder Goethes herrliches Sonett „Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale" — dann den Schluß: „die Welle sprüht" — „sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet; Ge-

stirne spiegeln sich, beschaun das Blinken des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben." Ja, es war ein neues Leben, welches ich begann. Aus dem Wildling wurde ein stiller Mensch, wortkarg, am Pulte hockend und Notenköpfe über Notenköpfe malend, für die Schule nur das Nötigste arbeitend, die meisten Arbeiten erst in den Zwischenstunden anfertigend, höchstens die Aufsätze zu Hause. Aber auch mit meinem Vater war eine Veränderung vorgegangen: er hatte wohl mit Sorgen zu kämpfen. Das verhältnismäßig anfangs geringe Einkommen eines Regierungsrates war nicht mit dem teuren Leben in einer großen Stadt in Einklang zu bringen: er mußte vom Vermögen zusetzen. Endlich gelang es doch meinen dringenden Bitten, daß ich beim Musikdirektor Triest, dem Bruder des hiesigen Oberregierungsrates, Kompositionsunterricht erhalten durfte. Triest war mir und meinem Vater von Balsam wärmer empfohlen als Loewe, der schon für recht bequem galt.

Fleißiger zu den Unterrichtsstunden, die mir Triest erteilte, als ich, hätte keiner sein können. Bald hatte ich die Harmonielehre hinter mir und stürzte mich mit Feuereifer auf die Lehre von Kontrapunkt. Alle Stimmen melodisch zu schreiben, flößte mir das höchste Interesse ein. Auch die Instrumentation machte ich bei Triest durch, so daß ich in drei Jahren alles zunächst Notwendige erlernt hatte.

Außer vielen Liedern, Klavierstücken, zwei Trios für Klavier, Violine und Cello, einer Violinsonate, schrieb ich auch ein Klavierkonzert und ein Streichquartett. Die beiden letztgenannten Werke wurden in Konzerten des Graßmannschen Gesangvereins aufgeführt. Das Klavierkonzert dirigierte ich, mein Mitschüler Adolf Michaelis spielte die Klavierpartie. Gleichfalls ein Kösliner, ging er später als Musiklehrer nach Neuyork; dort ist er auch gestorben. Die Orchesterprobe hielt ich in unserer Wohnung, Luisenstraße 4, ab; wir hatten dort einen ziemlich großen Saal. Da stand ich zum erstenmal vor einem Orchester, in der Hand einen Dirigentenstab aus Ebenholz mit Perlmutterbesatz, Stück eines väterlichen Pfeifenrohrs, mit dem ich einst gewaltige Prügel bekommen hatte. Meine Freude war groß, meine alte Selbstherrlichkeit überkam mich einmal wieder, und mein Vater, der anfangs von meinen Musikstudien nichts hatte wissen wollen und sie nur unter der Bedingung gelten ließ, daß ich das Abiturientenexamen machte und studierte, um für alle Fälle gesichert zu sein, freute sich einmal wieder herzlich. Das machte mich glücklich. —

Und nun zu Heinrich Triest! Mit Verehrung und Liebe gedenke ich dieses Mannes, dem ich die Grundlage meines musikalischen Wissens und Könnens zu verdanken habe. Triest war ein sehr scharfer Denker, ein allseitig hochgebildeter Mann. Mochte über diese oder jene Kunst, über Wissenschaft, Literatur, Philosophie, Politik gesprochen werden, auf allen diesen Gebieten bewies er durch geistreiche Bemerkungen wie weitere Ausführungen ein tiefes Eingedrungensein in die verschiedenen Materien, eine sichere Beherrschung derselben. Vor mir liegen von seiner Hand geschriebene Abhandlungen über die Eddadichtungen, über die Tonkunst der Alten, über die Verbindung lyrischer Poesie und Musik, ein langer Aufsatz über die von Helmholtz in der „Lehre von den Tonempfindungen versuchte Erklärung der Klangunterschiede," ferner eine Arbeit über die musikalischen Behandlungen des „Faust" u. v. a. m. — Für seine große Geisteskraft, seine feine Kombinationsgabe sprach auch u. a. der Umstand, daß ihn im Schachspiel kaum je ein Gegner niederringen konnte. — Sein Unterricht in der Komposition war vorzüglich. Er diktierte mir und erklärte dann, mir an Beispielen auf dem Klavier das Beachtenswerte zeigend. Danach gab er schriftliche Aufgaben, die ich zu Hause zu lösen hatte. Nur ein Beispiel sei angeführt, wie eingehend er das Einzelne behandelte. Er sprach über die Umwertung der Töne in den Akkorden, hindeutend auf die Erweiterungsmöglichkeiten in harmonischer Beziehung. Da wies er mir nach, — lange vor Schönberg — es sei aus dem großen Nonen-Akkorde ersichtlich, im übermäßigen $\frac{6}{3}$-Akkorde könnten gleichzeitig die verminderte und erhöhte Quinte angewendet werden. Vorzuziehen sei bei dieser Tonverbindung der übermäßige $\frac{6}{3}$-Akkord des f g h — dis, da durch diesen die Scheidung der Quinten schärfer hervorträte. Aus dem Akkorde des f as ces es lasse sich also bilden des f as h dis. Baue man daraus einen Terzdezimenakkord, so erhalte man die Töne C G H dis as des f. — Ferner ergäbe auch der leitereigne Septimenakkord c es ges b, der zu F gehöre, durch Umwertung nach c es fis ais die Modulation nach G.

Gröbster Unfug sei es jedoch, Verbindungen, wie die erstgenannte, häufig anzuwenden. Da Triest ein selten feines Ohr hatte, überaus empfindlich gegen Mißklänge war, hat er niemals von dieser Verbindung Gebrauch gemacht. Ich habe es einmal in meinem „Winfried" beim Sturz der Eiche getan. Wirklich falsche Quinten waren ihm unerträglich, falls nicht der Zusammenhang sie gebieterisch verlangte. „Das Ohr werde durch solche Fortschritte unvermittelt aus einer Tonart in eine andre, ganz fremde gerissen, und dergleichen verletze das künstlerische Feinempfinden." „Solche Folgen verwenden, heiße in musikalische Urzustände zurückkehren." Tempora mutantur et nos mutamur cum illis.

Ein kleiner unscheinbarer Mann, das Angesicht sehr unschön, doch von überragendem Geiste zeugend, war der Genannte auch von zartester Gesundheit. Als ich, schon Student, ihn einst besuchte, war er erst kürzlich von den Pocken genesen. „Nun sehen Sie mal," sagte er, „ein so scheußlicher Kerl wie ich muß auch schließlich

noch ein von Blatternarben zerrissenes Gesicht bekommen!" — Ein lachender Zorn erfüllte ihn, wenn die mancherlei Märchen von der Zerstreutheit seines Bruders auf ihn übertragen wurden. Als ihm erzählt wurde, aus der Villa des Kommerzienrates Kreßmann sei er nach einem musikalischen Abende plötzlich verschwunden, obwohl die Gäste, weil es regnete, hätten zurückfahren sollen, nachträglich sei er jedoch wieder erschienen mit dem Bemerken, er habe nur seinen Regenschirm holen wollen, äußerte er mit ernstester Miene: „Das ist noch gar nichts: Kürzlich, als ich zu Bett gehen wollte, habe ich mich selbst ausgepustet und das Licht ins Bett gelegt!" So verstand er es, schlagfertig einen Witz mit einem schärferen abzutrumpfen.

Die Selbstironie gehörte zu seinen gerade nicht glücklichen Eigenschaften; dem Publikum gegenüber war er ängstlich und fand daher trotz seiner hohen Begabung wenig Beachtung in weiteren Kreisen. Wer ihn genau kannte, z. B. Frau Schulrat Balsam geb. Stahr, spricht noch jetzt mit Begeisterung und rührender Verehrung von seinem eminenten Wissen und Können.

Das innigste Kunstgenießen wurde ihm häufig gestört, weil seine Aufmerksamkeit vor allem an irgendeiner Lächerlichkeit haften blieb, die gelegentlich eines Konzertes ihm sofort auffiel. „Ich bin nicht darüber fortgekommen, mit welcher Begeisterung die kleine Jüdin im Chor ‚Christe eleison' sang. Vor Lachen vermochte ich nicht zu folgen": Dies seine Worte. Wie Zelle hatte auch er gegen Seife ein antediluvianisches Vorurteil und bei Konzerten, die er leitete, in Sauberkeit strahlend, bewahrheitete er die Foppsche Äußerung betreffs des Maskenballes.

Übrigens zeichneten sich seine Oratorien-Aufführungen durch schönen, hoch zu bewertenden Chorklang aus; im Tenor und Baß saßen nur geschulte Sänger, die auch schwere Aufgaben leicht und gut lösten, im Frauenchor hatte er fast nur Solistinnen. Eine von ihm geleitete Paulus-Aufführung zähle ich zu den besten Darbietungen, die ich in reicher Zahl von diesem Werke empfangen habe. — Ferner stand unter seiner Ägide ein Soloquartett, dem ich oft die reinsten Kunstgenüsse zu verdanken gehabt habe. Luise Triest, seine Nichte, führte den Gesang mit ihrer schönen, reichquellenden Sopranstimme, der vortreffliche Hill vertrat den Tenor. Im Sommer wurden häufig Wasserfahrten zum nahen Dammschen See unternommen; nach gesunkener Sonne beim sanften Mondenlicht bettete sich der Kahn im Seeschilf und es erklangen Quartette wie Triests herrliches Lied: „Auf dem Teich, dem regungslosen", Loewes „In der Marienkirche" und die vielen schönen Gesänge Oelschlägers „Still wie ein Schwan", „Lachet, o lachet nicht laut" u. dgl. mehr. Das war rührend schön!

Solches geschehen in der als unmusikalisch verschrieenen Stadt Stettin. Nein, Stettin hat diesen Ruf, solange ich die Stadt kenne, nicht verdient. Wo sind diese kleinen und doch großen Kunstwerke hin? Wie wenige kennen heute noch den Komponisten Oelschläger!

Zahllose Werke auf dem Gebiete der Kammermusik, viele Chor- und Orchesterkompositionen hat Triest geschaffen; einmal aufgeführt, ruhen die meisten ungedruckt jetzt in der hiesigen Stadtbibliothek. Was veröffentlicht worden, liegt wohl zumeist verstaubt auf den Lagerböden der Verleger.

Ging Loewe an Wagnerscher Musik, wenn er sie hören mußte, mit irgendeinem feinen Witz anscheinend gleichgültig vorüber, so war bei Triest, der sich sehr eingehend mit den Schöpfungen dieses Meisters beschäftigte, der Widerwille gegen diese „Gründermusik" ungewöhnlich groß. Näheres darüber an andrer Stelle.

1857 nahte die Entscheidung: das Abiturientenexamen stand bevor. Kurz vor den großen Ferien gab mir Giesebrecht den Auftrag, über ein selbstgewähltes Thema eine bei der Entlassung zu haltende Rede auszuarbeiten. Vergnügt trat ich meine gewohnte Sommerreise zu meinem Onkel Weinmann auf Viatrov bei Stolp an, trotz Kalos Hinweis auf meine unklassische Beredsamkeit in der französischen Sprache. Da mir die Rede aufgetragen war, dünkte mich ein Durchfall mehr als unwahrscheinlich. In den ersten acht Tagen meines Landaufenthaltes arbeitete ich meine Rede aus über das Thema: „Der Weg von der Wissenschaft zur Kunst." Ich führte darin aus, daß ohne gründliche Schulung der Geisteskräfte selbst hohe künstlerische Begabung nicht die reife Besonnenheit gewinnen könne, um ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen; oder wenn dies zuviel gesagt sei, doch eine gründliche Schulbildung dem künstlerischen Schaffen wesentlich zustatten komme.

In der zweiten Ferienwoche traf mich ein Himmelsstrahl, der mir das Glück meines Lebens brachte. Meines Onkels Vetter, Pastor Arnold-Eggebert, kam mit seiner Familie zum Besuch. Sobald ich seine Tochter Johanna Elisabeth gesehen hatte, war ich verloren. Ich mußte an Goethe denken, als er die Sesenheimerin kennen lernte. „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!" Das komponierte ich mit fliegender Feder, und dabei liefen mir die Tränen von den Wangen. Schritt sie am Arm ihres Onkels durch die lachenden Felder, die Gestalt einer Hebe, hingen meine Augen mit Entzücken an ihren Bewegungen. „Und wäre sie mit eisernen Klammern an den Himmel geschmiedet, sie muß mein werden!" Das war mein Gedanke. Ich habe es erreicht: denn was der Mensch energisch will, setzt er auch durch. Hätte ich doch manches andre, recht Wichtige auch energisch gewollt! Der Abschied wurde mir entsetzlich schwer. Natürlich hatte das holde Mädchen meine Empfindungen für sie erkannt, doch war es selbstverständlich zu keiner Aussprache gekommen. Als sie fort war, komponierte ich Giesebrechts Gedicht „Bist du gänzlich anders worden mir im Busen, o mein Herz!"

Ach, über diese aufregenden Tage, diese Sehnsucht, dieses Außermirsein! — Ich mußte sie noch einmal sehen, ehe ich wieder nach Stettin reiste, koste es, was es wolle. Nun, zwar kostete es nichts, allein die Beine wurden ziemlich stark in Anspruch genommen. Ich überredete meine beiden etwas jüngeren Vettern, mit mir nach Weitenhagen zu wandern. Wir wollten mitten in der Nacht aufbrechen. Meine Tante lachte und meinte, sie würde uns Langschläfer wohl um 10 Uhr wecken müssen. Sie irrte sich. Um ½2 Uhr war ich wach und zwang meine mürrischen Genossen aus den Betten. Nachdem wir in der Küche den uns versprochenen Kaffee genossen hatten, begann diese mir unvergeßliche Morgenwanderung.

Anfangs marschierten wir bei noch völliger Dunkelheit, nur die Sterne funkelten am Himmel, im Osten war ein kleiner hellerer Schimmer. Ringsum Stille; hin und wieder erklang dann der Schrei eines Nachtvogels, das Zirpen einer Grille, ein leises Rascheln in mir jauchzte es. Als wir uns dem ersten fremden Dorfe näherten, erscholl lautes Hundegebell; mit unsern Stöcken mußten wir uns der mißtrauischen Angreifer erwehren. Dann wieder Feldeinsamkeit, Waldesstille. Es begann zu dämmern. Im nächsten Dorfe sahen wir schon verschlafene Knechte und Mägde lässig an die Frühарbeit gehen. Ein zweiter Wald. Ein Reh äugte zwischen den Stämmen hervor, um dann in leichten Sprüngen das Weite zu suchen. Der Himmel wurde lichter, Gräser und Blumen feuchteten sich, im Osten wuchs ein rötlicher Schein empor, immer glänzender sich über das Himmelsgewölbe ausbreitend. Die Luft dabei regungslos und voll von Duft, den wir entzückt einsogen. Wieder segenschwere Felder, ein Eichwald ansteigend bis zu einer gelichteten Höhe, von dort plötzlich ein Ausblick auf den Gardeschen See, dahinter ein weißer Dünenzug und das weite stille Meer. Nun bricht die Sonne hervor: welch ein Schauspiel! Alle Tautropfen an den mit Spinngeweben durchzogenen Bäumen wie Diamanten strahlend, an allen Halmen ein Glänzen und Leuchten! Mir war, als stände ich plötzlich in einem Feenlande, mich überkam eine Andacht, wie ich sie niemals wieder im Leben empfunden habe. Nach kurzer Rast noch ein kurzer Weg, ein Sprung über den Gartenzaun, ein Schritt zur Laube, und dort . . .!!

Nach zweitägigem Aufenthalt, nach wortkargem Abschiede, den nur das Auge beredter machte, ein trübseliger Rückmarsch. Wie wurde er mir schwer! —

In Stettin begann nun die letzte Vorbereitung zum Examen. Bald war das schriftliche absolviert. Es war mir alles gut gelungen, nur an die französische Arbeit — wir mußten einen Chor aus der „Braut von Messina“ übersetzen! — dachte ich mit Mißtrauen. Als wir zur mündlichen Prüfung versammelt waren, trat Giesebrecht zu mir: „Hier, Lorenz, dies Gedicht komponieren Sie heute vormittag noch für Männerchor zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Graßmann-Vereins.“ Mein geistreiches Gesicht hätte ich nicht im Spiegel sehen mögen; Giesebrecht verließ lachend das Zimmer. In seiner Anrede an uns sprach Schulrat Wehrmann die bedeutungsschwren Worte: „Vom mündlichen Examen sind dispensiert Gierke (jetzt Professor der Rechte an der Berliner Universität, einer der größten Juristen Deutschlands), Lorenz, (Professor, Dr., städtischer Musikdirektor a. D. in Stettin; einer der mäßigsten Komponisten des Reiches), Mittelhausen (Superintendent in Pommern †). In Windeseile waren die drei Glücklichen aus dem Zimmer. Vor diesem stand der baumlange Schulwärter Eich. Mich überkam der Übermut früherer Zeit: mit schlangenartiger Geschicklichkeit fuhr ich dem Manne zwischen den Beinen durch, er stürzte. Ein Schlag auf seine Schulter: „Dafür bekommen Sie einen Taler!“ Fort war ich. — „Was tust du jetzt?“ äußerte ich zu Mittelhausen. „Ich lerne Plötzvokabeln.“ — „Schafskopf!“ — „Ich komponiere Giesebrechts Gedicht!“ Die Verse begannen mit den Worten:

„Fünfundzwanzig Jahr gesungen —
O der lieben langen Zeit!
Mit dem Liede, sanft verklungen
Wieviel Lust und wieviel Leid!“

Am Nachmittag saß ich neben meinen glücklichen Eltern in Frauendorf und blickte still und sinnend auf die dahinfließenden Wasser. Während ich sonst immer in die Ferne schauend nur der Zukunft gelebt hatte, genoß ich an diesem Tage voll die Gegenwart. Es war einer der drei glücklichsten Tage meines Lebens. —

* * *

Intermezzo. — Auszüge aus einer Triest schen Abhandlung über „die Verbindung lyrischer Poesie und Musik.“

— — — „Die mit Recht verbreitetste Gattung von Gesängen bleibt stets das eigentliche Lied, welches der Ausdruck der eigenen Seelenstimmung des Dichters ist oder doch sein sollte. Wird der Komponist zur Wahl des Gedichtes dadurch bestimmt, daß die darin enthaltene Stimmung der seinigen entspricht, so ist dies Zusammentreffen das denkbar günstigste, aber vielleicht nicht allzu häufig. In der Regel wird er ein objektives Verhältnis zur Poesie haben, d. h. er wird wie in der Oper, dem Oratorium, der Ballade usw. sich vermöge seiner Phantasie in die geeignete, der Dichtung entsprechende Stimmung zu versetzen suchen.

Die Volkslieder, d. h. die auch von einer großen Menge ohne musikalische Erziehung nachgesungenen,

haben meist durch die sangbare Melodie überhaupt eine Existenz, die politischen ausgenommen, bei welchen sich das Verhältnis umkehrt. Sie zeichnen sich alle durch große Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung aus, merkwürdigerweise auch durch eine tadellos richtige Deklamation des Textes, ein Vorzug, der sich selbst beliebten Kunstgesängen nicht immer nachrühmen läßt. Von einer gewissen Monotonie sind sie selten freizusprechen, wenn es sich um die Lieder desselben Volkes handelt; sie haben daher in der Regel keine lange Lebensdauer, werden aber pietätvoll in Liedersammlungen aufbewahrt, die kein Mensch singt.

Die Zahl der Kunstgesänge neuerer Zeit ist Legion, doch möchten verhältnismäßig nur wenige den Ansprüchen entsprechen, die man an das Lied zu stellen berechtigt ist: Schönheit, oder doch musikalische Brauchbarkeit des Textes, die richtige Auffassung und Deklamation desselben, Sangbarkeit auch *ohne harmonische Zutat* und eine charakteristische Eigentümlichkeit, die es von andern Liedern unterscheidet. Schubert hat durch die instrumentale Schönheit seiner Melodien dazu beigetragen, daß sich das Interesse der Singenden fast ausschließlich der Musik zuwendete, so sehr, daß erst in neuester Zeit zuweilen wieder dem Texte nachgefragt wird. Welcher Natur aber auch die Texte einst waren, davon ein Beispiel:

Wie glücklich preis' ich doch die Wonnestunde,
Da ich an ihrem Schwanenhalse hing,
Und, ach! von ihrem rosenfarbnen Munde
Den ersten Kuß empfindungsvoll empfing.

Der Schluß ist:

Ach nur ein Traum hat mir dies Glück beschieden,
So mächtig groß wie dieser Erdenball.
So lebt man himmlisch doch nur so hienieden,
In Wirklichkeit doch nur im Ideal!

Dies Lied ist noch in den dreißiger Jahren in geselligen Kreisen Berlins ohne Beanstandung gesungen worden; von der *Sonntag* in einem Konzert. Wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit Hegel im Reich des Geistes herrschte, ist zu schließen, welcher Art die Texte in dem harmloseren und viel weniger zur Kritik geneigten Wien waren.

Hier verlangt *Schubert* ein näheres Eingehen, weil seine Lieder durch ein halbes Jahrhundert die beliebtesten waren und vielleicht noch sind, weil sie sich über Deutschland hinaus ausbreiteten und sogar ins Französische übersetzt sind, freilich mit souveräner Verachtung des ursprünglichen Textes. So heißt Hektors Abschied von Andromache: le soldat a sa financée. Erst nach Schuberts Tode hat sich durch die besonders von Schumann veranlaßte Herausgabe seiner größeren Instrumentalwerke gezeigt, daß er seinem innern Wesen nach Instrumentalkomponist war, und zwar einer der bedeutendsten, welcher bei längerem Leben wohl mit Beethoven um die Palme hätte ringen können. Die instrumentale Schönheit der Melodie ist bei seinen Gesangkompositionen die Hauptsache, auf richtige Deklamation gibt er gar nichts, ja selbst der Sinn des Gedichtes ist ihm Nebensache. Welch ein Zusammenhang ist z. B. zwischen der düstern, leidenschaftlichen Musik des als Pianofortestück beliebten „Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen" und der ruhigen echt norddeutschen Naturempfindung des Stollbergschen Gedichtes? Das bekannte: „Ich möchte ziehn in die Welt hinaus" (in den Müllerliedern) ist nicht nur durchaus falsch deklamiert, sondern klingt auch so lustig, daß man eher den Wunsch nach einer Vergnügungsreise darin ausgedrückt findet als die Einleitung zum Selbstmord, die doch darin enthalten ist.

Man hat sich in neuerer Zeit auf eine Auswahl der Schubertschen Lieder beschränkt, die vielleicht, ohne wirklich Wertvolles vermissen zu lassen, noch verringert werden könnte; wer aber die Gesamtausgabe besitzt, wird sich leicht überzeugen, wie in der Wahl der Texte fast Unglaubliches geleistet ist. Man muß sich indes daran erinnern, daß Schubert seine ersten aus innerem Antriebe verfaßten Gesänge auf eigne Kosten drucken ließ, niemand Jahre hindurch sie beachtete, bis ein beliebter Sänger in Wien sie öffentlich vortrug, wodurch sie dann in der ganzen musikalischen Welt verbreitet wurden. Die hierdurch veranlaßten Anforderungen der Verleger haben leider zu einer Notenmacherei geführt, die meist ganz wertlos ist, aber doch Verehrer gefunden hat, da der wohlbegründete Ruf lange Zeit das selbständige Urteil aufhebt. Sehr zu tadeln ist die nach Schuberts Tode durch buchhändlerische Spekulation veranlaßte Herausgabe einer großen Anzahl von Liedern, welche er selbst trotz der an ihn gerichteten Anforderungen nicht zur Veröffentlichung geeignet hielt.

Wenn für einzelne dieser Lieder, z. B. „die vier Weltalter" (eine wahrhaft konzentrierte Nichtigkeit), sich Personen in Romanen begeistern, und Virtuosen sie zu Phantasien benutzt haben, so beweist dies nur, wie der Glaube auch in der Musik selig macht und wie mancher imstande ist, bei ernstem Willen in einem dunklen Raum die schönsten Bilder zu erblicken. Immerhin sind diese Dinge gesungen, und es ist nicht ohne Interesse, einen Blick auf die Stoffe zu werfen, welche doch eine Zeit lang für angemessen gehalten wurden. Jean Paul findet es schon ergötzlich, daß man Verse gesungen hat wie folgende:

Weithin aus der Wahrheit Schranken
schweift des Mannes wilde Kraft —

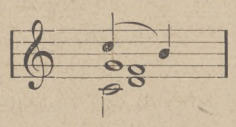
Was würde er zu dem Dichter Meyerhofer gesagt haben, der besonders durch antike Stoffe glänzt und vielfach von Schubert komponiert ist!? Sein Orest,

dessen Gefühlsweise sehr Konfirmationsunterricht verrät, oder sein Philoktet, welcher starke Vorwürfe gegen Ulysses enthält, möchten vor 2000 Jahren ihrem Inhalte nach für gebildete Athener von Interesse gewesen sein, nehmen sich aber heute mit Klavierbegleitung sehr sonderbar aus. Auch der sprachliche Anstand ist oft verletzt. In einer Ballade heißt es wörtlich: „Da fraß es einen Schandgesell des Mordes im Gemüt!" Schubert beweist auch am besten, daß die zu große Länge lyrischer Ergüsse ebenso nachteilig ist wie die zu große Kürze. In einem unendlich langen Gesange an einen „Assessor in Linz" wird dem Hörer zugemutet, sich für diese merkwürdige Persönlichkeit vierzehn Seiten hindurch zu interessieren, und in einem andern, „Schiffers Abschied", bemüht sich dieser durch neun Seiten darzulegen, aus welchen verschiedenen Gründen ihm der Abschied von seinem Liebchen schwer wird. —

Soviel von Schubert, von dessen 348 einstimmigen Gesängen etwa 84 noch gesungen werden, unter denen vielleicht ein Dutzend in Poesie und Musik von gleichem Werte sind." —

* * *

Mit Empfehlungsbriefen an die Professoren Dehn und Grell ging ich nach Berlin, wurde bei der philosophischen Fakultät immatrikuliert, belegte Kollegia bei Böck, Bopp, Trendelenburg u. a., ging zu Grell, wurde Mitglied der Singakademie, nachdem ich dem Dirigenten einen Psalm aus Loewes „Huß" vorgesungen hatte, und darauf zu Dehn, der mich auf meine musikalisch theoretischen Kenntnisse hin prüfte. „Können Sie die Oktave c zum Grundton c als Dissonanz einführen?" Ich stutzte und schwieg. „Sie wissen gar nichts. Nehmen Sie c als Vorhalt zum Undezimenakkord, dann haben Sie die Dissonanz."



Als ich mir den Einwand erlaubte, c sei doch nur zu g, f u. d Dissonanz, nicht aber zum Grundton c, sagte er ziemlich zornig, wolle ich es besser wissen, könne ich meiner Wege gehen. Schweigend reichte ich ihm eine bereits im Druck erschienene Klavierphantasie von mir, die er trotz des voraufgegangenen Zusammenpralls gnädigen Auges durchlas. „Gehen Sie nicht auf ein Konservatorium, kommen Sie morgens zwischen acht und neun Uhr zu mir, wenn Sie Arbeiten haben." — Ich kam täglich, was ihm etwas zu viel war.

Ab ovo fing er noch einmal mit mir an. Auf einem jämmerlichen Spinett mußte ich ihm das Geschriebene vorspielen, flüchtig machte er seine einwendenden Bemerkungen, ohne je schriftlich zu verbessern, und verließ inzwischen das Zimmer, um an einem andern Orte — nachzudenken. Ich kam ihm zu schnell verwärts, bald war ich wieder bei Kanon und Fuge. Er sah es gern, begleiteten ihn seine Schüler zur Königl. Bibliothek, an deren musikalischer Abteilung er Kustos war. Eine hohe imponierende Erscheinung, liebte er es, mit einem Gefolge die Friedrichstraße entlang zu wandern, wie Raphael einst in Rom, auch wünschte er, wir sollten die Manuskripte der alten und ältesten Meister in der Bibliothek studieren. Da ich um neun Uhr häufig Kolleg hatte, mußte ich oft abbiegen. Das verdroß ihn. Einmal auch gerieten wir wegen einer Fuge aneinander: ich behauptete, Bach handhabe die Form mitunter ebenso, wie ich es getan habe. „Soll ich Sie auch an die Luft setzen, wie ich es mit Rubinstein gemacht?" Das seine Antwort. — Er hatte ein recht subtiles System für Trugfortschreitungen ersonnen, welches mir sehr einleuchtete. Nach seinem Tode teilte ich dasselbe dem Professor Scholz mit, der eine neue Ausgabe der Dehnschen Harmonielehre zu veranstalten hatte: Scholz war auch Dehns Schüler gewesen, wurde von Dehn als recht tüchtig bezeichnet. Freilich erkannte ich später die Überflüssigkeit dieses Systems, als ich zu dem Resultat kam, daß je nach dem Zusammenhange und nach der Entwicklung des musikalischen Gedankens jeder Dominantseptimen-Akkord uno seine Alterationen in jeden andern fortschreiten könne. Wo bliebe auch sonst die künstlerische Freiheit! Aus ihr erwächst dann in einem wirklichen Kunstwerk die künstlerische Notwendigkeit!

Nicht lange, da starb Dehn. Neues habe ich nicht sonderlich bei ihm gelernt, allein das viele Arbeiten im strengen Stil, der mir von jeher lieb war, machte mich frei und so gewandt in der Behandlung der strengsten Formen, daß ich keine Schwierigkeiten kannte. Dehns tüchtigster Schüler in der Theorie war Ludwig Bußler, als schaffender Künstler jedoch nicht hervorragend begabt. Mit Bußler besprach Dehn alle Finessen des Kontrapunktes. Später gab dieser Schüler ein theoretisches Werk heraus, welches alle Gebiete der Kompositionslehre sehr gründlich behandelt. Es ist meines Erachtens das beste und verständlichste Buch für Selbstunterricht, welches ich in dieser Art kenne.

Bei Dehn lernte ich auch den Komponisten Friedrich Kiel kennen, achten und lieben. Dehn stellte ihn mir mit den Worten vor: „Auch mein Schüler gewesen, und zwar mein bester!" Die ganze Persönlichkeit fiel mir gleich ungewöhnlich angenehm auf. Die hohe, sehr ausgeprägte Stirn mit den kräftig hervortretenden Hügeln an den Schläfen — nach Gall ein Zeichen großer musikalischer Begabung — die scharfe gerade Nase, das äußerst lebhafte, braune, gütig blickende Auge, das energisch geformte Kinn schufen eine Gesamtwirkung, die den Besitzer als bedeutend erscheinen ließ. Das schwarze, nicht besonders reichliche Haar fiel schlicht und etwa halblang herab. Er war von

mittlerer Größe, trug sich sehr sauber, jedoch ohne jegliche Geckenhaftigkeit. Den Sohn des Dorfschullehrers sah und merkte man ihm nicht an: sein langjähriger Verkehr im Hause des Fürsten Sain-Wittgenstein-Berleburg hatte ihm eine angenehme Freiheit der Bewegungen, eine Gewandtheit in der Rede, gesellschaftlichen Schliff verliehen. Freilich redete er einmal unsre spätere Kaiserin Augusta gelegentlich einer Matinee beim Grafen Redern mit „gnädige Frau" an. — Was er sagte, war immer verständig, niemals aufdringlich oder gar anmaßend. Er hatte wohl Selbstbewußtsein, aber diese bei bedeutenden Menschen so natürliche und auch notwendige Eigenschaft nicht gepaart mit Eitelkeit. Darum berührte sein Selbstbewußtsein auch nie unangenehm, belästigte nicht, verlieh ihm nur eine Würde, die Jeder, der mit ihm in Berührung kam, gern und bereitwillig anerkannte.

Kiel war damals 36 Jahre alt; er lebte in Berlin als Klavierlehrer. — Auf Dehns Aufforderung hin spielte er mir verschiedene seiner Franz Liszt gewidmeten Kanons und Fugen vor. Der Eindruck, welchen diese Kompositionen auf mich machten, war ein so tiefer, daß ich jetzt noch jedes der Stücke nach seiner Tonart, seinem Charakter bezeichnen kann. Besonders imponierten mir der Kanon in der Oberterz in H-dur und die Fugen in Cis-, in A-moll und H-dur. In glücklichster Weise hat der Komponist in diesen Werken der alten, strengen Form durch glänzende Harmonie ein modernes Gepräge gegeben; dabei entzückt der in allen Stimmen leicht fließende Kontrapunkt, an keiner Stelle ist mühsame Arbeit erkennbar. Alle diese Stücke sind hohe, reine Kunstwerke und verdienen in allen Konservatorien als Lehrmittel verwendet zu werden; einige davon in Konzerten einen Platz zu finden.

Kiels Spiel war nicht virtuosenhaft, aber absolut makellos in technischer Beziehung, rhythmisch sehr bestimmt, in hohem Maße ausdrucksvoll, doch nicht weichlich: ein echtes Komponistenspiel. Er gebrauchte das Pedal in mustergültiger Weise, so daß kein Ton verschwamm oder verlorenging. Ein leiser Hauch von Herbheit, einer keuschen Herbheit berührte den Hörer etwa so angenehm, wie den Wanderer durch die Sonnenglut der Eintritt in den kühlen Laubwald. Wenn ich später als sein Klavierschüler und nach Dehns Tode auch als sein Schüler in der Komposition zu ihm ging, habe ich oft halbe Stunden lang vor seiner Stubentür seinem Spiel gelauscht. So hörte ich, als sie entstanden waren, seine C-dur-Polonaise, seine unübertrefflichen Variationnen in F-moll, die jedem Virtuosen zu eigen sein müßten.

Was neben Triest auch Kiel mir als Kompositionslehrer gewesen, werde ich nicht vergessen. Viele Worte machte er freilich nicht, desto schneller aber flog seine korrigierende Feder über das Papier. Oft fielen mir bei seinen Unterweisungen die Giesebrechtschen Verse ein:

Wenn die Meister allzu lehrhaft sind,
Denk' ich mir: Da ist nicht viel zu lernen.
Folge dem, der mäßig Worte spinnt,
Und zum andern, folge deinen Sternen!

Dem Feinde unmotivierter, nicht aus dem Thema hervorgehender Modulationen brachte ich einst die Skizze einer Ouvertüre. Er ließ es sich nicht verdrießen, in Windeseile das Stück umzuschreiben und zu gestalten, wie er es sich dachte. Als er es mir dann vorspielte, befreit von dem überflüssigen harmonischen Wust, erkannte ich, wie ganz anders alles infolge der künstlerischen Sparsamkeit, die er in harmonischer Beziehung angewandt hatte, wirkte, wie Licht und Schatten viel eindringlicher erschienen und sich ein reineres Kunstwerk entfaltete. Die melodische, scharf das Thema zeichnende Linie war ihm stets das Erste, Vornehmste. Ehe ihm diese nicht volle Befriedigung gewährte, gestattete er nie die Ausarbeitung. Ein Bild mit verschwommenen Linien war ihm ebenso ein Greuel wie eine Dichtung, in welcher der Gedanke nicht in klaren, einfachen Worten gegeben erschien, von welcher man erst gewissermaßen Schleier herabreißen mußte, um zum Verstehen zu gelangen. Daher auch seine große Liebe zu den architektonischen Gemälden seines Freundes, des Professors Graeb, die durch ihre herrliche Linienführung und die mit größtem künstlerischen Feingefühl abgewogene Farbengebung eine hohe Bedeutung gewonnen haben. Und doch liebte auch er den Glanz der Harmonie, sobald ihm dieser Glanz nötig erschien. Wir finden ihn schon in seiner großen Polonaise, in seinen Reisebildern für Violoncell und Klavier, noch mehr in seinem Variationenwerk. Interessant ist es zu sehen, wie damals schon die Neigung, möglichst leuchtende Farben zu bevorzugen, mehr und mehr hervortrat. Als Kiel sein erstes, überaus erfindungsreiches Requiem in F-moll geschrieben hatte und es dem Professor Grell vorspielte, lehnte dieser die Aufführung in der Singakademie ab, weil das Werk harmonisch zu kühn und gesanglich zu schwierig sei. Noch sehe ich die niedergeschlagene Miene des Komponisten, als der Abgewiesene heimkam. Dann führte Professor Stern das Werk auf, und mit einem Schlage war Kiel der Mann des Tages: alle Kritiken priesen das Werk einstimmig. Wer führt es jetzt noch auf? „Auch das Schöne muß sterben" singt Brahms ergreifend in seiner „Nänie."

Übrigens hatte Kiel bei der Komposition des Requiem heftig mit dem lateinischen Text zu kämpfen. Ich mußte ihm genau die Sequenz „Dies irae" skandieren, die Betonung jedes Wortes bezeichnen, übersetzte ihm alles und brachte ihm die Sequenz verdeutscht in Reime. So steht der Text auch dem Werke vorgedruckt.

In späteren Jahren, als ihn doch die Komposition nicht mehr voll befriedigte, schrieb er noch ein zweites

Requiem in As-dur. In harmonischer Beziehung ist es zahmer, die melodische Erfindung stärker, der Fluß der Stimmen hinreißend schön, die kontrapunktische Kunst bewundernswert. Meines Erachtens überragt es alle gleichnamigen Werke der Neuzeit und dürfte nicht totgeschwiegen werden.

Seine große Messe in C-dur ist gleichfalls hochbedeutend. Sätze wie das Kyrie, Qui tollis, Crucifixus, das Credo und Sanctus gehören zu dem Schönsten, was die musikalische Literatur auf diesem Gebiete ihr eigen nennt. Aber auch dies Werk ist vergessen. Als ich vor einigen Jahren die Verlagshandlung Simrock um Zusendung des Klavierauszuges ersuchte, um das Werk wiederholt aufzuführen, erhielt ich die Antwort, die Exemplare seien zwar vergriffen, Neudruck werde jedoch nicht mehr vorgenommen. Der Verbreitung dieser Messe ist wohl etwas der Umstand hinderlich gewesen, daß Kiel bei der Komposition nicht so ganz Beethovens große Messe vergessen konnte: das Thema des Gloria erinnert in seiner rhythmischen Gestaltung stark an den gleichen Satz Beethovens, und auch im Credo wird der Hörer hin und wieder an diesen Tonheron denken müssen.

Werke wie Kiels „Te Deum", sein „Stabat mater" für Frauenchor und Orchester zeigen zwar des Komponisten vollendete Schreibweise, reichen jedoch nicht, was die Erfindung anlangt, an sein zweites Requiem heran. Daß man aber die Krone seines Schaffens, seinen wundervollen „Christus" auch zu ignorieren begonnen hat, ist unverantwortlich.

Dies Werk in Gemeinschaft mit dem kleinern „Der Stern von Bethlehem" wäre doch für alle großen Chorvereinigungen und bei Musikfesten eine herrliche und lohnende Aufgabe zur Darbietung. Auch würde wahrlich der Karfreitag nicht entweiht, wählte man diesen „Christus" an Stelle der Matthäus-Passion hin und wieder zur Feier des hohen Tages.

Noch möchte ich die Herren Künstler, welche dem Publikum Werke auf dem Gebiete der Kammermusik darbieten, daran erinnern, daß Kiel auf diesem Felde reiche Schätze gehoben hat. Ich greife nur aus der Fülle des Geschaffenen sein Es-dur-Trio, sein Klavier-Quartett in A-moll heraus: ein Grund für ihr Verschwinden aus dem Konzertsaal ist unerfindlich. Vermißt man etwa den romantischen Zug? Wahrlich, das wäre kein Unglück. Oder gar die Herzenswärme? Sie ist da, nur versteht sie nicht ein jeder herauszuholen. — Hans von Bülow spielte eine Zeit lang Kiels Klavier-Konzert; auch diese Komposition ist verschwunden.

Für Klavier allein hat Kiel eine große Zahl von kleineren Stücken geschrieben, die nicht beim Unterricht in Konservatorien fehlen sollten. Alle bekunden sie eine reiche Erfindung und größte Formvollendung, alle sind sie stimmungsvoll. Ich erinnere nur an seine zweistimmigen Fugen, an die reizenden Variationen in A-dur zu vier Händen.

Als Mensch war Kiel eine der reinsten Naturen, die ich auf meinem Lebenswege kennen gelernt habe. Sein allgemeiner Bildungsgrad war nicht hoch, allein er war ein sehr klarer Kopf, und nie habe ich eine unkluge Bemerkung aus seinem Munde gehört. Seine Ansichten über die Tonkunst im allgemeinen und über ihren Stand in den sechziger und siebziger Jahren habe ich während der längeren Zeit unseres intimen Verkehrs genau genug kennen gelernt, um sie hier andeuten zu können. Ich bediene mich dabei der direkten Rede.

„Unsere Kunst" — sagte er einst — „geht abwärts. Die Sucht, akkordisch zu denken, nimmt überhand und zerstört das zielbewußte thematische Arbeiten. Zwar soll der schaffende Künstler die harmonische Grundlage immer im Auge behalten, doch immer nur als Resultat der Linienführung der gleichzeitig erklingenden Stimmen. Außerdem muß er das harmonische Ziel genau sehen, nach welchem hin er seinen thematischen Gedanken führen und steigern will, z. B. in dem Modulationsteil einer Sonate, einer Symphonie. Heute aber ist es umgekehrt: heute werden willkürlich die krassesten, einander fremdesten Harmonien aneinandergereiht, und darauf wird ein fadenscheiniges Thema, welches kaum Thema zu nennen ist, oder eine elende Melodie, die keine ist, gesetzt."

„Ohne Imitation vermag ich ein musikalisches Kunstwerk nicht zu denken. Schon die einfachste Melodie, soll sie verständlich wirken, unterliegt den Gesetzen der Nachahmung. Ein Chor, in welchem die Imitation keinen Platz findet, ist nicht viel mehr als Rezitativ. Man scheut sich heute vor Textwiederholungen, vergißt jedoch dabei, wieviel eindringlicher der Inhalt einer Dichtung wirkt, wird er von allen Seiten musikalisch beleuchtet, werden seine Höhepunkte in entsprechenden Lagen und mit dafür passenden Stimmen wiederholt, klingen die Gedanken in den verschiedenen Stimmen mit der gleichen melodischen Figur wieder. Eine Dichtung, welche keine Wiederholung und Nachahmung des Tonmotivs gestattet, unterlasse man zu komponieren."

„Man hört heute nicht selten den Ausspruch, unsre musikalische Kunst sei erschöpft, es könne nichts Neues mehr gesagt werden, oder aber man müsse das Tonsystem erweitern, den Viertelton einführen. Ich meine, das müßte eine elende Kunst sein, die begrenzt wäre, in der es hieße, bis hierher und nicht weiter! Wenn nur der rechte Mann kommt, wird er auch Neues bringen. Ihm werden die zwölf verschiedenen Töne genug sein, er wird mit dem bescheidensten Orchester den Hörer in andre Welten tragen." Denke ich an diese Worte, so steht jetzt Brahms vor mir. Dieser Große bewahrheitet, was einst Kiel sagte.

„Wer auf diatonischem Gebiete nichts zu sagen weiß, flüchtet zur Chromatik. Begibst du dich in ein Menschengedränge, so verschwindet für den Betrachtenden deine Persönlichkeit. Ebenso verliert sich in dem chromatischen Gewoge das individuelle Gepräge des thematischen Gedankens. Die Chromatik gleicht dem Gift, das, in kleinen Dosen genossen, verschönt, in großen tötet. Wer sich die Chromatik für sein Feld erwählt, beraubt sich der besten Steigerungsmittel."

Wie würde Kiel wohl über die jetzt so beliebte Anwendung der Ganztonleiter denken? Schon von Wagnerscher Musik hielt auch er wie Triest und Loewe sehr wenig. Immerhin interessant und andrerseits doch recht bedenklich, daß drei so ausgezeichnete Künstler sich nicht am Kultus des Bayreuther Meisters beteiligten. Einen Grund zum Neide hatten sie wahrlich nicht, diese Eigenschaft lag auch ihren Charakteren fern. Zur Ganztonleiter würde Loewe aber doch sagen: „Sehr unbequem zu hören," Triest, händereibend auf und ab renneno: „Infam!" Kiel würde über Kopfweh klagend (er litt häufig daran) den Saal verlassen.

* * *

Mit einigen musikalischen Kommilitonen gründete ich den akademischen Beethovenverein. U. a. war der Studiosus E. E. Taubert darin. Er komponierte, hatte aber erst geringe Kenntnisse in der Theorie der Musik. Da sein Vater durchaus nicht zugeben wollte, daß er Musiker würde, sagte er sich von seinem Vorfahren los und war so lange Hauslehrer auf einem Rügenschen Gute, bis er sich eine genügende Summe gespart hatte, um seiner Neigung folgen zu können. Er ging gleichfalls zu Kiel, hat sich aus eigner Kraft emporgearbeitet, ist ein namhafter Komponist geworden und jetzt Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Auch den sehr musikalischen Studiosus Budy muß ich nennen, der, ein Stettiner, sich mir eng anschloß und mir in meinen musikalischen Bestrebungen rührend treu zur Seite stand. Jetzt ist er mir aus dem Gesicht gekommen. Es waren anregende Abende für mich, diese Abende im Beethovenverein. Wir hatten einen guten Geiger, einen vortrefflichen Tenoristen. Man sang und spielte meine Kompositionen. U. a. meine erste, noch als Stettiner Schüler von mir geschriebene Violinsonate in A-dur, deren erstes Thema lächerlicherweise Note für Note mit dem Glockenmotiv im Parsifal übereinstimmt. Damals ruhte dies Werk noch im Schoße der Zeiten. Der Schriftsteller Kossack, Redakteur der Montagspost, der Dichter Lindner, Mitarbeiter an der Vossischen Zeitung, die zufällig in den Verein kamen, Lieder und eine Violinsonate in C-dur mit einer glänzenden Schlußfuge von mir hörten, wiesen in ihren Zeitungen auf mich und meine Tonschöpfungen lobend hin.

Mein intimer Freund, Johann Wilhelm Arnold, zuletzt Oberverwaltungsgerichtsrat in Berlin, jetzt verstorben, damals Student der Jurisprudenz, mein lieber Freund, Professor Dr. Jonas, damals Theologe, daneben der Dichter Georg Belly, Verfasser hübscher Komödien, der Bildhauer Paul Konevka, der Maler Paul Schobelt (eins seiner herrlichen Bilder hängt im Berliner Museum), (Konevka ist durch seine Silhouetten „Faustzug, Bilder zum Sommernachtstraum" hoch berühmt geworden) waren mein unmusikalischer, aber den übrigen Künsten und der Philosophie offner, hoch anregender Verkehr. Er hat mich vor Versimpelung in meiner Kunst bewahrt. Im Brennpunkt unsrer Unterhaltung, unsrer Diskussion stand der damals populär werdende Philosoph Artur Schopenhauer. Jonas, welcher anfangs von dieser Philosophie der Verneinung nichts wissen wollte, wurde später ihr eifrigster Verfechter. Nachdem er seine sämtlichen theologischen Examina glänzend bestanden hatte, sattelte er um und wurde Philologe. In öffentlichen Vorträgen hat er später die Zuhörer oft so gefesselt, daß kürzlich ein alter Herr noch begeistert zu mir von seinem Vortrage über Goethes „Wahlverwandtschaften" sprach. Auch Gellenthin, der nicht selten in unsern Kreis kam, gab schließlich seine Gottesgelahrtheit auf und wurde hier Professor der Mathematik. Er war von uns allen wohl der schärfste Denker. Georg Belly machte eine Zeit lang in Berlin und an andern Orten viel von sich reden und als Kuriosum sei bemerkt, daß die Redewendung aus einer seiner Komödien „O Feodor, wie bist du doch so furchtbar nett" die geflügelte Anrede gewisser Berliner Damen in der Friedrichstraße war.

Einer Verbindung habe ich nie angehört, dem studentischen Treiben mich völlig ferngehalten und überhaupt nur einen Kommers mitgemacht, den aber kein Geringerer als Kronprinz Friedrich leitete. Sämtliche Minister waren anwesend und verschiedene Mitglieder des Königlichen Hauses, sämtliche Universitäts-Professoren. Er war gelegentlich der großen Schillerfeier. Ich hatte die besondere Ehre, vom Kronprinzen in eine Unterhaltung gezogen zu werden: man hatte mich ihm als den Komponisten der Kantate und des Festgesanges bezeichnet, welche Stücke beim Festaktus im Saale der Universität vom akademischen Gesangverein mit Begleitung des Orchesters unter meiner Leitung vorgetragen waren. Die Kompositionen wurden auf Universitätskosten gedruckt. Mein guter Vater freute sich, dieser Feier beiwohnen zu dürfen. — Auch bei der Jubiläumsfeier der Berliner Universität war ich als Komponist und Dirigent tätig: ich hatte eine Festouvertüre dazu geschrieben. Wo mag diese ihr Ende gefunden haben? Auch im Feuer? Alljährlich habe ich Stöße von musikalischen Arbeiten verbrannt und doch liegen noch an fünfhundert unedierte Werke

da. Daher kann ich fast sagen, ich habe mich eigentlich von meinem sechzehnten Jahre ab an meinem Leben vorbeigeschrieben: denn was andre Menschen Leben nennen, habe ich kaum kennen gelernt und allem Praktischen gegenüber bin ich stets ein Fremdling geblieben. Allein für mich war Schreiben, Schaffen — Leben, glückliches Leben.

Zur Vermählungsfeier des Kronprinzen Friedrich durfte ich dem jungen Paar eine Festouvertüre widmen. Ihr lagen die beiden Nationallieder „Heil dir, im Siegerkranz" und „Rule Britannia" zugrunde, den Schluß bildete eine kunstvolle Verschlingung der beiden Gesänge. Der Kronprinz verlieh mir eine Medaille mit seinem und der Viktoria Reliefbilde.

Als Klavierspieler hätte ich ein zweiter Rubinstein oder d'Albert werden können, wäre mir nicht das mechanische Klavierüben zu entsetzlich gewesen. Auch mochte ich nicht die Zeit dafür opfern. Für Virtuosen, fahrende Künstler habe ich stets überaus wenig übrig gehabt; mit Ausnahme von Rubinstein, der oft recht tüchtig vorbeischlug, hat mich nie ein ausübender Künstler in Begeisterung versetzt, nur noch Joachim als Geiger. Tausig und Bülow waren mir unangenehm.

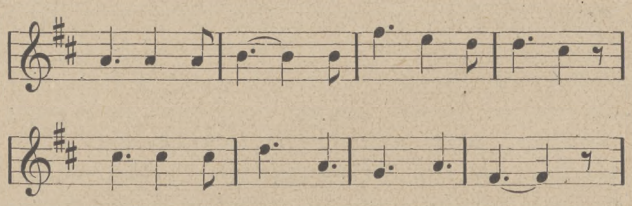
Durch meinen Onkel Kämtz, den Schwager meines Vaters, den großen Meteorologen an der Universität Dorpat, kam ich in die Berliner Professorenkreise; die Häuser von Rose und Poggendorf taten sich mir auf und brachten mich in Verbindung mit den geistvollsten Männern der Residenz. Der zweite Direktor der Reichsbank, Dr. Gallenkamp, dessen Name auf allen Geldscheinen damaliger Zeit zu lesen war, wurde mein lieber Freund und hat mich wiederholt noch in meinem Stettiner Heim aufgesucht.

Am Schlusse meiner Universitätszeit ging ich an die Ausarbeitung meiner Dissertation. Sie behandelte die Katharsis des Aristoteles in seiner Definition der Tragödie. Es war eine lange Abhandlung geworden, in Leipzig wurde ich zum Dr. philos. promoviert. Vor einigen Jahren erhielt ich zu meinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum mit dem neuen Diplom vom Dekan der Universität ein äußerst warmes Anschreiben.

Hiernach kam für mich eine Zeit schwerer Sorge: mein Vater erklärte mir plötzlich, ich müsse jetzt auf eignen Füßen stehen. Wie schwer es ist, in Berlin Privatschüler zu bekommen, und zwar so viele, um leben zu können, weiß jeder Musiker, der sich in Berlin niederläßt. Kiel verschaffte mir die erste Stunde beim Bankier Zimmermann in der Viktoriastraße, Preis 15 sgl! Die zweite Schülerin war die kleine Tochter Löwensteins, des damaligen Chef-Redakteurs des Kladderadatsch; 10 sgl!! Ging ich von der Oranienburger- nach der Alexandrinenstraße, brauchte ich mit der Stunde hin und zurück quer durch ganz Berlin volle drei Stunden!! Dann kam Elise Frey, später Frau Breiderhof, jetzt Professorin an der Hochschule. Allmählich wuchs die Zahl derer, die sich dem jungen Lehrer anvertrauten, und nach einem Jahr verdiente ich doch schon monatlich 120 Taler.

Alljährlich gab ich ein Konzert, immer nur mit eignen Kompositionen auftretend. Ein Oktett für Klavier, Streich- und Blaseinstrumente, eine Ouvertüre, Symphonie, ein Fugen-Konzert für zwei Klaviere, welches ich mit dem mir befreundeten Pianisten Papendick spielte, hatten schönen Erfolg. Dieser Aufführung wohnte der damalige Oberbürgermeister Stettins, Hering, bei, und dies Konzert hat wohl den Ausschlag gegeben, daß man mich später hier zum städtischen Musikdirektor erwählte.

Inzwischen hatte sich immer wieder mein Denken und Empfinden dorthin gewandt, wo ich das höchste Glück meines Lebens zu finden hoffte. Es übermannte mich die Sehnsucht. Kurz entschlossen reiste ich an einem strahlenden Sommermorgen über Stettin zur See nach Kolberg, hielt kurze Rast bei meinen Eltern, die dort im Bade weilten, und fuhr einige Tage später nach Zuhilfenahme einer kräftigen Notlüge weiter über Stolpmünde, wohin mich mein ruheloses Herz trieb. Ich sah sie wieder und war entzückt. Die Anmut ihrer Erscheinung, ihre Bewegungen, das schöne, die Reinheit ihrer Seele widerspiegelnde Auge, ihre wohlklingende Rede, das zarte, gefällige und rücksichtsvolle Verhalten den Ihrigen gegenüber ließen mich einen Charakter erkennen, der nur einem durchaus harmonischen Wesen angehören konnte. Eine Freundin der Geliebten weilte gleichfalls als Besucherin im Pfarrhause. Mit dieser sang ich häufig die bekannten Mendelssohn-Duette, u. a. „Ach wie so bald entschwindet der Reigen". In diesem Liede befindet sich zu den Worten: „Wart ihr ein Traum, ihr Liebesgedanken, schön wie der Lenz und leicht verweht?" ein melodischer Gang, über den ich häufig phantasierte. Ich tat es, um wenigstens in Tönen zu sprechen, da mir Befangenheit den Mund verschlossen hielt.



Am Tage vor meiner Abreise fand ich das geliebte Mädchen im Musikzimmer, emsig mit einer Handarbeit beschäftigt. Ich setzte mich ihr gegenüber, ergriff Goethes Gedichtsammlung und begann ihr vorzulesen. Zuletzt wählte ich die Elegie: „Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen, von dieses Tages noch geschloßner Blüte?" und endlich „Die Aussöhnung."

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o, daß es ewig bliebe!
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Verlegen erhob sie sich und verließ das Zimmer. In der Gartenlaube traf ich sie wieder. „Warum phantasieren Sie immer über diese Melodie?" „Sie, Johanna, allein wissen, ob die Gedanken für mich immer nur ein Traum bleiben werden." — — „Wirklichkeit!" — Da lag sie in meinen Armen! — Der erste Kuß!! — — Ich stürzte fort, hinauf nach meiner Stube; dort kniete ich nieder und betete. —

Noch ein glücklicher Tag, dann mußte ich zurück nach Berlin.

Bei dem seinerzeit sehr angesehenen Stimmbildner Dr. Schwarz hatte ich gründliche Gesangstudien gemacht. Schwarz war eine Zeit lang auch Vorsitzender des Tonkünstler-Vereins. Ich wurde Mitglied. Besonders bedeutende Männer habe ich damals in diesem Verein nicht bemerkt. Ein Vortrag, den ich den Kunstgenossen über die „Platonische Idee" hielt — „Plato? damit bist du gemeint," rief ein Hörer dem anwesenden Musiker Plato zu!! — ging spurlos vorüber. Die Kompositionen, welche ich dort hörte, waren selten hervorragende. Früchte habe ich dort nicht gesammelt und sagte diesem Vereine bald wieder Lebewohl.

Gelegentlich einer größeren Gesellschaft lernte ich die Gesanglehrerin Fräulein von Meixner kennen. Sie hatte einen Gesangverein, den der Komponist der „Widerspenstigen" leitete. Götz war recht leidend und der Aufgabe nicht mehr gewachsen: ich wurde sein Nachfolger. Der Verein, obwohl ziemlich exklusiv — es sangen fast nur Offiziere mit in den Männerstimmen — verbreiterte sich unter meiner Leitung, wir gaben öffentliche Konzerte. In einem derselben führte ich Triests „Oceaniden" mit Orchester auf, war beglückt über die Fortschritte des Chors, durfte auch bald verschiedenen Damen des Vereins Klavierunterricht und einer größeren Anzahl Unterweisungen in der musikalischen Theorie erteilen: da kam ein Dr. Ziemssen zu mir, mich ersuchend, seiner Schwester, einer Stralsunderin, die längere Zeit in Berlin bleiben würde, Kompositionsunterricht zu erteilen. Fräulein Ziemssen, eine musikalisch hochbegabte junge Dame, glänzende Klavierspielerin, wurde mir sehr lieb. Als ihr Aufenthalt in Berlin zu Ende ging, drängte sie mich, nach Stralsund zu kommen und die Leitung des dortigen Musikvereins zu übernehmen, an Privatunterricht würde es mir zudem nicht fehlen. Vom Oktober 1857 bis Februar 1865 hatte ich in Berlin gelebt, von 1860 ab ziemlich beschränkt: kurz entschlossen brach ich alle Brücken ab und siedelte mit meinen Siebensachen nach der Schillstadt über. Ob ich recht daran getan habe, weiß ich nicht; jedenfalls hätte das Verbleiben in Berlin mein Schicksal anders gestaltet. —

Mein musikalisches Glaubensbekenntnis

Von C. Adolf Lorenz.

Alle Tondichter, auch die großen weit überragend, steht mir Sebastian Bach da. Der vornehmste Kontrapunktiker, der kühnste Harmoniker unter den Komponisten bis heute, entwickelt er aus stets scharf geprägten Themen polyphone Gewebe von so vollendeter Form, daß selbst ein Beethoven bewundernd zu ihm aufblickt.

Wer aber in Bach nur den Mann der strengen Form sieht, dem ist die Bachsche Tonsprache noch nicht erschlossen. Den Verstehenden weiß er zu erheben, zu rühren, zu erschüttern, wie kein zweiter. — Wir sollen einen Künstler beurteilen nach dem Besten, was er geschaffen hat. Wo fände sich eine Tonschöpfung, die dem Kyrie, dem Gloria, Qui tollis, Et incarnatus, Crucifixus der h-moll Messe, dem Eingangschor der Matthäus-Passion an Erhabenheit des Ausdrucks, an

Tiefe der Empfindung zu vergleichen wäre? Die modernste musikalische Kunst hat sich dem Wesen des wahren Kontrapunktes mehr und mehr abgewandt, der heutige Komponist ist Harmoniker, denkt akkordisch, seine Polyphonie bildet sich aus Durchgangs- und Wechselnoten. Die Diatonik, welche herrschen sollte, weicht zurück, die Chromatik überwuchert. Zum Teil dadurch werden die Motive unbestimmt, die Kontraste schwinden, den Werken fehlen die festen Grundpfeiler. Farbenpracht überwiegt, die scharfe, wohlgegliederte Zeichnung vermissen wir. Es fehlt die edle, ebenmäßig dahinfließende Melodie, der Ausfluß schöpferischer Begabung. Im Gesange ist an ihre Stelle die deklamatorische Phrase getreten, in die dominierende Begleitung hineinkomponiert. Der Chorsatz ist unrein und infolge des Vorherrschens der Chromatik nicht selten künstlerisch unausführbar. — Schon Lucretius schreibt im 5. Buch de re naturae, die chromatische Tonweise sei bei den Lacedämoniern nicht erlaubt gewesen, weil sie die Zuhörer verweichliche. — Ben Akiba! — Wie sie zu verwenden, wenn sie künstlerisch motiviert ist, zeigt uns Bach z. B. im Crucifixus seiner großen Messe. Daß er, der die Chromatik beherrschte wie kaum ein zweiter, sie nur in beschränktem Maße verwendet, sollte zu denken geben.

Alle oben angedeuteten Auswüchse werden schwinden — jede große Neubewegung hat sie — die musikalische Kunst wird wieder, und sicherlich mit Gewinn, in natürlichere Bahnen kommen; die Programm-Musik wird zusammenschrumpfen (am wenigsten steht der Musik die Allegorie an), das musikalische Philosophieren wird aufhören. Denn nur weil Schopenhauer, Leibniz parodierend, die Musik ein „unbewußtes Philosophieren" genannt hat, philosophische Gedanken musikalisch wiedergeben zu wollen, heißt den Sinn der Schopenhauerschen Worte arg mißverstehen.

Diesen Wandlungsprozeß zu erleichtern, zu beschleunigen, ist die Bachsche Musik besonders geeignet. Die jungen, angehenden Komponisten sollen Bach aus dem Fundamente kennen, das Publikum soll ihn wieder und wieder hören. So werden jene in ihren Schöpfungen, wird dieses in seinem Geschmack eine Läuterung erfahren. Daß ein Bedürfnis solcher Läuterung vorliegt, beweist uns die immer mehr anwachsende Pflege Bachscher Musik.

Zwei Gräber

Von Paul Raeck.

Zwei Gräber liegen in Feindesland
Im weiten, zerstampften Feld;
Drin träumen bei Regen und Sonnenschein
Von Deutschlands Größe die Brüder mein
Und von einer anderen Welt.

Der erste, der hat in Flandern bezahlt
Mit dem Tode dem Kaiser den Schwur.
Der andre, der zog mit dem Landsturm hinaus
Und folgte der Fahne. — Nun schläft er sich aus
In Polens sandiger Flur.

Wenn morgens im Osten die Sonne steigt,
Dann grüßt sie das eine Grab
Und trocknet, wenn sie am Tage scheint,
Die Tränen, die die Mutter weint,
Die beiden das Leben gab.

Und wenn die Sonne am Abend sinkt,
Dann grüßt sie den Hügel im West
Und sieht, wie ein Knabe schwört, mutig und frei:
„Und sterbe auch ich, und sind wir dann drei —
Deutschland, mein Deutschland bleibt fest!"

Und ehe die Sonne wieder sich hebt,
Wer weiß, was da werden mag . . .
Wer weiß, ob noch einmal mich grüßt ihr Licht,
Ob nicht um den letzten das Herze bricht
Der Mutter am andern Tag.

Beiträge zur Arndtforschung

Von Dr. Erich Gülzow.

I. Ernst Moritz Arndt und Fanny Tarnow

Unter den Frauengestalten, die dem jungen Arndt während seiner pommerschen Heimatjahre nähertraten, ist nicht nur zeitlich an dritter Stelle Fanny Tarnow zu nennen. Nicht als ob sie so entscheidend in sein Leben eingegriffen hätte wie seine erste Frau, Charlotte Quistorp, oder so enttäuschend wie seine Braut, Charlotte Bindemann, sondern weil es ihr im Gegensatz zu diesen beiden vergönnt war, sich selber als Schriftstellerin für damalige Zeiten einen klangvollen Namen zu erwerben. Für damalige Zeiten! Vor mir liegen ihre ausgewählten Werke in einem Exemplar aus der Privatbibliothek König Friedrich Wilhelms III. Wer aber kennt heute noch Fanny Tarnow?

Am 17. Dezember 1779 wurde sie als erstes von vier Kindern aus der Ehe des Kommissionsrates und Advokaten Tarnow mit einem Fräulein von Holstein zu Güstrow in Mecklenburg geboren. Da sie durch einen Unfall bald körperlich sehr geschwächt wurde, schickte man sie bis zum dreizehnten Lebensjahre zu einer Tante aufs Land. Später kaufte der Vater selbst zwei Güter, die er aber nicht zu bewirtschaften verstand, so daß er Konkurs machte. Jetzt suchte sich Fanny, damals noch nicht zwanzig Jahre alt, als Erzieherin ihr Brot zu verdienen und verbrachte zunächst vier Jahre bei einem Herrn von Schmiterlöw auf Neparmitz, nicht allzuweit westlich von Arndts Geburtsort Groß-Schoritz gelegen. Weitere Stellungen fand sie in der Heimat auf dem Gute Rohlstorf, in Wismar und auf Rankendorf bei Dassow bis zum Herbst 1812. Zwei Jahre pflegte sie dann die unheilbar erkrankte Mutter und unternahm nach deren Tode 1816 eine Reise nach Petersburg zu ihrer Freundin Lotte Hochecorn, die dorthin verheiratet war. Nach einem Jahre zurückgekehrt, wandte sie sich bald nach Berlin zu Chamissos Freunde Eduard Hitzig, der ihr die Erziehung seiner Stieftochter Betty auf zwei Jahre anvertraute. In Lübeck und Hamburg wohnte sie mit dieser und ihrer Schwester Betty und knüpfte hier Freundschaft mit Amalie Schoppe, der späteren Gönnerin Hebbels. Bald jedoch hatten sich die beiden Damen entzweit. Fanny Tarnow, die Hitzigs Tochter nach Ablauf der zwei Jahre zum Vater zurückgebracht hatte, wandte sich nun im Frühjahr 1820 auf herzliche Einladung nach Dresden zu Helmine von Chezy, der Enkelin der einst berühmten Karschin, die sich dann selbst durch ihr Textbuch zu Webers „Euryanthe" einen zweifelhaften Ruhm erworben hat. Bald aber ließen auch hier Neid und gekränkte Eitelkeit zwischen den beiden Blaustrümpfen einen Streit ausbrechen, der für die Unbeteiligten recht komisch gewesen sein muß. Nun lebte Fanny Tarnow von ihren literarischen Arbeiten — meist nur noch Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen — noch bis 1829 in Dresden, dann zwölf Jahre in Weißenfels und endlich in Dessau, wo sie am 4. Juli 1862 starb, zuletzt schon oft auf Unterstützungen von Freunden und edlen Menschen angewiesen.

Während ihrer Tatigkeit als Erzieherin in Rohlstorf begann sie, für Familienzeitschriften zu schreiben, und brachte es bald zu einem geachteten Namen, der ihr schnell Eingang bei den besten Verlegern, wie Cotta, Engelmann usw., verschaffte. Um 1820 herum scheint ihr Ruhm den Gipfel erreicht zu haben. Doch noch lange druckten die Zeitschriften ihre Erzählungen gerne ab. Goedekes Grundriß führt im ganzen 75 Werke von Fanny Tarnow auf, alles Erzählungen — besonders „Gemälde des menschlichen Herzens" und die beliebten „Tagebücher" — und Übersetzungen.

Ihr literarischer Ruhm vermittelte ihr auch die Bekanntschaft mit vielen Schriftstellern und Künstlern, vor allem mit Hitzig, Fouqué, Rochlitz, Gustav Kühne, vorübergehend auch mit Wieland, Seume, Julius, Klinger, Kotzebue und Kügelgen in Petersburg, Houwald Tieck, Kind, C. M. von Weber, Eberhard, Jean Paul, Varnhagen, Rahel, Tiedge, Elisa von der Recke, Luise Brachmann, Amalie von Helwig und manchen anderen. Doch schon bevor sie selber schriftstellerte, trat ein Dichter in ihr Leben, der für sie von großer Bedeutung werden sollte, und der damals selber erst die ersten Schöpfungen seines Geistes in die Welt hinausschickte. Es war Ernst Moritz Arndt.

Fanny Tarnows Beziehungen zu Arndt sind bisher von der Forschung fast gar nicht berücksichtigt worden, und wohl nicht ohne Grund. Denn von Arndt selbst geschieht ihres Namens nirgends Erwähnung, während doch für Lotte Bindemann wenigstens einige briefliche Äußerungen und eine größere Zahl von Gedichten Zeugnis ablegen. Sein geringfügiger Briefwechsel mit ihr ist ebensowenig wie der zweifellos weit, weit bedeutendere mit Lotte Quistorp und Lotte Bindemann erhalten geblieben. So sind wir zunächst und fast einzig auf Fanny Tarnows Äußerungen angewiesen, und auch diese finden wir hauptsächlich nur in

einer ihrer Erzählungen, von der sie selbst einmal sagt, daß sie immer ihr „anziehendstes Buch bleiben" werde. Es ist die zuerst 1811 erschienene „Natalie, ein Beitrag zur Geschichte des weiblichen Herzens". Schon äußerlich ist dieses Buch durch Arndts Namen gekennzeichnet; denn der Leitspruch auf dem Titelblatte ist seinen Gedichten entnommen:

„Schwölle Lethe auf zu Ozeanen,
Unterging' in ihr die Liebe nicht."

Er stammt aus der „Zueignung" der ersten Gedichtsammlung an seine verstorbene Frau! Und ebenso tragen alle fünf „Abschnitte", außer dem letzten, am Kopfe einige Zeilen Arndtscher Dichtung. Auffällig genug, daß man Arndts Namen einer Liebesgeschichte voransetzte! Unsere Aufgabe wird es also sein, zunächst den Inhalt dieser Erzählung kennenzulernen.

Natalie ist die älteste Tochter des Geheimrats Alberti und wächst in einer ziemlich ansehnlichen Provinzstadt Deutschlands, später auf einem Gute auf. Der strenge Vater wird von dem Kinde gefürchtet, ja gehaßt; die Mutter wagt ihr nur verstohlen ihre Liebe zu bezeigen. Bei einer Züchtigung des Vaters flieht Natalie ans Fenster und stürzt sich hinaus, woraus sich ein langes Siechtum entwickelt, bis sich dann ihr Körper vom elften Jahre ab um so schneller kräftigt. Geistig dagegen war sie immer schon rege; alle ihre Freistunden füllt Lektüre, und besonders gern liest sie als Kind schon die Romane August Lafontaines. Nach der Einsegnung soll sie bald auch selber Romane erleben.

Den ersten können wir füglich übergehen, zumal er sehr breit ausgesponnen ist. Sein Gegenstand ist Rudolph, der Mann zwischen drei Frauen. Schließlich heiratet er Natalies Freundin Gabriele, während die edelmütige Natalie selber sich auf den Wunsch ihrer sterbenden Mutter mit dem geschiedenen Gatten Gabrieles, Rhode, verlobt.

Vor der Hochzeit aber verunglückt Rhode auf der Jagd. Er hinterläßt ihr sein Gut Gremlin. Als nun auch Natalies Vater stirbt, zieht sie sich dahin zurück und wendet besonders der Schule ihre Fürsorge zu, wobei ihr die Grundsätze des „edlen Domherrn von Rochow" maßgebend sind, den sie in Doberan kennengelernt hat. Bald entspinnt sich ein immer intimer werdendes Verhältnis zwischen der Gutsherrin und dem jungen Lehrer Wilhelm Buri, der sie namenlos liebt, während Natalie mehr aus Edelsinn und Mitleid sich seiner annimmt. Bei einem Besuche, den ihre Schwester Elise und ihr Schwager August bei ihr machen, entdecken diese, daß das Verhältnis in der Nachbarschaft bereits großes Ärgernis erregt, und nehmen Natalie mit nach ihrem Wohnsitze in G., auch damit sie sich dort von den seelischen Erschütterungen ihrer Liebe erhole.

Hier beginnt nun ein neuer Liebesroman, der in den drei vorausgehenden „Abschnitten" aber schon, wenn auch sehr ungeschickt, vorbereitet ist.

Bereits bei einem Erholungsaufenthalt in Doberan hat Natalie die Bekanntschaft des Dresdener Malers Karl Willot gemacht, der ihr viel von seinem Freunde Moritz Valuda vorgeschwärmt hat. „Valuda hatte das Leben in seiner höchsten Lust, in seinem höchsten Schmerz kennengelernt; aber eben aus dem tiefen Leid dieses Wechsels war ihm eine Harmonie beider geworden, die ihm jetzt das Leben frei, den Tod schön machte. Eine höhere Tugend, als gewöhnliche Menschen zu fassen vermögen, gab ihm für alle Erscheinungen der Zeit unerschütterlichen Mut und Glauben . . . Jahre lang hatte er mit einer Liebe, wie sie nur ein so großes energisches Gemüt zu empfinden vermag, an einem schönen, holden Mädchen gehangen, dem ein seltnes Schicksal eine seltene Bildung gab, welche sie in einer oft verkannten Originalität von ihrem Geschlecht absonderte und sie auf einen Standpunkt stellte, der sie vielen unfreundlichen Blicken preisgab. Seine Treue, seine Festigkeit, seine Liebe besiegten alle Hindernisse; sie ward endlich sein Weib, machte glücklich, war glücklich, und jetzt stand er an ihrer Bahre, und neben ihm wimmerte sein Erstgeborener, dem sie mit ihrem Tode das Leben erkaufte.

Und in diesen Stunden des allerheiligsten Schmerzes sah ihn Natalie jetzt, und die Worte, mit denen die Seele des Freundes ihn ihr darin schilderte, gewannen sie Valuda auf ewig. Ihrer Rührung und der nie empfundenen Erweichung ihres Herzens nicht länger mächtig, reichte sie Willot schweigend die Hand und entwich in den Garten. Hier sank sie mit Tränen nieder . . . Wiedergeboren, getauft mit seinem Geist, seiner Liebe, kam sie wie verklärt zur Gesellschaft zurück. Und wenn sein Name nie wieder vor ihr genannt worden, kein Laut von ihm je zu ihr gedrungen wäre: sie wäre doch sein geblieben auf ewig. "

Diese Liebe auf Hörensagen hin ist inzwischen nur einmal genährt worden, als sie in Gremlin einen Brief von Willot erhielt, der ihr seine Übersiedelung nach G. mitteilte. „Diesen Brief begleitete ein Werk von Valuda, welches damals, bei seinem Erscheinen, die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf den Mann lenkte, der nah an der Grenze des reiferen Jünglingsalters darin edel, streng und fest wie eine Heldenerscheinung aus längst versunkener Vorzeit erschien, und milde, fromm und menschlich, wie wahre Größe es immer ist." In ihrem Dankschreiben an Willot hat sie Valudas Werk „so klar und gemütreich" gewürdigt, daß Willot ihre Worte dem Freunde mitteilte und dadurch „auch in ihm jene Sympathie aufregte, die beide für einander geschaffene Wesen in schöner Ahnung zueinander zog".

Jetzt endlich in G., zur schönen Sommerzeit, lernt Natalie den lange Geliebten kennen, als er ihr einen

Gruß von dem gerade verreisten Willot bringt und an einer großen Wasserlustfahrt teilnimmt. Bei der Rückkehr besteigt Natalie auf Valudas Einladung mit ihm und Hofrat Weber ein kleines Boot, in dem er der Gesellschaft nachgekommen ist. Schweigend genießen sie den schönen Abend auf dem stillen, silberhellen Flusse und fühlen ihre Seelen in Sympathie vereinigt. Viele aus der Gesellschaft nehmen sodann noch beim Fackelschein an dem Leichenbegängnis eines Jünglings teil. Auch Valuda begibt sich mit Natalie in den hohen, von Kerzen matt erhellten Dom, und beide halten hier weihevolle Zwiesprache. Erst spät nach Mitternacht geleitet Valuda das Mädchen nach Hause.

Nun beginnt eine Zeit innigsten Glückes für Natalie. Zwar drückt sie der Gedanke an den verlassenen Buri; aber sie wagt Valuda nichts von diesem Verhältnis zu gestehen. Denn „sie war in seiner Freundschaft, seiner Achtung so glücklich, daß sie es von Tage zu Tage, von Woche zu Woche verschob".

Natalies leidender Zustand macht eine Veränderung des Klimas für sie erwünscht, und da Valuda selbst nach Spanien zu reisen beabsichtigt, so schlägt er ihr vor, während dieser Zeit bei seiner Freundin Sophie von La Roche in Offenbach zu verweilen, wohin er sie selbst geleiten wolle. Natalie ergreift diesen Vorschlag als ein Rettungsmittel des Himmels, um aus drückenden Verhältnissen herauszukommen; „an Liebe und irgendein näheres, bestimmtes Verhältnis zu Valuda dachte sie nicht", schon wegen ihrer zarten Pflichten gegen Buri, und weil „ihr selbst im Traum der Gedanke, er könne einst der ihrige werden, zu kühn erschienen sein würde". Sehnsüchtig erwartet sie die Antwort der Frau von La Roche.

Inzwischen schreibt sie selbst immer noch allwöchentlich an Buri und erwähnt der Ehrlichkeit halber oftmals Valuda in ihren Briefen, ja, sie berichtet ihm auch von der bevorstehenden Reise nach Offenbach. „Sie war übrigens jetzt in dem täglichen Umgang mit Valuda und in der immer lebendigeren und umfassenderen Erkenntnis seines Wertes sehr glücklich . . . O welche Tage waren das für unsre Natalie!"

Eines Abends fragt Valuda sie, ob sie die „Königin der Nacht" im botanischen Garten aufblühen sehen wolle, und holt sie auf ihre Zusage hin dazu ab. Sie schließen sich einer kleinen Gesellschaft an, müssen aber noch auf die Öffnung des Gartens warten. Währenddessen ergehen sie sich auf dem nahen Wall und halten von einer Anhöhe Ausschau in die nächtliche Landschaft. „Herzlicher als je vorher schloß Valuda in dieser Nacht sein Inneres vor ihr auf . . . Er sprach viel von den Verhältnissen, in denen er zum Mann gereift war, und wie auch ihm sein Leben einst zerschnitten, sein Dasein zerrissen worden sei und er doch in inniger, heißer Liebe die Welt und das Leben trage und halte. Alles durch Liebe und um Liebe, so gestalte sich ihm die Welt, und anders möge er sie nicht sehen. Sie beleuchte ihm die dunkle Notwendigkeit und mache ihn stark durch diese Notwendigkeit. Dem Menschen sei das Schöne sichtbar geworden, damit er das Göttliche ahnen und das Heilige im Glauben und Offenbarung schauen lerne*); und dann sprach er von seiner Mutter, der er in ihrer Einfachheit und ihrer lautern Frömmigkeit viel verdankte, und die er recht kindlich liebte und ehrte, und wie sie, ohne alle Ansprüche an das Leben, doch seltene Kraft besessen und bewiesen habe, viel dafür zu tun, und dann kam er auf seine verstorbene Gattin.

Natalie fühlte, welch ein Heiligtum er ihr aufschloß.

Da tönte die mitternächtliche Stunde vom Turm herab, und alles eilte zur geöffneten Gartenpforte. Der Gärtner, der Valuda kannte, nötigte diesen, die Blume näher zu betrachten. Natalien an der Hand folgte er dem erhaltenen Wink, und da die Menge sich immer dichter um sie drängte, umfaßte er sie schützend mit seinem Arm. Im reinen Nachklang der verflossenen seligen Stunde ruhte sie, vom schnellen Gehen ermattet, mit hingebender Vertraulichkeit an seiner Brust und ließ sich von ihm die Eigenheit und die schnelle Vergänglichkeit der schönen Blüte erzählen. Die letztere rührte sie, ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie neigte sich zu der Blume hin und seufzte leise: „O welch ein Sinnbild unseres Glückes!" Da säuselte plötzlich, leise wie Geisterhauch, ihr Name an ihr vorüber; sie schreckte auf und blickte spähend umher; ihr gegenüber stand im fernsten, dunkelsten Winkel des Zimmers Wilhelm, bleich, verstört, das Auge mit unendlichem Schmerz auf sie geheftet. Es riß sie aus Valudas Arm zu ihm hin."

Sie gesteht Buri, daß es Valuda ist, in dessen Armen er sie gesehen; verzweifelt eilt er hinaus, sie flieht hinterdrein und ereilt ihn am Ende des dichtbelaubten Ganges.

„„Barbar," rief sie, in seine Arme stürzend, „habe ich das um dich verdient?" — Sie rang, ihm die Pistole zu entreißen, deren Anblick ihre Ahnung seines Vorsatzes zur grauenvollen Wirklichkeit machte, das Gewehr ging los, und sinnlos stürzte sie zur Erde.

Als sie erwachte, fand sie sich in Valudas Armen wieder; Buri lag zu ihren Füßen und netzte ihre Hände mit seinen heißesten Tränen . . .

„Wer Sie auch sind, mein Herr," sagte Valuda gefaßt und ernst, „und in welchem Verhältnisse Sie auch zu dieser Dame stehen, so ist es doch in diesem Augenblick Ihre erste Pflicht, sie zu schonen und diesen Auftritt der Deutung unsrer Gesellschaft zu entziehen. Soll ich Sie nach Hause bringen, teure Natalie?" fragte er, sich sanft zu ihr wendend. Sie winkte ihm ihr Ja zu

*) Bis hierhin sind Valudas Äußerungen fast wörtlich abgeschrieben aus Arndts „Fragmenten über Menschenbildung", 1805. 1. Teil. S. 3 u. 4.

und reichte Buri die Hand: „Wir sehen uns morgen wieder; gelobst du das?“ “

Er tut es und entweicht vor der nahenden Gesellschaft, der man das Enteilen Natalies mit Übelbefinden erklärt. Stumm führt Valuda sie nach Hause.

Am nächsten Morgen stellt er sich bei der noch „unbeschreiblich ermatteten“ Natalie ein, um ihr Lebewohl zu sagen, da er noch an demselben Tage nach Schweden abreise — ein gänzlich unerwarteter Entschluß. Nur wenige Minuten dauert sein Besuch, unstet und eilig ist sein Wesen, und nachdem er lange und fest Natalies kalte Hand geküßt, verabschiedet er sich mit herzlichen Wünschen für ihr ferneres Glück. Sie eilt ihm nach, er wendet sich um mit dem Rufe: „Meine Natalie!“ — da erscheint Buri, und eilends verläßt Valuda das Haus, während Natalie aufs bitterste enttäuscht zurückbleibt.

Buri gesteht ihr, daß er Valuda bei einem Besuch am Morgen von seinen Rechten auf Natalie gesprochen und als Beweis einige ihrer Briefe gezeigt habe. Valuda habe darauf geantwortet: „Ich bin Ihnen das Geständnis schuldig, daß zwischen Natalien und mir nie ein Wort der Liebe oder irgendeiner anderen näheren Verbindung gewechselt ist und ich nicht zu dem kleinsten Anspruch auf ihr Herz oder ihre Hand berechtigt bin.“

Natalie entschließt sich nun am nächsten Tage, Buri treu zu bleiben, und vereinbart mit ihm, daß sie die Hochzeit in zwei Jahren halten wollen. Die Zwischenzeit will er zu einer Reise, sie aber zur Vorbereitung auf den Hausfrauenberuf im einfachen Landlehrerheim benutzen.

Seit Valudas Abreise ist auch Willot gegen Natalie kühler geworden; Valuda selbst trifft bei einem Bekannten einige Meilen von G. Vorbereitungen zu seiner Reise. Nochmals hofft Natalie auf ein Wiedersehn, zumal auch die Antwort von Frau von La Roche noch aussteht. Einige Wochen später rollt wirklich Valudas Wagen an ihrem Fenster vorbei; sie ruft ihn aus dem schnell aufgerissenen Fenster, doch er grüßt nur unter peinlichem Erblassen. Den ganzen Tag wartet sie vergeblich auf seinen Besuch, während er im gegenüberliegenden Hause bei gleichgültigen Menschen sich wirklich einstellt.

In der Nacht nach dieser namenlosen Enttäuschung erleidet Natalie einen Blutsturz. Nach ihrer Genesung zieht sie im Dezember in ein weit entferntes Landstädtchen.

Zwei Jahre später hat sie sich inneren Frieden errungen und erwartet Buris Rückkehr zur Hochzeit. Aber auch er soll ihr vom Schicksal entrissen werden.

Auf der Heimreise lernt er auf einem Meierhofe die Tochter des Hauses kennen, verliebt sich in sie und geht schließlich so weit, daß er nicht mehr zurück kann. Großmütig und ohne Klage entsagt Natalie seiner Hand, um dem Kinde nicht den Vater zu rauben.

„Buri ward Carolinens Gatte. Er vergaß Natalie sehr bald und lebt noch auf dem Meierhofe seines Schwiegervaters ein alltägliches, still bürgerliches Leben ohne höheren Gehalt, aber doch nicht ohne innern Wert.“

Natalie kehrt, nachdem ihr Gelegenheit gegeben ist, einem ausländischen Flüchtlingspaar das Leben zu retten, nach ihrem Gute Gremlin zurück und gewinnt hier die treue Liebe einer jugendlichen Freundin Charlotte.

„Oft sehnte sie sich, der Liebe heilige Welt, die sie in sich aufgenommen hatte, dem Manne ihres Herzens darzustellen, ehe sie scheide, damit er wisse, wie sie ihn geliebt habe vom ersten Blick an, wie sie ihn noch liebe, und welchen Segen diese Liebe in ihr Dasein gelegt habe. Aber sie wußte, daß er verlobt und jetzt vielleicht schon der Gatte des von ihm gewählten Mädchens sei; und daß er nie nach ihr gefragt, nie irgendeine Erkundigung nach ihrem Schicksal eingezogen, schien ihr ein Beweis, daß er das Andenken an sie ganz verbannt habe und es nicht zu erneuern wünsche.“

Valuda ist inzwischen mit seiner feurigen Natur in den Strudel der politischen Ereignisse hineingezogen worden und schließt sich an einen abenteuerlichen Führer an, um mit dem Schwerte für sein Vaterland zu kämpfen. Das Unternehmen mißlingt aber; auch Valuda wird verwundet, gefangen und nach Wesel abgeführt, um dort nach seiner Genesung erschossen zu werden.

Jetzt eilt Natalie zu seiner Rettung. „Ihr Weg führte sie durch B., wo Valudas Braut wohnte.“ Sie bittet diese schriftlich um eine Unterredung und sucht sie dann auf, um sie zur Hilfe bei ihrem Plane zu bewegen. Doch die reizende blonde Lotte kann sich nicht entschließen, die Gefahren des Unternehmens zu versuchen und sich nachher, wie Natalie rät, mit Valuda nach Amerika einzuschiffen. Sie bittet aber Natalien, ihn zu retten; später wolle sie ihm gern folgen. „Natalie staunte bei dieser Mischung von Liebe und Schwäche.“ Nach kurzem Abschied eilt sie weiter.

In Wesel gelingt ihr dann ihr edles Vorhaben, da der von ihr einst gerettete ausländische Flüchtling jetzt Kommandant der Festung ist. Sie sieht nach sechsjähriger Trennung Valuda wieder, der sie zuerst für seine Lotte hält und dann in dankbarer Rührung über Natalies Liebe und Treue ihr in die Arme sinkt.

Als sie nun Valuda im Ausland geborgen weiß, kehrt Natalie nach Gremlin zurück, um hier unter der fürsorgenden Liebe ihrer Freundin Charlotte ihr Leben zu beschließen. An einem milden Februarabend beim Scheiden der Sonne naht sich der Tod. Im halbgeöffneten Nebenzimmer singen zarte Kinderstimmen, leise tut sich die Tür auf, und Valuda tief erschüttert her-

ein. „Er hatte die Vergünstigung erhalten, sein Vaterland wieder zu betreten. . . . Sie starb in seinen Armen . . ."

Dies der Inhalt des Geschreibsels einer Fanny Tarnow, das z. B. von Fouqué „höchst schmeichelhaft" rezensiert wurde. Kaum erquicklicher ist ihre Lebensbeschreibung zu lesen, die ihre Nichte, die Schriftstellerin Amely Bölte, auf Grund von jetzt verschollenen Tagebüchern und Briefen 1865 zusammengeschrieben hat. Ungenau und widerspruchsvoll ist sie zur Enträtselung unserer Erzählung wenig brauchbar. Doch müssen wir die Deutung versuchen.

Daß Natalie die Verfasserin selbst ist, und daß unter dem Namen Valuda sich Arndt verbirgt, ist ja selbstverständlich. Daß mit der Freundin Charlotte am Schluß Lotte Hochecorn gemeint ist, geht aus einem Briefe Fanny Tarnows deutlich hervor. Wer aber ist Valudas Freund Karl Willot? Vielleicht ist's der Oheim von Arndts erster Frau, Johann Gottfried Quistorp, der sich vorübergehend in Dresden der Malerei widmete; vielleicht ist's — wofür der Anklang spräche — Billroth; vielleicht auch Karl Schildener, damals wohl Arndts bester Freund. Mit Gremlin ist Neparmitz auf Rügen gemeint, wo Fanny als Erzieherin lebte; in der Erzählung selbst wird öfters — ein Beweis für die Sudelei der Verfasserin — statt dessen N . . . gesagt, einmal sogar Nepernitz, wie das Gut auch in der Bölteschen Biographie heißt. G. ist natürlich Greifswald, kenntlich gemacht durch den botanischen Garten und die nahegelegenen Wallanlagen mit dem Rundblick, besonders aber durch den Fluß, der nahe bei einem Walde (dem jetzigen Elisenhain) ins Meer mündet.

Unklar bleibt, wen die Tarnow mit dem Flüchtlingspaar gemeint hat, da eine Beziehung auf Arndts Freund, den Baron Munck, zeitlich und sachlich wenig wahrscheinlich ist. Aber um so wertvoller sind ihre Bemerkungen über Arndts blonde Braut Lotte in B., die sich scheut, mit ihm nach Amerika zu entfliehen. Wir erkennen sie jetzt leicht als Lotte Bindemann in Barth wieder, womit wir ein zweites und dazu zeitgenössisches Zeugnis für diese bisher unbekannte Verlobung haben.

Eine andere Dame nennt die Tarnow sogar sehr offenherzig mit Namen: es ist Sophie von La Roche, die uns namentlich durch Wieland und Goethe bekannt ist. Arndt hatte sie und ihre Enkelin Sophie Brentano 1799 in Leipzig kennengelernt und hat sich wirklich für Fanny Tarnow in einem noch erhaltenen Briefe bei ihr verwandt*). Es heißt darin:

„Eine meiner Freundinnen, ein sehr liebenswürdiges, unterrichtetes und gesittetes Frauenzimmer, wünscht aus diesen Gegenden von Pommern und Mecklenburg entrückt zu werden; sie hat mich gebeten (!), mich deshalb an Sie zu wenden, die sie aus Ihren Schriften als eine so treffliche Frau verehrt. Sie lebt als Gesellschafterin hier in einer sehr liebenswürdigen Familie, aber Unfälle, die ihr Haus betroffen haben, Wohlstand und große Hoffnungen, die untergegangen sind, Verhältnisse der früheren Zeit, die sich weder füglich aufheben noch erhalten lassen, veranlassen in ihr den lebendigen Wunsch, um 20, 30, 50, ja wohl 100 Meilen aus diesen Gegenden entrückt zu werden, die ihr nur Gram und kummervolle Erinnerungen zeigen. Wüßten Sie also gegen den künftigen Frühling bei Ihren ausgebreiteten Bekanntschaften eine Dame oder eine gute Familie, wo sie wohl angebracht wäre (als Erzieherin, welches Geschäft sie jetzt auch mit übernommen hat, lieber als Gesellschafterin), so würden Sie gewiß zwei Teile zugleich verpflichten. Meine Freundin ist einundzwanzig Jahre alt, wohl gebildet, hat immer in der feinen Welt gelebt, und ihr Geist und ihre Güte sind durch zwei Unglücksjahre geläutert. Sie trauen meiner pommerschen Ehrlichkeit, daß ich nur das Treffliche trefflich nenne."

Dieser Brief gibt uns auch einen genauen Anhaltspunkt für die Zeit der Bekanntschaft; er ist in Greifswald am 20. August 1803 geschrieben. Dazu stimmt in der „Natalie", daß Arndt einige Wochen darauf, also im Herbst, nach Schweden abreist; auch von dem damaligen Plane, mit einem reichen Hamburger Freunde nach Spanien zu gehen, spricht Arndt selber in seinen „Erinnerungen".

Unklar ist nur, wie Fanny Tarnow damals von Neparmitz nach Greifswald gekommen ist. Daß sie sich wirklich dort befand, geht zum Überfluß auch noch aus der Subskribentenliste der im September 1803 veröffentlichten Gedichte Arndts, sowie aus einem ihrer Briefe 1811 hervor. Wenn wir uns an die oberflächliche Biographie der Bölte halten, so kann sie nur mit der Familie von Schmiterlöw auf einige Wochen oder Monate dorthin übergesiedelt sein.

Fragen wir nun, was in der „Natalie" Wahrheit, was Dichtung ist, so müssen wir zunächst eine Kennzeichnung Fanny Tarnows bringen, wie sie in ihrer Biographie wiederholt gegeben wird. Sie war sicherlich damals und noch sehr lange ein gänzlich überspanntes Frauenzimmer, von Jugend an nur in der Welt der Romane lebend. Wer siebzig Bände der empfindsamen Familiengeschichten Lafontaines, über die selbst eine Königin Luise Tränen vergoß, gelesen hat, vermag es zu glauben, daß durch dergleichen Lesestoff das Kind in einer lebensfremden Welt aufwuchs. Und dabei war ihr eigenes Leben so herzlich prosaisch! Was Wunder, wenn sie es sich durch Träumereien inhaltreich und poetisch gestaltete! So konnte sie im Winter oftmals lange vor dem knisternden Ofenfeuer sitzen und sich alle möglichen schönen Liebesverhältnisse ausmalen, zu denen die Wirklichkeit ihr die Helden liefern mußte. Sie erkennt dieses Schwelgen in

*) Abgedruckt Euphorion V (1898), S. 482.

Gefühlen und Phantasien gelegentlich selbst als einen Fehler. So schreibt sie in ihrem Tagebuche: „Ich sah meine Freunde nie so, wie sie waren, ich hing ihnen ein schimmerndes Gewand um, das ich für deren eigene Gestalt hielt; dann fiel dieses ihnen in einem Momente des Hellsehens ab, und — ein Totengerippe stand vor mir. Ich liebte die Menschen nie so, wie sie wären, sondern so, wie ich sie mir dachte."

Doch diese augenblickliche Erkenntnis besserte sie nicht im geringsten. Ihr Herz blieb liebebedürftig und abenteuerdurstig. „Bei jeder neuen Bekanntschaft malte sie sich den hervorgebrachten Eindruck aus und knüpfte an diesen ihre Folgerungen. . . . Sie schreckte die Bewerber durch einen zu schnellen Gang ihrer Liebesintrigen, weil sie in ihrem Kopfe nach dem ersten, zweiten Begegnen alles Folgende fertig hatte und schnell am Ziele war, während jene noch bei dem A stillstanden. Sah sie sie wieder, so hatte sie innerlich so viel mit ihnen verkehrt . . ., daß sie bei so vertraulicher Beziehung deren fremdes Wesen nicht begriff und entweder sich gekränkt fühlte oder ihnen Vorwürfe darüber machte. Jene aber, nicht ahnend, welchem Spiele der Phantasie sie dies Entgegenkommen dankten, legten ein solches Benehmen einem jungen Mädchen ihres Alters übel aus und wandten sich von ihr ab. Die Folge war, daß bei einem liebeglühenden Herzen ihr selten Liebe ward und sie beständig über abgerissene Fäden klagte, wo in Wahrheit die Neigung des anderen durch nichts sich verraten hatte."

In ihrer stark biographischen Erzählung „Ottilie", in der übrigens auch Arndt als Moritz Armfeld, Führer der Schweden in Stralsund, vorübergehend eine Rolle spielt, finden wir eins von vielen Beispielen dafür. Sie berichtet darin, wie sie nach einer oft freudlosen Jugend im Kriege 1806 einen französischen Obersten Comolli kennenlernte, ihn dann später nach einer lebensgefährlichen Verwundung höchst romantisch gesund pflegte und schließlich heiratete. Und was ist die Grundlage hierzu? Bei einer Einquartierung im November 1806 in Rohlstorf war der französische Befehlshaber Simon recht artig und zuvorkommend gegen sie gewesen.

Was nun an der ersten Liebesgeschichte der „Natalie", mit der Hauptperson Rudolph, Wahres ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Aber glücklicherweise können wir die Grundlagen für den Liebesroman mit Buri aus ihrer Biographie entnehmen.

In Neparmitz hatte Fanny Tarnow in ihren Freistunden besonders gerne Umgang mit dem Dorfschullehrer, der „ein Verlangen nach höherer geistiger Entwickelung in sich zu tragen schien." Er war jung, unverheiratet und bewunderte Fannys Bildung. „So tat denn seine Nähe ihr in jedem Bezug wohl, und sie vermied nicht, ihm zu begegnen . . . Wiederum überließ sie sich dem Spiele der Phantasie, und diese gaukelte ihr Liebe in einer Hütte à la Jean Paul vor, malte ihr das unbeschreibliche Glück des Mannes aus, wenn sie zu ihm hinabstiege und aus seiner Egeria zu einer Küchenmagd für ihn werde . . . Monde gingen darüber hin, ohne daß der andere etwas von dem stillen Kampfe ahnte, den sie seinetwegen mit sich führte . . . Eines Tages kündigte er ihr ganz unbefangen an, daß er sich mit einem Landmädchen verlobt habe, die ihm einige hundert Taler mitbringe und sein Hauswesen gut versorgen werde.

Also eine Vernunftehe, und auf solcher Basis! Ein rohes, ungebildetes Geschöpf sollte die Gefährtin seines Lebens werden! — Sie war sprachlos vor Erstaunen! Sie hatte sich eingebildet, daß er es für das höchste Glück halten würde, wenn sie ihm ihre Hand reiche, und er strebte nicht einmal nach diesem Glücke, es lag ihm viel zu fern, es nur begehren zu wollen! — Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an und ließ ihn stehen.

Sein Betragen kam ihr wie ein Verrat vor. Sie fühlte sich gekränkt, beleidigt. Wie viele Vorwürfe hatte sie dieses Umgangs halber zu erdulden gehabt, und so wurde es ihr gelohnt! Keine Spur von einem Werther war in diesem Menschen, keine! Er wußte das Opfer, welches sie ihm hatte bringen wollen, nicht einmal zu würdigen."

Nachdem wir so die prosaische Grundlage des Buriromans erkannt haben, werden wir auch den Valudaroman recht einzuschätzen wissen. Das dramatische Zusammentreffen Buris mit Valuda-Arndt scheidet natürlich völlig aus. Und es bleibt also eine Bekanntschaft mit Arndt übrig, bei der zwei Begegnungen den Höhepunkt bilden: die Wasserfahrt und der Besuch des botanischen Gartens, beide durch den Zauber der Nacht für Fanny besonders romanhaft verklärt.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß Arndt bei dem Spaziergang auf dem Wall etwas wärmer und begeisterter zu dem Mädchen gesprochen hat. Aber Liebe zu ihr hat er nicht empfunden, wenn er sie auch hochachtete, wie aus dem Schreiben an Frau von La Roche hervorgeht, das aber ja auch nur ein von ihr erbetenes Empfehlungsschreiben ist.

Seine Liebe gehörte damals bereits Lotte Bindemann. Das ist leicht aus seinen Gedichten bewiesen. Die Melittionlieder, von denen die späteren Ausgaben nur noch eine Auswahl bringen, finden sich als Zugabe in der Tragödie „Der Storch und seine Familie". Diese hat Arndt vor seiner Abreise nach Schweden drucken lassen, wie die Verlagsanzeige seines Freundes Gräff vom September 1803 am Schluß des Bandes beweist, wenn auch das Titelblatt nach Buchhändlerbrauch das Jahr 1804 vorwegnimmt, das Arndt fast ganz in Schweden verlebte.

Denkbar aber wäre es, daß Fanny Tarnow an jenem Abend auf dem Wall und im botanischen Garten all-

zu offenherzig ihre überspannte Liebe zu Arndt offenbarte und dadurch, wie sie selbst schreibt, mit ein Anlaß zu seiner schnellen Abreise geworden ist, die zunächst nach Löbnitz gegangen sein wird. Darauf ließe auch das kühle Benehmen seines Freundes Willot zu ihr schließen, sowie die Tatsache, daß er vor seiner endgültigen Abreise nach Schweden eine Abschiedsszene mit ihr vermeidet.

Es erübrigt noch, die Dauer dieses Zusammenseins in Greifswald abzuschätzen. Wenn auch in der „Natalie" gegen den Schluß einmal von einem „jahrelangen persönlichen Umgange" die Rede ist, so erleidet es keinen Zweifel, daß es sich doch nur um wenige Sommerwochen des Jahres 1803 handeln kann. Fanny Tarnow selbst gibt an, daß die Wasserfahrt im Sommer stattfand, und daß Natalie im Dezember Greifswald verließ. Bei einem längeren Verkehr würde sie auch von mehr Zusammenkünften mit Arndt zu berichten gehabt haben als nur von der Wasserfahrt und dem nächtlichen Spaziergange auf dem Wall.

Trotz solcher kurzen Bekanntschaft bewahrte Fanny Tarnow das Andenken an diesen Heiratskandidaten ebenso treu, wie sie später jahrelang den verwitweten Hitzig nur mit dem stillen Wunsche der Heirat betrachten konnte. In die Jahre 1806 bis 1809 oder 1810 etwa fällt die lange hingezogene Abfassung ihrer „Natalie", in der sie auch Arndt einen Herzensplatz anwies, obwohl sie inzwischen erfuhr, daß er mit Lotte Bindemann verlobt sei *).

Und bald sollte ihre stille Leidenschaft neue Nahrung finden. Denn Arndt schrieb ihr plötzlich im Jahre 1811, als er eine Neuauflage seiner Gedichte plante, und bat sie um Werbung von Subskribenten. Keine Frage, daß Fanny diesen Auftrag mit wahrem Feuereifer ausführte! Die hohe Zahl von Abnehmern aus Mecklenburg gegenüber der Ausgabe von 1803 beweist uns das, zumal wir manche Namen der Liste in ihrem Bekanntenkreise geradezu nachweisen können; dahin gehören v. Both, Dahlmann, Hauchecorne, v. Müller, v. Oertzen, selbst die beiden Prinzen zu Anfang des Verzeichnisses wird sie durch ihre Freundin, die Hofdame Ida von Oertzen, geworben haben.

Ihr Brief, den sie an Arndt Himmelfahrt 1811 aus Güstrow schrieb, ist erhalten und in ihrer Biographie (S. 102) abgedruckt. Nichts deutet auf ein näheres Verhältnis; sie spricht nur davon, daß sie früher bis zur Kränklichkeit reizbar und hingebend gewesen sei, jetzt aber der Zukunft mit stillem, heiterem Vertrauen entgegengehe.

Ihre Liebe hat sie ihm eben schriftlich nur in der „Natalie" gestanden und wünscht deshalb auch in ihrem Tagebuche sehnlich, daß Arndt dieses Werk lesen möge. „Ich habe nicht Nataliens Reize, nicht ihren Geist, nicht ihre Talente; aber ich habe ihr mein Herz und meine Liebe gegeben. Wird Arndt es lesen? Und wird er sich sagen: ja, sie hat mich geliebt, und ich habe sie verkannt? — Wird er Reue empfinden?"

Und dann kam wieder die große Enttäuschung, als sie erfuhr, daß Arndt Elisa Munck liebe und, wie die Fama übertrieb, mit ihr nach der Schweiz gehe.

„Jene ließ als vierzigjährige Frau den Gatten und erwachsene Töchter im Stiche; konnte eine Liebe das rechtfertigen? Warum mußte die ihrige unerwidert bleiben? — Wieder war es ein Werk ihrer Phantasie, ein Trugbild, dem sie hier nachhing, denn sie kannte Arndt fast gar nicht." So urteilt ihre Nichte und Biographin.

Dazu paßt endlich auch ihr Brief an Rochlitz (Biographie S. 124), aus dem noch einige Stellen ausgewählt seien: „Arndt ist als Mann, als Bürger und Mensch so trefflich, so durchaus achtungsvoll und edel, daß mein Geschick auch nicht den schwächsten Schatten auf sein edles Bild werfen kann. — Und hätte er mich selbst da zertreten, wo er jetzt nur kalt vorüberging, so käme das nicht in Anschlag — was bin ich, ich armes, unbedeutendes, geknicktes Wesen neben solchem Manne?" Und nach bitteren Betrachtungen über sein Verhältnis zur Baronin Munck, seinem Psychidion *), von dem Arndt ihr nichts gesagt, schließt sie: „Wahrheit und Vertrauen hatte ich um ihn verdient — doch bin ich fest überzeugt und gewiß mit Recht, daß Arndt an dem Irrtum, der seit einem Jahr meine Liebe für ihn so neu belebte, ganz unschuldig ist — nie hätte er mit einem Herzen so gespielt. — O Rochlitz, welch ein Mann ist er! — Wie so ganz des schönsten Loses wert! — Wüßte ich ihn nur glücklich. —"

*) Das bietet uns einen Anhaltspunkt für den Abschluß der Verlobung. Sie wird also 1809 bestanden haben, da Fanny Tarnow gleichzeitig von Schills Unternehmen berichtet, den sie auf seinem Durchzuge in Mecklenburg selbst gesehen hatte. Zwei andere Zeugnisse für die Verlobungszeit seien hier angeschlossen: Im August 1811 schreibt Friedrich Arndt an Ernst Moritz: „Sie erzählten mir schon vor Monaten — denn die Leute erzählen immer viel mehr als Du — Du gehest damit um, Dir ein Haus zu kaufen, ein schönes Weib zu nehmen und ein festgewurzelter Philister zu werden." Die Entlobung wird im Herbst 1810 gewesen sein. Am 18. November dieses Jahres schreibt Arndt an Charlotte von Kathen, daß er vor einigen Tagen oder vielmehr Wochen „durch ein recht inniges Seelenleid zerknirscht" worden sei. Und endlich plante er (in einem Briefe an Reimer vom 4. Juli 1810), „ein Häuflein Buben" zur Erziehung um sich zu sammeln, gibt aber diesen Erziehungsplan (am 3. Oktober) wieder auf, vielleicht auch, weil ihm die Hausfrau dazu nun fehlte. Ihre Untreue beklagt Arndt besonders in den Mathildisgedichten, die also keinesfalls an Amalie von Helwig geb. Freiin von Imhoff gerichtet sind.

*) Die Annahme, daß mit Psychidion zunächst Amalie von Helwig gemeint sein könnte, ist aus mehreren Gründen abzulehnen. Der Baronin Munk ist übrigens auch die Gedichtausgabe 1811 zugeeignet, nicht Charlotte von Kathen oder etwa gar Fanny Tarnow, wie diese vielleicht „irrtümlich" gehofft haben mag.

Eine Fanny Tarnow jedenfalls war nicht dazu berufen, ihn glücklich zu machen. Aber das soll ihr gerne gedankt sein, daß sie schöne Worte über sein Wesen und seinen Beruf gefunden hat; geradezu prophetisch berührt uns folgende Stelle aus ihrem Brief 1811 an ihn, die zum versöhnlichen Abschuß hierhergesetzt sei:

„Der Same, den Sie ausstreuen, kann nicht verloren gehen . . . aufgehen wird er früher oder später und Früchte tragen, des Herzens würdig, das ihn ausstreute. — Wenn Sie nicht mehr sind, Arndt, so werden einst noch Deutschlands Jünglinge dem Manne danken, der in ihre Seele den ersten Funken der heiligen Rache für die gegenwärtige Schmach warf."

II. E. M. Arndt und seine Hausgenossen

Auf achtzehn Jahre lautete der Pachtvertrag, den Nikolaus Ludwig Arndt mit der Gräfin Putbus über die Löbnitzer Güter schloß, und zum Sommer 1787 siedelte er mit seiner Familie nach dem neuen Heim über. Aber sein zweiter Sohn Ernst Moritz, der damals siebzehn Jahre zählte, hatte kurz zuvor schon die ersten Schritte aus dem rügenschen Vaterhause in die Welt hinaus getan; schon im Februar 1787 war er in die Sekunda des Stralsunder Gymnasiums eingetreten. So lernte er also zunächst den neuen Wohnsitz der Familie nur in den Ferien und auf häufigen sonntäglichen Besuchen kennen *).

Das wurde jedoch anders, als er im Oktober 1789 „von der Schule entlief". Nun kehrte er vorläufig ganz ins Elternhaus zurück und begann bald auf Wunsch seines Vaters für sich fortzustudieren, um doch noch die Universität zu besuchen, wofür er schon fast den Landmannsberuf hatte eintauschen wollen. Bücher und andere Förderung verschafften ihm die Stralsunder Lehrer und Freunde, und so verlebte er „in allerschönster Muße und mit nicht mattem Fleiße" anderthalb Jahre, bis Ostern 1791, zu Löbnitz. Mit eiserner Willenskraft setzte der junge Pächtersohn neben der Arbeit seine selbstgewählten Strapazen und Abhärtungen fort: soldatische Lager auf harten Brettern oder Reisig, Übernachtungen unter freiem Himmel, meilenweite Wanderungen, besonders zur Nachtzeit, alles, um „den heftigsten aller Triebe, der in den Jahren, wo man noch nicht ganz Mann ist, am ungestümsten brennt", zu bändigen und ein rechter Mann zu werden. 1807 schreibt er darüber an Weigel: „Was ich da eigentlich getrieben und gelernt habe, kann ich so genau nicht mehr berechnen. So viel weiß ich noch, daß mein Leben wie ein Traum war; daß ich mehr noch als sonst die Einsamkeit liebte und weder zur Kirche noch in Gesellschaft kam; daß meine Arbeiten und Abhärtungen immer fort gingen, und daß ich mitunter viel las, vorzüglich meine Lieblinge, die Griechen, ohne daß es mir dünkte, ich lerne etwas. Auch weiß ich noch recht gut, daß ich oft schlechte Verse machte und einige prosaische Aufsätze schrieb, die lange nicht an die reichten, die ich bei meiner Ankunft in Stralsund schreiben konnte. Ich war sonst . . . gesund und stark und warf die meisten meiner Gesellen leicht über die Brust. Doch erinnere ich mich nun recht deutlich daß meine Eltern mich Sonderling oft bedenklich ansahen und wenig Hoffnung von mir zu haben schienen. Ich wußte allein, was es war, und weil ich es allein tragen mußte, so ward es doppelt schwer . . . Es lag wie ein schwarzer Schatten auf meinem Leben und wie drückendes Blei auf allen genialischen Trieben, was bei der Fesselung des genialischesten von allen sehr natürlich war."

Nach dieser Vorbereitungszeit ging Arndt dann Ostern 1791 nach Greifswald und „schnallte seinen ersten Burschendegen um die Hüften". „Ich ward hier unter dem Haufen von Jünglingen äußerlich freier und frischer . . . Ich machte alle Spiele und Torheiten mit und war in einigen Virtuos, besonders in den Wonnen bacchischer Feste." Und nicht nur in Greifswald feierte er mit seinen Freunden, auch nach Löbnitz sind sie manches Mal mitgewandert, bis Arndt dann Ostern 1793 nach Jena übersiedelte, auf anderthalb Jahre gänzlich vom Vaterhause getrennt.

Doch Ende Oktober 1794 kehrte er zurück und verbrachte nun wieder zwei volle, „behagliche" und arbeitsreiche Jahre in Löbnitz, indem er seine beiden jüngsten Geschwister, zuerst Wilhelm und bald auch Dorothea, unterrichtete und für sich zum Examen repetierte. Manches unverdaute Wissen klärte sich, und einiges begann sich zu gestalten. Er selbst schreibt bald nach seiner Ankunft an einen Freund in Jena: „Ich lebe hier bei meinen Aeltern unter einem Haufen Geschwister und in häufiger froher Gesellschaft so ganz nach meiner Laune; meinen jüngsten Bruder in der französischen Sprache unterrichten ist mein einziges bestimmtes Geschäft. Kleine Reisen, Besuche von guten Freunden, Tanz und Getränk nach Herzenslust haben mir die zwei Wochen, die ich zu Hause bin, ziemlich kurz gemacht, aber was hab' ich hier, das ich nicht hundertfach besser zurücklies?" Noch zeigen uns diese letzten Worte den Abschiedsschmerz dessen, der „den ersten Schritt ins Philisterleben" tat, aber ein zweiter Brief nach einigen Monaten lautet schon freundlicher. Wir wissen es ja schon, daß auch die erste Liebe dazu beitrug, ihm sein Leben sonniger und lichtvoller zu gestalten. Im ganzen flossen diese zwei Jahre meist fröhlich

*) Ein Kapitel mit der Beschreibung von Löbnitz einst und jetzt mußte leider wegen der Papierfrage für den Bildschmuck noch zurückgestellt werden.

dahin, wie er sowohl in seinen „Erinnerungen“ 1840 als auch in einem Briefe an die Mutter vom 20. November 1796 versichert.

Als Arndt diesen Brief schrieb, hatte er sein Vaterhaus schon wieder verlassen und war nach Bestehen seines theologischen Examens in Greifswald einer Einladung des bekannten Dichters Ludwig Gotthard Kosegarten nach Altenkirchen auf Wittow gefolgt, wo er ein wenig dessen Kinder unterrichtete und zuweilen „mit Schall und Beifall“ predigte. Ob er von hier aus die Eltern in Löbnitz besucht hat, ist uns nicht bekannt; wenigstens aber scheint er mit seinen Angehörigen gelegentlich in Stralsund zusammengekommen zu sein.

Dann „kam ich auf den Einfall, eine Reise zu machen, und zwar eine recht lange und weite Reise, und das war ein Einfall von Gott; denn ohne sie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden“. Im Mai 1798 nahm er nach vierzehntägigem Besuch Abschied von den Eltern und weilte nun bis Oktober 1799 in der Ferne.

Zurückgekehrt, begründete er sich nach einigen Monaten eine Stellung und ein Heim in Greifswald und hat natürlich auch von dort aus häufig das Löbnitzer Gutshaus aufgesucht, allein oder mit Frau und Freunden. Nur ein Jahr lang, vom Herbst 1803 bis 1804, war er wieder gänzlich dem Elternhause entrückt durch seine erste Reise nach Schweden. Während dieser Reise starb ihm seine heißgeliebte Mutter, und im Sommer 1805 verließ ja dann der Vater die Löbnitzer Pachtung und übernahm das Königliche Gut Trantow an der Peene.

So hat Arndt nur zweimal längere Zeit in Löbnitz geweilt, anderthalb Jahre nach Verlassen der Schule und zwei Jahre nach Verlassen der Akademie. Doch auch in der übrigen Zeit blieb er — abgesehen von vier Jahren — in Stralsund, Greifswald oder auf Rügen seinem Vaterhause nahe. Und für diese ganzen achtzehn Jahre trifft wohl zu, was er an ihrem Beginn bekennt: „Das elterliche Haus blieb für mein Gutes und Bestes immer die Oberburg meiner Gefühle und Gedanken, und zu wievielen Orten und Menschen ich auch freundlichen Zutritt hatte, nirgendshin zog es mich so mächtig als zu diesen Wurzeln meines Daseins.“ Dort wohnten die geliebten Eltern und Geschwister, dort war der Schauplatz seiner jungen Liebe, dort lebte sein einziges Kind. Aber auch eine große Zahl anderer lieber Menschen zog ihn immer wieder in das alte Heim zurück, und es muß uns locken, die Persönlichkeiten genauer zu betrachten, die den täglichen Umgang Arndts in Löbnitz bildeten.

Über Kind und Geschwister wird später zu reden sein, über die Eltern spricht er selbst zusammenhängend und ausführlich in seinen „Erinnerungen“ und legt hier ebenso wie in seinen Briefen*) ein rührendes und erhebendes Zeugnis ab von der großen Achtung und innigen Liebe, die er zu ihnen hegte. So können wir uns gleich zunächst den übrigen Löbnitzer Haus- und Gutsgenossen zuwenden.

In die Last der Wirtschaft teilten sich mit den Eltern zwei Geschwister der Mutter, die beide für unseren Arndt von großer Bedeutung gewesen sind, so daß sie vor allen unsere Aufmerksamkeit beanspruchen.

Mit besonderer Liebe gedenkt Arndt immer wieder seiner „guten Tante Sophie“, der „jüngsten Schwester“ seiner Mutter. Acht Jahre jünger als die Frau Nikolaus Ludwig Arndts und unverheiratet, sah sie ihren Lebenszweck darin, ihrer Schwester und deren Familie in Treue zu dienen. Solange unser Dichter sich besinnen kann, ist sie ihnen eine fürsorgliche Hausgenossin gewesen. Milde und Güte und innige Frömmigkeit waren ihr mit Arndts Mutter gemeinsam. Wieviele kleine Nöte aus seiner Kinderzeit erzählt uns nicht Arndt, bei denen immer zum Schluß die freundliche Base Sophie helfend und tröstend den Kindern beispringt und oft den Eltern Ärger und Sorge erspart! Und immer sehen wir sie trotz ihrer nicht festen Gesundheit geschäftig gleich der Mutter, denn die große Wirtschaft und die zahlreiche Familie stellten gewaltige Ansprüche. Aber doch fand sie noch die Zeit dazu, den Kindern, die an ihrem Teil schon bei der landwirtschaftlichen Arbeit helfen mußten, allerlei kleine Freundlichkeiten zu erweisen, ihnen Äpfel und Kirschen als erquickenden Lohn zu pflücken und bereitzustellen. So verstehen wir, wie

*) Vgl. namentlich die Nrn. 22—26 in der schönen Briefsammlung, die Meisner und Geerds 1898 herausgegeben haben, und von den Gedichten besonders die „Elegie“ auf den Tod der Mutter, „Die Tauben“ und „Die Lerche“. — Über die Eltern sind übrigens auch schon Einzelaufsätze veröffentlicht. Über den Vater schrieb Ernst Müsebeck nach seiner Angabe in der „Deutschen Welt“ 1904. Der Aufsatz von H. Meisner über die Mutter (in der „Voss. Ztg.“ 1897, Sonntagsbeilage Nr. 36) bringt nichts Unbekanntes und ist leider in dem Hauptpunkte (daß die Mutter durch angebliches Ausplaudern des Liebesgeheimnisses Arndts ihren Sohn dem deutschen Volke geschenkt habe) verfehlt. Auch liegt Arndts Mutter nicht in Löbnitz begraben, sondern in dem Kirchdorf Kenz neben der berühmten Wallfahrtskirche mit dem Grabmal des Pommernherzogs Barnim VI. Der Kirchhof ist seit langer Zeit bis auf wenige Gräber eingeebnet und die Grabstelle der Familie Arndt leider nicht erhalten worden. Die Eintragung des Kenzer Kirchenbuches über den Tod der Mutter Arndts besagt, daß „Frau Arndt von Löbnitz geborene Wilhelmina Friederica Eleonora Dorothea Schumachern“ aus Lanken auf Rügen den 14. Januar 1804 frühe am Schleimfieber gestorben und den 17. Januar beerdigt ist. Sie ist nach dem Kirchenbuche 59 Jahre alt geworden, nach Angabe ihres Sohnes 1748 geboren und also nur auf 56 Jahre gekommen. Nach dem Taufbuch ist sie aber bereits am 13. Oktober 1743 getauft. Es liegt also zweifellos ein Irrtum vor, und die Mutter war 60 Jahre alt, als sie starb. Ihr Vater, Nicolaus Schumacher, Landmann und Krüger zu Lancken, hatte mindestens acht Kinder, je vier Söhne und Töchter, von denen aber nur vier herangewachsen zu sein scheinen: 1. Johann Carl Friedrich Wilhelm 1742, später Kaufmann in Stralsund, 2. Wilhelmine Friederike Eleonore Dorothea 1743, Arndts Mutter, 3. Moritz August Ferdinand 1746, Arndts Pate (dann 1748 Juliane Henriette Ulrica Christiane), 4. Johanna Sophie Friederike 1751 (und drei weitere 1753, 1758 und 1761).

Arndt seine jüngste Schwester beim Tode der Mutter ermahnt: „Auch die Tante ehre nun als Deine Mutter, ohne sie hättest Du Deine Mutter nicht so lange gehabt.“ Von dem Todesjahre 1804 an lastete die Sorge für den gewaltigen Haushalt ganz auf den Schultern der Tante. Auch die Erziehung des kleinen Karl Moritz, ihres Großneffen, lag seitdem in ihren Händen. Dieser Aufgabe unterzog sie sich mit ganz besonders großer Liebe und erntete dafür des Vaters innigste Dankbarkeit, der von Jahr zu Jahr mehr erkannte, welchen Schatz von goldiger Liebe und Treue die Familie an ihr hatte. So stellte sich später — zum erstenmal bezeugt in einem Briefe Arndts an seine Schwester Dorothea vom 12. März 1812 — ganz natürlich der Kosename „Goldgroß“tante für sie ein.

1805 zog sie mit nach Trantow und drückte hier 1808 ihrem Schwager, Arndts Vater, die Augen zu. Auch seinem Sohne Ludwig führte sie im Verein mit Dorothea die Wirtschaft weiter und bewillkommnete noch oft ihren lieben Ernst Moritz in Trantow, bis er dann Ende Januar 1812 zu seiner Flucht nach Rußland von ihr Abschied nahm. Bald darauf siedelte sie zu ihrem jüngsten Neffen Wilhelm nach Putbus über — inzwischen war sie ja auch über 60 Jahre alt geworden — und hier besuchte Arndt sie im Mai 1813, worüber er in folgenden schönen Worten an Johanna Motherby berichtet: „Ich fand noch einen andern Schatz, einen recht reichen Schatz voll Liebe, eine fromme Seele, wie Gott ihrer wenige schuf, die Schwester meiner Mutter, die meiner Mutter Kindern immer an Mutter Statt gewesen ist — und das war eine Freude, und nicht ohne Thränen.“

Und wieder sah er sie im April 1815; da galt es für sie, Abschied zu nehmen von ihrem zuletzt in Bergen herangewachsenen fast vierzehnjährigen Pflegesohn Karl Treu, den der Vater nun mit sich nehmen wollte nach dem Rheinland: „Gestern Mittag kamen wir (ich und Treu) hier [in Putbus] an und freuten uns unserer guten alten Tante, die in Thränen schwamm, daß sie den Jungen verlieren soll. Jetzt hab' ich sie etwas beruhigt, weil sie begreift, daß es zu seinem Heile nötig ist, daß er von ihr getrennt wird. O es ist ein mislich Ding um das Begreifen! das Herz schlägt immer wieder zurück und läßt sich mit keinem Begreifen und Beweisen abweisen. Es jammert mich, daß dieses treue Menschenherz das verlieren soll, was es auf Erden am liebsten hat; aber ich kann es nun einmal nicht ändern.“

Die letzten Tage ihres gesegneten Lebens verbrachte endlich die gute Seele bei Arndts Lieblingsschwester Dorothea, die seit der Jahreswende 1814/15 nach Buchholz bei Franzburg verheiratet war. Unter einer Linde auf dem Friedhof des Kirchdorfes Wolfsdorf wurde sie dann begraben, als sie am 3. Februar 1817 starb*).

*) „57 Jahre alt, an Brustkrankheit.“ Sie ist aber am 29. Juni 1751 getauft, war also fast 66 Jahre alt.

Wie nahe sie unserm Dichter gestanden, zeigt noch die folgende Erzählung über ihren Tod:

Abschiedsgruß. Als ich im Winter des Jahres 1817 mich in der lieben Heimat zur Rückkehr an meinen Rhein rüstete und bei geliebten Freunden in der mütterlichen Insel Abschied nehmend umher fuhr, saß ich einmal des Nachts spät in meinem Schlafstübchen im Hause meines würdigsten Gönners, des Generals von Dyke zu Losentitz auf dem Judar. Ich war den Tag an mehreren Stellen gewesen, hatte mehrere Nächte wenig geschlafen, hatte eben mehrere Briefe geschrieben, war müd und matt und abgespannt und aufgespannt zugleich, kurz ich war in solcher Fassung und Stimmung, in welcher aus weitester Ferne abgeschossene Geisterschüsse das Herz treffen können. So war ich auf dem Stuhle eingenickt, und siehe! meine alte liebe Base Sofie, meine zweite Mutter, stand freundlich lächelnd vor mir und hielt auf jedem ihrer Arme einen kleinen Knaben: zwei Knaben mir beide sehr lieb; sie hielt sie mir mit der Haltung und Gebärdung hin, als wollte sie sagen: nimm dich der Kleinen an! Und siehe, den folgenden Mittag, als ich in Garz mit meinem alten, teuren Propst Pritzbur und seiner geistreichen, liebenswürdigen Tochter Charlotte Pistorius im traulichen Gespräche saß, rollt der Wagen meines Bruders Wilhelm von Putbus vor die Türe mit einem Briefe, welcher sagte: Bruder, komm gleich mit dem Wagen zurück, wir müssen morgen über das Wasser nach Buchholz fahren, die alte liebe Tante Sofie zum Grabe begleiten, welche gestern Nacht gestorben ist. — O die hatte mich lieb! —

Ganz „anders als seine viel ernsthafteren und zäheren Schwestern“ war Onkel Moritz Schumacher veranlagt; und wenn er auch Arndts Pate war, nach dem er seinen zweiten Vornamen erhalten hat*), so hat er doch seinem Patenkinde nicht entfernt so nahe gestanden wie die Tante Sophie. „Er war ein feiner, hübscher, schlanker Mensch mit einer trefflichen Gesangstimme und anderen Talenten und liebte das Eitle und Blanke.“ Ganz im Gegensatz zu Arndts bürgerlich-selbstbewußtem Vater drängte er sich gern zu den Vornehmen und Adligen hinauf, von denen damals auf Rügen eine Menge solcher lebte, die im preußischen Heere als Hauptleute und Majore gedient hatten. „Diese suchte er, wie er nur konnte, auf und erzählte jedes Wort des gnädigen Herrn Hauptmanns und Rittmeisters, jeden Einfall, den die gnädige Frau ihm

*) Arndt ist am 28. Dezember getauft. Der erste Pate war der Amtsschreiber Ziemssen, nach dem der Knabe den Vornamen Philipp bekommen hätte, wenn die Mutter nicht auf Ernst bestanden hätte; er wohnte längere Zeit zu Stralsund in dem Hause der Fährstraße, aus dem später „ein Holländer Schill vom Pferde heruntergebirscht“ hat. Als dritte Patin ist die Holländerfrau Katharina Ahrndten geb. Strüfings aufgeführt, die erste Frau des „Patriarchen“ Hinrich Arnd zu Posewald. Damals lebten alle drei Paten in Putbus.

gegenüber hatte fallen lassen, als eine Gnade; ja, der Apfel und die Birne, welche die Frau Majorin oder das gnädige Fräulein ihm beim Abschiede in die Tasche gesteckt hatte, bekam dadurch einen Geruch und Geschmack, als hätte er sie im Paradiesesgarten gepflückt. Auch trug er sich ganz, legte Schabracke und Sattel, schnallte Stiefel und Sporen, drückte den Hut über Zopf und Locken wie ein alter preußischer Rittmeister." Infolge dieses Umgangs war er in seiner Gesinnung damals zur Schwedenzeit schon ganz preußisch geworden. Seine Vorliebe für die feinen Manieren führte den sonst ganz „wackeren alten Kerl" sogar so weit, daß er in einem Streit mit seinem Neffen Fritz die Franzosen als Muster verherrlichen konnte, obgleich auch er sonst die Franzosen gut deutsch haßte. Besonders auf seine Reit- und Tanzkunst war er stolz und „bildete sich auf seine wirklich schöne Männergestalt und auf die leichte Schwunghaftigkeit seiner Glieder nicht ein kleines Stück ein". Gutmütig und höflich aber, wie er war, zürnte er doch nicht lange, wenn man ihm diese Vorzüge abstreiten wollte. Als Lebemann kennzeichnet ihn auch Arndt in einem an den Paten gerichteten Neujahrsgedicht 1788, aus dem wenigstens die letzten drei Strophen hier stehen mögen:

Ist dein Beutel auch nicht immer
Faustisch von Dukaten voll,
Denk', bei rotem Goldesschimmer
Lebt es sich allein nicht wohl.

Du, der gern bei grauen Haaren
Sich durch Kuß und Wein verjüngt
Und nicht über Totenbahren
Salomoniaden singt,

Wisse: Glücklich ist, wer wenig
Sorgen fühlt und nie vergißt,
Daß ein Kaiser oder König
Reich, doch selten fröhlich ist.

Wenn der lebensfreudige Mann das feine, vornehme Benehmen „zum Fortkommen in dieser schlechten Welt" für unerläßlich hielt, so scheint er doch selbst nicht dabei auf einen grünen Zweig gekommen zu sein. „Kornschreiber" heißt er in der Taufeintragung unseres Dichters. Als dieser in Schoritz aufwuchs, war er Verwalter des Hofes zu Putbus; und mit Freude erinnert sich noch der alte Arndt an die Süßigkeiten und sonstigen schönen Geschenke, die der Pate von seinen Fahrten nach Greifswald oder Stralsund mitzubringen pflegte. Später, als Arndts Vater nach Dumsevitz zog, übernahm auch Moritz Schumacher eine selbständige Pachtung in Silmenitz östlich von Schoritz, wo bis dahin Arndts alter Freund Hauptmann von Wotke gewohnt hatte. Und in Arndts Grabitzer Zeit siedelte er nach Renz bei Garz über. Bald aber scheint er die Pachtung dort aufgegeben zu haben; sein Sohn, der „kleine Friedrich", der später Kaufmann wurde, wuchs jedenfalls im Grabitzer Hause mit den Vettern zusammen auf. Und nach der Übersiedelung der Familie Arndt nach Löbnitz finden wir auch Ohm Moritz längere Zeit im Hause der Verwandten. Von da zog er wieder auf einige Jahre nach Rügen zu einem Freunde. Aber Ende der neunziger Jahre begegnen wir ihm schon wieder in Löbnitz, das er nun nicht mehr verließ. Auch als Arndts Vater nach Trantow verzog, blieb er als Inspektor der Putbuser Herrschaft auf dem alten Gute und starb hier am 2. April 1806 im Alter von 58 (richtig: 60) Jahren. —

Von den übrigen Hausgenossen Arndts in Löbnitz ist in erster Linie Paul Beck zu nennen, der Rechnungsführer oder Buchhalter seines Vaters. Er ist sicherlich für die geistige Entwicklung des Schülers und Studenten in Löbnitz von der größten Bedeutung gewesen, und Arndt hat ihm daher auch in seinem Alter (1844) eine besondere Biographie gewidmet.

Der Name Paul Beck haftete dem Manne erst in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens an infolge eines von ihm herausgeforderten Scherzes über den Kalendertag Paul. Bek. (Pauli Bekehrung). Als Karl Heinrich Beck war er 1750 in Stralsund geboren. Sein Vater war ein armer Tuchmacher, der in einer Fabrik arbeitete und früh starb. Das zarte Kind schien zu tüchtiger Faustarbeit wenig geschickt, zeichnete sich aber bei dem Schulmeister der Jakobigemeinde so sehr aus, daß sich der Fabrikherr Hennings seiner annahm und ihn zuletzt in seiner Schreibstube zur Buchführung ausbilden ließ. Mit diesen Kenntnissen ernährte sich Beck auch nach dem Tode seines Wohltäters zunächst in Stralsund, dann seit etwa 1770 in der gräflichen Kanzlei zu Putbus und endlich seit 1788 in Arndts Vaterhause.

Er „war von mittlerer Größe, aber von sehr feinem Bau an Beinen und Armen, . . . die aber wirklich stark waren. Auf diesem feinen Unterbau saß ein großer Kopf mit einem breiten Gesicht, regelmäßiger Nase und Mund und großen blauen Augen; die rote Gesichtsfarbe zeigte ein fröhliches, die fliegenden Gesichtszüge verrieten ein bewegliches Gemüt," das sich auch lebhaft im Glanz der Augen spiegelte.

„Er war ein satirischer Schelm und konnte gelegentlich auch recht witzig sein, jedoch selten boshaft, immer aber, auch wenn er Gewöhnliches sagte, durch ganz ungewöhnliche und eigentümliche Stellung, Richtung und Beleuchtung des Gegenstandes oder Gedankens reizend, weckend und belebend. Wo Beck erschien, entstand im Augenblick lebendige Unterhaltung und oft die allerlebendigste Wortkabbelung. Der ganze Umfang seiner Gelehrsamkeit beschränkte sich auf die Muttersprache, ein bißchen Französisch und Schönschreiben und Rechnen; aber er war einer der vielbelesensten Menschen, die ich gekannt habe . . . und durch Umgang mit gebildeten und gelehrten Geistlichen hatte er sich

auch manches gewonnen und erstritten. Die Heilige Schrift mit allen ihren Sprüchen und Scherzen, wie sie auch weltlich gedeutet und gebraucht werden, und die ganze damalige deutsche Literatur, Lessing und Goethen mit eingeschlossen, hatte er durch das glücklichste Gedächtnis . . . im Kopfe und auf der Zunge."

In seiner Weltanschauung war er ganz ein Kind des Zeitalters Friedrichs des Großen und Voltaires und von einem damals fast allgemeinen Dualismus beherrscht. „Man scherzte zum Teil sogar unfein und unheilig mit heiligen Dingen und Personen . . ., aber man ging mit voller frommer und dann auch ganz ernster und gesammelter Andacht in die Kirche." So war auch Beck „ungläubig aus Grundsatz, weil das viele Glauben eines geistreichen Mannes und einer freien, stolzen Seele unwürdig sei; aber er war ernsthaft und gläubig von Natur . . . Nie wechselten das Tiefe und Hohe, das Leichte und Schwere so sonderbar" und sprunghaft als in den Reden Becks. Trotz dieses ungleichen Wesens behandelte Arndts Vater ihn doch als alten Freund „wegen seiner innersten Treue und Wahrhaftigkeit in Wort und Wandel". Die Mutter dagegen, die sich mit ihm bisweilen gerne über biblische und philosophische Dinge unterhielt, wies oft seine leichtfertigen Reden mit zürnendem Ernst zurück, wenn sich der leicht erregte und vom Alkohol schnell benommene Mann bei Gastereien ausgelassen zeigte und auch die Gebrechlichkeiten des weiblichen Geschlechts mit Vorliebe zur Zielscheibe seines Witzes machte.

In solchen Tagen der Geselligkeit hielt es auch besonders leicht, diesen zarten und reizbaren Geist in eine geisterseherische Stimmung zu bringen. „Bei einem Glase Wein, einem fröhlichen Kartenspiel, einem L'hombrechen, welches er für sein Leben gern spielte, . . . regten wir in langsamen Zügen und Streichen, die wir auf seine Phantasie führten, erst seine Geister auf und wendeten dann das Gespräch auf irgend tragische und rätselhafte oder graunvolle Gegenstände der äußeren Welt oder des innern Seelenlebens — und siehe! er mußte seine geistigen Erscheinungen vor uns aufspielen, die meistens spaßhaft waren, zuweilen aber sich in das Schauderhafte verliefen." Arndt berichtet uns eine ganze Reihe von solchen Geistergeschichten, auch ein Löbnitzer Erlebnis, bei dem sich Beck in auffälliger Weise als hellseherisch erwies. Oftmals schien er bei solchen Gesprächen von einem Alb bedrückt zu werden und saß fünf bis zehn Minuten mit offenen Augen und gepreßter Brust geisterhaft da.

Wenn sich Arndt über diese Eigenheit des Buchführers meist belustigte, so ließ er sich doch von seinen philosophierenden Reden und theologischen Spöttereien, selber noch nicht zur Klarheit durchgedrungen, ziemlich stark beeinflussen. Wie lebhaft dieser Mann auf ihn einwirken kannte, kommt deutlich in einem langen Gedicht vom Jahre 1799 zum Ausdruck, das er an ihn richtet, und aus dem einiges mitgeteilt sei. Arndt erinnert ihn an die gute alte Zeit vor zehn Jahren,

„Wo wir am knisternden Kamin so breit
Und wohlbehaglich manche Nacht gesessen;
Wo Er, mein lieber Paulus, eine Pfeife
Frisch nach der andern in die Lüfte blies
Und dann im güldnen Zauberreife
Der Jugend die Gedanken springen ließ.
Da tanzte Seines Lebens Lustgeschichte,
Die wandelbare, ab und auf.
Der Kindheit holde Traumgesichte
Und alles, was Er in dem Lauf
Von vierzig Jahren festgehalten,
Ging durch die heilige Magie
Der Mitternacht in wechselnden Gestalten
Hervor. Auch Geister fehlten nie,
Und wenn der Wind im Ofen seufzend klang
Und klirrend schlug die alten Fenster,
Dann setzten sich die Zauberer und Gespenster
Mit uns Nachtschwärmern auf die Bank.

Doch immer nicht in diesem luftigen Kreise
Der leichten Phantasie, des frohen Herzens ging
Die nächtliche Gedankenreise.
Auch auf das Ding und das Nichtding,
Auf die Monaden und Ideen,
Auf das Bewegliche, was unser Schädel deckt,
Auf das Unendliche, was in den Tiefen und Höhen
Des Himmels und des Herzens uns erschreckt,
Auf alles,was um Leibniz' großes Haupt
Und Newtons in Begeisterung geklungen,
Was Kant bescheiden aus dem Adytum gesungen
Und stolz sein Jünger vom Katheder schnaubt:
Auf alles dieses verstieg sich gar nicht selten
Der Nächte flüsterndes Gespräch.
Wir rollten wie die Apfel Welten
Und bliesen sie wie Seifenblasen weg;
Sahn in das Weben, das die Parzen furchtbar
macht,
Sahn in des Busens schreckliches Geheimnis;
Der Große selbst, der droben ist daheim, riß
Gezwungen auf des Schleiers heilige Nacht.
Erinnert Er sich noch mit Lächeln des Kalmücken*),

*) Die rätselhafte Gestalt des „Kalmücken" findet sicherlich ihre Erklärung in einer gelegentlichen Anmerkung Arndts aus seinen „Schriften" I S. 101. Arndt spricht da von einem Gedichtchen auf seinen Bruder Fritz aus dem Jahre 1788 oder 1789, „wo Magno Cavallo, ein wunderlicher, mit vielen Orden und andern Seltsamkeiten behangener Abenteurer, der in Barth und Kentz lebte und unser Löbnitz oft besuchte und sich dann mit Fritz im Versemachen übte, als Dichter in italienischer und deutscher Sprache damals bei uns in Blüte stand. Wahrscheinlich ein Mönch aus den Grenzen Deutschlands und Oberitaliens, der bei Kaiser Josephs Klosteraufhebungen sich mit Kostbarkeiten und vielleicht von Reliquien zusammengerafften Edelsteinen aus dem Staube gemacht hatte. Denn Geld und Pretiosa führte er, gab sich aber für einen tartarischen Edelmann oder Mursa aus."

Der immer mit Monaden schwanger ging
Und, wie die Schwalb' im Fluge Mücken,
Ideen Platons selbst in Träumen fing;
Der uns schulrecht mit Syllogismen schlug
Und leichter, als der Wind die Feder,
Die armen Knaben zum Spektakel jeder
Auf seiner Weisheit Hörnern trug?
Ich weiß es noch, dort, wo zur Brücke
Vom väterlichen Saal der Steig
Sanft niedergleitet, lagertet ihr euch
Trotz einer akademischen Klicke
Athens, es fehlte nur der Bart
Den Wolken und den Falten eurer Stirne;
Doch freilich war die Rede tiefer Art,
Sie galt den Häusler im Gehirne.
Der Erbse glich die Seele der Kalmücke;
In grüne Schoten eingeengt
Hofft sie die Zeit, wo sie, am Sonnenblicke
Gereift, die dunkle Hülle sprengt.
Ich Bube stand mit heil'ger Furcht dabei,
Wie ihr die tiefen Worte tauschtet
Und den Gedanken von dem Ei,
Bis er gefiedert aufwärts fleucht, belauschtet.
Ich traute damals noch dem Witze
Der Menschen mehr als jetzt und neigte mich
Vor jedem weißen Bart, vor jeder roten Mütze,
Vor jedem Schwarzrock züchtiglich." —

Eigenartig wie das Leben Becks war auch sein Tod. Infolge seiner feinen und leicht zu erschütternden geistigen Veranlagung hat er ein trauriges Ende gefunden. Nach dem Fortzug von Arndts Vater aus Löbnitz fand der gute alte Mann bei manchen Bekannten und auch bei Arndts Brüdern immer freundliche Aufnahme. Doch sein Herz krankte, seitdem Preußen gefallen, seitdem die Schweden übers Meer gejagt und alles auch bei Barth von den Welschen überschwemmt worden. Er hatte bei Arndts Bruder Karl in Zipke bei Barth Pflege und Trost gefunden; dann nahm er eines Tages seinen Stock, um den jüngeren Bruder Lorenz in Redebas bei Löbnitz zu besuchen. Nachdem er hier übernachtet und mit dem Hausherrn gefrühstückt hatte, setzte er sich zum Schreiben hin, während Lorenz ins Feld ritt. Als der gegen Mittag nach Hause kommt, findet er ein großes Gedränge seines Gesindes vor dem Hause, ein Schuß ist gerade gefallen, und der durch eine Seitentür in die verschlossene Herrenstube eintretende Hausherr findet den alten Beck in seinem Blute, das Jagdgewehr in der Hand. Ein Testament, einen Dankbrief nach Zipke und einen Entschuldigungsbrief an Lorenz Arndt hatte er noch vor seinem Tode in aller Ruhe geschrieben. So endete er am 10. September 1807, erst 57 Jahre alt*).

*) Das Kirchenbuch macht ihn übrigens versehentlich zum „vormaligen Buchhalter bey Herrn von Stumpfeldt auf Zatel." Todesort: „Redebas." Todesursache: „Erschoß sich selbst." — Wenn Arndt behauptet, daß er keine Kinder hinterlassen habe, so stimmt das nicht ganz, da ihm 1791 zu Löbnitz ein natürlicher Sohn, Christian Heinrich Beck, geboren wurde. Dieser war der Urgroßvater eines in seinem Fache wohlbekannten Professors, der mir seit manchem Jahr ein lieber Freund ist. Die überraschende Entdeckung hat natürlich meinen Freund sehr erfreut, um so mehr, als er nun über seinen Vorfahren ausführliche Nachrichten besitzt, die noch dazu von einem so berühmten Manne wie E. M. Arndt geschrieben sind. Bisher waren ihm nur allerlei kleine Anekdoten überliefert worden, darunter die, daß Karl Heinrich aus fremdem Lande gekommen und aller Sprachen mächtig gewesen sei.

Dieser besonders bemerkenswerte Hausgenosse Arndts wohnte in seinen Löbnitzer Jahren, wie uns der Dichter selbst getreulich beschreibt, oben in dem kleinen linken Flügel des Hauses. Unten hatten der Jäger Schulz und der Großknecht Jochen Lange ihr Quartier. Auch von dem Jäger Schulz, der übrigens nur einige Jahre in Löbnitz beschäftigt war, weiß uns Arndt allerlei zu berichten. Er war ein ehemaliger Husar und ein gewaltiger Schütze, der bald in den Geruch eines Hexenmeisters und Tausendkünstlers kam. Er verstand es nämlich, ein paar Hähne so abzurichten, daß sie ihm auf Arm und Kopf flogen, auf Befehl krähten u. dgl., so daß die Knechte und Mägde sich im Dunkeln nicht gerne seiner Wohnung näherten. Auch die Jäger mieden den sonderbaren Mann, weil sie in seiner Gesellschaft fast alle vorbeischossen, während man von ihm behaupten wollte, daß er Wild heimbringe, ohne daß man es habe knallen hören.

Der Großknecht oder Statthalter Jochen Christ. Lange dagegen war ein freundlicherer Mann, mit dem auch Arndts Bruder Fritz gute Freundschaft hielt. Denn mit den Gutsleuten standen die Söhne des Gutsherrn auf gar vertraulichem Fuße, und Fritz Arndt sagt von diesen biederen Leuten: „Ja, meine lieben, allerliebsten Kameraden Jochen Eigen, Johann Geese, Paulmann, Lange und Veelhaber haben so viel Grütze im Kopfe, daß ein ausgehungerter studierter Finke und Zeisig wie ich sich wieder fett daran fressen kann." Von einigen dieser Leute erzählt auch Arndt selbst mit Liebe und freundlicher Erinnerung, und nehmen wir noch den alten Gärtner Benzin und den Schmied Mierk hinzu, so haben wir unter ihnen die Namen derer beisammen, denen Arndt seine köstlichen plattdeutschen „Märchen und Jugenderinnerungen" aus der Barther Gegend verdankt, die ihm selbst nach R. Hayms Urteil so hohen poetischen Ruhm gebracht haben (der 2. Teil erschien 1843).

Aus diesen Geschichten geht hervor, wie empfänglich alle diese einfachen Landleute für Spuk und Geistergeschichten waren, und wie fest sie an allerlei Geheimmittel glaubten, deren Kenntnis ja noch heute im Volke stark verbreitet ist. Einen solchen Heilversuch, bei dem mehrere der eben genannten Personen beteiligt sind, soll uns Arndt selbst erzählen.

„Ein Vetter von mir, ein zwölfjähriger Knabe, war zu Löbnitz zum Besuche. Er litt an einem Bruch, an welchem schon viel gedoktort war. Da nahm Paul Beck und Gärtner Benzin sich der Sache an. Ich weiß nicht, welche Macht da entschieden und warum meine Mutter, des Knaben väterliche Schwester, es zugegeben hat; wahrscheinlich hat das bekannte „Hilf's nicht, so schad't's nicht" den Ausschlag gegeben. Genug, der Knabe sollte auf eine geheime, mystische Weise von seinem Bruche befreit werden. Ich war auch eben zum Besuche angekommen, mir war davon erzählt, und ohne Lob oder Tadel auszusprechen, hatte ich nur den Wunsch geäußert, daß ich mit bei der heiligen Zauberhandlung sein möchte. Herr Beck hatte es zugesagt. Ich ward denn in einer schönen Frühlingsnacht aus dem Bette gerufen, den Knaben und die Genossenschaft in den Wald bei der alten Burg zu begleiten, wo die Zeremonie vollbracht werden sollte. Ich hatte vorher schon die Weisung erhalten, es dürfe von keinem der Gesellschaft weder auf dem Wege noch an der Stelle, wo die Handlung begangen werden sollte, kein Laut ausgestoßen werden, und das Ganze müsse so genau abgepaßt werden, daß gerade bei den ersten aufblitzenden Strahlen der aufgehenden Sonne des Knaben Durchgang vollbracht sei; wenn aber der Himmel sich so bewölkt zeige, daß man am hellstrahlenden Sonnenaufgang verzweifeln müsse, dann dürfe die Handlung gar nicht unternommen werden.

Wir gingen denn, Beck, ich, der Knabe, Gärtner Benzin und der fromme Jochen Geese. Mitten im Walde auf einem grünen Plan war eine junge Eiche ausersehen, schlank und grade und etwa eines Armes dick. Drei Keile trugen die Männer aus trockenem Eichenholz, einen spitzen und zwei dicke. Gärtner Benzin faßte und hielt den Baum, Beck setzte den spitzen Keil an, Jochen Geese keilte mit einer starken hölzernen Keule drauf. Nach einer Viertelstunde war der Keil glücklich durch die Eiche getrieben, und nun wurden die beiden dicken Keile genommen und mit großer Leichtigkeit so weit hineingetrieben, daß der Baum eine weite Offnung gab. Ich und der Knabe standen still dabei, der arme Junge ganz entkleidet und frierend und zähneklappend, denn die Morgenluft war kalt. Als nun alles fertig war und die Sonnenstrahlen mit einzelnen Feuerspitzen durch die Wolken zu brechen Anstalt machten, da faßten die beiden starken Männer Benzin und Geese den Knaben, trugen ihn dreimal im stummen Schweigen um den Baum, dann zogen sie ihn ebenso stumm und mit ernster, feierlicher Gebärde durch die Offnung der Eiche, setzten ihn dann hin und kleideten ihn wieder an, den Baum aber umwanden sie mit mächtigster Anstrengung ihrer starken Arme mit frischgeschnittenen Haselbändern, so daß die zerspalteten Teile wieder hart zusammengepreßt wurden. Und darauf gingen wir im schönsten Sonnenschein und in schönster Hoffnung still wieder zu Hause.

Ich habe bei der ganzen Geschichte sehr genau achtgegeben und von den Männern weder ein Gemurmel vernommen noch einen Wink oder Zeichen und Segen gesehen. Paul Beck, der Freigeist, war ganz mit Leib und Seele bei dieser Geschichte und bei ähnlichen, zum Beispiel bei der Schlüsselfrage um Diebstahl, die man in einer Bibel oder einem Evangelienbuche anstellt. Und was war der Inhalt dieser schauervollen Zeremonie mit dem jungen Baum? In dem Maße, wie die Eiche zusammenwächst, wächst der Bruch auch glücklich zu; ist aber bei der Ausführung etwas versehen oder der Baum ein Krüppel geworden, so bleibt der Schaden. Ich habe später gehört, der Schaden ist dem armen Jungen geblieben, ob der Eiche auch, das nachzusehen habe ich nicht Gelegenheit gehabt."

Von den an diesem Heilversuch beteiligten Männern war der Gutsgärtner Christian Hinrich Bentzien der älteste. Er war in Löbnitz geboren und aufgewachsen, hatte den Glanz der Schwerinschen Zeit miterlebt und die schwedische Königin im Garten lustwandeln und in der Grotte Kühlung suchen sehen. Er ging dann mit in die Herrschaft der Putbuser Grafen über und diente endlich auch Arndts Vater bis zu seinem Tode. Am 16. November 1795, als Arndt selbst in Löbnitz weilte, ist der 77jährige Mann an Altersschwäche gestorben und hat seinen Sohn als Nachfolger in seiner Stellung hinterlassen.

Dem Vater Bentzien verdankt Arndt die Geschichten von der alten Burg bei Löbnitz. Die meisten Sagen erzählten ihm aber Jochen Eigen und Johann Geese, die beide Einlieger, d. h. Katenleute, auf dem Nebengute Kindshagen waren. Jochen Eigen nannten die Leute gern den „Edelmann" und glaubten, daß er von einem alten Adelsgeschlechte herstamme, wie es denn wirklich auf Rügen ein altes, längst erloschenes Geschlecht dieses Namens gegeben haben soll. Noch sein Urgroßvater, so erzählte die Überlieferung, besaß neben vielen anderen Gütern auch Löbnitz, Divitz und Wobbelkow und hatte bei Löbnitz ein prächtiges Burgschloß sowie auf dem Hünengrabe das schon im vorigen Kapitel erwähnte demantene Lustschloß. Jochen Eigen selbst wird von Arndt als ein „dämeliger Düsing" gekennzeichnet mit wenig eigenem Verstand und eigenen Gedanken, der aber gut erzählen konnte wie ein plappernder Papagei.

Johann oder Jochen Geese war dagegen ein ganz anderer Mensch, von der Art, wie man nicht alle Tage auf der Straße findet. „Er war ein langer, starker Kerl mit einem großen, breiten Gesicht und großen, himmelblauen Augen, woraus er sehr freundlich, aber auch sehr tiefsinnig und nachdenklich lachen und blicken konnte. Was er wußte, das konnte er leicht und klar erzählen; sein Kopf war klug und gedankenreich, und

was seine Augen sahen, konnten seine Hände machen." Arndt hat sich mit diesem guten Freunde auch viel über geistliche Dinge unterhalten. „Er war von Natur ein sanftmütiger, schicklicher und feiner Mensch, der sich mit allen Dingen und mit allen Menschen zu behelfen wußte, dabei ein rechtschaffener Christ und still und andächtig, so daß er auch im ärgsten Wetter und Regen und Schnee keinen Sonntag die Kirche versäumte." Und wenn die Predigt einmal mäßig war, so erbaute er sich wenigstens am Gesang. So zeigt sich auch in den Geschichten, die er Arndt erzählte, sein frommer Sinn, der in allen Ereignissen klar oder verborgen Gottes Finger zu spüren meinte.

Der vierte Gewährsmann für die Sagen der Barther Gegend ist unserm Arndt Meister Johann Heinrich Mierk, der Grobschmied, gewesen, dessen Schmiede noch heute in Löbnitz am Nordende des Parkes neben der Rostocker Straße steht. Aus Holstein gebürtig, hatte er in seiner Jugend in Amsterdam und Rotterdam geschmiedet und „den Holländern die feine und schlaue phlegmatische Kunst abgelauscht. Immer hat der Schelm, so erzählt Fritz Arndt in seinem Tagebuch, hübsche Hausmädchen, ist aber sonst ein gar frommer Mann, der des Sonntags oft zweimal in die Kirche geht und vor dem Herrn Pastor schon auf dreißig Schritt Entfernung die Mütze abzieht. Jüngst sagte mein Vater zu ihm: Meister, sie erzählen, Ihr habt wieder eine sehr schöne Dirne bei Euch. Und seine Antwort: Herr, was sagen die Leute nicht? Sie dient schon zwei Jahr bei mir, und ich weiß noch nicht, ob sie blaue oder braune Augen hat".

Es ist ein anheimelndes Gefühl, wenn man beim Blättern in den Kenzer und Starkower Kirchenbüchern — Kindshagen gehört nämlich zum Kirchspiel Starkow — alle die Namen wiederfindet, die einem aus Arndts Schriften vertraut geworden sind. Sonderbarerweise aber ließen sich bei gelegentlichem Suchen keine genaueren Nachrichten über die drei letzten Sagenerzähler finden, sondern nur über ihre Angehörigen. 1796 stirbt „Eigensche aus Kindshagen", 1798 taust der Tagelöhner Jochim Hinrich Geese sein drittes Kind, und 1810 stirbt seine Ehefrau Grete Dortie Langen sowie einer seiner Söhne. Und ein Sohn des Schmied Mierk wird 1797 getauft, ein andrer 1801 eingesegnet. Häufig ist dagegen der Name Paulmann (auch Pohlmann geschrieben wie der Barther Fuhrmann im ersten Kapitel), ferner Lange, Veelhaber oder Fehlhafer, Sturberg in Wobbelkow und anderes. In vielen Löbnitzer Familien begegnen Arndts Angehörige als Paten, so beim Schmied Mierk, beim Müller Zabel, beim Schneider Hamann, bei den Holländern Böhl und Harder, beim Häker Ehlert; einmal, am 19. August 1796 auch „Herr Kandidat Moriz Arndt zu Löbnitz" zusammen mit seiner Schwester Sophie, die durch die Tante Sophie vertreten wird, beim Löbnitzer Schulmeister Joh. Gottlieb Berg. Die Häufigkeit dieser Patenschaften beweist, wie menschlich nahe die Gutsherrschaft ihren Gutsgenossen stand, und wie heimisch die Familie hier bald geworden ist. Mit aller Behaglichkeit und Freundlichkeit erstehen so aus den vergilbten Blättern der Kirchenbücher und den traulichen Geschichten Arndts die glücklichen Löbnitzer Jahre des werdenden Mannes vor unserm geistigen Auge.

Das Gold heraus!

An meine pommerschen Landsleute.

Von Georg Engel.

Ihr Pommern seid ein hart Geschlecht
Und aller festen Arbeit hold,
Dort spricht die Magd und jeder Knecht:
„Die rechte Müh' will rechten Sold,
Und was mein Fleiß erwirbt in Jahren,
Das laßt mich für mein Alter sparen."

Heut aber pocht an Schrank und Schloß
Kein Pracher und kein Bettelmann,
Das Volk, das Ströme Blut's vergoß,
Klopft hart an Eure Truhen an:
„Das deutsche Reich will weiter leben,
Es braucht Dein Gold — Du mußt es geben.

Verflucht, wer allzu lang bereits
An toten Schätzen sich erfreut,
Verflucht, wer seinem blinden Geiz
Noch immer gold'ne Letzung streut,
Der Mutter Ring, der Väter Ketten
Sie können deutsche Kinder retten.

Fort aus dem Schrein mit eitlem Tand,
Dein Goldgerät, ob leicht, ob schwer,
Der lichten Hoffnung bring's zum Pfand,
Was tut's, ob dann die Kästen leer?
Doch was Du auch dem Land gezollt,
Es ist nicht Blut, es ist nur Gold."

Robert Prutz und Adolf Stahr

Von Rudolf Göhler

(Fortsetzung.)

Den Königsbergern, die ihm zum Dank für seine Lieder, insbesondere für das Dombaugedicht einen goldenen Becher überreichten, widmete er die neue Sammlung seiner politischen Gedichte, die 1845 im Verlag des Literarischen Comptoirs (Zürich und Winterthur) erschienen. Inzwischen studierte man in Oldenburg fleißig den „Karl von Bourbon", und dies veranlaßte Prutz zu nachfolgenden Bemerkungen:

Jena 24. 11. 42.

Liebster Freund!

Der Herr von Gall hatte früher einmal die Güte, mir anzubieten, ob ich Dich nicht ersuchen wollte, beim Einstudieren des Bourbon meine Stelle zu versehen. Ich entsinne mich nicht, ob ich diesem mir so höchst erwünschten Anerbieten bereits gegen Dich nachgekommen bin; jedenfalls will ich es jetzt ausdrücklich thun und Dich demgemäß ersuchen, Dich, wenn anders Zeit und Neigung es Dir erlauben, ein wenig um das Einstudiren meines Stückes zu bekümmern. Die dringendste Veranlassung zu dieser Bitte giebt mir die Weimarsche Aufführung, welche endlich am 19. d. von Stapel gelaufen ist. Hier durfte ich keiner Probe beiwohnen, weil das in Weimar nicht styli ist und so erlebt' ich denn in ungeschicktem scenischem Arrangement, in Vergreifen der Rollen etc. die blaue Möglichkeit. Der König z. B. war ein Tyrann, dessen Worte alle wie Todesurtheile klangen, die Herzogin (seine Mutter) sentimental zum Weinen, Robert ein Marquis Posa, Diana wie das Gretchen im Faust, ihre Mutter eine Hof- und Anstandsdame; kurz, der Unsinn war großartig und ich begreife selbst nicht, wie das Stück bei dieser durchgängigen Verhunzung doch eine so glänzende und freundliche Aufnahme finden konnte, wie es in der That gefunden hat. Das Haus war sehr voll, die Theilnahme lebhaft, der Erfolg erfreulich; die beste Kritik ist, daß es (was in dieser kleinen Stadt, vor einem ganz stereotypen Publikum viel sagen will) schon am nächsten Abend wiederholt werden konnte, und zwar wiederum vor vollem Hause und (da ich inzwischen Einiges abgekürzt und auch selbst einer neuen Probe des letzten Aktes beigewohnt hatte) mit noch gesteigertem Effect. Ich sehe wirklich mit Hoffnung den Aufführungen entgegen, die dem Stück jetzt auf größern Theatern, mit bessern Kräften, bevorstehn, namentlich in Hamburg und Frankfurt, wo es bereits einstudirt wird. Das Hamburger Theater kennst Du wohl jedenfalls? Wie Cornet mir schreibt, wird Hendrichs den Bourbon, Bertha Stich die Diana, Brünning den Robert, Grunert (aus Hanover) den Kanzler geben usw. Das lautet denn schon anders, als bei uns. Wie weit seid Ihr? Ich habe dem Herrn Gall ein Verzeichniß der Abkürzungen geschickt, die ich in Weimar bei der zweiten Aufführung gemacht habe; ich bin sogar noch weiter gegangen und habe den ganzen Bayard herausgeschmissen, seine Sterbescene machte bei Weitem nicht den Effect, den ich mir davon versprochen hatte und ich glaube, das Stück gewinnt, wenn er ganz wegfällt. Ich lege diesem Briefe noch ein Blättchen bei mit Notizen über Auffassung der Charaktere. Für Dich, das versteht sich von selbst, sind sie überflüssig; es ist nur, damit Du in Collisionsfällen sagen kannst: Hier steht es, so hat der Autor es mir geschrieben. Sputet Euch nur hübsch, damit ich noch vor meiner intendirten Reise nach Stettin, d. h. vor Mitte k. M. erfahre wie die Geschichte bei Euch ausgefallen ist.

Einliegend ein paar Verse, die ich bei dem Dahlmann'schen Abschiedessen gesprochen. Persönlich verlier ich durch Dahlmann's Weggang viel; aber — was gelten die Personen? Herwegh's plötzliche Verlobung hat mich sehr überrascht. Seine Braut (Emma Siegmund) ist, laut einem Briefe von Meyer eines Kattunfabrikanten Tochter, jüdischen Stammes, 28 Jahr alt (er 25), mehr häßlich als hübsch, mit Erwartung eines Vermögens von 80 000 rl., übrigens geistreich und liebenswürdig. Er hat eine Audienz beim König gehabt. Dies Alles, wie gesagt, sind Meyer'sche Nachrichten. — Unser Freund Echtermeyer, wie Ruge mir schreibt, hält in Dresden vor einem Publikum von Gräfinnen, Fürsten und Hofräthen Vorlesungen, hat aber gleich bei der ersten, weil er (mit seiner gewöhnlichen Nonchalance) unpräpariert hineingegangen, elendiglich umgeworfen und dadurch einen großen Stadtscandal erregt. Gieb Acht, Echtermeyer wird noch einmal selbst Hofrath. Ich betrachte ihn, wie einen Todten — fahr hin!

Adieu, theurer Freund! Meine Frau grüßt herzlichst Dich und die Deinigen und ich bin, wie immer, Dein

treuer

R. E. Prutz.

In Weimar mußte mein Stück als „historisches Drama" gegeben werden, weil der Großherzog den Titel Tragödie nicht leiden kann!!

P. S. In der Schweiz wird eine Sammlung politischer Lieder von mir gedruckt: Neue Lieder, wahre Höllenbrände für gewisse Leute.

Der König ist ein liebenswürdig leichtsinniger Mann, jünger als Bourbon, etwas weichlich, überall glatt und selbst die bittersten Sachen mit einem Anflug von Zierlichkeit und Güte hervorbringend. Alles was an den Tyrannen streift, ist gänzlich zu meiden; nur in einzelnen Momenten (z. B. Akt 1: Herzog, Ihr sprecht von meiner Mutter. Akt 2: Gebt sie heraus) wird er jähzornig. Aber immer edel und vornehm, nie karrikirt.

Bourbon ist ein Gefäß aus Glas, glatt und hart von außen, aber durchsichtig — und innen ist warmes Blut. Er ist ebenso weltmännisch, wie der König, aber ernster. Die Scene im 1. Akt, zwischen dem König und ihm, muß mit großer Feinheit gespielt werden. In der Sterbeszene der Frau muß er so herzlich sein, wie nur irgend möglich; der kurze Monolog am Schluß des 1. Aktes voll tiefer Reue und Erschütterung.

Diana ist kein Gretchen im Faust: sondern ein stolzes, glühendes, heftiges Weib, im Anfang nicht ohne Anflug von Koketterie. Nirgend sentimental. Namentlich die Schlußworte des ganzen Stückes sind kräftig, wie prophetisch, triumphirend, hervorzuheben. Es ist der Segen zu dem frühen Fluch.

Kanzler ein humoristischer Bösewicht, ein Mensch, der schlecht ist, des Spaßes wegen. Der Schluß der 1. Scene des 2. Aktes ist ein Schlüssel: O tolle Welt — und doch gefällt sie mir! Das muß mit einer Art innrer Schadenfreude gesagt werden.

Robert wüst, aber nicht ohne edleren Hintergrund.

Die Mutter wie eine Kupplerin, gemein, sehr beweglich mit Händen und Füßen, im 4. Akt karrikirt vornehm.

Bonnivet ein Narr, auf Art des Herrn von Kalb, nur daß er Courage hat; ein zierlich süßlicher Stutzer.

Der Parlamentsschreiber muß wohl ein kleiner schwächlicher Mensch sein; sogar ein Buckel könnte nicht schaden, mit komisch fistulirender, dünner Stimme.

Die Herzogin Mutter ohne Sentimentalität.

Adrian sehr förmlich, langsam, diplomatisch, mit komischer Grandezza.

Die Decoration in der Schlußscene des 3. Aktes muß ein Gemach mit vielen Bildern sein, nicht wie in Weimar, eine Stube mit nackten Wänden und Ein Bild auf einem Stuhl neben der Thür!! —

Sofort nach der Aufführung schrieb Stahr:

Oldenburg 1842 Dcbr. 7t. Abends spät,
nach der Probe des Bourbon.,

Theurer Freund,

ich kann nicht unterlassen noch heute wenigstens ein Paar Zeilen an Dich zu beginnen um Dir neben herzlichem Danke für Deinen letzten Brief zugleich die frohe Aufregung auszusprechen in welche mich die Vorbereitungen zur morgenden Aufführung Deines Bourbon versetzt haben. ich habe bis jetzt der Leseprobe und den weiteren zwei Proben beigewohnt, und denke auch Morgen noch die letzte zu besuchen. Durch die Mittheilung Deiner mir gesendeten Charakteristiken der Personen, durch gelegentliche Bemerkungen und Rathschläge, soviel mein Verhältniß erlaubte hab' ich mich Deinem Werke so nützlich, als es mir möglich, zu machen gesucht, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Du, wärst Du morgen hier, zufriedener als in Weimar sein würdest; doch wir wollen diesem „Morgen" nicht vorgreifen. Die Besetzung legt die Rollen meist in gute Hände, vergriffen wird nichts werden, und der einzige „Robert" (ein Hr. Heuser) für den ich nach der Leseprobe schlimme Befürchtungen hatte, hat dafür heut meine Erwartungen aufs Schönste übertroffen. Aber über den Bayard den man beibehalten hatte, bin ich erst nach der heutigen Probe völlig Deiner Ansicht geworden, und habe so eben in einem Briefe an den Intendanten und in einem Billet an den Direktor Haake darauf gedrungen, daß er mindestens in der letzten Scene herausgeworfen werde. Auch die 2 Pagen, die man in der sterbenden Susanne anstatt der Damen die Meldungen thun ließ, habe ich so eben gebeten, da sie nur durch halbe Kinder besetzt werden konnten, lieber durch den Seneschall vertreten zu lassen. Hoffentlich wird es angehn und so die Störung beseitigt werden. Du hast aber das Stück so um und durcheinander gearbeitet, daß es für den der sich mit der ersten Gestalt vertraut gemacht hat, kaum wiederzuerkennen ist. Wie sich die Schlußszene machen werde, muß ich morgen sehen. Schon heute war aber auf mich die Wirkung vieler Scenen so mächtig, daß ich mich oft im Innersten erschüttert fühlte. Aber ehe ich über das Ganze rede, muß es vollständig ins Leben getreten sein, und hinter mir liegen. Also für heute: Gute Nacht, liebster Freund, die Augen fallen mir zu. —

Freitag Morgens d. 9t. Dcbr.

ich schreibe Dir heute aufgeregt und durchwühlt von den Nachwirkungen des gestrigen Abends der mir noch die ganze Seele füllt. Ja, liebster Freund, Du hast einen großen Triumph errungen. So lange ich hier in Oldenburg bin seit 7 Jahren war kein Theaterabend diesem zu vergleichen. ich sage nichts von Deinem Stücke und seiner ächt dramatischen Kraft, von allem was ihm den Stempel eines ächt dramatischen Werks verleiht — aber ich sage Dir, daß unsre Schauspieler,

alle — ja alle von den Ersten bis zu der letzten kleinsten Rolle des Stücks, sich selbst übertroffen, und uns eine Kunstleistung gewährt haben, um deren Entbehrung ich dich schwer bedaure. Diese Begeisterung, diese Kraft, dieses gänzliche Aufgehn in die Intentionen des Dichters, dieses sinnige Erfassen aller selbst der kleinsten Züge, nirgends ein Fehlgriff, keine Spur von Uebertreibung und das alles nach wenigen Proben, mit nicht großen äußern Mitteln, und mitten im Trouble und Drang der gewöhnlichen Arbeit — o es war ein Meisterstück und ein Ehrentag für unsre Bühne, wie sie noch keinen gesehn. Ein ausgewähltes Publikum hatte sich eingefunden, das Haus war gut besetzt, und für ein Benefizstück konnte man es gefüllt nennen. Der Beifall war wenn wir unsern Norden in Anschlag bringen, rauschend und vollständig, die Wirkung tief, spannend, ergreifend, erschütternd, Todtenstille, athemloses Lauschen in den wichtigsten Stellen, vom lautesten Beifall gefolgt. Susannens und Bourbons Scene, ein Kleinod und Juwel, die Darstellung der Dichtung würdig, ließ kein Auge trocken, die Fürstlichkeiten weinten, und ein Schauspieler unser trefflicher Komiker Jencke ging neben mir hinaus, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Ach was gäb ich drum wärst Du hier gewesen, theurer Freund, und hättest Du diesen Genuß, für Dich verzehnfacht haben können. Mit Beben und Herzklopfen daß es mir die Kehle zusammenschnürte erwartete ich nach der Ouvertüre das Aufrauschen des Vorhangs. Es war mir, als wäre es mein Gedicht, als würde meines Werkes Geschick entschieden, und es lag etwas wahres darin, denn ich hatte es empfohlen und betrieben und man wußte daß und wie ich mich für die Darstellung interessirt. Um so voller und schöner ist jetzt die Befriedigung. Solch einen Bourbon (Hr. Moltke) Kanzler (Hr. Haake) K. Franz (Hr. Häser), solch einen Robert (H. Heuser) soll man in Deutschland wohl suchen. Es ist nicht Uebertreibung, es ist Wahrheit was ich sage; aber auch die andern Rollen, Susanne (Fräul. v. Zahlhaas) Diana (M Moltke), A. v. Croix (Hr. Röpe) waren trefflich, alle übrigen lobenswerth, Bonnivet (Hr. König) gelungen, in jedem Charakter Deine Charakteristik vollkommen ausgeprägt. ich konnte es nicht lassen, ich mußte schon in den Zwischenakten auf die Bühne gehen, und den Darstellenden meine Freude aussprechen. Man rief zum Schluß den Darsteller des Bourbon als den Beneficiaten, aber viele Stimmen forderten Alle zu erscheinen, und wenn sie nicht kamen, geschah es wohl aus zarter Rücksicht, gegen den dessen Ehrentag als Benefiziat der heutige war.

Fragst Du nun nach der Wirkung Deines Stücks als poet. Ganzen auf die Menschen, so wird Dir für mich und die meinigen, ich rechne dahin einige liebenswürdige gebildete Freundinnen und unsern Mayer eigentlich die Antwort schon gegeben sein. Andere außer Gall sprach ich noch nicht und hab' auch kein großes Verlangen danach. Soviel merke ich indessen daß es überall großen Eindruck auf die Menschen gemacht hat, wenn gleich viele an einer gewissen stählernen Härte der Wirklichkeit Anstoß genommen haben. Alle aber stimmen darin überein, daß ein Trauerspiel das $3^3/_4$ Stunden (von $7—^3/_4$11 Uhr) spielt, und von den Schauspielern mit Begeisterung dargestellt wird, eben dadurch die Gewähr seines poetischen Werthes in sich trägt. Aber dies heutige Theaterpublikum ist durch die klassischen Lesereien so verwöhnt, durch die ewigen Trivialitäten und Fadaisen des Tages, durch unsere ganze faule Atmosphäre eines 30jährigen Friedens so erschlafft, daß ihm dergleichen Erscheinungen wie dieser Karl von Bourbon nothwendig immer auch etwas Apprehensives um mit Vater Goethe zu reden haben müssen. Soll ich mir einige vorläufig und auf Einzelnes Scenische gehende Bemerkungen erlauben, so glaube ich thut zweien Scenen eine Verkürzung noth, 1) der Scene zwischen Diana und Bourbon im 5t. Akt im Zelt der Ersteren. Die Motive in den Reden Dianens wiederholen sich zu sehr. Das liest sich herrlich, ist auch in der Natur der Empfindung begründet, aber — es ist zu lang für die Aufführung. Ebenso leidet die Scene zwischen Diana und ihrem Bruder etwas an solcher Länge. Doch dies will Alles wenig sagen. ich denke in einem größern Artikel in der Rheinischen Zeitung die Composition des Ganzen zu entwickeln, und habe schon vorläufig einige Bemerkungen und Expectorationen über das Drama und die Gegenwart dahin abgeschickt. Eine gewisse Herbigkeit und etwas von jener „furchtbaren Realität" die Goethe in Byron fand, ist allen Hauptfiguren des Stücks eigenthümlich, und das eben ists was die meisten verletzt, die an ihrem Schiller und seiner blutlosen Idealität hangen, die „Jungfrauenthusiasten" und dergleichen Leute.

Im ersten Akte in der Exposition wird, scheint es mir ferner, die Motivierung der Empfindungen und Reden Bourbons gegen den König, etwas zu sehr dem Zuschauer überlassen, der wenn er nicht gut historisch unterrichtet ist, nicht weiß, wie Bourbon zu seinem Grimm kommt, und auch nicht recht begreift, wie er sich als einen Liebling Fortunas wegen dieses einen Tages rühmen kann. Die eigentlichen tödtlichen Kränkungen die historisch dem Anfange Deiner Tragödie voran gehen kommen in dieser nämlich erst im 2t. Akte vor. Hier wie gesagt scheint etwas zu fehlen, und der Wirth der seinen Gast geflissentlich zu beleidigen strebt hat immer etwas gegen sich, und doch müßte denk ich Bourbon in den ersten Akten Alles für sich haben, und die Leidenschaft im Anfange schmälert die Wirkung derselben bei ihrem Ausbruche im 2t. bedeutend. — Nimm indessen diese Federstriche und Aphorismen für das was sie sind, für Fragezeichen, die nichts weiter können und sollen, als Dich vielleicht

veranlassen, Dich selbst über das Ganze und Einzelne einmal gegen mich in Deinem nächsten Briefe auszusprechen. Hier tritt der Briefwechsel in sein Recht, da der Dichter selbst über sein Stück öffentlich sich nicht leicht äußern kann. Mir aber würden Deine Mittheilungen in Bezug auf mein Vorhaben, meine kleinen dramaturgischen Skizzen zu veröffentlichen natürlich unschätzbar sein. Das Tragische in dem Konflikt der berechtigten Persönlichkeit gegen das höhere Allgemeine an dem er sich versündigen muß, die Nemesis die ihn eben hieran ergreift und zu Grunde richtet (innerlich, denn sein äußerlicher Tod ist nur der zufällige Ausdruck dieses Innerlichen) — dies ist ganz vortrefflich. Das gelockerte Verhältniß des mächtigen Lehnsfürsten gegen den Lehnsherrn nüancirt den Bourbon als tragischen Charakter wesentlich in seinem Thun, und stellt ihn zwischen Wallenstein und Macbeth ganz eigenartig hin. Und was soll ich von den einzelnen Schönheiten sagen, von der unendlich ergreifenden Weise in der er in 10 Zeilen vor dem Tode Susannas (dies vor ist eben meisterhaft) seinen Schmerz und sein ganzes Wesen exponirt; von der herrlichen Weise in welcher sein entscheidender Bruch mit Franz eben in dem Augenblick vor sich geht, wo dies harte Herz in Weichheit sich seinem Feinde naht! — Aber ich muß ein Ende machen, denn ich bin noch zu erregt von der Gewalt des gegenwärtigen Augenblicks. Habe also Nachsicht mit diesem Briefe, und vor Allem, antworte mir bald wieder und sag mir, daß Du Dich an meiner Freude freust. Meine Frau grüßt Dich und die Deinige innig und trägt mir auf ihre Begeisterung für Dein Werk auszudrücken.

Trifft dieser Brief Dich noch in Jena so grüß mir meinen Bruder Karl, und sag ihm daß er mir schreiben soll. Wie stehts mit Deiner neuen Tragödie? ich hoffe Du enthältst sie uns nicht allzulange vor.

Von ganzem Herzen der Deine

Adolf Stahr.

Freund Mayer grüßt herzlich.

So eben kommen unsre beiden Freundinnen Katinka Kruse und Christe Koch mit ein Paar Zeilen die ich ihnen als sie gestern ihren Enthusiasmus äußerten, an Dich einzulegen versprach. Es sind treffliche Mädchen, nimm den ungeschminkten Ausdruck ihrer Verehrung freundlich auf.

Die erstere ist mir besonders werth.

Die Tragödie war auch von dem Stettiner Freundeskreise des Dichters, der in dem geistvollen Wellmann seinen Mittelpunkt fand, mit herzlicher Anteilnahme gelesen und besprochen worden; und Karl Stahr ergriff für die andern das Wort:

Sie haben uns durch Ihren Bourbon eine sehr angenehme Weihnachtsfreude bereitet, und da Sie es selbst so gewünscht, daß Wellmann, Dohrn und ich die gestrengen Höllenrichter spielten, so unterziehe ich mich hiermit der Richterarbeit, wäre es auch nur, um Ihnen zu zeigen, wie gern ich an alledem, was von Ihnen kommt, inniges Interesse zu nehmen gewohnt bin. Also meine Stellung auf diesem Blatte ist, einer aus dem Chore der Richter zu sein. Zwar ist unser Chor verschieden von dem der antiken Tragödie, aber dennoch hat er das Glück, daß weiland Schlegels Definition von jenem auch auf ihn paßt: die Stelle des theilnehmenden, fühlenden und urtheilenden Zuschauers einzunehmen. Doch zur Sache! Da fühle ich denn gleich wie das ultro citroque des belebenden Gesprächs freilich alles tausendmal besser und ergiebiger gemacht haben würde, wie Anstöße motivirt, Mittelglieder gefunden, kleine Endergebnisse wie von selbst herausgekommen wären — „da's aber nicht kann sein" — so will ich nur rund heraus berichten, was ich dem Stück gegenüber empfunden; mögen Sie, verehrter Freund, damit machen, was Sie meinen und für gut befinden, mögen Sie auch mit Recht sagen: Dies und jenes hat nicht viel auf sich — das würde eine zweite Lesung dem aufnehmenden Sinne anders vorführen und s. f. — ich bin immer nur auch einer von den Zuschauern, die im Theater sitzen, einmal sehen, einmal hören, und sich dann zum Urtheil bestimmen. — Ihr Drama hat mich tief erschüttert, es ist — (lassen wir alle Interpretationsvornehmigkeit der berühmten Aristotelischen Stelle beiseite) es ist Furcht und Mitleiden darin; was aber die Hauptsache ist, die Bewegung des rein Tragischen ist von Ihnen in der himmlischschönsten und durchsichtigsten Erscheinung zu Stande gebracht, wie nur je von einem Poeten sonst. Der in der Tiefe seiner Persönlichkeit verletzte, von einer seines Wesens würdigen Existenz zum Bettler herabgebrachte Held, machte, sich seines Werkes bewußt, die Rache zu seinem Pathos, er hat Recht und Unrecht zugleich, er hat Recht und Unrecht wie Wallenstein, wie Tasso und Antonio, wie Götz u. s. f. warum? Das wissen Sie! Denn — doch warum γλαῦκ' ἐς Ἀθήνας. Sie haben diese tragische Collision sittlicher Interessen, dieses sich Vergehen des in seinem Pathos berechtigten Bourbon an einer höheren sittlichen Macht des Staates in einen Verlauf gebracht, in einer Handlung verkörpert, wo eines in das andere greift, den Zuhörer frappirt, hinreißt und tief erschüttert. Es ist nicht das doctrinelle Exempel eines Tasso, wo das Tragische obschon crystallklar sich dennoch der Verkörperung durch Handlung entzieht, sondern es hat Fleisch und Leib. Ferner: es ist vortrefflich, wenn Sie das was den Platz abstecken soll — den Schauplatz des Ganzen — mit einem Worte, die Exposition gleich durch lebhaftes Handeln hinzeichnen, alle Langweiligkeiten, Lückenbüßer alt und neuklassischer Monologen und Dialogen sofort vermeidend. Es ist vortrefflich, daß wir nicht einschlafen, sondern frappirt werden, von dem was

wir sehen und hören; denn wir sind der kalten klassischen Umschläge aller Art nun herzlich satt. Es berührt den Zuhörer, wie es soll, wenn Sie die Rechtmäßigkeit des Bourbon in seinem Pathos stark hervorheben, und dann im zweiten, dem Wendepunkte, dann um so stärker und schwerer die Hand der sittlichen Macht auf ihm ruhen lassen, gegen die er sich verging. — Wäre es da nicht zu wünschen, daß eins hingedichtet wäre, was wie ich glaube der Zuhörer vermissen wird, ja was, da es nicht geboten ward, heimliche Unbefriedigtheit in seiner Seele zurücklassen muß, und das um so mehr, da er alles Uebrige in seiner Trefflichkeit anzuerkennen sich gezwungen fühlt? Ich meine ein tiefes glühendes Liebesleben. Dies kann Diana und ihr sich aussprechendes Wesen nicht gewähren. Ihr möchten wir nachhelfen, möchten sie lebhafter, stärker, undurchdringlicher gezeichnet wünschen; von jeder andern, nur von ihr nicht, kann uns ein Schattenriß genügen. Man liest wohl von ihrer und Bourbon's Liebe so etwas zwischen den Zeilen, und es könnte das der geschickte Schauspieler z. B. in der entscheidenden Scene, wo sie sich für die Mutter oder für Bourbons ritterlichen Schutz entscheiden soll, wohl noch hervorheben; allein es würde doch nicht genügen. Sie ist ein leichtsinniges Mädchen, die Maitresse wird, und die dennoch nachher als Trägerin der höchsten und heiligsten Ideen für Volk und Vaterland erscheint. Zwischen dem was sie hier ist und vorstellt, und durch den fürchterlichsten Fluch bewahrheitet, zwischen diesem, ihrem großartig erhabenen Wesen, und ihrer früheren kaum kenntlich gezeichneten Erscheinung gähnt eine ungeheure Kluft, die für mein Gefühl durch Dichtung unbedingt ausgefüllt werden mußte. Hierüber könnte ich mich sehr weit verbreiten, ohne anzugeben, wie die Sache anzugreifen. Das Uebrige ist mir recht, steht mir ganz am Platze; nur das eine noch — wie vortrefflich für die Berechtigung des Pathos des Helden würde es dann sein, wenn König Franz dann zuletzt noch, auch in ein wahres, deutlich zu empfindendes Heiligthum der Liebe eingriffe, hiermit das Maaß vollmachte, nach welchem Bourbon zum Verrath, da er ihm kein Verrath ist, getrieben wird? Ueber den Robert ist viel Streit gewesen — mir ist er ganz recht — die Scene mit dem Weibstück von Mutter ist frappirend — es ist eine Art Valentin in ihm. Einmal — ich weiß nicht wo — spricht Bourbon von dem „Schicksal und den Sternen": mich hat es gestört, ich dachte bei diesem in seinem Pathos doch mit klarem Bewußtsein ausgestatteten Helden an „die Wallensteinischen Sterne" — mir schien es leicht wegzuschaffen. Von vielen andern Sachen wird Wellmann berichten z. B. über Bourbón und Boúrbon pp, was vielfach besprochen ward. Ich bin zum Schlusse so frei, Sie zu erinnern an das was Alfons zu Tasso sagte (Aufzug V Scen. II zu Anfang) „und höre nicht auf Rath von allen Seiten" usw. Schließlich viel Glück zum Lorbeer auf dem deutschen Theater; mögen die Leute nur so hören, wie wir gehört haben, und gebe der Himmel dem Bourbon ein — „θέατρον δεξιόν"!

Ihr Carl Stahr.

Mit scharfem Blicke hatte Karl Stahr den Punkt getroffen, an dem die Tragödie krankte, und Prutz selbst erkannte diesen Fehler sehr wohl, wie er Adolf gegenüber in seinem Antwortschreiben zugestand; dieses schickte er ihm aus Stettin, wohin er zum Besuche seiner Verwandten Ende 1842 gereist war.

Stettin 11. 1. 43.

Lieber Freund!

Miß ja nicht den Eindruck, den Deine Mittheilungen über die Oldenburger Aufführung des Bourbon auf mich gemacht, noch auch den Dank, zu dem ich mich Dir für Deine mannigfachen Bemühungen um dieselbe verpflichtet fühle, nach der Verspätung dieser Antwort. Dein Brief traf mich eben im Moment der Abreise — und hier hab' ich seitdem soviel mit Essen und Trinken, Erzählen und Hören zu thun gehabt, daß ich mich ordentlich gewaltsam aufrütteln muß, um nicht gar stecken zu bleiben in diesem phäakischen Müßiggang. Tausend Dank für Deine Bemühungen, Deine Theilnahme, Dein Interesse überhaupt! Ihr habt gewiß aus dem Dinge gemacht, was sich daraus machen läßt. Denn es hat nun einmal einige Cardinalfehler in sich, die durch keine Kunst zu bedecken sind. Das seh' ich jetzt ein und hoffe es beim Moritz, den ich gern fertig von hier mitnehmen möchte, besser zu machen. Bourbon ist nicht aimabel genug, das ist wahr, aber hievon möchte noch die halbe Schuld vielleicht dem Publikum zuzuschreiben sein, das durch den sentimentalen Brei der Halme etc. verwöhnt ist. Der schlimmste Fehler scheint mir in der Diana zu liegen. Wär' es nicht eitle Arbeit und müßte man sich nicht entschließen, seine Kinder endlich einmal in die Welt zu schicken, auch wenn sie bucklich sind, so möcht' ich das ganze Ding wohl nach den Erfahrungen, die ich inzwischen gemacht habe, umarbeiten, wobei freilich nicht ein Bein auf dem andern bleiben würde. Indeß, so mag es nun sein! und ich wünsche dem Bourbon nur überall eine so gute Aufnahme, wie er bei Euch gefunden. In Hamburg ist, wie Grunert mir schreibt, der Succeß im Ganzen bedeutend gewesen, in den beiden ersten Acten sogar brillant; aber den Schluß hat man auch da nicht gouriren wollen. Die Kritik wird mich gewiß überall gehörig kämmen; die Leutchen haben, von den deutschen Jahrbüchern her, so Manches auf der Seele, was sie bei der Gelegenheit angenehm los werden können. In dieser Rücksicht bin ich Dir für Deine Anzeige in der Rheinischen Zeitung doppelt dankbar; sie hält, schon durch ihre Gründlichkeit, den andern kleinen Skorpionen reichlich die Wage und wird daher eines guten Eindrucks hoffentlich nicht verfehlen. Die Hauptsache ist

zunächst immer, daß das Stück gegeben wird; denn dadurch mach' ich Erfahrungen und lerne was. Den 20. kommt es in Frankfurt zur Darstellung; auch Berlin und Wien machen Anstalten. A propos, liebster Freund — wie hält Euer Intendant es denn mit dem quoad pecuniam? Dieser Punkt ist noch nicht berührt worden und da er darüber schweigt, so möchte auch ich ihn nicht gern zuerst berühren. Aber wenn Du unter der Hand dazu thun könntest, daß der Bourbon, der durch Druck, Porto, Reisen nach Weimar etc. mich schon ein paar 100 rl. gekostet hat, mir auch etliche Oldenburger Groote einbrächte (und das bald), so würd' ich Dir sehr dankbar sein.

Hier nun, wie gesagt, bin ich vor lauter Faulheit und Wohlleben noch nicht recht zur Besinnung gekommen. Deinen Bruder seh' ich fast täglich, er ist munter und frisch. Am Stoff zum Gespräch fehlt es natürlich nicht, sollten es auch nur Klagen sein. Die Reaction schreitet munter vorwärts. Der härteste Schlag ist ohne Frage die Unterdrückung der Jahrbücher. Aber ich denke immer noch, Wigand, der nun einmal ein Fuchs ist, wird sich auch diesmal noch durchbeißen. Genauere Nachrichten hab' ich keine. Hier übrigens, mit Ausnahme eines außerordentlich kleinen Kreises, ist eine solche extraordinäre, viereckige Dummheit, daß es Einen krank machen könnte. Nein, noch hat es mit dem Fortschritt, dem praktischen, gute Wege; es müssen noch erst viele Mohren weiß gewaschen werden, ehe ein honetter Mensch wird ohne Scham oder Aerger athmen können.

Den beiden liebenswürdigen Damen, die mich mit Ihren Zuschriften beehrt, meinen ergebensten Dank; ich habe zu viel Stettiner Luft geschluckt, um antworten zu können, ich habe nichts als Gänsebrüste und Schinken und Rothwein in meiner Phantasie — und das ist noch die beste Seite des hiesigen Lebens. Meiers Brief hab' ich erhalten; das Manuscript wird hoffentlich auch schon in Jena sein. Grüß' ihn bestens und laß Du selbst recht bald von Dir hören. Vermuthlich bin ich in 8 Tagen schon wieder at home. Lebe wohl, Du mit den Deinen, und behalte mich lieb. Von Herzen Dein

R. E. Prutz.

Liebster Freund

So eben bringt mir H. von Gall die Nachricht, daß laut Bericht der Hamburger Zeitung Dein neues Trauerspiel — von dem mir mein Bruder Karl schrieb daß Du es liegen lassen — beendet, und bereits nach Weimar und Hamburg geschickt sei. Er ist böse daß Du es nicht auch zugleich an uns hieher gesendet hast, da wir uns doch mit dem Bourbon fleißig Mühe gegeben haben. Wie ist es damit? Schreib mir das doch mit ein Paar Worten.

Die Zeiten sind schlimm, aber gut ists doch, daß endlich der Berliner zeigt wohin er will und zwar so deutlich zeigt, daß selbst die blödesten Augen Licht sehn.

Wie stehts mit Deinen „neuen Liedern" und mit Dir selbst, schreib mir doch davon ein freundlich Wort.

In aller Eil aber von Herzen

Dein

10 März 43. Adolf Stahr.

Jena. 22. 3. 43.

Liebster Freund!

So eben erhalte ich Dein Briefchen vom 10. d. und eile, dasselbe zu beantworten. Denn wie Du denken kannst, so liegt mir daran, daß Ihr mich nicht für einen undankbaren, wetterwendischen Menschen haltet, der die viele Barmherzigkeit, die Ihr am Bourbon geübt habt, mißschätzt. Also — das Kurze und das Lange von der Sache ist einfach dies, daß ich den Moritz in Stettin zwar zu Ende gebracht, keineswegs aber fertig gemacht habe; — ich meine dies: mir sind hinterdrein noch so viel Bedenklichkeiten und Aenderungsversuche eingefallen, daß ich eine nochmalige Revision, vielleicht gänzliche Umarbeitung meines Stücks beschlossen habe. Sehr gern würd' ich Dir den ungeleckten Bären schon jetzt zur Ansicht und um Deines Rathes dabei zu genießen, übersendet haben; aber Theils die weite Entfernung, Theils die Schwierigkeit, sich schriftlich über dergleichen Dinge zu verständigen, haben mich auf diesen Wunsch und Vortheil Verzicht leisten lassen. Was speciell die Zeitungsnachricht betrifft, auf die Herr von Gall sich bezogen, so hab' ich diese selbst zwar nicht gelesen, wohl aber eine ähnliche in der Rheinischen Zeitung (vermuthlich die Quelle jener Hamburger Notiz), die von Stettin datirt war und allem Vermuthen nach in freundschaftlichster Absicht entweder von Deinem Bruder Karl oder von Wellmann ausgegangen ist. Brauch' ich noch ausdrücklich hinzuzusetzen, daß bis zu dieser Stunde mein Moritz noch keinem einzigen Theater, weder in Hamburg noch Buxtehude, weder in Weimar noch Schkeuditz, mitgetheilt worden ist? — Und damit wäre denn meine Unschuld erwiesen.

Freilich, wär' es nur nach meinen Wünschen gegangen, so hätt' ich die Umarbeitung des Moritz längst besorgt, wo dann natürlicher Weise das Oldenburger Theater das erste gewesen wäre, bei dem ich ihn eingereicht. Aber kaum von unsrer, durch Krankheit meiner Frau sehr verlängerten Stettiner Reise zurückgekehrt, erkrankte ich so heftig und auf eine so schmerzhafte, angreifende Weise, daß ich auf jede, auch die leichteste Arbeit verzichten mußte: und noch jetzt, wo ich denn allmälig zu meinen Büchern zurückkehre, werd' ich durch die nöthige Rücksicht auf mein körperliches Befinden mannigfach gehindert und gestört. Und das kommt mir gerade jetzt sehr unerwünscht, wo ich das lange Stettiner otium durch doppelten Fleiß wieder einbringen und ersetzen muß. Der Druck des Literarhistorischen Taschenbuchs Bd. 2. hat so eben begonnen; er wird u. A. von Deinem Bruder Karl einen Aufsatz über Cervantes, von mir über Holberg bringen etc.

Dann muß im Lauf des Sommers der erste Band meiner Geschichte des deutschen Journalismus abgewälzt werden — und vor Allem, als nächste Pflicht, drängt die Umarbeitung des Moritz, sowie eine nochmalige, sehr tief greifende des Bourbon, durch welche ich diesen Ketzer von dem größten Theil seiner Sünden zu reinigen und das Publikum mit ihm auszusöhnen hoffe.

Du siehst, l. Freund, daß es nicht an Arbeiten und am Allerwenigsten an Plänen fehlt. Und was bleibt Einem auch übrig in dieser Zeit allgemeiner öffentlicher Calamitäten, als sich einstweilen Kopfüber in seine Arbeiten zu stürzen? Zwar der rechte Muth und die wahre Freudigkeit fehlt auch zum Studium; es ist eine unglückselige Zeit und mitunter wünsch' ich, „es wäre Abend und Alles wär' vorbei".

Wo meine Neuen Lieder stecken geblieben sind, mag der Geier wissen; ich habe außer einer betreffenden Notiz in der Rheinischen Zeitung (vor etwa sechs Wochen) nichts davon gesehen noch gehört.

Und damit für heut, liebster Freund, Adieu. Ich lege zwei Briefchen an Herrn von Gall und Dr. Meyer bei, um deren gütige Besorgung ich bitte. Meine Frau grüßt herzlich. Vielleicht, daß ich Dir schon im nächsten Briefe melden kann, was der Himmel uns beschеert hat, einen Republikaner oder eine Republikanerin. Denn in das Fach schlägt's doch. Tausend Grüße.

Von Herzen Dein R. E. Prutz.

Die in diesem Briefe sich kundtuende trübe Stimmung entsprang zum größten Teil den traurigen politischen Verhältnissen Deutschlands, unter denen der feurige, von leidenschaftlichem Patriotismus erfüllte, nach politischer und geistiger Freiheit sich sehnende Dichter unaussprechlich litt; verschärft wurde diese Stimmung durch die Unsumme von Arbeiten, die Prutz sich aufgehäuft hatte. Denn außer den vielfachen poetischen Bestrebungen waren es verschiedene literarhistorische Arbeiten, die ihn oft bis tief in die Nacht hinein an den Schreibtisch fesselten, besonders die Geschichte des deutschen Journalismus, für die er, da größere Vorstudien dazu fehlten, das gesamte vorliegende Material von Grund aus durchzuarbeiten hatte. Dieses seßhafte Studium war auch seinem Organismus nicht zuträglich. Die Folge davon, daß er sich nur wenig körperliche Bewegung gönnte, war eine schon am Ende der zwanziger Jahre eintretende Fettleibigkeit, die bald zu schweren körperlichen Leiden führte, denen er dann vorzeitig erlag. Aber auch Prutzens persönliche Stellung in Jena wurde immer unhaltbarer. Die Veröffentlichung des Abschiedsgedichtes an Dahlmann mit Übergehung der Zensur hatte dem dortigen Stadtgericht eine Handhabe gegen Prutz geboten. Es wurde ihm der Prozeß gemacht und schließlich die förmliche Ausweisung aus den Weimarschen Landen über ihn ausgesprochen. Die Kunde davon verbreitete sich schnell durch ganz Deutschland und drang auch nach Oldenburg.

Mein theurer Freund,

So eben bestätigen mir 2 Briefe, von meinem Bruder Karl in Stettin und von Jul. Mosen in Dresden die Nachricht von der Schmach mit welcher sich und Deutschland der Weimarische Hof durch Deine Verbannung bedeckt hat. Das ist also die deutsche Einheit und Nationalität, daß unseres Vaterlandes Bürger, wie rechtlose Vagabunden von diesen Zaunkönigen und Dutzendfürsten aus Höchstihren Landen getrieben werden, um ihrer „Ansichten" willen! ich kann es nicht unterlassen Dir meinen Schmerz und meine Entrüstung, welche hier allgemein von Menschen aller Farben und Meinungen getheilt werden, auszusprechen, der ohnmächtige Zorn raubt mir fast die Sprache, wenn ich dieser Schmach gedenke die nicht Dir, wohl aber uns allen wiederfährt, die wir einen solchen Zustand ertragen.

Mosen der im Innersten empört ist, verlangt durchaus daß Du Dich an diesen Menschen rächest, daß Du die Nemesis der seit 10 Jahren aus Weimar vertriebenen Poesie werdest, und den Verfall der dortigen Zustände, wie er durch die epigonischen Persönlichkeiten motivirt und bedingt ist, durch eine detaillirte Schilderung aufdeckest und der Litteraturgeschichte übergiebst. Mir fallen bei diesem Geschick immer die Verse aus einem alten Kirchenliede ein, das ich als Kind lernte:

Sieh darum mußte Christus leiden
Auf daß du könntest selig sein.

Wer wie Du vom Genius zum Sprecher der Nation und ihres Leids erkoren ward, der muß freilich auch die Märtyrerkrone mit dahin nehmen. Aber ein „Wort an die deutsche Nation" möchte ich jetzt von dir geredet wissen, das ihr die schon halbgeöffneten Augen noch weiter öffnete über solchen Frevel unerhörter Rechtslosigkeit, die ihre Zwingherrn über ihre Besten verhängen. Du wirst freilich nach eigner Einsicht handeln, aber sagen mußte ich dir das wenigstens, was hier und da die Menschen erfüllt. Kaum vom Krankenbette erstanden, ein schwangeres Weib, das dem Tage der Erlösung entgegengeht, und doch kein Aufschub, und doch diese Grausamkeit, — es ist schändlich, und das Maaß wird sich fürchterlich füllen. Aber auch die werden mit zahlen müssen am Tage der Abrechnung, die gleichgültig und zagend dabeistehn diese „hohlen Därme, mit Furcht und Hoffnung angefüllt".

ich bin nicht im Stande Dir einen bessern geordnetern Brief zu schreiben, und doch bitte ich Dich dringend um zwei Zeilen Antwort, baldige, damit ich sehe, daß und wie Du diesen Schlag erträgst. Da ich nicht weiß, wohin ich den Brief adressiren soll so schicke ich ihn nach Dresden, wo man Dich ja wohl finden wird. Hier grüßen Dich alle Freunde deren Du gar manche hast.

Auf ein fröhliches Wiedersehen

Dein treuer

Oldenburg 24. April 1843. Adolf Stahr.

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel.

Im Altenbau.

„Das soll — das darf nicht sein! — Das gefällt mir von der Frau, hätte sie sich nicht für so resolut gehalten! — Hat auch lange genug dazu gebraucht — war von jeher ein sanftes Ding. — Aber es soll nicht sein — Ist der Vinzenz verrückt?" — Sie schlug mit der flachen Hand auf den Brief nieder, der neben andern Papieren geöffnet vor ihr auf dem Tische lag, und ihre scharfen blaßblauen Augen schauten über die große Brille weg nach den Fenstern von ihres Sohnes Kabinett, welche sie von ihrem Sitze aus erblicken konnte. „Ist er denn ganz wild?" sprach sie wieder laut. „Hat er wieder die alten Mäuse im Kopf? — Männer, Männer, wenn euch der Eifersuchtsteufel plagt, verliert ihr Sinn und Verstand und stellt für eine Albernheit Haus und Namen an den Pranger!"

Sie schob die Papiere zur Seite, tupfte mit dem Finger in die kleine goldene Spanioldose, die neben dem Brief lag, und führte den Tabak mit einer gewissen Zierlichkeit zur Nase. Dann stand sie auf, und wen die aufrechte Haltung der Matrone in ihrem Lehnstuhl getäuscht hätte, der würde jetzt an der tief gekrümmten Gestalt und an den mühsamen, schleppenden Schritten ihr hohes Alter nicht mehr verkannt haben.

Sie kam nur langsam vorwärts, teils weil ihr die Bewegung schwer ward, teils aber und mehr noch, weil sie bald den Fußboden betrachtete, wo der feine, darauf gestreute weiße Sand mit dem Besen zu allerlei zierlichen Figuren zusammengestrichen war, bald bei diesem oder dem Möbel stehenblieb und nun mit ihrem weiß und blau gewürfelten Taschentuch, dann mit einem aus bunten Federn zusammengesetzten kleinen Flederwisch dieselben sorgfältig abstäubte. „Nichtsnutzige Kreaturen, diese Dirnen!" murmelte sie dabei verdrießlich. „Und wenn sie fünfzig Jahr im Dienst sind, sie lernen's nicht!" Bei der Tür angelangt, klingelte sie am Zug ziemlich stark und wiederholte es, da nicht sogleich jemand erschien, heftiger. Unmittelbar darauf trat eine alte Magd hastig herein.

„Na, nur sachte, du Ding!" sprach die alte Dame ärgerlich, „was ist das für ein Gefahre? Kannst du nicht manierlich kommen? Nachgerade könntest du doch gesetzt werden. Schlecht abgewischt hast du auch, glaubst du, daß ich's nicht merke?" setzte sie hinzu und hob drohend den Flederwisch. „Ich rate dir Gutes, Katharine! Es geht so nicht mit uns. Und weshalb kommst du nicht, wenn ich klingle? — Das Stehen wird mir schon so sauer genug." — „Ach Gott, Frau Senatorin," versetzte Katharine, die seit ewiger Zeit bei der Dame im Dienst, dennoch nie den zitternden Respekt überwinden konnte, den die Matrone ihrer Umgebung einflößte, „ach Gott, Frau Senatorin, der Herr Konsul standen draußen in der Küche —." — „Was hat der Konsul bei dir in der Küche zu tun?" war die barsche Unterbrechung. — „Ach Gott, Frau Senatorin, ich mußte Ihnen den Besen halten, daß Sie sich die Stiefel abputzten — nun tun Sie's selbst und werden gleich hereinspazieren."

„So? Na, das kann er geradeso gut auf dem Flur tun — in meiner Küche lieb' ich's nicht, ein für allemal, Katharine. Ja —" sie unterbrach sich und richtete sich, an einer Kommode gestützt, ziemlich gerade auf, da in diesem Augenblick die Tür aufs neue geöffnet ward und einen kleinen, zwar veraltet, aber sauber gekleideten alten Herrn hereinließ, — „ja, ich kann's Euch selber sagen, Konsul — macht doch nicht solche Jungensstreiche! Sich in der Küche die Stiefel abputzen! Ist der Flur nicht groß genug? Steht kein Besen an der Tür? Ich will doch hoffen, Katharine?" — Ach Gott ja, Frau Senatorin; aber dem Herrn Konsul wird's so sauer, wenn Sie's allein tun sollen."

Die Matrone schüttelte, während der Konsul ihr zierlich die runzelvolle, aber sehr kleine Hand küßte, ernsthaft den Kopf und sprach mit strafendem Tone: „Ja, ja, Konsul, so geht's! Ich habe es Euch genug gesagt, daß ein so leichtfertiges Leben vor der Zeit alt macht. Nun seid Ihr in Euren besten Jahren schon ein alter Schwachmatikus!" — Der Konsul lachte ein wenig. „Meine verehrte Freundin," versetzte er, indem er die Handschuh auszog und in den Hut legte, „Sie wissen, ich bin gestern einundsiebzig Jahre gewesen, und ich denke, wer so lange noch erträglich zusammenhält —." — „Einundsiebzig Jahre — was ist das?" unterbrach sie ihn, während sie, von ihm unterstützt, zu ihrem Stuhle zurückging. „Jüngling, der Ihr seid! Ich bin achtundsiebzig, und wenn's mir nicht im Rücken säße —." Sie brach ab und sah sich, stehenbleibend, nach der Magd um, die eben das Zimmer verlassen wollte. „Katharine, was fällt dir ein? Hast du keine Zeit? — Da, lege die Kissen im Stuhl zurecht." Und als das alte Mädchen die Polster, mit denen der Sitz sowie

Seiten- und Rücklehne des massiv eichenen uralten Lehnstuhl ausgelegt waren, zurechtgerückt hatte, ließ sich ihre Herrin langsam nieder, legte Flederwisch und Taschentuch auf den Tisch und sprach: „So, nun geh zu Kurt und lasse meinem Sohn sagen, daß ihn seine Mutter bei sich zu sehen wünscht — sogleich! — Marsch!“ —

Der Konsul setzte sich auf den Stuhl neben ihr in der tiefen Fensternische, und als Katharine das Zimmer verlassen, nahm er die herabhängende Hand der Alten und fragte mit zärtlichem Ton: „Was gibt es denn, teure Konstanze? Du bist ärgerlich.“ — Sie zog ihm die Hand weg und trommelte mit den Fingern der andern auf den blaubemalten Porzellanplatten, mit denen der Tisch ausgelegt war. „Laß jetzt deine Fadaisen, Fritz,“ war ihre ungeduldige Antwort. „Da, lies lieber das —,“ sie schob ihm den Brief von vorhin näher, — „was sagst du zu der Bescherung?“ — Als er las, beobachtete sie ihn von der Seite, und da sie bemerkte, daß er immer stärker sein leicht gepudertes Haupt schüttelte und der kleine, mit schwarzseidnem Band sauber umwickelte Zopf, den er treulich im Nacken trug, immer schneller am Sammetkragen seines blauen Fracks hin und wider glitt, sagte sie rasch: „Was meinst du?“

Der alte Mann sah nachdenklich auf, und sein bis dahin glattes und behagliches kleines Gesicht war für den Augenblick in so viel Falten und Runzeln zerrissen, daß man die früheren Züge beinahe vergeblich darin suchte. Er scheuerte sich mit dem Vorfinger an der Schläfe, wo die schwachen Reste des Haares mit Puder und Pomade zu einer Art Locke vereinigt waren, und sagte dann mit leisem Kopfschütteln und sanftem, aber eigentümlich vibrierendem Tone: „Das möchte in der Tat nicht gut sein; ja, wenn ich alle Chancen erwäge und die möglichen Evenements konsideriere, möchte ich die unmaßgebliche Meinung auszusprechen mir die Freiheit neh —.“ — „Schwatz du und — ein Narr!“ Sie schlug mit dem kleinen goldenen Griff des Flederwisches hart auf die Papiere. „Werdet Ihr nie vernünftig, Konsul? Was soll das Geschwätz bei mir — in meiner Stube? Das ist gut für die armen Teufel, die Euch anborgen wollen, — die speist damit ab. — Deutsch heraus — was haltet Ihr davon?“ — Der Zopf ging auf dem Rockkragen so regelmäßig nach rechts und links wie der Pendel einer großen Uhr. „Teure Konstanze, was nützt es, heftig zu sein? Es scheint mir, daß dies nicht sein sollte.“ — „Es *soll* nicht sein, Konsul!“ Der Flederwisch schlug wieder auf die Papiere. „So was hat es nie gegeben im Hause van der Roos.“ — „Ja, es würde einen formidablen Eklat machen, teure Konstanze!“ — „Tut mir den Gefallen, Konsul, und wälscht nicht soviel,“ erwiderte sie und nahm eine Prise. „Ich weiß recht gut, daß Ihr Euch dann bloß besinnen wollt, was für weitere Redensarten Ihr machen könnt. Mich dünkt aber, bei solcher Sache soll die Besinnung unnötig und die Meinung fertig sein.“

„Teure Konstanze —,“ er drückte ihre Hand, „wir sind nicht alle von so superbem, entschlossenem Geiste wie Sie. Ich dachte an manches. — Sehen Sie, Ihre Frau Schwiegertochter würde, wenn sie sich entschlösse, fortzubleiben oder gar eine Scheidung zu veranlassen, vermutlich auch ihr Vermögen aus der Handlung ziehen — wir haben das schon einmal beredet.“ — Die alte Frau schüttelte finster den Kopf. „Das war damals nach dem Kriege was anderes. Das wär' jetzt nicht.“ — „Ihre Mitgift war, denk' ich, einhundertundfünfzigtausend Taler —.“ — „Bettelei!“ unterbrach sie ihn heftig. — Er legte das feingekniffte Jabot glatt in die Weste und zupfte die Zipfel des weißen Halstuches auseinander; sein Gesicht war längst wieder glatt und milde, und ebenso sprach er jetzt auch: „Einmalhundertfünfzigtausend Taler schweres Geld — nach dem jetzigen Stande werden es beinahe zweimalhunderttausend sein — eine große Summe!“ — „Bettelei, sag' ich!“ Sie zog die starken, noch ziemlich dunklen Brauen fest zusammen. „Das würde uns nicht drücken — aber —.“ — „So laßt sie laufen,“ versetzte der Konsul plötzlich in entschiedenem Tone und legte den Brief auf den Tisch zurück. „Wenn euch ihr Geld gleichgültig ist — was habt ihr sonst von ihr? — Wollte sagen,“ fügte er wieder sanft und einlenkend hinzu, „sie hat doch keinen besonderen Segen in dies Haus gebracht, und der Kommerzienrat hat mehr als einmal vollen Grund gehabt, über sie entrüstet zu sein.“

Er hatte die letzten Worte rasch gesprochen, als wolle er damit fertig werden, als sollten sie so vielleicht gleichgültiger, spurlos vorübergehen an seiner alten Freundin. Ja, eine leichte Röte auf seinen gelblichen Wangen verriet seinen Ärger oder seine Angst, daß er überhaupt sich so weit hatte fortreißen lassen. Und gesprochen mußte nun einmal sein; bei dem entschiedenen, herrischen Charakter Konstanzens erzwang das erste Wort eines Satzes unerbittlich auch das letzte. Es gab vor ihr kein Abbrechen, kein Verschweigen, kein Abändern. Und schon nach den ersten Worten hatte er den kommenden Sturm gewußt. Sie hatte sich in ihren Kissen hoch aufgerichtet, ihre Augen sahen über die Brille weg mit einem bohrenden, drohenden Blick auf den Sprecher, und in den tiefen Falten, welche sich von den fest aneinandergeschlossenen Lippen zum Kinn hinabzogen, zuckte es heftig. Sie ließ ihn aber ohne Unterbrechung ausreden.

Jetzt öffnete sie die Lippen und sprach langsam, mit kaltem, festem Ton, der nicht eine Spur ihrer gewöhnlichen Heftigkeit verriet: „Was bedeutet das? Wollen sich der Herr Konsul Leonhardi genauer explizieren, was Sie gemeint haben mit diesen dummen Worten?“ — Er war noch ein wenig roter geworden

und zitterte leise mit dem Kopf. „Meine teure Konstanze!“ sagte er mit schwankendem Ton; aber mit der gleichen kalten, festen Stimme unterbrach sie ihn: „Wollen der Herr Konsul Leonhardi nicht vergessen, mit wem Sie reden, und daß die Senatorin Konstanze van der Roos all ihr Lebstage keine Närrin war. Was beliebten Sie zu meinen?“ — „Sie wissen ja,“ erwiderte er zögernd und mit niedergeschlagenem Blick, — „die alte Geschichte — was damals von ihr und —“

Hätte sie's noch vermocht, sie wäre jäh vom Stuhl emporgefahren, so zuckte es durch sie hin, so fest stemmten ihre Hände sich auf den Tisch, so blitzte es auf in ihren Augen. Aber sie blieb sitzen; nur vorüber legte sich ihr Körper gegen den Tisch, und mit vor Aufregung zitternder Stimme sprach sie: „Ich will nicht fürchten, daß ein Mensch auf der Welt so kühn ist, vor meinem Ohr d e n Namen zu nennen!“ — Und nach einer Pause erst, während sie langsam sich in die Kissen zurücklegte, fuhr sie gefaßter fort: „Du bist von jeher eine Puppe gewesen, Fritz, eine schöne, hübsche, geleckte Puppe mit einem hohlen Kopf und mit hohler Brust und taxierst alle Leute nach dir selbst. Sonst würdest du jetzt nicht so faseln, sonst würdest du nicht glauben, daß ich vergessen, wie nur du mir jenen Gedanken eingeblasen, den ich, — du weißt recht gut, weshalb — dann zu meinen Zwecken benutzte. Laß uns von dem Kapitel schweigen, Fritz; Gutes hast du dein Lebstage nicht zustande gebracht, aber dies war neben der Schlechtigkeit auch noch dumm von dir. Aber, w e n n es auch so gewesen — könntest d u ihr etwas beweisen, Schwachkopf, der du bist? Hast du ein Recht, eine Frau dieses Hauses zu verdammen?“ Er entgegnete kein Wort; er ließ seine Finger knacken und schob den Siegelring hin und her, aber ein tückisches Lächeln flog durch sein altes Gesicht.

Sie sah ihn mit einem verächtlichen Blick an und verzog den Mund. „Ich höre meinen Sohn kommen,“ redete sie dann. „Ich verlasse mich auf Euch, Herr Konsul.“

Indem trat der Handelsherr ein; er sah finster aus. „Ah, der Herr Konsul!“ sprach er und nickte dem mit der Hand grüßenden Alten zu; — „wie geht es Ihnen heut morgen, Mutter?“ fuhr er fort und küßte der alten Dame die Hand. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht — hatte es nicht Zeit bis nach Tisch? Ich wäre gekommen wie immer — jetzt, ich kann's nicht leugnen, bin ich sehr pressiert.“

Sie zog ruhig die Hand aus der des Sohnes und erwiderte mit einem kalten Blick: „Mir scheint es so, daß ich dich nicht ohne Not zu belästigen pflege. Ich habe gewußt, was die Geschäfte verlangen, lange bevor an dich in der Welt gedacht wurde, und ebenso lange weiß ich, was ihnen vorgeht. Willst du das also mir überlassen, mein Sohn. Setz' dich — da ist ein Stuhl.“ — Sie deutete auf den Sessel ohne Lehne, der neben dem Ofen stand. Roos schob ihn mit dem Fuße herbei, setzte sich nachlässig und ergriff den kleinen Flederwisch, der auf den Papieren lag. Man sah es, daß er sich widerwillig unter die Herrschaft der Mutter beugte; von einem Widerstreben war aber jetzt so wenig wie jemals früher die Rede. „Es ist einmal so Sitte im Turm- und Rosenhause,“ war das allmächtige Wort, welches in dieser Familie herrschte; — und es w a r so Sitte, daß die Alten dort, auch wenn sie sich zurückgezogen hatten, fortherrschten, bis man sie dereinst zu Grabe trug.

„Darf ich jetzt bitten?“ fragte er nach einer Pause, während welcher ihn die alte Frau scharf und unverwandt betrachtet und das Spiel beobachtet hatte, das seine Hand mit dem Flederwisch trieb. Nun beugte sie sich vor, nahm ihm das Gerät kaltblütig fort und legte es auf die andere Seite des Tisches. „So,“ sprach sie dann, „willst du jetzt so gut sein, mein Sohn, mir ein paar Fragen zu beantworten? — Hast du neuere Nachricht von deiner Frau?“ — Er schlug die Augen auf. „Wieso?“ fragte er verwundert, „wie käme ich dazu? Ist ihr oder Gretchen irgend etwas passiert?“ — „Daß ich nicht wüßte, mein Sohn; ich meinte nur so. Wann erwartest du sie zurück?“ — Er zuckte ungeduldig die Schultern und fuhr sich mit der Hand über das kurzgeschnittene, noch dichte, aber schon leicht ergraute Haar. „Was weiß ich!“ versetzte er endlich. „Vielleicht in acht, vielleicht in vierzehn Tagen. Sie wissen, Mutter, daß ich meine Frau nicht beschränke und es stets erst durch einen Brief erfahre, wann sie zurückkommt. Wenn man einunddreißig Jahre verheiratet ist, treibt man's nicht mehr wie die Turteltauben.“

„Freilich, freilich,“ erwiderte sie und nahm eine Prise, „vollends, wenn man, wie ihr, jahrelang ein wahres Turteltaubenpaar gewesen ist. Freilich, freilich! — Also in acht — vierzehn Tagen, meinst du?“ So, so! Was würdest du denn sagen, mein Kind, wenn der Termin der Rückkehr lautete — n i e —?“ Er runzelte die Stirn und entgegnete: „Unsinn, Mutter! Was soll das heißen?“ — „Darüber wünsche i c h vielmehr eine Erklärung von dir, mein liebes Kind,“ sagte die alte Frau kalt, „über den Unsinn nämlich, den d u angerichtet — oder nenne es Wahnsinn, mir recht! — und was das da heißen soll im Hause van der Roos?“ — Sie schob ihm den Brief Magdalenens hin. Er hatte sich bei ihren herben Worten auf die Lippen gebissen, nun nahm er das Papier, und nachdem er bei dem ersten Anblick der Schriftzüge betroffen aufgesehen, las er fliegenden Blicks.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Zeit

Helden aus Pommern und der Neumark, die das Eiserne Kreuz I. Klasse erwarben.

95. Leutnant d. Res. Kurt Schleusener, Stargard.
96. Leutnant d. Res. (Lehrer) Max Bodrowski, Lauenburg.
97. Leutnant d. Res. Otto Blume, Anklam.
98. Leutnant d. Res. Robert Hacker, Putbus.
99. Vizefeldwebel Willi Willmann, Gr.-Dallenthin.
100. Leutnant d. Res. Karczewski, Köslin.

Büchereiwesen

Aus dem 13. Jahresbericht der Volksbücherei Stolp für die Zeit vom 1. April 1916 bis 31. März 1917.

Der durch seine vorbildliche Büchereiverwaltung bekannte Lehrer Herr O. Schmidt-Stolp hat soeben seinen 13. Jahresbericht herausgegeben. Den ausführlichen Darlegungen entnehmen wir folgendes:

Die Zahl der Bände ist von 4109 auf 4456 angewachsen. Der Zuwachs der Unterhaltungsschriften betrug 178, der der Abteilung Geschichte 84. Die Höhe der letzteren Zahl ist angesichts der gewaltigen Zeitereignisse als sehr angebracht freudig zu begrüßen.

Die Ausleihestatistik zeigt, daß im 13. Betriebsjahr 33 902 Bände gegen 29 865 Bände im Vorjahr und 22 559 Bände im ersten Kriegsjahr ausgegeben sind.

Mit Recht sagt der Berichterstatter im Hinweis auf das gewaltige Anwachsen der Anleihezahlen: „Das kann man füglich auch einen vaterländischen Hilfsdienst geistiger, ja seelischer Art nennen in dieser an Aufregungen und Entbehrungen reichen, furchtbaren Zeit."

Die Aufwendungen der Stadt für die Bücherei betragen nach dem Haushaltsplane 2150 M.

Köslin. Jahresbericht, Verwaltungsbericht der ersten zehn Jahre des Bestehens und neues Bücherverzeichnis des Volkslesesaals zu Köslin sandte Herr Kasten-Köslin ein.

Zu einem ausführlicheren Eingehen auf die Einsendungen fehlte es für die Nummer leider an Zeit und Platz, der Bericht ist deshalb für das neunte Heft zurückgestellt worden.

Eine für sämtliche — kleine sowie größere — Büchereien der Provinz Pommern außerordentlich empfehlenswerte Zeitschrift ist „Heimat und Welt" (im Heimat und Welt-Verlag, Dresden).

Außer zwölf reichhaltigen und gut illustrierten Monatsheften, die einen stattlichen Jahresband abgeben, liefert der Verlag für den auffallend billigen Jahresbetrag von 10 Mark noch vier geschmackvoll gebundene Buchbeigaben. Die des letzten Jahrgangs sind folgende:

1. Otto Hauser, Die Germanen in Europa.
2. Wilhelm Nicolai, Die Wartburg im Wandel der Jahrhunderte.
3. Arthur Dix, Die Völkerbrücke des Balkan.
4. Alwin Oppel, Kanada und die Deutschen.

Die Bände bilden äußerst wertvolle Bereicherungen der Abteilungen belehrender Bücher.

Pommerscher Künstlerbund

Im Herbste dieses Jahres findet die zweite große Ausstellung pommerscher Künstler in den Ausstellungsräumen des Stettiner Museums statt. Nach dem glänzenden Verlauf, den die erste genommen hat, ist eine sehr rege Beteiligung der Mitglieder des Bundes zu erwarten.

*

Im Kunstsalon Fritz Gurlitt in Berlin ist eine Sammelausstellung von 24 Bildern des in Wiesbaden lebenden Bundesmitglieds Hans Völcker eröffnet worden. Neben farbenprächtigen Bildern aus Italien finden wir auch die pommersche Heimat als Motivspenderin gut vertreten. Auf den Künstler wird „Unser Pommerland" noch in längeren Ausführungen demnächst zurückkommen.

Aus der Werkstatt des Pommernverlages

Der Abschnitt „Aus der Jugendzeit" in unserem heutigen Hefte ist dem Buche „Einer und bald Keiner" des Prof. Dr. C. Adolf Lorenz entnommen, das soeben im Pommernverlage Max Mallin erschienen ist. Schon in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift ist auf das wertvolle Erinnerungsbuch des Altmeisters hingewiesen worden. Seine Anschaffung kann bis zum 15. September zum halben Preise bewerkstelligt werden.

*

Noch im Herbste dieses Jahres soll ein neues Verlagsunternehmen des Pommernverlages zum ersten Male erscheinen, zu dem die Vorbereitungen schon weit fortgeschritten sind. Es soll ein Almanach werden, der unter dem Titel „Aus pommerscher Kunst und Dichtung" alljährlich erscheinen soll. Der Almanach, mit schönem Bildschmuck und Notenbeilagen versehen, wird in modernem Pappeinbande mit Buntpapier zum Preise von drei Mark ausgegeben werden. Vorausbesteller, d. h. solche, die vor dem 1. Dezember bestellen, erhalten ihn für zwei Mark. Nach der Höhe der Zahl der Vorausbesteller richtet sich die Auflageziffer des Almanachs, die nur wenig größer als jene sein wird. Wer also später einmal die fortlaufende Reihe zu besitzen wünscht, versäume darum nicht, von dem Angebot der Vorausbestellung Gebrauch zu machen. Im nächsten Hefte werden noch nähere Angaben über das neue Unternehmen erfolgen.



Konrad Maß



Bild 1



Bild 2

Arndts Elternhaus

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

4. Jahrgang | Herausgegeben von Arnold Koeppen | September/Oktober 1917

Arndts Elternhaus in Löbnitz

Von Dr. Franz Kobes-Barth.

Eine Königin hat hier ihre Ruhstatt gehabt. Aber — was mehr ist — etwa ein Vierteljahrhundert später ist in dem stillen Herrensitz ein feuriger und mutiger Jüngling zum Mann und Dichter gereift.

Unter den alten Linden zu Osten des Hauses ist so manches Mal meine Großmutter jugendheiter gewesen und hat noch mein Vater schöne Kinderspiele gespielt. Gesundheitfördernd war dort die ländliche Luft, und von vornehmer Schlichtheit ist immer das Löbnitzer Herrenhaus gewesen. Damals, als der Pächter Krüger viele Jahre die Löbnitzer Güter innehatte, war schon lange an der Ostseite der linke Flügel des Hauses verschwunden, schon zu Pastor Dalmers Zeiten, der in den dreißiger Jahren Arndts einstiges Elternhaus besucht hat.

Im linken Flügel waren ja die Festgemächer und Gesellschaftsräume gewesen. Davon erzählten mir noch meine verehrten Löbnitzer Verwandten. In dem großen Ostzimmer des Hauptbaues befand sich noch vor fünfzig Jahren innerhalb der Draußenmauer ein großer Wandschrank, der eine ehemalige breite Tür zum linken Flügelgebäude verkleidete. Die goldenen Leisten, seidenen Tapeten und schön geformten Ofen, von denen Arndt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" erzählt, scheinen sich in dem linken Flügel befunden zu haben. Denn gerade diesen Schmuck hat Dalmer nicht mehr vorgefunden.

Andere Zimmer haben „vergoldete Tapeten" gehabt, mit den Kriegstaten Karls XII. oder mit den Abenteuern des Ritters von der traurigen Gestalt geschmückt. Von ihnen scheint sich vor mehreren Jahrzehnten noch eine Spur in dem unteren Saale gefunden zu haben. Eine Jagdgesellschaft in zierlichen Gewändern und mit gepuderter Frisur war auf der Wandbekleidung zu sehen.

Noch heute atmet dieses Gemach, der Glanzpunkt des Hauses, den Duft des Rokoko. Die Herren und Damen der alten Zeit beschauten einst ihr Bildnis in den beiden geschnörkelten Spiegeln zwischen Tür und Fenstern, in den Wintertagen vom rötlichen Licht der Kamine gar wechselnd beleuchtet. Die beiden stattlichen Kamine befinden sich in den Ecken der Dielenwand, vor einer Reihe von Jahren ist ihr Feuerloch vermauert worden.

Der liebliche Zauber jener gemessen-fröhlichen Zeit aber schläft in den großen Bildern an den Wänden. Von den beiden Schäferbildern berührt den Beschauer der Schimmer versunkener Anmut. Bezwungen von der Schönheit seines Mädchens, ist auf dem einen Bilde der Junge niedergekniet zu den Füßen der Geliebten und küßt in seliger Leidenschaft ihre weiße, zarte Hand. — Schillersche Verse liebender Schwärmerei sind mir in den Sinn gekommen bei dem Bilde zur Rechten.

„Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh ich da.
Du gebietest über Tod und Leben
Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia. — —"

Hier aber spielt der Jüngling, und gar entzückend hingegossen ist, blätternd in einem Notenheft, ein rosiges Mädchen. Ihm und dem Lautenspieler zu seiner Seite scheint sich in Wonne zu lösen die Welt und das Menschenherz. Begann auf dem Bilde ein Liebesroman, auch hinübergreifend ins Leben? Denn das Gesicht des Schäfers ist später durch ein großes Eichenblatt ganz übermalt worden. Eine unliebsame Porträtähnlichkeit mag die Vernichtung jener Gesichtszüge veranlaßt haben.

Ja, zu denken geben diese Zeugnisse vergangenen Lebens, vielleicht auch Liebens! Das Mädchen weist in der Gegend des Herzens die Male einer verklebten Schußwunde auf. Sie soll aus der Franzosenzeit stammen, wo man wohl aus Mutwillen an jener Schönen die Schießkunst erprobte. Oder dürfte gar ein Zusammenhang zwischen dem übermalten Gesicht des Liebhabers und der tödlich getroffenen Dame bestehen? — Arndt hat ganz von diesen Bildern geschwiegen, und wir wissen heute nichts mehr von dem Glück und Leid jener längst Gestorbenen.

Jene in Bouchers Art gemalten Bilder nehmen die ganze Mitte der hohen Seitenwände ein. Oberhalb der Türlinien sind kleinere Gemälde angebracht, die fast alle auf den Tod Bezug haben. So ist auf dem einen Bilde eine Urne, auf einem andern der Styxfluß mit Charons Nachen dargestellt. Besonders schön ist ein kleineres Bild, das eine Schafherde wiedergibt. — Dieses Bild gemahnt an die Natur und an die Gegenwart, und draußen lockt der große, schöne Löbnitzer Park. Die Geister verschollener Zeiten aber sind gar zu mächtig in dem alten Saale, der für Arndt schon Vergangenheit war.

Der Löbnitzer Saal! In ihm lag auch für Karl Lappe, den stillen Dichter Neuvorpommerns, die Herrlichkeit der früheren Zeiten. Er war einst jung dort gewesen, mit Arndt und seinen Freunden. Ein Altersgedicht ist Löbnitz geweiht.

„Steht noch dein Saal? Es sind bald fünfzig Jahre,
Daß ich ihn sah, doch lebt er noch in mir.
Ein Jugendschönes bleibt bis zu der Bahre
Dem Herzen werth und wird des Alters Zier."

Doch weithin zerstreut sind, seitdem sie fröhlich dort zusammen waren, die Genossen seiner Jugend. — Im Rückschauen auf die Vergangenheit ist auch Ernst Moritz sein alter Saal der Hintergrund einstiger Geselligkeit.

„Ich weiß es noch, dort wo zur Brücke
Vom väterlichen Saal der Steig
Sanft niedergleitet, lagertet ihr Euch,"

— die philosophischen, schon älteren Freunde.

Nur gedämpft fällt vom Garten her das Licht herein durch die zwei Fenster und eine Glastür. Denn seit etwa fünfzig Jahren ist ein Vorbau zum Garten hin gebaut*). — Eine andere Tür gleich vorne zur Rechten führt aus dem Saal in ein geräumiges, fensterloses Gemach, das Zimmer der Königin von Schweden. Goldnes Getäfel und grünseidene Tapeten sind früher hier gewesen, als Friedrichs des Großen Schwester und Gustavs III. Mutter im Hause wohnte. „Sie hatte hier nämlich einst monatelang ihren Wohnsitz genommen, in der Zeit, als ihr Gemahl mit dem schwedischen Reichsrat den härtesten Streit um die Herrschaft gestritten und als der Vater des Generals Philipp Schwerin, schwedischer Reichsrat und Oberpräsident des Tribunals in Wismar, Löbnitz bewohnte." Das war bald nach Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Adolf Friedrich von Schweden, der Sohn Christian Augusts von Holstein-Gottorp war der Gemahl der Königin Luise Ulrike.

Die Söhne des Grafen Schwerin, dessen Familie in den Jahren von 1650 bis 1781 — nach den Grafen Behr — Löbnitz gehörte, haben den Herrensitz mit seinen Nebengütern an den Grafen Malte Friedrich Putbus verkauft, denselben, dessen Leibeigener Ludwig Arndt einst gewesen war, und dem auch Schoritz und Dumsevitz gehörten. Als Graf Malte Friedrich, der Vater des ersten Fürsten von Putbus, im Jahre 1787 gestorben war, verpachtete sofort seine Witwe den alten Adelshof auf achtzehn Jahre an Ludwig Arndt. Ernst Moritz' Vater sollte diese große Unternehmung infolge der damals steigenden Getreidepreise sehr vorteilhaft ausschlagen.

Für gediegenen Wohlstand berechnet sind die Räume des Hauses. Die dicken Mauern des Gebäudes stehen nach einer Jahlenangabe hoch im obersten hinteren Giebelfelde von dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts her, wo der Vetter des berühmten preußischen Generals Schwerin das Haus in dieser Gestalt erbaut hat. Der rechte von den weit vorspringenden Flügeln steht ebenso noch heute, nach links verlängert jetzt ein kleiner Anbau das Mittelgebäude. Betreten wir das Haus durch die vordere Eingangstür, so umgibt uns die geräumige Diele und liegt geradeaus, nach der Gartenseite zu, der große Saal. Drei Schritte vom Hauseingang führt rechts die wundervolle alte Treppe an einem wuchtigen und gediegen-vornehmen Geländer in einer Halbkreiswendung nach oben.

Nach dem Garten hin hat sich auch hier, genau über dem anderen gelegen, ein dreifenstriger Saal befunden, der später zu Zimmern umgebaut wurde. Über den von einem schönen Sims umrahmten Flur gelangt man links zu dem mittleren Giebelzimmer, das nach der Überlieferung der junge Ernst Moritz bewohnt hat. Der Blick durch das Fenster zeigt uns im Vordergrund den mit Weiden umsäumten Bach, dahinter etwa Pferde auf einer Wiese und über die reichen Felder hinweg am Horizonte das Nebengut Kindshagen. Rechts öffnet sich die Aussicht zur Bleiche und in den Garten*).

Hier ist die Stelle, wo die „weiße Frau" zu nachtschlafender Zeit umzugehen pflegte. Sie kam „von der Bleiche über den Steg, der hinter dem Backhause über dem Bach liegt, durch das Backhaus um den Schafstall und um die große Scheune und dann gar langsam durch den Baumgarten und den Blumengarten, wo sie oft stillstand und sich bückte. Von da ging sie zuletzt in das Haus, wo sie um ein Uhr meist aus dem Keller unter der Treppe heraufstieg mit einem Licht in der Hand, woran blaue Fünkchen stäubten, und das hell aufknisterte."

So erzählt uns Arndt in seinen „Märchen und Jugenderinnerungen". Wenn wir von der Diele aus links unter der Treppe hinabsteigen in die unheimlich dicken Kellergewölbe, so vermag unsere Einbildung diesen Spuk wohl nachzuempfinden. Nach einigen

*) Bild 1: Das Bild zeigt die Gartenseite des Hauses und dem vordersten Teil des Gartens. Der Bach kennzeichnet sich auf der Aufnahme als ein dunkler Streifen im Vordergrunde.

*) Bild 2: Diesen Vordergrund und das Fenster des Dichterzimmers zeigt unser Bild. Das Gebäude zur Rechten ist das Backhaus, und unter der Brücke fließt der Bach hindurch.

Schritten wendet sich der Kellergang nach links zurück und führt, immer noch ein wenig abwärts, unter das Zimmer der Schwedenkönigin. Hier bricht er plötzlich ab. Der Keller selbst ist vermauert, und ein großes Loch in der Wand könnte beweisen, daß man dorthin durchzubrechen versucht hat. Ein Schatz soll dort eingemauert sein — oder gar die weiße Frau selbst.

An die Hebung jenes Schatzes hätte nicht einmal ernstlich gedacht werden können. Denn ein Aufgraben dieses Kellers soll nach dem Urteil Sachverständiger das Haus mit der Gefahr eines Einsturzes bedroht haben. Von der weißen Frau aber wird noch heute erzählt. Eine Hofdame der Königin von Schweden hat gesündigt in leichtfertiger Liebe. Da wurde grausam das Edelfräulein bestraft. Am Ende des breiten alten Kellerganges ist die Unglückliche lebendig eingemauert worden, genau in Kopfeshöhe. Man kann noch heute die Vermauerung bestätigen.

Dann hätte eigentlich die Mauer kein Loch aufzuweisen, sondern in der Höhe eines stehenden Menschen wäre mit der Vermauerung abgebrochen worden. — Ein anderes Gerücht fügt noch hinzu, daß jenes Hoffräulein sich unschuldig für seine Königin geopfert habe.

Einer meiner Verwandten, die vor einem halben Jahrhundert in Löbnitz übernachtete, haben sich unauslöschlich diese Stunden ihres Aufenthaltes eingeprägt. Das Kind schlief ganz allein in einem der oberen Zimmer, und in dem undurchdringlichen Dunkel überkam die Kleine das Grauen. Es ging auf 12 Uhr. Gar unheimlich heulten die Hunde, und es war ihr, als müsse jeden Augenblick das Dunkel sich erhellen und, mit dem Kinde im Arm, die weiße Frau erscheinen. Es war etwas Furchtbares um diese Frau. Sie hatte einst im Leben das eigene Kind vor ihren Augen lebendig einmauern lassen. Wie Stein mußte ihr Herz gewesen sein. Denn mit lieblicher Stimme, den grausigen Tod nicht ahnend, sprach das Kind noch in seinen letzten Worten von der Mutter. „O, liebe Mutter, ich kann dich noch sehen. — — Ich sehe dich noch, Mutter. — — Nun kann ich dich noch ein bißchen sehen," mit schon leiser werdender Stimme. Unstät umgehen im Tode, immer getrennt von ihrem Kinde, sollte ja die weiße Frau. — — Das geängstete Mädchen stürzte die Treppe hinab zu den Cousinen, die unten neben dem Saal schliefen. Sie konnte die Nacht nicht dort oben bleiben.

In einem der Zimmer, oben und nach Osten gelegen, soll es auch heute nicht geheuer sein. Das haben auch andere gesagt. Gerade über der Vermauerung im Keller liegt diese Stube.

Wie sich doch eine Spuksage zu wandeln vermag! Nach Arndts Gewährsmann hat, damals vor über hundert Jahren, zu Löbnitz eine schöne und üppige Edelfrau geherrscht. Die hatte einen grausamen Sinn. Als das Alter kam, da scharrte die einstige Prasserin „aus dem Blut und Schweiß" der armen Hörigen in Haufen das Gold zusammen. Das vergrub sie an vielen Stellen, besonders im Keller und auf der Bleiche. Aber ewige Ruhelosigkeit ward ihre Strafe.

Noch heute gibt es Leute im Dorfe, die die weiße Frau gesehen haben, die immer erscheint, wenn ein Todesfall bevorsteht. Vergrabene Schätze zu finden, das ist wohl keinem dort mehr wahrscheinlich. Aber zu Arndts Zeiten wühlten die Leute in Winternächten auf der Bleiche noch häufig nach dem ersehnten Reichtum. Und als zwei Jahrzehnte vor Arndts Löbnitzer Zeit sich ein Langenhanshäger Schneider an der Eiche beim Backhause aufhängte, da glaubte jedermann, daß er ein Opfer der weißen Frau geworden sei.

Vor dem Gutshause breitet sich der große Hofraum mit Scheunen und Stallungen, eine gewaltige Linde erhebt sich auch hier, aus des Dichters Zeiten wohl stammend. Unter den alten Linden des Ostgiebels gelangen wir um das Haus herum in den weitläufigen Garten.

Gar lieblich ist dessen Anfang. Ein ansehnlicher Bach fließt gleich hinter dem Hause vorbei. Seine Tiefe ist gar nicht gering. Dies ist besonders vor seinem Eintritt in den Garten unterhalb des Giebelfensters vom Arndtstübchen zu erkennen, z. T. allerdings auch auf eine künstliche Stauung zurückzuführen. Hinter dem Hause wird der Bach von einer Brücke überquert und vor dem Auslauf aus dem Garten nochmals ein wenig gestaut. Dann plätschert er lebendig dahin, fließt, nach Norden gewandt, unter dem Redebasser Fahrweg hindurch und vereinigt sich bald mit der Barthe, die gleich darauf die Löbnitzer Straße in nordwestlicher Richtung kreuzt. Es ist für den jungen Arndt „der Bach . . die Zier und Freude des Gartens". Wie in der Barthe wird er auch hier gern gebadet haben.

Kühlende Lüfte wehten vom Bache her an den warmen Tagen des Sommers. Wo sich hinter den alten Linden von einer Anhöhe oberhalb des Baches der freie Blick über den Garten hin öffnet, da soll unten am Bache die Grotte der Königin gewesen sein. Meine liebe Tante meint dort noch vor fünfzig Jahren Spuren einer Höhlung unten in der Anhöhe, Steine und Geröll wie von einer Grotte gefunden zu haben. Ich bin ihr dankbar für diese Mitteilung, denn sie wird bestätigt von den Angaben des Dichters. „Nahe am Hause hart am Bache war eine mit Efeu und Jasmin umwebte Grotte, die Grotte der Königin betitelt." Dort also hat Luise Ulrike ausgeruht von der Last und den Sorgen ihres Standes. — Daß an dieser Stelle sicherlich ein Ruheplatz der Königin, wenn auch nur eine Laube, gewesen sei, hat bis in diese Zeiten die Überlieferung festgehalten.

Gerade Steige durchziehen den großen Löbnitzer Gar-

ten. Der schaut noch nicht gar so viel anders darein als zu den Zeiten des Dichters. Da war er geziert „mit feinen Lindenalleen, Lusthäuschen und Grotten, alles in dem Stil von 1740 und 1750". Die alten Laubgänge, sie zaubern auch heute eine andere Welt vor unsere Augen. Uns ist, als träten wie damals zierliche Stutzer in gemacht-vornehmer Würde, eine Dame im Schleppenkleide und mit hohem Kopfputz am Arme, aus dem dunklen Schatten heraus. Noch ganz im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts beschnitten sind an einem der Steige die Heckenwände. Nach einer Weile bilden sie einen kreisrunden Platz, in dessen Mitte ein zweimal etwa nach Art einer Kuppel beschnittenes Bäumchen steht. Dort soll sich in alten Zeiten eine Kapelle befunden haben. Ein anderer Weg, der „dunkle Gang" genannt, wird von ganz alten, wundersam knorrigen Hainbuchen umrahmt, deren Stämme gar gespenstig leuchten aus der Düsterheit der Wände, und deren Kronen zu einem dichten Dache sich wölben, heimlich-dunkeln Schatten im heißesten Sommer gewährend.

Dieser Gang führt zu einer Anhöhe in der Nordwestecke des Gartens, die uns bis zum Barther Kirchturm hinausschauen läßt. Es ist der „Olymp", den Arndt uns so liebevoll schildert, auf dem sein frommer Vater bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendrot mit gefalteten Händen stundenlang saß und schweigend und anbetend in die Unendlichkeit hinausschaute. Die hölzernen Bilder der Dei majorum et minorum gentium, die damals den Olymp umstanden, sind natürlich lange nicht mehr; schon Dalmer hat sie in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht mehr gefunden. Mit ihnen scheint auch der anakreontische Name des Aussichtshügels gefallen zu sein, nüchterner wurde er später der „Kiekberg" genannt. Sträucher umgeben heute die Hügelplatte, und in der Mitte erhebt sich eine kleine Linde.

Eine hohe Kastanienallee schließt den alten Lustgarten nach Osten hin ab. Der hier beginnende Gartenteil ist um die Mitte des letzten Jahrhunderts im englischen Stile vom Pächter Krüger angelegt. Durch hohe Kastaniengänge, mannigfache Sträucher und Bäume, grünende Rasenflächen und ein weites Gewässer ist aus einfachen Koppelwiesen ein schönes Parkland geschaffen. Einstmals ein Koppelgewässer, ist heute der schöne Schwanenteich, in dessen Fluten, weithin sichtbar, eine weiße Figur sich spiegelt, der Mittelpunkt des Löbnitzer Parkes geworden.

An der ganzen Nordseite des Parkes zieht sich die Straße von Rostock nach Stralsund vorbei, auf der zu Arndts Zeiten noch die Hamburger Post verkehrte, während jetzt südlich von Löbnitz die Eisenbahn vorüberdampft. Die Post damals war eine Schneckenpost, und lieber noch auf dem Wagen eines benachbarten Müllers oder Holländers ist am Montagmorgen der siebzehnjährige Ernst Moritz, der nicht nur die Ferien zu Löbnitz verlebte, zum Stralsunder Gymnasium zurückgefahren. „Da lag denn der Schüler auf den dickgefüllten Säcken, in irgend einen alten Mantel seines Vaters gehüllt, und ließ es mutig auf sich schneien und regnen; oft aber leuchteten die winterlich blitzenden Sterne auch freundlich über seinem Haupte."

Der wackere Junge ist aber oft auch gewandert nach Stralsund. Auf solchen Wanderungen, da wurde eisern seine Natur, die alle Anfechtungen der Jugend bezwang und zu einem gesunden und starken Leben hindurchkam. In den Hainen um Stralsund und Löbnitz, glauben wir da nicht noch manchmal zu hören den Schritt des rüstigen Fußgängers!

Die Zierde des Ortes sind „zwei liebliche Eichenwäldchen" sowie „ein etwas entfernteres Wäldchen mit den Trümmern einer alten Burg, worum Gespenster und Hexen und allerlei wunderliches Gesindel ihr Wesen treiben". Dann gab es noch „eine Viertelstunde weiterhin einen großen prächtigen Buchenwald". Das wird der erste Teil der Horster Waldungen gewesen sein, der heute noch das Löbnitzer Holz heißt. Er ist um Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Verkauf von der Herrschaft Löbnitz abgetrennt worden. — Über grünen Wiesen, nahe dem Flüßchen „Barth" läßt Arndt den entferntern kleinen Eichenwald mit seinen schwer beladenen Nußsträuchern liegen. „An der Südseite des Wäldchens liegt eine Ziegelei und am nördlichen Ende erhebt sich eine Burghöhe, deren Umwallung rings eine Senkung umgibt", von unheimlichen Gewächsen bestanden.

Nicht viele haben mehr den Eichenwald und die Trümmer jener sagenumwobenen alten Burg geschaut. Meine Verwandten konnten mir noch von Arndts Burgruine und dem Wäldchen erzählen, durchaus entsprechend den Angaben des Dichters. In den Niederungen zur Barthe hin erstreckte sich der Wald. Gar herrlich waren seine Eichen, und nirgend sonst war solche Fülle an Nüssen von den Sträuchern zu pflücken. Vor Mitte der sechziger Jahre, etwa 1863, hat der Eichenwald auf Befehl der Gräfin Lottum, des zweiten Fürsten Putbus Mutter, die Geld im Spiele verloren hatte, gefällt werden müssen. — Um die Burg selbst gingen Wälle und Gräben. Dorthin sind in den fünfziger Jahren vom Gutshofe oft noch die Kinder gelaufen, haben staunend stillgestanden und träumend an die alten Zeiten gedacht. Als alles eingeebnet war, da hat sich, wohl bis auf diesen Tag, im Acker auch immer das Stück des einstigen Burggartens mit Deutlichkeit abgezeichnet.

Das Hünengrab auf der andern Flußseite, auf dem des Edelmannes diamantenes Schloß einstmals gestanden, ist noch heute ein Merkmal der Gegend und läßt weithin uns schauen. Der unterirdische Gang aber,

der wirklich vom Löbnitzer Keller zur alten Burg hinübergeführt hat, ist wohl lange verschüttet. Und wir wissen nicht mehr, ob auf der Stätte der alten Burg zu Löbnitz noch jetzt ein schwarzer Storch sein Nest hat, und ob das Jammern der Verschollenen aus den unterirdischen Sälen noch heute herauftönt. — Ob das noch so war, als Arndt seine liebe junge Frau zur Frühlingszeit ins Vaterhaus geführt hat, und als später des Dichters schöne Braut aus Barth hinausgefahren sein wird in Feld und Wald? — —

Abgewandter schon ist heute unser Sinn den Stimmen der Natur. Aber deutlicher wird uns ihr Raunen und Weben aus der Dichtung eines so naturvertrauten, so jungherzigen Mannes. Und aus seinen Werken schallt heute so vernehmlich das Brausen gewaltiger Jahre.

Hier in Löbnitz aber ist, wie ein späterer Dichter das genannt hat, seines Lebens andre Schwelle und seiner tiefsten Kräfte stiller Herd gewesen, hier schmiedete das Eisen seines Lebens stahlhart

„Die feurige Zeit, wo heiß zwischen Schmerzen und Freuden
Kindheit und Jugend sich trennt und der Gedanke beginnt."

Robert Prutz und Adolf Stahr

Von Rudolf Göhler

(Fortsetzung.)

Die Lage war für Prutz um so unangenehmer, als seine Frau in Stettin erkrankt war und er nach Jena reisen mußte, da das Stadtgericht ihn schon zum zweitenmale aufgefordert hatte zu erscheinen. Bezeichnend war auch, wie diese Verhältnisse auf seine persönlichen Beziehungen in Stettin einwirkten. So berichtete Karl Stahr seinem Bruder, daß sogar unabhängige Stettiner Privatleute es aus Furcht unterließen, Prutz zum Abendessen einzuladen. In Jena selbst glaubte man schon, daß er nicht zurückkehren würde. Der bekannte österreichische Publizist Schuselka, der damals in Jena weilte und sich eng an Prutz angeschlossen hatte, schrieb ihm am 9. Februar: „Komm oder schreib wenigstens! Höre: gestern wurde ich aufs Stadtgericht citirt und mußte Auskunft über Dich zu Protocoll geben. Heute ist das Fräulein aus Deinem Hause vorgeladen. Auch Deine Magd wurde bereits vernommen. Es hat sich, weiß Gott wie, das Gerücht verbreitet, Du seist heimlich hier gewesen und wieder abgereist. Drum komm' oder schreib ans Stadtgericht. Soviel ich von Dr. Bayer weiß, wird Deine Sache sehr mild behandelt werden; nur daß Du nicht versprochenermaßen vor Ende Jän. gekommen, nimmt man übel." Diese Unsumme von Schwierigkeiten und Hindernissen ließen Prutz nicht zu größerer Ruhe, noch viel weniger zu ausführlichem Briefschreiben kommen, und so findet er erst Ende August Zeit, dem Freunde nähere Mitteilungen zu machen.

Jena. 29. Aug. 45.

Lieber Freund!

Seit unendlich langer Zeit hab' ich Dich ohne Nachricht gelassen, ja ich bin ausdrücklich in Deiner Schuld; denn nicht einmal die freundlich teilnehmenden Zeilen, die Du mir im April, auf die Nachricht von meiner Wegweisung, zuschicktest und die ich durch Mosens Vermittelung zwar erst spät, aber doch richtig erhalten habe, sind von mir bis jetzt beantwortet worden. Du siehst, lieber Freund, ich suche meine Säumniß nicht abzuleugnen; so magst Du schon daraus schließen, daß sie zum Wenigsten nicht in meinem Willen gelegen hat, ja daß ich mit meinem Schweigen vielmehr der Nothwendigkeit der Dinge, als auch nur der lieben menschlichen Faulheit, die, in diesem oder Jenem, unser Aller Erbtheil ist, gefolgt bin.

Und in der That ist mir das letzte Halbjahr, seit meiner Rückkehr von Stettin, unter tausend Verdrießlichkeiten und Störungen wahrhaft verloren gegangen. Erst meine eigene Unpäßlichkeit, die unmittelbar nach meiner Rückkehr begann und die ich auch den ganzen Sommer nicht recht losgeworden bin, dann die Erwartung auf die Entbindung meiner Frau, dieser Act selbst, und noch dazu in einer gefahrvollern und ängstlichern Gestalt, als eben nöthig gewesen wäre, sodann meine Wegweisung, die (durch das Befinden meiner Frau) verursachte Unmöglichkeit, derselben sogleich Folge zu leisten und daher eine Masse Umstände und Plackereien, uns Aufschub bis Ende des Sommers zu verschaffen, ferner die Sorge, wohin ich meinen kleinen Hausstand verpflanzen soll, allerhand Reisen und Ausflüge, die ich deshalb unternommen, und endlich die Ungewißheit und Mißstimmung, die durch dies Alles in meinen ganzen Zustand, innerlich, wie äußerlich, gekommen — da hast Du, lieber Freund, die hauptsächlichsten jener Hindernisse, die so lange meine ganze Existenz getrübt

und mir sogar zum Briefschreiben Zeit, Lust und Laune verdorben haben. Endlich, wiewohl mein Schicksal noch immer nicht müde ist, mich zu prüfen (denn so liegt noch in diesem Augenblick meine Frau an den Folgen einer Leberentzündung, die ihr fast ans Leben gegangen ist, darnieder und auch mein kleiner dickbackiger Junge setzte uns neulich durch ein plötzliches, bedeutendes Erkranken recht in Schreck) — so fängt doch allmälig die Confusion an, sich wieder zu lichten und wenn ich nur erst die nächsten sechs Wochen überstanden habe, so hoffe ich (denn was hofft der Mensch nicht?!) mich wieder wohler zu fühlen und eines behaglicheren Daseins zu genießen, als je. Die Wochen, die ich meine und die mir zunächst bevorstehn, sind die des Umzugs — eine heitre Aufgabe, mit Sack und Pack, mit allen Büchern, meinem ganzen sehr weitläufigen Hausgeräthe, mit Weib und Kind, Amme und Magd, und allen Teufeleien, die der Mensch um und an sich hat! Doch ist dies ja gleichsam der Preis, um den ich mir meine neue, diis faventibus ungestörtere Existenz erkaufe: und darum will ich das auch noch überstehn. Ich bin nun froh, daß ich in betreff des künftigen Wohnortes zu einem Entschluß gelangt bin, der, so absurd er Anfangs mir selbst erschien, mir nun je mehr und mehr gefällt. Nämlich nachdem ich lange zwischen Dresden und Gotha geschwankt, hab' ich mich endlich, aus allerhand Rücksichten, unter denen die völlige Sicherheit, dort wenigstens nicht wieder ausgewiesen werden zu können, und sodann die Vortheile der Eisenbahnverbindung die erste Stelle einnehmen, für Halle entschieden. Die Stadt hat sich, in folge des erhöhten Verkehrs, außerordentlich gehoben und auch äußerlich verschönert. Überdies bin ich so glücklich gewesen, eine meinen Wünschen völlig entsprechende reizende Wohnung (hinter der s. g. Lucke, wenn Du diese Gegend kennst, ganz im Freien, mit Garten und wunderschöner Aussicht) zu finden: und so hoffe ich denn nun, im Umgang mit Duncker, Schwarz, Pott u. A., sowie von meinen Freunden und Anverwandten in Leipzig, Dresden, Berlin, Stettin nur Stundenweit entfernt, in Zukunft ein recht angenehmes Leben zu führen. An Arbeiten für die Gegenwart, noch mehr an Plänen für die Zukunft, ist kein Mangel. Denn wie Du denken kannst, so hab' ich diesen Sommer wenig zu Stande gebracht und das Meiste auf die Zukunft verschieben müssen. Daher erscheint auch das Literarhistorische Taschenbuch viel später, als es sollte; es werden nämlich erst in diesem Augenblick die letzten Bogen gedruckt, so daß es nicht wohl vor Mitte k. M. bei Euch am Orte sein wird. Habe doch die Güte, Herrn Dr. Mayer hievon zu berichtigen und ihm zugleich zu sagen, daß auch das Honorar noch im nächsten Monat erfolgen wird. Auch die Vollendung des Moritz hab' ich noch immer verschieben müssen; indessen hoffe ich auch ihn noch vor dem 1. October zu Stande zu bringen, wo Ihr ihn dann zuerst haben sollt. Aber was sagst Du dazu, daß ich den Bourbon völlig umgearbeitet habe? Ich werde Dir auch ihn gelegentlich schicken und bin begierig, wie Du über diese Aenderungen, die mir freilich als lauter wesentliche Verbesserungen erscheinen, urtheilen willst.

Und nun, lieber Freund, lebe für heute wohl und laß auch von Dir recht bald hören! Wie und wo hast Du Deinen Sommer verlebt? Euer Schauspieler Haeser, den ich kürzlich in der Gegend von Gotha sprach, wollte mir erzählen, Du wärst in Dresden gewesen — ist das wahr?! und bist wieder bei uns vorbei gereist?!! O Sünder, wenn das so ist! Ich rechne darauf, noch hier (wo ich bis ult. Septbr. bin) einen Brief von Dir zu erhalten. In dieser Hoffnung herzlich grüßend

Dein

R. E. Prutz.

„Karl von Bourbon" hatte in der Tat eine gründliche Umgestaltung erfahren. Diana von Foix trat mehr in den Vordergrund, aus Liebe zu Karl begibt sie sich freiwillig in das Kloster, wodurch sie den Zwiespalt zwischen Karl und dem Könige Franz zu beseitigen hofft. Als sie sich darin getäuscht sieht, verläßt sie das Kloster und versucht Karl im Lager vor Pavia noch einmal von dem Kampfe gegen sein Vaterland zurückzuhalten. Doch es ist zu spät; während ihres Gesprächs mit Bourbon beginnt die Schlacht, und es bleibt ihr nichts andres übrig, als vereint mit ihrem Geliebten den Tod zu suchen.

Sofort nach Empfang des Briefes antwortete Stahr:

Oldenburg 3. Septbr. (Sonntag Morgen gleich nach Ankunft Deines Briefes) 1843.

Mein theurer Freund,

Endlich — endlich Nachricht von dem Verschollenen, und wie sehr sie meinem Herzen wohlgethan magst Du daraus ersehen daß ich mich unmittelbar nachdem ich Deine lieben Zeilen gelesen, hinsetze um Dir zu antworten. Daß Du viel zu leiden und durchzumachen gehabt konnte ich mir denken, und daß man zum Briefschreiben schlecht aufgelegt ist, wenn man in der nächsten Nähe alle Hände zu rühren hat um sich die Anforderungen der unmittelbarsten Gegenwart vom Leibe zu halten, weiß ich aus eigner Erfahrung. Darum habe ich auch immer bei mir selbst und bei andern Deine Partie genommen, letzteres namentlich gegen Mosen der sich wohl nicht mit Unrecht gegen mich beklagte, daß Du ihm auf eine herzliche Zuschrift nicht geantwortet, ja sogar bei Deiner Anwesenheit in Dresden ihn nicht besucht habest, worin er fast nur eine geflissentliche Zurückweisung erkennen zu müssen meinte. Ich redete ihm das aus, weil ich wirklich nicht daran glaubte. Hast Du ihm aber noch nicht geschrieben, so thu es, mir zu Liebe, damit ich nicht zum falschen Propheten werde. Mosen ist wahr und wahrhaftig ein braver Kerl, ich kenne ihn ganz genau. Er ist mir einer der wenigen, die ich ächte Freunde nenne, und ich wollte, da ich Euch beide gleich

lieb und hoch halte, wenigstens nicht daß Einer den andern wissentlich zurückstoßen möchte.

Also nach Halle geht Dein Weg! Glück zu für Dich und mich! auch für mich ist doch nun in dem alten Rauchneste wieder ein Magnet der mich von dem Eisen der Bahn dorthin ziehen wird, während ich nun schon zweimal, ohne auch nur aus dem Wagen zu blicken an dem Orte vorüber gesaust bin, wo ich 12 Jahre — und welche Jahre — verlebt habe. Ja! mein theuerster Freund, es ist wie du drohend sagst, ich bin ein Sünder, bin wieder in Dresden gewesen, ohne dich heimzusuchen. Aber an wem lag die Schuld? Wußte ich ja nicht einmal wo du warst, viel weniger ob ich Dir recht gekommen wäre in Deinen Wirren. Mein Plan eine Vereinigung mit meinem Bruder Karl zu bewerkstelligen, und mit ihm zusammen eine größere Reise zu machen, schlug fehl, da Karl wegen Ehelasten nicht kommen konnte. Das war denn ein harter Schlag für mich, der ich mich auf die Aussicht dieses erquickenden Zusammenlebens und Vagirens ein langes Jahr hindurch gefreut hatt. Also kurz resolvirt. eine Schwägerin, Schwester meiner Frau, die uns von Mecklenburg aus besucht hatte, bestimmt mich, meinen Weg über Dresden zu nehmen. Hier blieb ich 7 Tage, in denen mich Ruge beinahe veranlaßt hätte ihn nach Paris zu begleiten, doch der genaue Hinblick auf meine Zeit und die Anforderungen meiner Gesundheit ließen mich der Versuchung überwunden. ich verlebte schöne Tage mit Mosen, den Meinigen (ein Kammerrath Thieriot ist dort, der Onkel meiner Frau) mit Freund von Gall, der mir nachkam, und lernte den unpolitischen Hoffmann, diesen ewigen alten Burschen kennen, hörte von Ruge empörende Dinge über die Bauer und die übrige „freie" Sippschaft in Berlin (deren Gemeinheit die Berliner Novellen der Hh. Weill et Edgar Bauer neuerdings in kolossaler Weise zu Tage gelegt haben), ließ mir seine Pläne mit den Französischen Liberalen mittheilen, — bei denen ich ihn im Herzen arge Enttäuschungen voraussagte — und verliest Dresden, entschlossen mich in das träumerische Naturleben des deutschen Südens zu begeben, und mir allen Schulstaub und politischen Aerger in den grünen Wäldern Böhmens und Salzburgs von der Seele zu waschen. So ging ich denn über Prag (wo ich an dem Gallerie und Akademiedirector Ruben einen prächtigen Kerl kennen lernte, der mir viel Gutes für meine ganze Reise erzeigt hat) wo ich 3 Tage blieb, weiter über Budweis und Linz — wo ich dem Zuge nach Wien das man von dort in 9 Stunden erreichen kann, heldenhaft widerstand — nach Gmunden und Ischl wo ich Fürst Metternich und Marie Louise sah — und zuletzt nach Salzburg. Bis Berchtesgaden und den Königssee hinüber zum niedrigsten Europäischen Gletscher drang ich vor auf dieser meiner Entdeckungsreise. Dann aber mußte ich dem nahen Italien den Rücken kehren, und zurück über Salzburg gings nach München, wo ich 10 Tage lang unter der Führung des braven Heinlein (Landschafters) mich in allen möglichen Sammlungen Bauwerken, Ateliers, Kneipen u. s. w. umhertrieb, den alten Thiersch, Neumann den Chinesen, einige Deputirte und vor allen den Reichsrath Maurer einst Regenten Griechenlands kennen lernte, in dessen Hause ich die schönsten Tage genossen habe. So waren meine Ferien ehe ich michs versah zu Ende ja schon ohne Urlaub um 8 Tage überschritten, und ich mußte Hals über Kopf die 140 Meilen zurück eilen, eine Tour, die ich, mir nur in Nürnberg einen Aufenthalt von 2 halben Tagen gönnend, in einem Striche zurücklegte. Meine Familie, 5 Kinder und die Frau, hatte ich unterdessen ins Seebad schicken müssen, und dieses Quatre mains Reisespiel hatte meinen Geldbeutel dermaßen angegriffen, daß ich zurückgekehrt zum erstenmal in meinem Leben ganz abgebrannt dastand. —

Dennoch hab ich jetzt schon wieder einen Plan, den ich Dir gleich mittheilen will. Wäre es möglich meinen Bruder zu bewegen mir in Berlin oder Halle ein Rendezvous zu geben so könnten wir Dich in Halle im Herbst besuchen. Meine Herbstferien dauern 14 Tage, vom 24. September — 10. Oktober. Schreib mir also wo irgend möglich wenn du in Halle zu treffen bist. Wir nehmen dann in der Nähe Deiner Wohnung, die ich wohl kenne, auf ein Paar Tage eine Wohnung (vielleicht eine Studentenkneipe die leer steht) und haben doch so die Freude uns 1—2 Tage einmal völlig aussprechen zu können. Der 3te oder 4—6te October würde die Zeit sein. Denn am 8ten October müßte ich wieder hier sein. Es ist nur ein Einfall, schreib mir daher, ob es Dir genehm ist, wo nicht so muß es — zunächst bis Ostern k. J. bleiben, wo ich wieder Ferien und zwar 3 Wochen habe.

Von meiner Reise bin ich noch voll wie ein Schwamm. Wer jetzt Augen und Ohren offen hat, kann eigentlich nur durch Reisen erfahren, wie.s in Deutschland aussieht. Eine große Menge Leute hab ich doch gefunden, die alle au fait sind, und wissen wohin die Sache kommen muß. Eine Uebereinstimmung in Ansichten von der Nordsee bis Tirol, wie ich sie nicht erwartet hatte. Uebrigens lese ich schon seit 2—3 Wochen keine Zeitung mehr, und stehe mich ganz gut dabei. Die Württemberger Jahrbücher sind ja nun endlich auch hinter dem Zaune hervorgekommen. Was sagst Du zu den ersten 15 Nummern. Die sind gut gewählt „um sich den Magen warm zu halten" wie Schweizer sagt. Dagegen ist das Buch der Bettina eine außerordentliche Erscheinung. Sie hat's mir geschenkt — denn im Buchhandel ist es hier trotz wiederholter ausdrücklicher Bestellung noch nicht hergelangt, und man erzählt sich hier bei Hofe, daß der König den Titel zur Wahrheit gemacht und das Buch nicht ausgegeben wissen wolle. Ich bin dabei es zum zweitenmal

zu lesen, und unter uns mit der Absicht, den Kern des Ganzen zu extrahieren, und in einer eignen Broschüre bekannt zu machen. Räthst Du dazu?

Ruge soll ja nach Straßburg übersiedeln wollen, und auch Feuerbach dahin eingeladen haben. Marx soll schon dort sein. Weißt Du etwas von diesen Dingen, so theil es mir doch mit. Meine Nachrichten stammen von Mayer, dem seine Schwester eine Freundin der Braut des Marx von dergleichen geschrieben hat.

Zu Deinem Knaben wünsche ich Dir alles Glück und Gedeihen. Dies Glück muß und wird Dir viel sein und ersetzen. Wären nur die langen Eisenbahnschlangen erst bis zu uns herangekrochen, damit auch unsre Entfernung mehr und mehr verschwindet, und wir uns öfter sehn und auch unsre Frauen zusammenbringen könnten. Das festigt erst recht das Leben zusammen, wenn man so an Allem was uns täglich umgiebt theilnimmt, und jeder die enge Umzäunung des grünen Fleckchens kennt, auf dem man sein Stück Leben abweidet.

Und nun leb wohl, alter Freund, und laß Dich nicht beschämen durch meine schnelle Antwort wohl aber zur Besserung treiben. Gehe hin, oder lieber: Setz Dich hin, und thue desgleichen.

for ever

Dein

Ad. Stahr.

Jena, 15. 10. 43.

Liebster Freund!

Unendlich leid that es mir, neulich Deinen allerliebsten Vorschlag zu einer Begegnung in Halle nicht entsprechen, ja nicht einmal Deinen Brief nur überhaupt beantworten zu können. Allein ich hatte damals eben den Umzug d. h. das Einpacken der Bücher etc. begonnen, wußte noch nicht, wie lange dies währen und wann ich demgemäß in Halle sein würde, ja ich hatte auch zum Schreiben weder Stimmung noch Zeit. Und wie gut, daß ich nicht dem ersten Impuls, der allerdings recht sehr auf ein Wiedersehn mit Dir gerichtet war, nachgegeben und Dir einen Tag meiner Anwesenheit in Halle bestimmt habe. Denn was Pläne und Entwürfe sind, das werd' ich wieder einmal an einem miserablen Beispiel gewahr. Seit drei Wochen ist Alles eingepackt und vierzig große Kisten per Frachtwagen bereits drüben in Halle; aber der Leipziger Möbelwagen, der meine Möbel fortschaffen soll, bleibt, trotz aller Zusicherungen und Versprechungen von Tag zu Tag aus, so daß wir nun schon seit Anfang des Monats in der allerunbehaglichsten Lage von der Welt uns befinden: im Gasthofe, auf zwei Stuben und Kammer beschränkt, mit dem kleinen Kinde (das in parenthesi gesagt, Gottlob! ein prächt'ger Bengel ist. der trotz seiner fünftehalb Monate schon 2. stattliche Zähne hat:) und zwei Dienstboten — es ist ein Teufelsdasein. Inzwischen hat mich mitten in diesem Tumult, um pretiös zu sprechen, die Muse besucht: ich habe den Moritz vollendet und geht derselbe mit diesem Briefe an den Herrn von Gall, der gewiß nicht unterlassen wird, ihn Dir sogleich mitzutheilen. Ich kann und will Deinem Urtheil in keiner Weise vorgreifen; also meinerseits nichts darüber, als daß ich von Deiner Freundschaft überzeugt bin, Du wirst Dich meines Stücks in jeder Weise nach Kräften annehmen. Wie viel ich auf Euch Oldenburger halte, magst Du daraus sehen, daß ich es Euch, nebst den Hamburgern, zuerst zusende. Wie gesagt, was Du dafür thun kannst, das thue; namentlich auch rücksichtlich meiner Bitte um baldigste Rückgabe der Abschrift, daran liegt mir aus leicht ersichtlichen Gründen ungeheuer Viel.

Ich hoffe nun endlich im Lauf dieser Woche abzusegeln: in keinen Hafen, das weiß ich, so wenig, wie aus einem Hafen; aber hoffentlich doch in ein freieres, offenes Fahrwasser, wo es auch an Mitschiffenden nicht fehlt.

Nun sei für Deinen letzten Brief schönstens bedankt, und lasse dies, einschließlich des Moritz, auch für einen gelten: dessen baldige Beantwortung ich mit freundschaftlicher Ungeduld entgegensehe.

Dein

R. E. Prutz.

Liebster Prutz,

Dein Moritz hat mir eine schlaflose Nacht gemacht, und heute nach wiederholter Lesung hat sich die Erregung meines Innern noch nicht gelegt. Freund Gall der mir ihn brachte war gleichfalls in bedeutender Aufregung, rückte aber sogleich mit der Klage heraus: daß es unmöglich sein werde das Stück, eben weil es so vortrefflich und eigentlich gar keine unbedeutende Rolle in demselben sei, bei uns zu besetzen, ich widersprach ihm zwar, mußte aber nach der Lesung zugeben, daß es wenn nicht unmöglich — doch ungeheuer schwer sein werde das Stück nur einigermaßen würdig bei uns auf die Bretter zu bringen, zumal da uns der erste Charakterdarsteller (Hr. Haake, Regisseur-Kanzler Duprat im Bourbon) davon gegangen ist. Aber Schwierigkeiten sind da um überwunden zu werden, und so verzweifle ich noch nicht. Bedenke ich freilich den stümperhaften Zustand unserer (d. h. der deutschen) Schauspielerkunst, die durch die infamen Trivialitäten der Bauernfeld und Consorten nicht minder als durch das hohle Topfgeschirr-pathos der „Halme" total ruiniert ist, bedenke ich daß unter einer ganzen Bande immer nur höchstens ein Paar zu finden sind, die Rollen wie sie der Moritz ein Dutzend hat gewachsen sind, so möchte man des Teufels werden. Da ist keine Schule, keine Bildung, kein Punkt an den Wissenschaft und Einsicht anknüpfen könnten, nichts als baare Roheit gespreizter Declamation mit etwas Routine aufgestutzt. Schiller und Goethe und Shakspear leiden darunter freilich unendlich weniger, denn wir wissen sie auswendig sie

sind uns in Saft und Blut übergegangen, und wenn man ihre Verse und Stücke auf der Bühne verhunzt, so trösten wir uns an dem Silberklange des Echo's in unserm Innern. Aber Ihr, Ihr Poeten der Gegenwart, Ihr leidet darunter unsäglich. Wer kennt Euer Werk zum Voraus, wer kann es völlig würdigen, wenn es ihm verzerrt, entstellt, zerzaust, und zerrissen zum Erstenmal vor die Augen und Ohren tritt. Darum florirt das Schwächliche, Gehaltlose auf unserer Bühne, weil es die Schauspieler nicht nur nicht verderben, sondern besser machen als es ist, und das thun sie, weil sie es gewältigen können. Ich bleibe dabei: ohne Theaterschule, ohne Schauspielerseminar, in dem die künftigen Darsteller unserer besten Kunstschätze wenigstens zu Menschen vorgebildet werden — ist eine Regeneration des Theaters unmöglich.

Doch, wie gesagt, was geschehen kann um die Darstellung des Moritz möglich zu machen soll und wird geschehen. Das Werk ist ein großer Wurf, und steht hoch über dem Bourbon (Apropos: wie ists mit dessen Umarbeitung? Schick sie doch Gall sobald Du kanst.) Ich weiß nichts was ich weg oder anders wünschte, als höchstens etwa die Scene im letzten Akte mti Albrecht v. B. Dem Lumpen scheint mir durch die Unterredung zu viel Ehre angethan. Moritz zurückkehrend, mußte ihn, scheint mir, verächtlicher behandeln, bloß auffordern lassen, die Waffen niederzulegen und ihn dann über den Haufen rennen bei Sieversbausen. Doch das sind Dinge, die man nur mündlich recht besprechen kann. Von einzelnen Kleinigkeiten merke ich an: 1.) Die allzuoft, zum Theil 3—4 mal wiederkehrende Anrede „gnädiger Herr" resp. Frau, die schon im Bourbon störend war, und theils durch Abänderungen wie Majestät, Durchlaucht, Kurfürst, Gnaden, theils sonstwie geändert werden kann. 2.) einige Prädikate wie „holdes" Deutschland und ähnliches, das ich mir auf einem Zettel notirt hatte, den ich nicht gleich finden kann. Zwei oder 3 solcher Minutien habe ich der Handschrift beizufügen gewagt. Das Substantiv: „Liebsgespräch" ist mir auch zu hart. Doch das sind kleine Staubfädchen und Flocken, die eines Kleiderputzers Bürste abthun kann. Das Ganze aber ist ein Kunstwerk im vollen Sinne des Worts, wenn ich ein Urtheil über solche Dinge habe, wie ich das glaube. Ein klein wenig zu sehr auf Carlowitz gestützt erschien mir bei der ersten Lesung im ersten Akte Moritz. Doch darüber muß die Darstellung entscheiden. Daß Moritz an seinem Werkzeuge und durch dasselbe untergeht, hätte ich auch noch mit ein Paar Strichen schärfer hervorgehoben sehn mögen.

Soviel für heute auf Deinen Brief. von Gall wird ihn einlegen, und Dir auch seine Ansicht schreiben. Die Scene mit Anna, des Kaisers mit dem Narren, und mit Selden, der Zug mit dem schlafenden Pagen und die Exposition sind Meistergriffe, Diamanten reinsten Wassers, doch bedarf die erste Scene (Mor. und Anna's Trennung) einer kleinen Kürzung gegen das Ende hin. Gall will das Stück abschreiben lassen. Dann les ich's zum drittenmal, und theil Dir im Ganzen und Einzelnen mit, was ich weiß. — Hoffentlich trifft Dich dieser Brief endlich im ruhigen „Fahrwasser" auf der Hallischen Luke. Wie ist's mit Ruge? ist er zurück? was hat er vor? ich weiß von Allem nichts. Schreib bald

Deinem

treuen

Adolf Stahr.

Oldenburg, 29. October 43.

Wie übel es inzwischen Prutz auch in Halle ergangen, wie er auch hier gleich einem Verbrecher behandelt wurde, das schildert er Stahr fast 3 Monate später. Bewundernswert ist trotz aller mißlichen äußeren Lage die große geistige Beweglichkeit des Dichters; gerade in dieser Zeit entstand sein kleines Meisterwerk, die aristophanische Komödie „Die politische Wochenstube".

Halle. 23. 1. 44.

Liebster Freund!

Nimmst Du noch Briefe von mir an? oder schickst Du sie uneröffnet zurück? Beinahe hätt' ich das Letztere verdient, weil ich richtig wieder in meinen alten Fehler verfallen bin und — ich mag selbst nicht nachzählen, wie lange — geschwiegen habe. Zwar mit meiner Freundschaft, das weißt Du wohl, hat das nichts zu thun: ja sogar, wenn ich mir es genau überlege und den Wust von Arbeit, Aerger, Kränklichkeit, Zerstreuung etc. überdenke, in dem ich auch in diesen letzten Monaten wieder gesteckt habe, so komm' ich mir allen Ernstes ganz unschuldig vor, ja ich muß selbst diesen Brief, den ich, notabene, unter ingrimmigsten Zahnschmerzen schreibe, mir selbst noch als etwas Großes anrechnen. Ernstlich — ich habe viel Wirrwarr in dieser letzten Zeit gehabt. Die Polizei wollte mir den Aufenthalt in Halle verwehren, weil ich, schon durch mein bloßes Dasein, die bonos mores der Studenten verpesten könnte. Also Schreiben, Klagen, Zanken durch zehnerlei Instanzen hindurch, bis ich endlich dies erlangt habe, daß ich mich einstweilen sechs Monate hier aufhalten darf, unter besonderer polizeilicher Kontrolle. Wenn ich silberne Löffel gestohlen und ein Jahr im Zuchthause gesessen hätte, was wollte man mir Schlimmeres thun? Ich wollte, von vielen Seiten dazu aufgefordert, Vorlesungen über die deutsche Literatur des vorigen Jahrhunderts halten — man hat mir die Erlaubniß dazu verweigert, „wegen örtlicher Rücksichten". Ich will mich bei der Universität habilitiren: man weist mich an den Curator, ich müsse erst ein testimonium beibringen, daß er nichts dagegen habe. Ich wende mich an den Curator, der sagt, er müsse erst beim Ministerium anfragen. — Das Ministerium

schlägt's ab. Warum Io el Ré. Natürlich lass' ich das Alles nicht so ruhig passiren, — ich da — und remonstriere und bin auch fast Willens, diese Angelegenheit bis unmittelbar an den König zu bringen. Das Resultat ist mir zwar auch hievon zum Voraus gewiß; aber es ist doch interessant, schwarz auf weiß zu haben, wie weit dermalen die Willkür in Preußen geht und daß man wirklich einzelne Richtungen und einzelne Personen so weit ächten will, daß man ihnen selbst die allgemeinsten Rechte gesetzlicher, wissenschaftlicher Thätigkeit entzieht. Va banque! und dann wend' ich den Rücken für immer, wohin weiß ich nicht. Aber in einem Lande länger leben, wo die Regierung selbst mich als außer dem Gesetz stehend behandelt, das mag ich nicht. Am Ende sehen wir uns noch mal in Bremen — Du von Oldenburg her zum Besuch, ich unterwegs nach Amerika. Es ist nur so feige, auszureißen — und man thäte den Leuten da oben damit erst recht den Willen.

Von etwas Anderem! Ich habe den Moritz noch gehörig durchgeknetet, besonders abgekürzt. In dieser Gestalt lass' ich ihn jetzt drucken und sollst Du in spätestens acht Tagen Exemplare haben, für Dich und für Herrn von Gall. Bis jetzt hab' ich ihn, außer an Euch, nur nach Hamburg, Frankfurt und Dresden mitgetheilt. In Hamburg und Frankfurt ist er angenommen und wird an beiden Orten in wenigen Wochen zur Darstellung kommen. In Dresden bedenken sie sich noch — von wegen der Rücksichten und des katholischen Hofes. Wie stehts denn bei Euch? Werdet Ihr nicht noch diesen Winter losdrücken? Da wäret Ihr ja ganz schlechte Kerle. Zu Mosens Acquisition gratulire ich, Euch und ihm; er ist ein sehr wackerer Mensch, regsam und tüchtig, mit dem sich gewiß sehr gut leben läßt. Ich lebe hier im Grunde wie ein Hund, d. h. wie einer, der in der Karre zieht. Und diese Karre ist die unglückselige Geschichte des Journalismus, die ich mir selbst aufgeladen und dabei sowohl meinen Kopf, wie namentlich mein Sitzfleisch bei Weitem überschätzt habe. Der 1. Band kommt zur Oster Messe, ich lasse schon drucken. Aber 's ist eine Teufelsarbeit — und undankbar. Nebenher hab' ich eine politische Komödie gemacht, die ich eben in Zürich drucken lasse: ein verruchtes Ding, das dem Topf wohl völlig den Boden ausschlagen wird. Auch hab' ich ein neues Drama unter den Fingern und — einen Roman! Aber von beiden nicht ehr, als sie fertig sind.

Nun begreifst Du wohl, Theuerster Freund, daß ich bei all diesem Aerger und dieser Arbeit wirklich mein Päckchen recht sehr zu tragen habe. Also wie wär' es, wenn Du es mir erleichterst? Denn noch habe ich gar nicht einmal das Literarhistorische Taschenbuch erwähnt, das bis Ende April auch druckfertig sein muß. Allen Ernstes, lieber Freund: ist es Dir nicht möglich, mir mit einem Beitrag unter die Arme zu greifen? Versprochen ist mir genug, von zehn Seiten her; aber das Halten! und (sub rosa) das Taugen! Beides ist mir bei Dir gewiß; Du hast just die rechte Mischung von Gelehrtheit und Leichtigkeit in Deinen Arbeiten und das Publikum liebt sie daher sehr. Ergo, schneide Dir ein halb Dutzend Federn und mache mir was Hübsches zurecht! Du triebst ja vorm Jahr allerhand Dramaturgica — geben die nichts her? Du würdest mir einen wesentlichen Gefallen thun, wenn Du meiner Einladung entsprächest; jedenfalls habe die Güte, mir recht bald definitiv zu antworten.

Meine Frau ist gesund und grüßt herzlich. Auch unser Hans gedeiht gut, er ist 8 Monate alt und hat 8. Zähne; gebe Gott, daß er dereinst auch Haare darauf kriegt.

Nun lebe wohl, lieber alter Freund! Nimm mit diesem Geschreibsel vorlieb und laß bald uns Gutes von Dir hören. Machst Du nicht zu Ostern einen Abstecher hieher? Für Dich beweglichen Menschen ist das ja nur eine Kleinigkeit. Ich sitze fest — und excerpire alte Journale. Hole sie der † †

Von Herzen

Dein

R. E. Prutz.

Herrn von Gall und Dr. Mayer meine besten Grüße.

Oldenburg 29. Jan. [44]

Liebster Freund

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt" kann es von Deinem letzten Briefe heißen, und daß ich ihn so prompt beantworte, magst Du mir immerhin hoch anrechnen, wenn Du erfährst daß an dem Tage seiner Ankunft, vorgestern unsere Stadt und unser Land nicht minder als unser von seinem Volke mit Recht geliebter alter Großherzog von einem furchtbaren Schlage getroffen wurden, der rein menschlich genommen, jedes Menschen Theilnahme wecken muß. Unsere Großherzogin jung von hoher Schönheit, die majestätischste Frau die ich je gesehn, 35 Jahre alt, wurde in demselben Augenblicke, wo sie ihre sehnlichsten Wünsche durch die Geburt eines Prinzen nach 8 Jahren gekrönt sah innerhalb 2 Tagen Ihrem Gatten und Ihren Kindern entrissen. Bedenkst Du die kleinen Verhältnisse eines Residenzlebens, das glückseligste Eheverhältniß, die menschliche Liebenswürkeit der kräftig schönen Frau, und bedenkst Du daß es die dritte Frau ist, die der alte brave Fürst, der in sie wie in einen goldenen Kelch blickte verliert, so wirst Dus menschlich begreiflich finden, daß unsereins sich der allgemeinen Theilnahme nicht zu entziehen, und der Verwirrung des Gemüths nicht ganz zu entgehen vermag. Sie hatte Sinn für Kunst, war Virtuosin auf dem Piano, liebte das Schauspiel, und das letztemal wo ich ihr gegenüberstand, warst Du es der den Inhalt eines Gesprächs bildete, das keine gewöhnliche Unterhaltung war, und in dessen Laufe sie mir auftrug, Dir doch zu schreiben, wie sehr sie an Deinen Werken theil nehme, und wie tief sie der Bourbon, dem sie eifrig

gegen ihre Umgebung das Wort redete ergriffen habe. Zugleich fällt mit diesem Schlage ein andrer auf unsre dramatischen Hoffnungen, und Mosen wird sicherlich von dieser Nachricht schwer ergriffen werden. Du hältst uns also wohl diese Herzensergießungen zu Gute, und lächelst nicht, wenn ich bekenne, daß mir die Augen feucht sind wenn ich bedenke, daß „dieser Glieder Götterpracht" jetzt nach so wenig Stunden eine verwesende Leiche ist. — Dein Moritz war eben um ihretwillen zurückgestellt worden, ihr Widerbesuch des heatersT sollte damit gefeiert werden, so wünschte Sie's selbst. Jetzt ist er ausgeschrieben und in der Trauerzeit von 4 Wochen wird sich wohl Muße zum Einstudieren finden. Für Karl V. haben wir in einem H. Kaiser einen wahren Schatz gewonnen, wie denn dieser Mann (erst 30 Jahre alt, gebildet, weltgewandt, durchlebt und durchwettert) sicher einer der ersten jetzt lebenden Schauspieler ist. Vor 4 Wochen las er in meinem Hause den Moritz einer kleinen Gesellschaft (Mayer und Frau, einige Militairs u. s. w.) vor, es währte von 1/2 8— 1/4 nach 10 Uhr, und wir alle waren auf das Tiefste von der Gewalt des Gedichts erschüttert und jeder Anwesende zählte diesen Abend zu den genußreichsten seines Lebens. Noch heute hab ich mit von Gall gesprochen, das Stück steht schon auf dem Repertoire. Hast Du Wünsche für die Aufführung so theile sie mir nur mit, oder schreib sie Gall (NB. Gall hat Postfreiheit Du kannst also unfrankirt an ihn schreiben und Briefe an mich einlegen, dies , das Postgeld ist ohnedies eine Landplage die unsere Pharaonen über uns verhängen.)

Die Niedertracht in dem Suum cuique Lande geht weit. Man sollte die Devise von sus ableiten, denn nur diesen geht es wohl dort. Mein Freund Mosle Oberst und Generaladjutant des Großherzogs, dem ich aus Deinem Briefe die Dinge mittheilte, die Du zu tragen hast, war so empört, daß der sonst so feine und gehaltene Mann ganz seiner Gewohnheit zu wieder losbrach. Wir tranken Dein Wohl „daß Du Dich so tapfer halten möchtest wie bisher, und er bat mich Dir in seinem Namen einen warmen Händedruck zu schicken. Das thu ich hiermit, und schreibtst Du mir wieder, so bitt ich um einen Gruß für ihn. Es ist ein Mann wie's wenige in Deutschland giebt, werth noch große Dinge zu erleben, bei denen ihm eine Rolle nicht fehlen würde.

Ich komme nun zu dem letzten Theile Deines Briefs. Ach lieber Prutz, Du weißt, wie gern ich Dir mit einem Beitrage hülfe. Aber bis zum April kann ich nichts machen, so gern ich auch wollte. Das einzige was ich habe ist eine Abhandlung über Shakspears Macbeth, die ich fertig und nur der letzten Hand gewärtig liegen habe; aber sie sollte dem ersten Bande meiner „Oldenburgischen Theaterschau" einverleibt werden, und in welcher ich die kleinen dramaturgischen Skizzen die ich gelegentlich hier in einem Localblatt und in der Rheinischen Zeitung drucken lasse, gesammelt herausgeben wollte. Sie möchte wohl gegen drei Bogen oder sowas gedruckt ausmachen, und sollte als größere Abhandlung die kleinen Skizzen convoyiren. Bist Du indessen sehr in Noth, so biete ich sie Dir an, es würde ja auch wohl dem Taschenbuche nicht sonderlich schaden, wenn ich sie nachher in jene Sammlung aufnähme. Schreib mir also darüber, damit ich sogleich dran gehe, und sie Dir schicken kann.

Läge nicht soviel Last auf mir — Arbeiten für philologisch-englisches Dictionary der Litteraturgeschichte, Kritiken des Theaters, die ich heftweise hier erscheinen lasse, und die zuletzt ein Bändchen (das zweite) bilden -- und — Schulkarrenarbeit, bei kränklichem Körper und verstimmter Seele, so machte ich mich wohl daran etwas neues zu wagen. So liegt mir ein Vorhaben „Immermann als Dramatiker" zu schildern in der Seele. Aber das kann ich nicht fertig bringen, und aufs Ungewisse zu versprechen, wo ich fast voraus wissen kann, daß es nicht geht, ist meine Sache nicht.

Laß Dir liebster Freund, diese prompte Antwort, die Du mir wahrlich hoch anrechnen kannst, einen Sporn sein mir über das Weitere Deines Kampfes gegen die blöde, tückisch dumpfe Bosheit ausführlich zu schreiben. Es nehmen hier gar Viele an Dir Theil, und ich vor allen. Deine Gedichte sind hier vergriffen und der Buchhändler kriegt keine neuen Exemplare, woran liegt das. Für das Versprechen Moritz und die Comödie zu schicken meinen herzlichen Dank. Halte ja Wort. Daß man in Berlin auf mein „Bettina und ihr Königsbuch" wüthend gefahndet hat, schrieb mir Bettina am Morgen der Confiskation unter fremder Adresse (wohl weil sie der Post nicht traut). Arnim hat gesagt „in seinem Leben habe er nichts unwürdigeres und abscheulicheres gelesen". Und doch habe ich nur ausgezogen in usum delphini Michaelis was in einem Buche steht, das Fr. Wilhelm IV., wie ich aus Excerpten seiner Briefe weiß, bewundert! Wie lange wird dies Wesen noch so fort gehen? Ist keine Hoffnung auf Anderung? ich denke doch! Es kann nicht lange halten.

Noch Eins: wie gehts mit Ruge und was treibt er? Hast Du seine Adresse so bitte ich Dich dringend darum, sie mir zu schreiben.

Und nun Gott erhalte Dir Weib und Kind und Dich gesund, frisch und tapfer, und daneben freundlich gesinnt

Deinem treuen

Adolf Stahr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung)

„Kurios," sprach er, da er fertig war, wandte den Brief um und sah nach dem Poststempel; „heut morgen angekommen, gestern geschrieben. In der Tat, ein seltener Entschluß nach einunddreißigjähriger Ehe!" —

„Sage lieber ein unerhörter im Hause von der Roos," bemerkte seine Mutter, ohne ihren Blick von seinem Gesichte zu wenden. „Aber es ist nicht anders, was zu lange gebogen wird, bricht zuletzt, mag es so schmiegsam und zäh sein, wie es will." — Er warf das Papier auf den Tisch und lachte höhnisch. „Es ist der Morgen der Sel—tenheiten! Meine Frau erklärt meiner Mutter, daß sie nicht wiederkommen werde, und meine Mutter wird sentimental und verteidigt meine Frau."

Die Matrone zog die Brauen zusammen. „Ich weiß nicht, was du mit dem dummen Wort sagen willst. Übrigens weiß ich selbst am besten, was ich bin und zu tun habe. Ich will dir was sagen — ich habe meine Schwiegertochter nie besonders goutiert, wir sind stets beide unsere eigenen Wege gegangen. Sie hat aber nie — hörst du, nie! — den Respekt gegen mich außer Augen gesetzt, und — was wahr ist, muß wahr bleiben! — einen Himmel hat sie in dem Hause nie gehabt. Dafür hast du gesorgt, mein Sohn. — Nun aber wollen wir zu diesem jetzigen Vorfall zurückkehren," fuhr sie mit ihrem gewöhnlichen geraden, starren Blick fort, ohne darauf zu achten, daß in Vinzenz' Augen ein düsteres Feuer brannte und die Adern der Stirn sich bis zum Zerspringen geschwollen zeigten. „Was heißt das im Briefe: ‚Nach den Vorgängen vom letzten Sonnabend,' — was ist vorgefallen?"

Roos stand auf und schlug die Arme über die Brust zusammen. „Das geht mir zu weit," sprach er mit gewaltsam erhaltener Fassung und durch die fest zusammengebissenen Zähne. „Ich bin kein Kind mehr, Mutter; vergessen Sie das nicht. — Und nun — haben Sie mir noch sonst etwas zu sagen?" — „Aber Vinzenz — Kommerzienrat, mein teurer Vinzenz!" bat der vom Stuhl aufprallende Konsul, der bisher schweigend seinen Siegelring gedreht hatte, mit beweglicher Stimme. Ich bitte dich — es ist ja deine Mutter! Frau Senatorin — teure Konstanze — alteriere — alterieren Sie sich nicht — ich bitte —." — Er verstummte vor dem Blick, den ihm die Augen der alten Dame über ihre Schulter hin zuschleuderten, und sank auf den Sessel zurück.

Bei des Sohnes Worten war Konstanze aufgestanden und lehnte sich in ziemlich gerader Haltung an ihren Tisch. Ihr Auge ruhte in seiner ganzen, schier unheimlichen Größe auf Vinzenz und zuckte und wich nicht, fast eine Minute lang, nachdem er ausgeredet. „Ja, ich habe dir noch etwas zu sagen," redete sie dann plötzlich mit einer Stimme, die noch um einige Töne weiter hinabsank als ihre schon für gewöhnlich fast männlich tiefe Altstimme. „Und wenn du hundert Jahre alt wärst," fuhr sie fort und warf heftig Arm und Hand gegen ihn hinaus, „und ich lebte noch durch Gottes Ungnade, so bliebst du mein Sohn, bis es mir nicht länger anstände, deine Mutter zu sein! Ein Junge bist du mir gegenüber, und wehe dir, wenn du dich mir widersetzen wolltest. Ich bin mit anderem Gewürm fertig geworden. Du weißt, ich spaße nicht. Ich habe schon einmal —" ihre Stimme sank beinahe zu einem Murmeln herab, — „ein Kind dieses Hauses hinausgestoßen — und — du kennst — unser Familiengesetz."

Was in Vinzenz bei diesen herben und herrischen Worten auch immer vorgehen mochte, — zu sehen war davon auf seinem Gesicht so gut wie gar nichts. Seine Züge blieben starr, seine Augen finster wie vorhin. Die Mutter schaute ihn noch immer mit Entschlossenheit an; des Konsuls Auge streifte scheu und gewissermaßen ängstlich hie und da zu ihm hinüber. Er rührte sich nicht. Erst nach einer langen Pause knöpfte er langsam den Rock auf, und indem er dann die Arme wieder über die Brust kreuzte, sprach er weder heftig noch unterwürfig, sondern mit voller Kälte: „Es ist gut, Mutter. Lassen wir das Gezänk, wir kennen uns ohnedies gut genug. Und nun, was wünschen Sie?" —

Ihr Blick ließ noch immer nicht von ihm, auch nicht, während sie sich in die Kissen zurücksetzte, die der Konsul dienstfertig um sie ordnete. Der finstere Mann ertrug ihn nicht; er wandte sich ab und ging durchs Zimmer. Er kannte diesen Blick der Mutter wohl, der ohne Wanken, mit der ganzen Seelen- und Lebenskraft ihrer herrischen Natur den Menschen traf und den, wie die Sache ging, niemand bisher hatte er-

tragen können, als einer. — Einer! Aber er war das nicht. — — „Wurm!“ sagte die alte Frau in diesem Augenblick hart und laut und schüttelte den Kopf. „Es ist gut,“ fuhr sie dann mit denselben Worten fort, die vorhin der Sohn gebraucht, „du scheinst mich noch zu kennen. Also — was ist am Sonnabend vorgefallen?“

„Das mit Helenen,“ versetzte er kurz. — Sie lächelte verächtlich: „Ja, was du auch wieder so verkehrt angefangen. Hättest du die Sache als das genommen, was sie war, — als Kinderei von des Mädchens, als Narrheit von des dummen Menschen Seite, so war alles gut. Aber das soll mit dir alles immer buh und bah gehen. Weiter.“ — „Es kamen alte Dinge zur Sprache.“ — „Das kann ich mir denken!“ Sie zuckte wieder verächtlich die Achseln. „Das aufs Butterbrot Geben versteht niemand besser als du. Ich habe dir schon damals gesagt — vor achtzehn oder zwanzig Jahren —, daß das alles nichts als pure Einbildung sei, daß wir uns getäuscht hätten. Du hast damals alles abgeschworen, ich bin für dich hinaufgewesen und habe gebeten — ich, mein Sohn! Und nun soll die alte Narrheit noch einmal angehn?“ — Da sie schwieg, schüttelte er mit finstrem Blick den Kopf. Den Druck und die schier unerträgliche Herrschaft seiner Mutter empfand er in diesem Augenblick nicht mehr und dachte auch nicht an einen doch vergeblichen Widerstand. In ihm war nichts als das, was auch an jenem schrecklichen Abend, mit dem unsre Geschichte begonnen, in einzelnen jähen und grellen Lichtern zu Tage getreten — die furchtbare Eifersucht und — die Überzeugung von der Untreue seiner Frau. Das sprach er auch aus.

„Sie haben gut reden,“ versetzte er finster. „Sie können leicht herausagen: das ist Narrheit! — Sie wissen, was mich damals zum Nachgeben zwang — die Überzeugung von ihrer Schuldlosigkeit war es nicht. Und hätten Sie diese Worte gehört, die sie neulich sprach, — hätten Sie dann erfahren, was ich an dem Abend —“

„Ach Gott, Frau Senatorin,“ sagte plötzlich Katharine, die den Kopf in die leise geöffnete Tür steckte, „die beiden jungen Herren sind da und wollen gemeldet sein.“ — Die Matrone zog die Stirn zusammen. „Was schwatzest du?“ fragte sie ungeduldig. „Wer ist da? — Wir wünschen ungestört zu bleiben.“ — „Ach Gott, Frau Senatorin — Herr Philibert und Herr Viktor —.“ — „Werden hoffentlich nicht stören, wo man von Familiensachen redet, über welche Herr Philibert und Herr Viktor auch ein wenig Aufklärung wünschen,“ setzte Philiberts klingende Stimme die Rede der Magd fort. Und indem er so redete, nahm er derselben den Türgriff aus der Hand und trat mit dem Bruder ins Zimmer. Während er dann mitten im Gemache stehenblieb, die Brille abnahm und die Gläser putzte, die von der großen Wärme der Stube beschlagen waren, ging Viktor zur Großmutter und küßte ihre Hand.

Die alte Frau zog sie hastig, aber zu spät zurück. „Gott behüte,“ sagte sie, „was bedeutet denn das? Es ist doch heut nicht Neujahr und auch nicht mein Geburtstag. Was willst denn du hier, mein Kind?“ — „Ja, was willst du hier?“ rief der Handelsherr und warf zornig den Kopf auf. „Wie unterstehst du dich, vor meinen Augen wieder zu erscheinen? Unnütze Vögel jagt man hinaus; für dich gibt's keinen Hanf mehr in diesem Hause. Habe ich dir das nicht neulich schon gesagt, ungeratener Bube? Geh — du hast hier keine Stelle mehr!“

Eine leichte Röte zuckte über des Sohnes bleiche Stirn bis an die dunklen Haare, und in seinen Augen blitzte es so jäh auf wie Wetterleuchten. „Ich denke,“ versetzte er jedoch gefaßt, „wo über Familiensachen geredet wird, behalte ich auch ein Wort. Ob Sie sich von mir lossagen oder nicht — ein Glied dieser Familie bleibe ich —.“ — „Du!“ brach Roos mit einem bittren Lachen aus, „du, der du —.“ — „Vinzenz!“ unterbrach ihn drohend die alte Frau, „bist du wahnsinnig?“ — Und Philibert, der inzwischen die Brille wieder aufgesetzt und geradegerückt, legte die Hand auf Viktors Schulter und sagte: „Sei ruhig, mein Freund. Du hast mir versprochen, den Mund zu halten und heute alles mir zu überlassen. Du sollst nur sehen, was der Narr, der Philibert, alles von den zornigen Leuten da herausschlägt — mein Jesus, da ist ja auch Onkelchen Fritz! Guten Tag, unmaßgeblicher Konsul! — Und nun, Bruder, suche dir einen Platz — ich will es auch tun — und der Familienrat ist voll.“ Damit ging er und setzte sich auf das altertümliche schmale Kanapee, welches den Fenstern gegenüberstand.

Die drei Personen, welche früher im Zimmer gewesen, hatten ihn während seiner Worte und seines Tuns weder unterbrochen noch eine Bewegung gemacht, und seine Stimme klang durch das große, hohe Gemach so eigentümlich, als sei er allein darin. Nun aber, da er sich gesetzt, hob sich der Blick der Großmutter von ihm zu dem Porträt empor, welches im schweren goldenen Rahmen über seinem Kopfe an der Wand hing und dem Enkel so ähnlich war, als habe der Maler nur aus irgendeinem Grunde die blonden Haare desselben mit einer zierlichen Frisur und die schwarze Halsbinde mit dem sauber gestickten weißen Tuch vertauscht, dessen Enden auf die feine Busenkrause herabfielen. Die alte Frau schüttelte schweigend den Kopf, ließ ihre Augen wieder auf den Enkel sinken und nahm mit einem neuen Kopfschütteln eine Prise. „Du nimmst dir viel heraus, mein Kind,“ sprach sie dann, indem sie erst jetzt die Rede des Enkels beantwortete; „du pochst sehr darauf, daß ich dir für gewöhnlich wohl

will. Aber solche Weise liebe ich nicht sehr, kann ich dir sagen. Läßt du dir denn so was gefallen, Vinzenz?" setzte sie hinzu und erhob das Auge mit fragendem Blick zu dem des Sohnes, der noch immer mit gekreuzten Armen neben ihr am Tisch stand.

„Ei," versetzte Philibert für ihn und schlug bequem die Beine übereinander, „was gibt's denn, Großmama? Sie wissen, der Vater ist viel zu gerecht, als daß er nicht bei besonderen Angelegenheiten den erwachsenen Söhnen eine kleine — Mitrede erlauben sollte." — Sie sah ihn wieder starr an und dann wieder zum Sohn empor. „Ich verstehe das alles nicht," meinte sie. — Der Handelsherr lächelte bitter. „Hm," sprach er, ohne sich zu rühren, „Sie wissen ja, im Hause van der Roos hat es immer einen wunderlichen Kauz gegeben, dem man hie und da etwas nachsehen muß." — „Das ist richtig," setzte Philibert kalt hinzu, aber durch das helle blaue Auge fuhr ein dunkler Schatten, „und zugleich neben dem wunderlichen Kauz hat es, wie Sie wissen, im Hause van der Roos stets einige kleine Geheimnisse gegeben, über die man nicht gern redet." — „Wie zum Beispiel," sagte Roos höhnisch und deutete auf Viktor, „daß der Herr dort, der wie ein Fürst tut und doch nicht sein tägliches Brot zu verdienen weiß, mit einer Dirne in der Johannisstraße —." — Viktor sprang auf. „Vater —!" rief er, aber bevor noch ein Wort weiter aus seinem Munde kam, hatte Philibert ihn wieder auf den Stuhl zurückgezogen.

„Noch einmal," redete er lebhaft und stand auf und trat mitten ins Zimmer, „noch einmal — sei still, sag' ich dir. Die Sache wird auch zur Sprache kommen, wie noch einiges andere aus der Johannisstraße. Ich hatte mir gedacht," fuhr er fort, ohne daß sein Gesicht sich aufhellte, „wir würden alles in Ruhe und Gemütlichkeit abmachen können. Wir kennen uns ja alle und bedürfen keiner Redensart voreinander, und im übrigen — ‚Was nützt es, heftig zu sein?' sagt Onkelchen Fritz. Aber wenn ihr einmal so töricht seid, so könnt ihr auch den Ernst bekommen, nur ohne Redensarten, meine Herrschaften. Also, mit einem Wort: Vater, wie kommt es, daß die Mutter das Haus verlassen hat und nicht wieder zurückkehren will? — Oder, da ich das zufällig weiß, — wie kommt es, daß man ihr das Haus, dessen Stolz und Zierde sie ist, zu einer solchen Hölle machte? Daß man sie zwang, nach einer dreißigjährigen Ehe noch daraus zu entfliehen?" Er hatte fort und zu Ende gesprochen, ohne sich, weder durch den starren, bannenden Blick der Großmutter, noch durch die bittenden Augen und verzweiflungsvoll gerungenen Hände des Konsuls stören zu lassen; selbst, daß der Vater einen Schritt vorgetreten war, daß die gerötete Stirn und die sichtbar klopfenden Schläfen von der furchtbarsten Aufregung desselben redeten, hatte er anscheinend nicht beachtet.

„Bube, was erfrechst du dich!" brauste jetzt aber der Handelsherr auf. — „Um Gotteswillen!" stöhnte der Konsul, „Philibert — Junge, du bist wahnsinnig!" — „Hinaus — hinaus!" befahl die Großmutter, die wieder aufgerichtet am Tische stand und den Arm gegen die Tür ausstreckte. Und durch die drei zusammenklingenden Stimmen tönte Philiberts Antwort mit hellem, festem Klang: „Geduld! Spart eure Verwunderung, bis ich fertig bin. Ich *will* reden!" fuhr er fort und richtete sich noch höher auf und trat mit dem Fuß nieder. „Ihr *sollt* mich hören! Wie kommt es, daß man die Dame dieses Hauses, die Mutter seiner Kinder *gezwungen* hat, dies Haus zu verlassen?" — Und da sie ringsumher schwiegen, setzte er hinzu: „Wir sind klüger, als ihr denkt, wir wissen, daß es im Innern dieses Hauses mit seiner Ehre auf verzweiflungsvoll schwachen Füßen steht. Das geht uns aber nichts an, das trifft den einzelnen — wir mischen uns nicht in Dinge, die wir nicht verschuldeten. Mögen die es austragen, die es also zusammenrührten. Aber nach außen hin steht dies Haus anscheinend noch in seiner alten felsenfesten Ehre — und die darf nicht angerührt werden, denn dazu gehören wir auch. Wir sind's, die es weiter zu führen haben, wir sind's, die wir es auf uns nehmen müssen, wir sind's, die darüber wachen sollen und werden, daß es auf uns kommt, wie die Jahrhunderte es geschaffen. Und ich sage euch das, weil ihr es einmal so weit getrieben hat — tut ihr für euch, was ihr wollt und verantworten könnt. Uns aber und was zu uns gehört, bitten wir, laßt aus dem Spiel, — und das Haus van der Roos rühre niemand an. —

„Dazu gehört," sprach er weiter, „daß man seine Glieder nicht abbricht wie einen toten Zweig vom Baum; den wirft man fort, und es kräht kein Hahn danach. Das ist mit dem Menschen aber nicht so; nach denen fragt man, wenn sie von dem Platze fort sind, auf den sie ein Recht haben. Und wenn vorzeiten aus diesem Hause einer hinausgestoßen ward — habt ihr den Mut gehabt, ihn hinauszustoßen," unterbrach er sich, da er den Konsul mit beiden Händen bittend in die Höhe fahren und das Gesicht der Großmutter krampfhaft zucken sah, — „so seid jetzt nicht so feig, daß ihr nicht von ihm hören könnt! — Und wenn das bei dem geschah, so geschah's, weil er Narr genug war, sich jagen zu lassen und weil er niemand hatte, der nach ihm fragte. So geht das aber bei der Mutter nicht, die ihren Kindern, ihrem Hause, der ganzen Stadt als ein Muster der Reinheit und Tugend vor Augen steht. Die steht nicht allein; wir sind ihre Kinder und lassen sie nicht heruntersetzen, weder vor der Welt, noch im Hause. Klagt ihr sie an — so klagt; wir wollen die Klage hören, aber wir wollen Beweise

haben, bevor wir an eine Schuld glauben. — Und im schlimmsten Fall — habt ihr alles geopfert, um die Handelsehre des Hauses aufrechtzuerhalten, so opfert jetzt nochmals alles, um die menschliche Ehre des Stammes zu retten. — Das ist's, was ich sagen wollte," schloß er nach einer Pause und wandte sich zum Kanapee zurück und setzte sich. „Jetzt bin ich fertig."

Es waren von jeher im Turm- und Rosenhause seltsame Dinge vorgekommen, und selbst im Publikum wußte man oder glaubte man zu wissen, daß sich das Leben dort anders abspinne als in anderen Familien und anderen Häusern; an dem alten Bau, wie an dem Stamm, der seit seiner Gründung in ungebrochener Linie darin hauste, hatte man gewissermaßen eine Überlieferung längst abgeschlossener Jahrhunderte; Überbleibsel dieser alten Zeit mußten an dem Hause und den Menschen kleben, wäre es auch nur der Stolz und die Unverzagtheit dieser Menschen, die Festigkeit und Solidität ihres Geschäfts und ihrer Unternehmungen gewesen. Von dem, was im Innern der Familie vorging, wußte man freilich wenig oder gar nichts. Man sah mehr als einen originellen Menschen, mehr als eine eigentümliche Natur; man bemerkte eine besondere, herkömmliche Lebensweise, an der die Familienglieder streng hielten; man fand veraltete, steife Umgangsformen — allein das gehörte sozusagen zur Sache, es ordnete sich ruhig in das Ganze ein und nahm einen ebenso ruhigen Verlauf. Das Turm- und Rosenhaus hatte seine eigene Mode. Die Alten setzten sich zur Ruhe oder starben, die Jungen nahmen ihre Stelle ein, einer oder ein paar blieben im Stammhause, die anderen heirateten oder zogen sonst in die Ferne. Und man wußte nur einen einzigen Fall, wo ein Glied der Familie nicht im vollsten Frieden sich wirklich von ihr getrennt hatte. Das war der Bruder des jetzigen Chefs, Florentin mit Namen, — ein kurioser Kauz, sagten die einen, ein Tunichtgut und nichtsnutziger Patron, meinten die anderen. Darüber waren aber alle, die etwas davon wußten, vollkommen einig, daß er klug daran getan, das Haus und die Stadt freiwillig zu verlassen; denn er habe nicht gepaßt zu seiner Familie und ihr keine Ehre bereitet, so daß sie sich so oder so von ihm hätte befreien müssen. Im übrigen wußte man von keiner einzigen Störung des ehrbarsten und würdigsten Familienlebens.

Das war draußen im Publikum und selbst bei manchen Verwandten der Familie; drinnen aber kannte man mehr als einen schweren Sturm, mehr als eine bittere Not, die zuzeiten hier gehaust, und je schärfer die Eigentümlichkeiten dieser Menschen hervortraten, je fester und entschiedener ihre Charaktere ausgeprägt waren, desto gewaltiger und desto häufiger waren auch die Kämpfe gewesen, die sie miteinander bestanden. Fast keine Generation war vergangen, in der nicht einmal ein harter Zusammenstoß stattgefunden, und wenn sich das alles fast stets wieder ausgeglichen, wenn davon nie etwas in die Öffentlichkeit gedrungen war, so verdankte man das dem starren, ungemäßigten Stolz auf das Ansehen des Geschäfts und das Alter des Namens, der den Kindern des Hauses von der Wiege auf eingeprägt ward. „Westritz van der Roos!" — Das war ein Name, der nirgends ohne Ehrfurcht genannt werden sollte, auf dem kein Stäubchen haften durfte! — Das war ein Geschlecht, für dessen Ehre und Unbescholtenheit vor der Welt die Glieder desselben alles zu opfern gezwungen waren, was sie besaßen — ihr Herz und ihren Kopf, ihr Fühlen und ihr Meinen, ihre ganze Persönlichkeit und Selbständigkeit, ihre eigene Ehre und — selbst ihre Seligkeit, wenn die Ehre des Hauses solches verlangte.

Ein Fall indessen wie der jetzige war noch niemals vorgekommen. Obgleich die Söhne des Hauses, die sich dem Handelsstande widmeten, von den Jahren ihrer Mündigkeit an Teilnehmer des Geschäfts waren und bei allen Unternehmungen ihre Stimme hatten, so waren sie doch auch dort dem Chef des Hauses untergeordnet und wurden bei Angelegenheiten, welche die Familie betrafen, weder gefragt noch gehört. Das „Recht der Alten" galt unumstößlich. Am wenigsten hätte man aber, und zumal hier, eine Opposition von Philibert erwartet, da man gewohnt war, ihn sich wenig um Haus und Familie, um die Seinen kümmern zu sehen. Man hielt ihn für einen Menschen von großer Gutmütigkeit und ebenso großer Bequemlichkeit, wo nicht Schlaffheit; man konnte schon deswegen kein Einschreiten von seiner Seite vermuten, weil er für gewöhnlich jeden Streit und Zank floh, um sich, wie er sagte, nicht in seiner Ruhe und Gemütlichkeit, in seinen Vergnügungen stören zu lassen. Um so mehr überraschte nun diese plötzlich hervorbrechende Energie, um so schwerer traf die Wucht seiner schonungslosen, man möchte sagen — gepanzerten Rede.

Bestürzte es doch beinahe sogar Viktor, obgleich derselbe auf das Geschehene vorbereitet gewesen und den Bruder überhaupt besser kannte als alle übrigen. Auf die anderen drei Personen wirkte sein Auftreten wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft. Der Konsul saß mit zitterndem Haupt in der Ecke zwischen Stuhllehne und Fensterbrett gedrückt und starrte auf den jungen Mann, als sähe er in ihm ein Gespenst, das Tod und Verderben mit sich bringe. Die Großmutter stand zwar noch immer vor ihrem Stuhl, aber sie hatte sich mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, ihre Mundwinkel zuckten, und die Nasenflügel zitterten vor Aufregung, und ihre Augen warfen über die Brille hin Blicke voll Haß und Entsetzen abwechselnd auf den Enkel und den Sohn. — Jetzt, da Philibert bereits eine geraume Weile wieder saß und ruhigen Blicks wieder die Anwesenden musterte, öffnete sie plötzlich die schma-

len Lippen, und mit heiserem, schwankendem Tone und fest auf den Kaufherrn gerichtetem Blick fragte sie: „Woher weißt du das alles?“ Und zitternd hob sich ihr Arm und wies auf den Enkel.

Roos war, als er vor den Worten des Sohnes geschwiegen, an eine kleine Kommode zurückgetreten, die neben dem Tische an der Wand stand. Dort lehnte er auch jetzt noch mit tief gesenktem Haupt, als sei es schwer von Gedanken. Wer den Mann nicht kannte, hätte glauben können, er fühle sich vernichtet, so schlaff stand er dort und so zusammengesunken. Aber was in ihm vernichtet war, das war nur das Schwanken und Zagen, die Qual und Ungewißheit, welche seit jenem bösen Nachmittag und seit den Mitteilungen, die er damals empfing, über ihn gekommen waren und ihn, vereint mit dem dunklen und lastenden Gefühl seines Unrechts, gänzlich aus seiner gewohnten Haltung und seinem Gleichgewicht gerissen hatten. Er fühlte jetzt selbst, wie haltungslos und zerfahren er in dieser Zeit gegen seine Umgebung aufgetreten, wie armselig und kleinlich er in der vergangenen Stunde der Mutter und den Söhnen gegenübergestanden — er fühlte beinahe Philiberts Recht zu jenen ernsten, drohenden Worten. Aber unter diesen Worten ward er wieder wach — er warf die Gespenster der Vergangenheit und die Träume der Zukunft von sich und stand in der Gegenwart starr und trotzig als der Vinzenz van der Roos, dessen Wort galt, wo es laut ward, den die Stürme, welche sein Leben und sein Geschäft umbrausten, als er selbständig ward und die Führung desselben übernehmen mußte, in eiserner Wiege aufgewiegt hatten zu einem gewaltigen, niemals zagenden, vor nichts zurückweichenden Mann. Die Schwäche wich von ihm wie ein Schatten; er war wieder der Chef des Hauses van der Roos, der nur das Ganze ansah und das Detail, möchte man sagen, ignorierte.

Da hob er den Kopf auf, und seine Gestalt richtete sich in die Höhe, seine Rechte lag fest auf dem Möbel, an dem er stand. „Ich zürne dir nicht,“ sprach er und wandte sein Auge mit einem so vollen, ernsten, stolzen Blick auf Philibert, daß der Sohn sich unwillkürlich aus seiner bequemen Stellung aufrichtete, — „ich zürne dir nicht, Philibert, wenn ich deine Worte auch anders vorgebracht wünsche. Teils hast du recht, teils verstehst du's nicht besser, weil du nicht weißt, was in mir vorgeht, und dem Anschein nach mich für schwach oder närrisch halten konntest. Du wirst dein Unrecht dereinst einsehen, daß ich nicht der Barbar gewesen, für den mich einige halten. ‚Alles für das Haus van der Roos!‘ so ist's und so soll es sein. So sagst du, und ich freue mich dessen; ich hätt' dir den Ernst nicht zugetraut. Aber sei ruhig — du wirst das Haus dereinst übernehmen, wie alle vor dir: die Welt weiß keinen Fehl daran. — Was geschehen soll, das *wird* geschehen. Sei ruhig! — Ich bin Herr im Turm- und Rosenhause und werde bestimmen, was für die Ehre desselben nötig ist. Halte dich parat — du fährst morgen zu deiner Mutter und wirst meine Aufträge ausrichten.

„Nun aber zu euch,“ fuhr er fort, indem er den Kopf zu der alten Dame und dem Konsul wandte. „Was ich tun werde, was ich tun muß, werdet ihr seinerzeit erfahren. Was ihr denkt und glaubt, ist eure Sache; mein Glauben und Denken ist mein eigen. Wir sind vorhin nicht ganz fertig und einig geworden. Ich will euch sagen, was mir im Kopf lag, Ihnen, Mutter, und dir, Onkel Fritz — *Florentin ist wieder da.*“

Und als seine Worte kaum verklungen waren, ertönte es wie von einem Echo im Zimmer: „Ja, Florentin ist wieder da!“ Und in einer kleinen Tapetentür, die neben dem Ofen hinaus in den Korridor führte, stand hochaufgerichtet plötzlich und ohne daß man ihn kommen gehört, die hohe Gestalt eines ältlichen Mannes, dessen bereits hie und da stark ergrautes Haar seltsam abstach gegen die tiefblauen Augen, die so stolz und leuchtend über die im Gemach versammelten Personen hinblickten wie die eines Jünglings. „Da bin ich,“ sprach er wieder mit derselben klingenden Stimme, „und ich will mit euch abrechnen.“

Ein dumpfer Laut des Schreckens zog durch die Stube; der Konsul und Vinzenz, Philibert und Viktor waren aufgefahren und starrten den Ankömmling lautlos an, bis er rasch vortretend und die Tür hinter sich ins Schloß werfend sagte: „Vinzenz van der Roos, sieh nach deiner Mutter!“ — Da fuhren sie wieder herum und sahen die alte Frau eben mit weitgeöffneten, gläsernen Augen rücklings in die Kissen ihres Stuhles zusammenbrechen; ihr Kopf schlug schwer an die Lehne.

Fünftes Kapitel.

Florentin.

„Es war einmal ein Handelsherr dieser alten Stadt, der war über die Maßen reich und angesehen, denn alles, was seine Eltern gesammelt und besessen an Geld und Ehre, war auf ihn allein gekommen; er war der letzte und einzige Sproß seines alten Stammes. Und neben seinem Geld und Ansehen hatte er auch eine stolze Frau, die hatte er sich aus Wismar geholt, und sie war auch eine Erbtochter gewesen, die letzte des alten Geschlechts der Wittenbach, so daß in dieser Ehe Geld zu Geld und Ansehen zu Ansehen kam, wie es im Hause des Kaufherrn gebräuchlich gewesen seit unvordenklichen Zeiten. Das war ein Ruhm und eine Ehre, die waren kaum zu sagen, und sie wählten den Herrn auch in den Magistrat und ließen sich kaum Zeit damit, bis er die Jahre hatte, deren er dazu nach altem Herkommen bedurfte. Denn er sollte

ob solcher Ehre der armen Stadt seinen Geldbeutel offen halten, wünschten sie. Und er hieß eigentlich Philibert Westritz van der Roos, und seine Gattin nannte sich Constanze, und sie wohnten im alten Turm- und Rosenhause am Güllendamm. Aber in der Stadt und weit umher hießen sie ihn nur „den Herrn vom Güllendamm", und meinten's damit ernst, denn er stand da wie ein Herr, es beugte sich vor ihm Hoch und Gering, und er war doch ein so heitrer, gar nicht hochmütiger Mann.

„Da habt ihr denn den Anfang meiner Lebensgeschichte, und ihr sprecht vielleicht: das ist ja wie ein Märchen! — Aber so ist es auch, Kinder. Denn wenn ich zurückdenke an das, was ich zu erleben hatte von meiner Wiege an, was diesen Kopf mit hellem Sonnenglanz füllte und mit tiefer, schwüler, banger Nacht, was mein Herz voll Jubel schlagen ließ oder zucken und beben in bitterer Not, — und wenn ich das alles vorübergleiten lasse an meinen Augen, so möchte ich oft sagen: Aber Florentin, alter Knabe, das ist ja alles nur ein bunter Traum gewesen! — Wie käme so was, so Gutes und Liebes, so Gramvolles und Schweres hinein ins wirkliche Menschenleben?"

So begann Florentin van der Roos, der zurückgekehrte Oheim, als er am trüben Nachmittag mit den beiden Neffen in Viktors Zimmer saß. Sie hatten ihn, der plötzlich so mächtig in das Leben der Familie griff, um eine Mitteilung dessen gebeten, was ihn früher mit den Seinen unheilbar entzweit und ihn aus der Heimat vertrieben, was ihn jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, zur Rückkehr bewegt hatte.

Dem Tage, an dem er so erschreckend im Altenbau und im Zimmer der Großmutter erschienen, waren im Turm- und Rosenhause manche ernste und trübe gefolgt. Die alte Frau war zwar wieder zum Leben gekommen, aber sie blieb auf der einen Seite gelähmt, und ihre Konstitution zeigte sich so erschüttert, daß der Arzt sogleich mit Bestimmtheit ihren baldigen Tod voraussagte und dies auch der Kranken auf ihre ernstliche Frage nicht verbarg. „Es ist gut," hatte die alte Dame da ruhig geantwortet: „es ist also gekommen, wie Ihr mir längst vorhergesagt, Medizinalrat; aber mich freut, daß ich doch nicht gleich auf dem Fleck tot gewesen. Es gibt noch für mich zu tun." Und darauf war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen; fest und gerade heraus, aber mit einer Milde, die man nie früher an ihr bemerkt, hatte sie mit den Ihren verkehrt; selbst mit Viktor, den sie sonst, und zuletzt besonders wegen seines, wie sie es nannte, „unpraktischen" Lebens, niemals hatte leiden können, hatte sie mehr als ein ernstes Gespräch, und die Frau ihres Sohnes, die auf die Botschaft des Geschehenen mit Philibert zurückgekehrt war, duldete sie fort und fort an ihrem Bett. Zuletzt hatte sie durch Philibert auch Florentin herbeirufen lassen.

Als Vinzenz damals auf Florentins Mahnung aus seiner Erstarrung erwacht und der ohnmächtig zusammenbrechenden Mutter beigesprungen war, hatte er mit wildem Zorn gerufen: „Verfluchter, mußt du nun auch zum Mörder deiner Mutter werden, nachdem du all die Deinen schon elend gemacht?" — Da hatte Florentin den Kopf geschüttelt und mit einem finstern stolzen Blick geantwortet: „Du irrst, Vinzenz van der Roos, sie ist nicht meine Mutter." — Und als Vinzenz ihn darauf mit düsterem Erstaunen anschaute, hatte er hinzugesetzt: „Aber das habe ich nicht gewollt. Ich suche an euch mein Recht, doch nicht euren Tod. Aber seid ihr kühn genug, einem anderen Herz Tod und Elend zu geben, und doch zu feig dem Verratenen ins Auge zu schauen? — Fort, lauft nach Ärzten. Ich weiß, Constanze van der Roos stirbt nicht so leicht; sie war zu aller Zeit hart und zäh." Er hatte darauf, als der Medizinalrat erschienen, den er von früher noch kannte, mit ihm ein paar Worte und einen flüchtigen Händedruck gewechselt, dann dafür gesorgt, daß der Konsul nach Hause geschafft wurde, der gleichfalls sehr angegriffen und einer Ohnmacht nahe schien. Gesprochen hatte er aber mit diesem letzteren kein Wort, ja ihn nicht einmal angesehen.

Dann endlich, da man die Matrone ins Bett brachte, war er aus dem Zimmer und mit den Neffen hinauf auf Viktors Stube gegangen. „Da habe auch ich vorzeiten gewohnt," sprach er, während er sich in dem Raume umsah. „Auch von diesen Möbeln habe ich noch gehabt. Und nun," fuhr er zu den Brüdern gewendet fort, „wie seltsam, wie verdammenswert vielleicht ich euch erscheinen mag — urteilt noch nicht; es wird sich manches aufklären. Du kennst mich, Viktor, und weißt, daß ich neulich nicht daran dachte, hier aufzutreten. Erst was du mir von eurer Mutter gesagt, ließ mich nicht rasten und trieb mich zu diesem Schritt. Nun muß freilich noch mehr zur Sprache kommen, was sonst hätte ruhen mögen." —

Am Nachmittage hatte er dann eine Unterredung mit Vinzenz und der herbeigeeilten Schwester, der Gattin des Bürgermeisters Neubank, gehabt; niemand weiter hatte den Inhalt erfahren. Und darauf war er gegangen und wiedergekommen, wie es ihm beliebte, indem er meistens bei Viktor weilte, zuweilen aber auch bei Helenen einsah, die im Wohnzimmer waltete. Am Abend des zweiten Tages, da Magdalene mit Margareten unter Philiberts Geleit zurückkehrte, fand zwischen ihnen eine tiefernste Begrüßung statt, welcher nur die beiden Töchter beiwohnten. Und am vierten Tage morgens endlich war Florentin zu der Großmutter gerufen. Sie waren etwa eine Stunde allein gewesen, als Katharine den Befehl erhielt, auch Vinzenz herbeizuholen. Und da sie bei dem Eintritt des Handelsherrn gerade die Kissen der kranken Frau ordnete, hörte sie dieselbe sagen: „Komm her, Vinzenz, vertragt euch,

und du schlag dir die dummen Gedanken aus dem Kopf. Wir haben alle einander abzubitten." Indem mußte die Magd das Zimmer verlassen und hörte nichts weiter.

Von der Zeit an war Florentin noch mehrere Male mit seinem Bruder und Magdalenen bei der Kranken gewesen und stets stundenlang dort geblieben. Als jedoch der Konsul angekündigt wurde, den die alte Dame noch einmal zu sehen gewünscht, verließ er augenblicklich das Zimmer. — Am achten Tage endlich nach jenem Schreckensmorgen ließ Constanze Philibert aus dem Kontor rufen, zu ihrem Bett treten und sprach zu ihm in Gegenwart aller übrigen Glieder der Familie: „Philibert, mein Kind, ich sterbe. Das ist gut, denn meine Zeit ist aus. Ich sehe aber die Pfeiler dieses Hauses morsch und erschüttert — der Herr weiß, wie bald es auf deine Schultern gelegt wird. Du bist der Mann, es zu tragen und zu erhalten — ich habe dich erkannt. Du bist wie dein Großvater; ihr habt ein Herz von Eisen, aber schlägt man daran, so klingt's lustig. Hüte dich vor den Sünden deines Großvaters, aber halte wie er unser Haus. Schwörst du mir das?" — Und auf das „Ja!" des erschütterten Enkels sah sie ihn mit ihren großen Augen todesernst an und fuhr fort: „Vergiß es nicht, Philibert — alles für das Haus van der Roos, und gält's auch deine Seele! — So, nun bin ich fertig." Und damit drehte sie den Kopf gegen die Wand und sprach nicht mehr. Am Nachmittag starb sie.

Da wurden bei ihrem Begräbnis wieder die beiden Flügel der großen Haustur im Turm- und Rosenhause geöffnet. Das geschah nur, wenn ein Sarg hinausgetragen ward, und seit zweiunddreißig Jahren, seit dem Tode des Senators Philibert van der Roos, war das nicht mehr geschehen.

Das war vor drei Tagen gewesen. — Seit sie am Sterbebett der Matrone zusammen gewesen, hatten Vinzenz und Florentin sich nur im Vorbeigehen erblickt, ohne miteinander zu reden. Der Handelsherr hielt sich seit dem Begräbnis meistens in seinem Kabinett verschlossen und von den Seinen sah ihn eigentlich nur Philibert hie und da auf mehr als Augenblicke, da er mit diesem den Gang der laufenden Geschäfte zu bereden hatte. Mit seiner Frau hatte er nur gleich nach ihrer Rückkehr ein kurzes Gespräch gehabt, seine Töchter kaum beachtet. Zu Viktor, der sich nach dem Tode der Großmutter ihm näherte, sagte er nicht unfreundlich, aber kurz und ablehnend: „Es ist gut; geh nur. Wir werden über deine Angelegenheiten demnächst einmal reden." Und die beiden Male, wo er zufällig im Flur Florentin begegnete, war er wie gesagt stumm und nur mit einer leichten Neigung des Hauptes an dem auf dieselbe Weise Grüßenden vorübergegangen.

Florentin verkehrte auch jetzt nur im Altenbau auf den Zimmern der Neffen, und zumal mit Viktor, mit dem er mehr als eine lange Unterredung hatte. Im Haupthause war er seit dem Begräbnismorgen nicht mehr gewesen und hatte ebensolange auch Magdalene nicht gesehen, wenn die Nichten auch zuweilen zu ihm und Viktor kamen. — Heute nun hatte er dem Wunsch der beiden jungen Männer nachgegeben und seine Lebensgeschichte zu erzählen begonnen.

„Wohlan," hatte er gesagt, „sei es so. Übermorgen soll das Testament der Großmutter eröffnet werden, wobei es zwischen eurem Vater und mir zu Erörterungen kommen könnte. Da wird es auch ihm sogar willkommen sein, wenn ihr beide von dem unterrichtet seid, was du wenigstens, Philibert, über kurz oder lang doch wissen mußt. — Und übrigens kann ich euch ruhig erzählen," setzte er hinzu, „denn von eurem Vater habe ich euch nur Menschliches mitzuteilen und nichts Schlechtes, was ihr nicht hören dürftet. Euer Vater war, wie ich seit kurzem einsehe, damals nur eine Puppe in der andern Händen, ohne daß er's wußte, und wurde mißbraucht." Und darauf begann er in der oben berichteten Weise.

Nach den letzten Worten hatte er eine lange Pause gemacht, den Kopf in die Hand gelegt und hinausgesehen in den stillen Garten, wo nur die Schneeflocken sich regten, die durch die entlaubten Zweige rieselten. Endlich hob er wieder den Kopf, strich mit den Fingern das ziemlich lange Haar von der Stirn nach hinten und fuhr dann folgendermaßen fort.

„So stand es also dazumal im Turm- und Rosenhause, als eure Großeltern einander heirateten, das war im Jahre 1774, und wünscht ihr Genaueres darüber zu erfahren, so wendet euch an die alte treue Seele, den Kurt, der als zwölfjähriger Knabe im Frühling jenes Jahres bereits ins Haus gekommen war und als Ausläufer gebraucht wurde. Das sind nun über sechzig Jahre und ich gebe es dir auf, Philibert, pflege und ehre den Alten, wie du dein Haus und deinen Stamm ehrst, er gehört dazu und hat's verdient um uns, denn ein redlicherer Diener ward nie gefunden.

„Aus Liebe hatten sich eure Großeltern gerade nicht gewählt. Sie hatten sich kennen gelernt, als er einige Jahre früher in Wismar bei einem Handelsfreunde eine kurze Zeit lang arbeitete, mit dessen Töchtern die verwaiste junge Constanze Wittenbach sehr vertraut war. Sie war zwar noch ein Kind, der Handelsfreund jedoch, der selbst keinen Sohn hatte, schlug sie dem Vater Philiberts für diesen zur Gattin vor und fand ein sehr geneigtes Ohr. So war die Sache arrangiert. Philibert mochte dem Wunsche des Vaters nicht zuwider sein, und Constanze schlug einen Westritz van der Roos, der noch dazu ein schmucker Mensch war, ebensowenig aus, wie irgendeine andere das getan hätte. Und so wurden sie, als das Trauerjahr um den alten van der Roos vorüber war und Philibert das Haus übernommen hatte, ein Paar, wie damals in

solchen Verhältnissen die meisten es zu werden pflegten — nicht aus Liebe, sondern aus Interesse. Es ging für gewöhnlich mit solchen Ehen geradeso gut, oft auch besser und stets praktischer und verständiger als mit Liebesheiraten. Bei euren Großeltern hatte es aber böse Folgen, und ich schlage damit ein Blatt auf, das in der ganzen Geschichte unsres Hauses nicht schwärzer zu finden sein möchte.

Constanze Wittenbach war ein hochmütiges Mädchen gewesen und ward eine noch hochmütigere, ja übermütige Frau, die der ganzen Welt es ins Gesicht drückte, daß sie durch Geburt und Verheiratung die Trägerin zweier Namen sei, wie sie in der Handelswelt nicht von besserem Klang zu nennen waren. —

Die Wittenbach hatten stets so ehren- und ruhmvoll dagestanden wie die van der Roos. In ihrem Sinn standen sie aber noch darüber, und in späteren Jahren erfuhr es euer Großvater mehr als einmal, daß die Tochter der Wittenbach ihm und seinem Hause eine fast zu große Ehre angetan, als sie ihm ihre Hand gereicht, und daß mit dieser Hand ein Vermögen ins Turm- und Rosenhaus gekommen, wie bisher noch nicht darin gewesen.

Ich vermag es nicht zu sagen, meine Kinder, ob ihr in der Großmutter noch die Frau gekannt oder geahnt habt, die sie in ihrer Jugend und in den ersten fünfzig Jahren ihres Lebens war, solange ich ihr nahe gewesen. Ich habe nie eine zweite gesehen wie sie — keine von solcher Charakterstärke, voll solcher Geisteskraft und Geistesklarheit, voll solcher mehr als männlichen Festigkeit und Entschiedenheit. Sie hatte Anlagen und Fähigkeiten, wie sie keine jener Frauen in höherem Maße besessen hat, die herrschend auf den Thronen großer Reiche saßen. Sie hatte eine Herrschsucht in sich, die durch nichts zu bändigen war, die nach allem griff und alles beugte, was sie in ihren Kreis zu ziehen vermochte. Und um das Bild dieser ungewöhnlichen Frau zu vollenden, muß ich hinzufügen, daß ihr Herz und Gefühl nicht weniger gewaltig waren als ihr Geist. Gefühle hatte sie eigentlich nicht, sondern nur Leidenschaften. Gemäßigt war an ihr nichts — es ging alles ins Riesige. Und was sie dachte, was sie fühlte und wollte — das führte sie rücksichtslos und unbeirrt aus und kannte dabei keine Schranken.

Wenn ein Mensch auf der Welt war, der ihr nicht nur Widerstand zu leisten, sondern ihr auch bis auf einen gewissen Punkt zu imponieren vermochte, so war das euer Großvater, der „Herr vom Güllendamm", ein Mann, dessen heiterem und leichtherzigem Wesen bis dahin niemand die unzerstörbare Zähigkeit, die unbesiegliche Kraft zugetraut hatte, die er schon zu jener Zeit und später immer mehr bewies. Damals, wo ich mich seiner zuerst deutlich erinnere, zählte er etwas über vierzig Jahre, sah aber mindestens zehn Jahre älter aus, und nur selten verzog sein Mund sich noch zu einem Lächeln, nur selten durchleuchtete die alte Jovialität sein Wesen. Doch sah man's auch damals noch, wie stattlich er vordem gewesen, und wie sehr er dir, Philibert, geglichen haben muß.

Die ersten Jahre hatten die beiden Gatten ein ganz erträgliches Leben geführt, bis eure Tante Josefine geboren ward und seitdem das herrschsüchtige Wesen Constanzens auch gegen euren Großvater zum Ausbruch kam. Seit eures Vaters Geburt nahm es damit noch zu, und nach vielfältigen heftigen Stürmen räumte Großvater das Terrain, d. h. wenn er stritt, siegte er, allein er wich diesen stürmischen Siegen aus, soviel er's vermochte, und begann sein Vergnügen auswärts zu suchen. Das geschah aber so ungezwungen, daß dadurch das Haus van der Roos nicht kompromittiert, daß der im Innern herrschende Unfriede niemand enthüllt wurde. Denn das „Ansehen und die Ehre" seines Hauses ging dem Großvater gleichfalls über alles andere. Gebessert freilich hatte er durch dies Leben nichts. Frau Constanze ward jetzt noch obendrein eifersüchtig, obgleich sie selbst in bezug auf die eheliche Treue niemals streng und gewissenhaft dachte.

Man redet so viel davon, wieviel besser es vordem gewesen, wie streng und ehrenwert sonst das Leben war. Das ist die alte Leier, die jeder wieder spielt, der im Alter an seine Jugendzeit zurückdenkt, und der einzelne mag darin auch für sich recht haben. Im allgemeinen ist es aber nicht wahr, denn wer nur unbefangenen Auges in die Welt schaut, muß es sehen, daß es immer noch besser geworden ist. — Nicht am wenigsten gilt dies aber auch von der Sittlichkeit, zumal unter den höheren Ständen, mit welcher es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf unglaublich schwachen Füßen stand. Ihr könnt mir einwerfen, es sei damit nicht besser geworden. Aber ihr habt nur halb recht, denn ist es nicht schon eine Besserung, daß man für seinen derartigen Lebenswandel wenigstens einen Schleier sucht, die Welt davon nichts erfahren läßt? Damals war es, kann ich euch versichern, damit anders; es war z. B. gar nichts Ungewöhnliches, daß der Mann seine „Freundin", die Frau ihren „Freund" hatte, mit denen man in den vertraulichsten Verhältnissen lebte. Man war weniger sittlich als sentimental, man lebte nicht sowohl bürgerlich als schäferlich, man redete von den Bedürfnissen des Herzens und dem Bunde der Seelen und was dergleichen Unsinn mehr war, und die Sitten waren so lax wie möglich, und Grundsätze zu einem Wort ohne Sinn geworden. Es war eine große Verderbnis in der Welt, und wenn euch meine Schilderung übertrieben scheint, so seht hinein in die Geschichte jener Tage, seht hinein in die schmutzige und galante Literatur jener Zeiten und fragt die Menschen, die das Damals noch erlebt. Ihr werdet mich dann in meinem Urteil noch milde finden.

Nicht lange nach Vinzenz' Geburt kam eine Dame hierher, die, ich weiß nicht, ob von ihrem Manne drüben in Dänemark geschieden oder ihm entflohen war. Sie hatte meistens in Kostbarkeiten ein nicht unbedeutendes Vermögen mitgebracht, von dem sie sorgenfrei leben konnte, und war zur Verwertung ihrer Schätze und zur sicheren Anlegung und Verwaltung ihres Eigentums an das Haus van der Roos empfohlen worden. Für gewöhnlich befaßte man sich in dem Hause damals so wenig wie jetzt mit solchen Geschäften; da jedoch die Empfehlung eine gewichtige und dringende gewesen, und das Geschick der jungen und schönen Frau euren Großvater persönlich interessierte, so übernahm er die Sache, legte das Vermögen in seiner eigenen Handlung an, besorgte auch andere Geschäfte der Dame und ward nach und nach ein täglicher, stets willkommener Gast in ihren Zimmern. Hier ruhte er aus von dem ewigen Kampf in seinem eigenen Hause, und diese Freistätte ließ er sich auch nicht nehmen, selbst als die Großmutter, durch einen Dritten auf diesen lebhaften Verkehr aufmerksam gemacht, ihm mit ihrer Eifersucht die furchtbarsten Szenen bereitete. Im Gegenteil schloß er sich nur fester an die schöne fremde Frau, die er endlich über alles lieb gewann. Noch in späten Jahren überkam den sonst so gleichmütigen Mann, wenn er einmal von dieser Zeit und der Lieblichkeit und Güte der Fremden sprach, eine tiefe Schwermut, und er hat ihren Verlust nie verwunden. Denn sie starb nach einiger Zeit an der Geburt eines Knaben. — Ich brauche es nach dem, was ihr neulich hörtet und auch sonst vielleicht ahnt, wohl kaum noch auszusprechen," setzte der Erzähler nach einem kurzen Schweigen hinzu, „daß ich dieses Kind bin.

Es muß damals hier im Hause etwas Furchtbares gegeben haben, mehr als die Stürme, die einige Zeit vorher durch die Eifersucht der Großmutter hervorgerufen wurden, mehr als nur gelegentliche oder gewöhnliche Mißhelligkeiten. Aber wenn ich es auch ahne, so hat doch von der Sache niemals jemand etwas Sicheres erfahren außer den Beteiligten und vielleicht — Kurt. Er hat mir wenigstens früher einmal gesagt: ‚das war damals, als eine Zeitlang alles so gut und still schien und dann plötzlich das unbändige Elend über den Herrn Vater hereinbrach.' — Infolge dieses Ereignisses aber ward es möglich, daß ich in das Haus kam, nicht als angenommenes, nicht als adoptiertes, sondern als rechtmäßig geborenes Kind des Hauses van der Roos. Wie man mich von D., wo meine Mutter gestorben, hierher gebracht, wie man es möglich gemacht, das Geheimnis vor aller Welt zu bewahren, und alle Fragen, alles Wundern zu vermeiden, wie sich endlich eure Großmutter dazu verstanden, vor aller Welt meine wirkliche Mutter zu sein — das alles weiß ich nicht, mag auch nichts davon wissen. Ihr wißt selbst, es hat im Turm- und Rosenhause stets unergründliche Geheimnisse gegeben — damals, wie jetzt. Kurz, es geschah so, und niemand hat davon erfahren als ich, der ich es nach dem Tode des Vaters erfuhr, und mein Vormund, der alte Stolzenburg. Auch eure Großmutter hat nur einmal in einer bösen Stunde zu mir selbst davon geredet. Euer Vater sogar, mein Bruder, wußte es ja bis neulich noch nicht.

Gesagt hat es Frau Constanze mir erst später, bewiesen aber hat sie es stets, daß sie keinen Teil an mir und ich an ihr hatte; sie war mir nie eine Mutter als im harten Befehlen und Verbieten; eine Freundlichkeit habe ich niemals von ihr erfahren und ein liebes Wort nie zu hören gekriegt. Aber ich will nicht verdammen. Damals, als ich das Verhältnis erfuhr, in dem ich zu ihr stand, war ich noch zu jung und zu heiß und noch obendrein von dem Gefühl des bittersten Hasses erfüllt, als daß ich hätte billig sein und ihre Stellung mir gegenüber bedenken und abwägen sollen. Jetzt sehe ich ein, wie furchtbar das stolze Weib hierdurch zu leiden, eine wie grausame Demütigung sie fort und fort, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zu erdulden hatte. Da konnte die Liebe allerdings nicht aufkommen, da mußte vielmehr der Haß und endlich die Todfeindschaft entstehen, die sie mir — ihr wißt, wie lange! — bewahrt und bewiesen hat.

Dazu kam, daß ich vom Vater nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, nach und nach vernachlässigt und vergessen, sondern immer mehr und entschiedener bevorzugt, als Liebling im vollsten Sinne des Wortes behandelt wurde. Er ließ mich nie aus den Augen, seine erste Frage war stets nach mir; ich war fast immer in seinem Kabinett, wenn mich die Jugendlust nicht ins Freie zog. Ja, dies ging so weit, daß ich als Kind mit ihm auf dem alten Sofa dort, das damals das seine war, oft genug das Nachmittagsschläfchen teilen mußte, umfaßt von seinen Armen, geschmiegt an seine Brust, eingehüllt in die Falten seines weiten Schlafrocks. Später, als ich Unterricht erhielt, mußte ich meine meisten Arbeiten bei ihm machen, und ich erinnere mich, daß, als mir das Griechische schier gar nicht in den Kopf wollte, der damals siebenundvierzigjährige, mit Geschäften und Sorgen überhäufte Mann sich hinsetzte uno mit mir die Buchstaben, das Lesen, die Deklinationen lernte, mit mir übersetzte und memorierte wie ein Altersgenosse. ‚Siehst du, Florentin,' sagte er dann wohl lächelnd, ‚es geht. Du wirst dich doch von meinem alten Kopf nicht beschämen lassen, mein Junge!' —

So war mein Vater," setzte der Erzähler hinzu und wischte sich eine Träne aus dem Auge. „Und wenn den Eltern droben das zu gut gerechnet wird, was sie an ihren Kindern tun, dann muß meinem Vater viel vergeben werden, denn er hat mich sehr geliebt, der Alte, sehr, o sehr! Und dennoch hat er mich nie ver-

zogen, denn er hat mir auch seine Strenge und seinen Ernst gezeigt, wo es not war, und seine Hand lag auf mir warm und liebevoll, fest und sicher. Darum habe ich ihn auch geliebt, alle Tage und Stunden meines Lebens, wie kein Kind es mehr vermag. Und noch jetzt vergeht kein Tag, an dem ich seiner nicht treu und innig gedenke.

Das Verhältnis der Eltern", fuhr Florentin fort, nachdem er wieder eine Zeitlang stumm in den Garten gesehen, „war ein trübseliges, ich sollte eigentlich sagen, es gab gar keins mehr zwischen ihnen. Sie verkehrten fast nie miteinander als mittags bei Tisch und abends hie und da in einer Gesellschaft oder in einem bald kleineren, bald größeren Kreise von Besuchern. Denn alles, was aus dem Norden kam oder dahin ging, passierte damals diese Stadt, und wer dazwischen von irgendeiner Bedeutung war und sich einige Tage hier aufhielt, pflegte an unser Haus empfohlen zu sein. Sonst kam der Vater meines Wissens nicht in Constanzens Zimmer, so wenig wie sie in die seinen. Reden habe ich sie fast nur miteinander sehen, wenn Fremde da waren, oder wenn es irgend etwas in betreff der Kinder zu sprechen, zu verhandeln gab. Mißhelligkeiten kamen dabei selten vor, denn der eine sagte kurz und kalt, was er wünschte, und der andere erwiderte ebenso kurz und kalt ja oder nein. Eines wirklichen Streits erinnere ich mich nur einmal; er war meinetwegen. Ich weiß nicht mehr, was ich verbrochen, allein es war schwerlich mehr als eine Kinderei. Die Mutter sprach davon bei Tisch in den härtesten Ausdrücken, mein Vater antwortete zuerst zustimmend, dann, da die Vorwürfe härter wurden und auch auf anderes übergingen, gleichgültig. Als jedoch Constanze sich immer mehr erhitzte und immer herrischer auftrat, ließ er plötzlich Messer und Gabel ruhen, richtete den Kopf auf und warf ihr einen Blick zu, vor dem sie ihre Rede jäh abbrach. ‚Madame,' sagte er dabei, ‚kein Wort mehr oder — Ihr wißt! Ihr kennt, dächt' ich, Eure und meine Grenze.' Das war alles. Sie war aber leichenblaß geworden und erwiderte kein Wort.

Bald nachher passierte das, was den Gang meines ganzen Lebens bestimmen sollte.

Ich zählte eben vierzehn Jahre, als ich eines Tags abends nicht lange vor der Mahlzeit, die wir Kinder stets mit der Mutter allein einnahmen — der Vater kam nie dazu herauf außer an Gesellschaftsabenden — irgendeines Anliegens wegen von diesem meinem Zimmer zur Mutter hinüberging. Ich kam durch den Korridor und ihr Schlafzimmer, und als ich die Tür öffnete, welche damals statt der Portieren den Eingang zur Wohnstube verschloß, fand ich dort zwar die Lichter und das gebrauchte Teeservice auf dem Tisch, aber nicht die Bewohnerin. Doch hörte ich gleich darauf ihr leises Lachen aus der Mittelstube. Das war mir ein so gänzlich ungewohnter Laut, daß ich meine knabenhafte Neugierde nicht zu zügeln vermochte und auf den Zehen mich zu der nur angelehnten Türe schlich. Die Ampel, die dort von der Decke herabhing, war angezündet und verbreitete ihr dämmeriges Licht, und dabei sah ich, daß der zweite Anwesende — der jetzige Konsul Leonhardi war. — Von dem Weiterenn laßt mich schweigen."

Viktor schüttelte sich. „Das ist gräßlich!" sagte er; und Philibert stand auf und machte einige Gänge durch's Zimmer. „Wir wußten's wohl — oder wir ahnten's doch," bemerkte er endlich, indem er mit einer heftigen Bewegung seine Zigarre in eine Ecke der Stube warf, „wir haben das schleichende Jammerbild nie ausstehen können! — Aber solche dürre, gerade Wahrheit zerstört auch den Rest der Illusion. Fahr' fort, Onkel," setzte er hinzu und kehrte zu seinem Platze zurück; „es ist nicht gut, bei dergleichen zu verweilen."

Florentins Gesicht überzuckte ein finsteres Lächeln. „Freilich," versetzte er, „du hast recht, es ist nicht gut. Wie soll es dann aber der benennen, bei dem es immerdar blieb, den es überall begleitete, dessen ganzes Geschick dadurch bedingt ward? — Aber ich will fortfahren.

„Ich schlich zurück, wie ich gekommen, aber als ich an den Teetisch kam, riß ich — ich weiß nicht auf welchen Antrieb — die bunte Decke mit dem ganzen darauf stehenden Service mit einem raschen Griff herunter, entsprang durch die Kammer und flog in mein Zimmer an die Arbeit zurück, das Haupt wirbelnd, das Herz zusammengedrückt, daß ich kaum zu atmen vermochte, mein ganzes Wesen durchschüttelt von einem knabenhaften Grimm, von einem dunklen Bewußtsein der Schmach unseres Hauses. Und das durchtobte mich desto gewaltsamer, da ich den Menschen schon von jeher instinktmäßig verabscheut hatte. Ihr wißt, daß er früher hier bei eurem Großvater gelernt hat. Solange ich ihn kannte, war er bereits selbständig etabliert und machte nach uns die bedeutendsten Geschäfte im Ort; sein Vermögen galt für außerordentlich. Es verging aber schon damals kaum ein Tag, wo er nicht in unser Haus kam, und es ward ihm das teils als große Anhänglichkeit, teils als Bescheidenheit ausgelegt. Er möge, hieß es, noch immer nichts ohne den Rat seines früheren Lehrherrn — meines Vaters, — unternehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Konrad Maß

Unser verehrter und geschätzter Mitarbeiter, der Oberbürgermeister Konrad Maß, feierte in Görlitz am 16. November seinen fünfzigsten Geburtstag.

Lange schon hatten der Verleger sowohl wie auch der Herausgeber dieser Zeitschrift sich darauf gefreut, des Geburtstagskindes an dieser Stelle freundlich zu gedenken; aber ein bitterer Tropfen ist in den Freudenkelch gefallen: kurz zuvor ist Konrad Maß' Vater als Amtsgerichtsrat a. D. in Anklam hochbetagt und von all den vielen, die ihn gekannt, verehrt und geliebt hatten, aufs tiefste betrauert, heimgegangen.

Darum vor dem Glückwunsch ein Händedruck innigen Beileides.

Wer hätte es nie erfahren und gelernt, daß des Lebens Freude oft in den Augenblicken heiterster Erwartung mit bitterer Trübsal untermischt wird! Auch Konrad Maß hat diese Erfahrung nicht zum ersten Male in seinem Dasein gemacht, — in einem fünfzigjährigen Leben, dessen Hauptwendepunkte wir hier in kurzem festhalten wollen.

Konrad Maß ist, aus altem, pommerschen Bauerngeschlechte stammend, als Sohn des damaligen Kreisrichters Maß zu Anklam am 16. November 1867 geboren. In den letzten vier Geschlechterfolgen allerdings hatten sich die Glieder der Familie Maß mehr den „höheren Wissenschaften" zugewandt — und Theologen und Juristen sind aus ihr hervorgegangen.

Das Gymnasium zu Anklam wurde absolviert, auf dem der Schüler schon, angeregt durch Professor Hanow, die Geschichte zu seinem Lieblingsfache erkor. Nach im Jahre 1887 bestandenem Abiturientenexamen studierte Maß die Rechte auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen, Berlin und Greifswald. Schon hier zeigte es sich, daß längeres Verharren auf einer Stelle dem jungen Rechtsbeflissenen nicht lag — und dieser Wandertrieb ist auch dem Manne zu eigen geblieben.

Nachdem die üblichen Examina bestanden waren, finden wir Konrad Maß von 1895—1897 als Gerichtsassessor und in den nächsten beiden Jahren als Magistratsassessor in Stettin, von 1899—1901 als Ratsherrn in Stralsund und bis 1905 als Stadtrat in Stettin. Im Jahre 1905 wurde Maß zum Ersten Bürgermeister von Homburg v. d. Höhe gewählt. Bald darauf wurde ihm der Oberbürgermeistertitel verliehen. Schon 1907 aber folgte er einem Rufe als Zweiter Bürgermeister nach Görlitz, in welcher Stellung er sich auch heute noch befindet.

Der Krieg wies ihm vorübergehend andere Beschäftigung zu. So war er anderthalb Jahre in Münster i. W. als Abteilungschef tätig und erhielt hier das Eiserne Kreuz am weißen Bande.

Seit dem Jahre 1896 ist Konrad Maß mit Mathilde Hetzer, der Tochter des verstorbenen Landgerichtsdirektors Hetzer in Stettin vermählt. Der überaus glücklichen, harmonischen Ehe sind fünf Kinder entsprossen, ein Sohn, der leider schon im ersten Kindesalter wieder starb, und vier Töchter.

Trotz Studiums und Stadtlebens hat Maß stets Beziehungen zum Lande und zum Landleben unterhalten. Schon sein Großvater kaufte in der Nähe von Anklam ein Gut, das noch jetzt im Besitze der Familie ist. Der aufmerksame Leser von „Aus Sturm und Not" wird da leicht auf Spuren kommen, die zu diesem Besitze hinführen. Der häufige Ferienaufenthalt auf diesem Gute und das fröhliche, weite Wandern durch Deutschlands Gaue haben des Dichters Beziehungen zu Natur, Land und Leuten stets wach und rege erhalten. Seine Hauptbeschäftigung besteht eigentlich in sozialer Arbeit, und auf diesem Gebiete ist er auch vornehmlich literarisch tätig. Sein neuestes, vielgelesenes Werk auf diesem Gebiete heißt: „Wofür sie starben! — ein Weckruf zu sozialer Arbeit". In enger Verbindung mit dieser Tätigkeit steht das Streben nach kulturhistorischen Zielen, als deren liebstes Maß selbst das der Hebung deutsch-völkischer Gesinnung bezeichnet.

Was uns an dieser Stelle aber am meisten interessiert, ist, was der Dichter Konrad Maß geschaffen hat. Es ginge leider über den Rahmen der kleinen Skizze hinaus, wollten wir uns eingehend mit jeder seiner wirklich guten, literarisch wertvollen kulturhistorischen Novellen, namentlich denen aus vergangenen Tagen Pommerns, befassen.

Den Anfang machen die beiden kleineren Erzählungen „Der Goldschmuck von Hiddensee" und „Der Mönch von Pudagla". Zunehmende Reife zeigen die beiden folgenden, auch umfangreicheren „Sylvia" und „Das Haus Stavenhagen". Mit vollendeter Technik erzählt Konrad Maß in „Aus Sturm und Not", ein Buch, das als ein Band der Pommerschen Heimatbücher ein begehrtes, vielgelesenes in den Schützengräben und Etappen geworden ist. Erhöhten Reiz verleiht die Mundart den Novellenbänden „Vom Meeresstrande", „Dörch Blaumen un Nettel" und „Von de Waterkant".

Die neueste Erzählung des Dichters „Um Gottes Wort" wird im neuen Jahrgange dieser Zeitschrift erstmalig erscheinen.

Schenke uns der auf der Höhe seines Lebens stehende echt deutsche Mann und gemütvolle Dichter noch vieles, was deutschen Mut stärkt, Suchenden Wege weist und für Schönes empfängliche Herzen entzückt. Möge er noch durch viel Gutes erfreuen und erfreut werden. Das ist unser Geburtstagswunsch! A. K.

Eine wenig zeitgemäße Verfügung

Aus verstaubten und vergilbten Akten biete ich hier ein Stücklein dar, das in unsere Zeit der Stiefelnot und Lederknappheit gar nicht so recht hineinpassen will.

Als Friedrich Wilhelm I. auf einer Reise nach Preußen Hinterpommern durchfuhr, fiel ihm die übergroße Menge der im Gebrauch befindlichen Holzpantoffeln äußerst mißliebig auf.

Der sowohl nur aufs Praktische wie auch ständig auf das Wohl der Untertanen gerichtete Sinn des Fürsten witterte darin eine nicht geringe Gefahr für das Schuhmacherhandwerk. Er fürchtete einen starken Rückgang im Gebrauch von Lederschuhen und erließ darum sofort nach seiner Rückkehr nachfolgendes „Patent", in dem die geradezu fürchterliche Höhe der Strafbemessung auffällt— und von dem zu hoffen ist, daß man es heutzutage nicht mehr zur Anwendung bringen wird.

Es lautet:

PATENT
Daß von Dato an,
Die Tragung der
Hölzernen
Schuhe oder Pantoffeln /
In allen
Vor- und Hinter-Pommerschen
Landen bey Straffe verbothen seyn soll.
Sub Dato Berlin, den 22. Augusti 1722.

STARGARD/
Gedruckt bey Johann Tillern, Königl. Preuß. Pommr. Regier. Buchdr.

WIR Friderich Wilhelm von Gottes Gnaden König in Preussen, Marggraf zu Brandenburg, des Heil. Römischen Reichs Ertz-Cämmerer und Churfürst Souverainer Printz von Oranien Neufchatel und Vallengin, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Mecklenburg, auch in Schlesien, zu Crossen, Hertzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg und Mörs, Graf zu Hohenzollen, Ruppin, der Marck, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Lingen, Schwerin, Bühren und Lehrdam, Marquis zu der Vehre und Vlißingen, Herrn zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arlay und Breda ꝛc. ꝛc. Wir haben auf Unserer Preußischen Reise Selbst wahrgenommen, was massen gar viele Höltzerne Schuhe oder Pantoffeln auf dem Lande getragen werden, welches aber so wol denen Schustern und anderen Gewercken, als Unsern Interesse nachtheilig ist; Dannenhero Wir es auch ferner nicht verstattet, sondern gäntzlich abgeschaffet wissen wollen; Befehlen demnach allen und jeden Unseren Unterthanen, so wol Unsern Aembtern als Städten und Adelichen Unterthanen bey harter Straffe, in zukunfft keine Höltzerne Schuhe oder Pantoffeln ferner zutragen; imgleichen wird denen Eigenthümern der Adelichen- und Städte Dörffer und Beambten, auch Magisträten in Städten angedeutet, daß Sie bey 200. Ducaten Straffe zur Recruten-Casse, mit Nachdruck darüber, daß ihre Unterthanen und Leute keine höltzerne Schuhe oder Pantoffeln mehr gebrauchen, halten sollen; Wie dann Unseren Fiscalischen und anderen Bedienten bereits anbefohlen worden, wohl acht zu geben, damit diesem Unserm allergnädigsten Befehl aufs genaueste nachgelebet werde. Damit auch dieses Patent zu Männigliches Notitz gebracht werden möge, soll solches nochmahls von denen Cantzeln publiciret, wo es gebräuchlich in denen Dörffern im Köder, auf, oder vor dem Kirchhofe, von dem Küster abgelesen, und nachmahls in locis publicis affigiret werden. Uhrkundlich unter Unserer eigenhändigen Unterschrifft und aufgedruckten Königlichen Innsiegel.

Gegeben Berlin den 21ten Augusti 1722.

(L. S.) Fr. Wilhelm.

F. W. v. Grumbkow.

Neue Bücher

Das Urbild von Goethes Gretchen. Von Otto Frhrn. v. Boenigk. Greifswald, Ratsbuchhandlung L. Bamberg.

Obgleich diese fesselnd geschriebene, geistreiche und gediegene Untersuchung schon vor längerer Zeit während des Krieges erschienen ist, soll doch auch hier noch darauf hingewiesen werden, da sie uns Pommern ganz besonders nahe angeht. Macht es doch der Verfasser im höchsten Maße wahrscheinlich, daß Goethes „Gretchen" nach dem Leben gezeichnet ist und im alten Stralsund vor 150 Jahren ihr schweres Schicksal einer Kindesmörderin erfüllt hat. Daß Goethe wirklich Einzelheiten aus der bekannten Geschichte der unglücklichen Maria Flint gekannt hat, ist durch mancherlei Beziehungen möglich gemacht, die oft zahlreicher sind, als man denkt. Dafür wäre Lavaters Aufenthalt in Stralsund, auf den der Verfasser nicht eingeht, ein weiterer Beweis. Jedenfalls wird die Faustforschung an Boenigks Buch nicht vorübergehen können. Wir Pommern aber können stolz sein, daß die köstlichste Frauengestalt, die uns unser größter Dichter geschenkt hat, wohl einst als ein Kind unserer Heimat wirklich unter uns gelebt hat. G.

D. Theodor Meinhold: Heimatbüchlein für Barth und Kreis Franzburg. Verlag durch den Synodalverein für Innere Mission, Pastor Prollius, Niepars, Kreis Franzburg. Druck von Fischer und Schmidt, Stettin. 1915. Preis geb. 3 M.

Unter Mitwirkung verschiedener Mitarbeiter aus den Pfarr- und Lehrerhäusern hat der weithin bekannte Theologe Meinhold ein Buch herausgegeben, das allen Freunden der pommerschen Heimat zur Pflege der Heimatliebe willkommen sein dürfte, denn nicht nur für den Religionsunterricht, sondern auch für die Geschichte und Naturkunde wird ihnen hier eine Reihe interessanter Aufsätze dargeboten, die lose aneinandergereiht sind. Soweit ich gesehen habe, ist ein Abschnitt: „Die Kirche zu Kentz" von Max Gercke auch in das Hirtsche Lesebuch für Pommern in schulgemäßer Form aufgenommen, und ohne Mühe ließen sich noch andere Abhandlungen für diesen Zweck auswählen. Unter den Mitarbeitern tritt vor allen Meinhold selbst hervor. Er berücksichtigt mit Vorliebe geschichtliche Stoffe. Mag er uns etwas erzählen von Pommerns Vergangenheit zur Zeit der Reformation oder des Dreißigjährigen Krieges mit den nötigen Beziehungen zum Kreise Franzburg oder in die Gegenwart hineingegriffen, überall bekundet er ein tieferes Eindringen in die geschichtlichen Einzeltatsachen, die von ihm vielleicht den Chroniken oder Archiven entnommen sind. Dazu wählt er nur solche Stoffe aus, die das Volk und zugleich die Gebildeten fesseln und bestimmte interessante Perioden und Verhältnisse veranschaulichen.

Ebenso liefern die übrigen Verfasser wertvolle Beiträge aus der Vergangenheit und Jetztzeit.

Wir wünschen, daß das treffliche Heimatbüchlein seinen Dienst erfülle und die Heimmatliebe fördere bei jung und alt. Wendt.

Pommerscher Künstlerbund

Der Bund hat am 4. November im Beisein zahlreicher geladener Gäste seine zweite Ausstellung in den Räumen des Städtischen Museums eröffnet. An Stelle des erkrankten Vorsitzenden, des Herrn Prof. Ludwig Manzel, hielt Herr Prof. Janensch die Eröffnungsrede.

Über die Ausstellung, die gegen die erste, trotzdem auch diese schon auf bewunderungswürdiger künstlerischer Höhe stand, einen Fortschritt bedeutete, haben die Stettiner Blätter in gewohnt vorzüglicher Weise ausführlich berichtet. Das Verzeichnis weist 35 (27) Aussteller mit 186 (174) Werken auf. Um die geschmackvolle Anordnung hat sich der tüchtige Geschäftsführer des Vereins, der Stettiner Maler Gustav Milling, große Verdienste erworben. Die Kauflust des Publikums ist erfreulich rege.

Literarische Notiz

Die Erzählung „Das Horn vom Gollen" des Herausgebers dieser Zeitschrift ist auf Wunsch vieler Leser der „Kösliner Zeitung", die die Erzählung letzthin brachte, vom Verlage C. G. Hendeß, Köslin, als Buch herausgegeben worden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Aus der Werkstatt des Pommernverlages

Der Almanach: „Aus pommerscher Kunst und Dichtung" wird rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen und durch Inhalt und Ausstattung ein echtes und rechtes Weihnachtsbuch werden, das dem Ernst der Zeit und der Weihe des Tages in gleicher Weise gerecht wird. Wer irgendeinem eine sinnige Freude zu diesem Tage bereiten will, bestelle das Buch, das vor Weihnachten für 2 M. (späterer Preis 3 M.) zu haben ist, sofort entweder bei seinem Buchhändler oder direkt beim Verlage Max Mallin, Stargard i. P.

Gleichzeitig mit dem Almanach wird in unserem Verlage ein Buch erscheinen, dem von vielen Seiten aus mit großer Spannung entgegengesehen wird: Karla König, „Einsame Feuer". Wer das meisterhaft gezeichnete literarische Porträt der Dichterin aus der Feder Paul Richters in Nr. 6 dieser Zeitschrift sowie die dazu gegebenen Proben ihrer reich und rein fließenden lyrischen Kunst kennen gelernt hat, wird sicherlich diesen feinen Festesgenuß und diese tiefinnerliche Weihnachtsfreude (Freude im ernstesten, oft fast schmerzlichen Sinne) sich und auch anderen gern bereiten, die das Sichversenken in der Dichterin „Einsame Feuer" mit sich bringt.

Ein neues Buch eines unserer Mitarbeiter

Eine überaus wertvolle Bereicherung unserer guten Kriegsliteratur ist das im Verlage von Fischer & Schmidt, Stettin, erschienene Gedichtbuch Hugo Kaekers „Unter dem Roten Kreuz". Eine Vollendung der Form, die den höchsten und strengsten Anforderungen gerecht zu werden vermag, eine Festigkeit und doch Schmiegsamkeit der Sprache, eine tiefe Durchdenkung des Inhalts und doch nichts Gekünsteltes, sondern das Emporsprudeln eines warmen Quells aus des Erdballs tiefstem Schacht, dem Menschenherzen, das alles ist Kaekerscher Poesie zu eigen. Dank und Weihnachtsgruß dem Dichter und dem werten Manne! A. K.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt Arnold Koeppen. Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. sind zu richten an: Konrektor Arnold Koeppen in Pyritz, Bahnhofstraße 19.
Verlag: Pommernverlag Max Mallin, Stargard i. Pomm. Druck: F. E. Haag in Melle i. Hann.

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

4. Jahrgang | Herausgegeben von Arnold Koeppen | Februar / März 1918

Carl Adolf Lorenz in seinen geistlichen und weltlichen Werken

Von Hans König.

Carl Adolf Lorenz erblickte am 13. August 1837 zu Köslin in Pommern das Licht der Welt und zwar in dem heute noch erhaltenen kleinen, aber freundlich dreinschauenden Hause Markt Nr. 18. Sein Vater war dort Justizrat. Im Jahre 1854 wurde er nach Stettin als Regierungsrat versetzt, woselbst der Knabe das Marienstifts-Gymnasium besuchte. 1857 absolvierte er die Schule und ging zum Studium der Philosophie nach Berlin. Doch lieber als das Studium der Philosophie pflegte er die edle Musika; Dehn und Kiel wurden seine Lehrer, von denen letzterer den entscheidenden Einfluß auf Lorenz ausübte. Er dirigierte in Berlin den damals bekannten Meixnerschen Gesangverein, auch gründete er den Beethoven-Verein, der vier Jahre lang eine Rolle im Berliner Universitätsleben spielte. Während solcher Studien trat Lorenz alljährlich in einem Konzert mit eigenen Kompositionen an die Öffentlichkeit und erlangte dadurch einen guten Ruf, auch als vorzüglicher Pianist. Bei der Schillerfeier der Universität (1859) wurde eine Kantate von ihm aufgeführt. 1861 promovierte Lorenz in Leipzig zum Dr. philosoph. Von 1864 ab bekleidete er das Amt eines Dirigenten des Stralsunder Musikvereins. Auf Aufforderung der Stadt Stettin ging er 1866 als Loewes Nachfolger dorthin. In dieses Jahr fällt auch die Gründung des noch heute blühenden Stettiner Musikvereins, daneben leitete er den Lehrer-Gesangverein. Wie Loewe, hat auch Lorenz seine städtischen Ämter als Gesanglehrer am städtischen Schiller-Realgymnasium und Organist von St. Jakobi mehr denn vierzig Jahre lang bekleidet.

Die Stadt Stettin sieht in Lorenz den Organisator der öffentlichen Musikpflege, und seiner Aufführungen aller Werke der alten wie der neuen Zeit sind unzählige.

Den Reigen seiner großen Chorkompositionen, die seinen Namen weit über Stettins enge Grenzen verbreitet haben, eröffnet das Chorwerk „Otto der Große"; es stammt aus dem Jahre 1875. Sein letztes und damit bedeutendstes Chorwerk ist „Das Licht", dessen Entstehung in das Jahr 1907 fällt. Daneben hat der Meister eine Menge anderer Werke, teils Orgel-, teils Kammermusik, Gesangskompositionen, zwei Opern und eine große Sinfonie geschaffen. Im Jahre 1885 wurde Lorenz in Ansehung seiner Verdienste Königl. Professor. Mit dem 1. Oktober 1910 mußte Lorenz aus Gesundheitsrücksichten von seinen Ämtern zurücktreten.

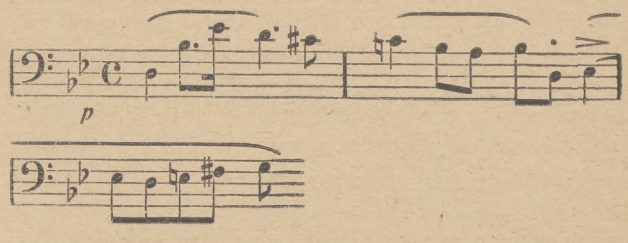
Die dankbaren Kösliner haben es nicht versäumt, ihrem bedeutenden Sohne aus Anlaß seines 75. Geburtstages eine Gedenktafel zu stiften. Den Danksagungen und Glückwünschen der Stadt Stettin schloß sich die gesamte Presse an; Stettin benannte eine Straße nach dem Meister.

Lorenz kann nicht nur mit Befriedigung auf sein Werk in Stettin blicken, es ist ihm auch vergönnt gewesen, den Erfolg seiner Kompositionen überall, wohin sie drangen, festzustellen. Seine Oratorien vornehmlich sind es, die zu dem festen Bestand vieler großen Chorvereinigungen in Städten wie Posen, Köln, Rotterdam, Breslau und Hamburg usw. gehören. Im folgenden habe ich mir vorbehalten, auf die maßgebenden, der musikalischen Entwicklung des Meisters den Weg weisenden Kompositionen genauer einzugehen.

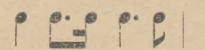
Sein Bestes auf dem Gebiet geistlicher Musik hat Lorenz in seinem vorletzten großen Oratorium

„Golgatha"

gegeben. Es stammt aus dem Jahre 1902; den Text hat der Stettiner Pastor Dr. lic. Hülmann geschrieben. Es schildert die Begebnisse der heiligen Geschichte auf Golgatha, und zwar ist es in drei Teile zergliedert. In der Einleitung, die nicht nur das Orchester, sondern auch der Chor bestreitet, gibt L. dem ganzen Oratorium durch das markante Thema der Bratschen und Celli

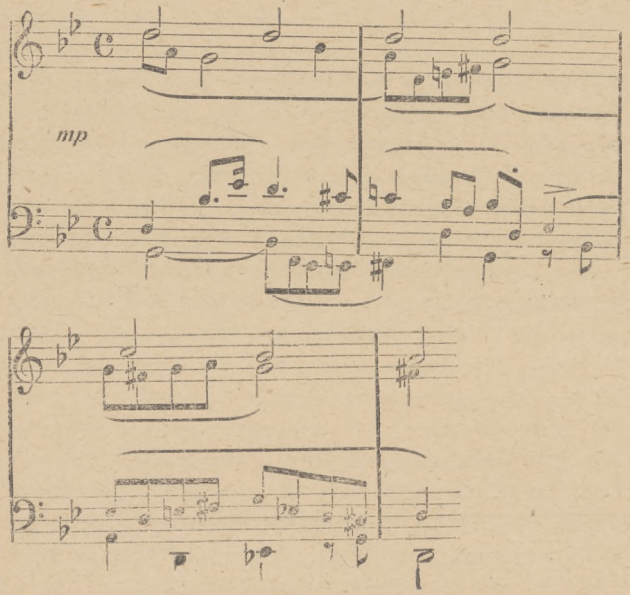


in den ersten drei Takten das Gepräge. Diese Anfangsformel



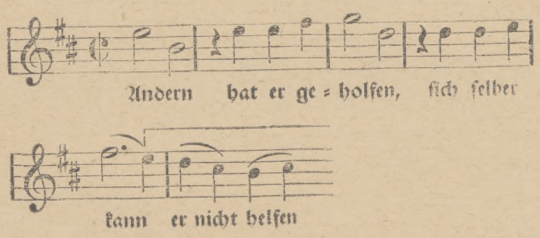
kehrt im ganzen Tonstück wieder; sie gibt die düstere Stimmung, das Dulden und Leiden Christi dort auf Golgatha recht markant wieder. (Kl.-Auszug, Seite 46, Zeile 2; S. 102, Z. 1; S. 89, Z. 3.)

Nach längerer Durcharbeitung dieses Themas tritt als schwebende Stimme in den Holzbläsern und nachher in der Trompete der Choral: „Christus, der uns selig macht", auf, während das Anfangsmotiv kontrapunktiert.

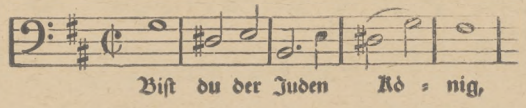


Dieser Satz ist außerordentlich kunstvoll und geschickt gearbeitet, er hat dabei den Vorzug, nicht gesucht zu klingen, und ist infolge seiner Natürlichkeit von eindringlicher Wirkung. Dem Chor fällt die Aufgabe zu, in einfachen Harmonien und schlichtem Satz um Trost und Frieden in Jesu Wunden zu bitten. Der Tenor führt im Unisono mit den Hörnern als Cantus firmus den voraufgehenden Choral durch, während das Anfangsthema kontrapunktiert.

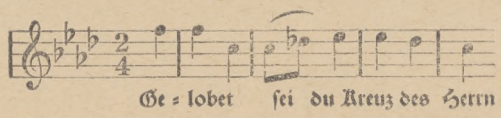
Der erste Teil umfaßt die Handlungen, die sich am Fuße des Kreuzes abspielen bis zu dem dritten Worte des Heilandes an seine Mutter und Johannes. In lebhaftem Tempo läßt er die Schmähworte des untenstehenden Volkes rufen. Im Verlaufe des Satzes entwickelt sich eine Doppelfuge aus den Worten der Hohenpriester:



und der Kriegsknechte:

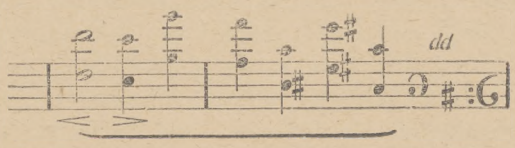


Durch chromatischen Abstieg der beiden Themen wird das Wort: „Steige herab" lebhaft illustriert. Nach dem Muster alter Musik hat er die Worte des Jesus wie mit einem Heiligenscheine mit leisen Akkorden der Streicher in den oberen Lagen und der Voix celeste der Orgel umgeben. Dasselbe Verfahren wendet er in fast allen folgenden Jesusworten an. In den ersten Teil hineingestreut sind ein Duett zwischen dem Chorsopran und dem Sänger des Jesus, wie auch ein Duett zwischen Maria und Johannes. Im ersteren hat er mit glücklichem Gelingen ein altes Jesajas-Wort: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet" mit dem Choral, vom Chorsopran im pp gesungen, „O Lamm Gottes", verknüpft. Mit einem fugierten, reich im Orchester verzierten Schlußsatz beendigt er den ersten Teil. Aus dem Fugenthema

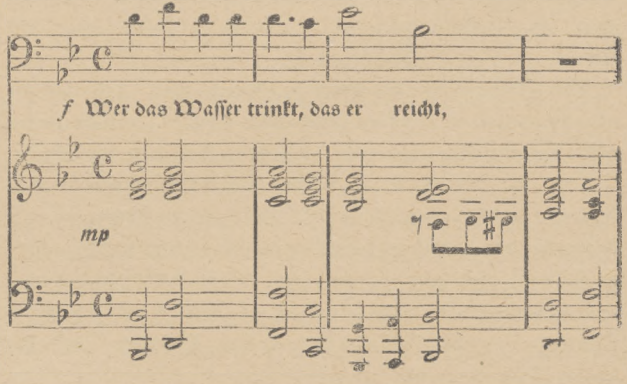


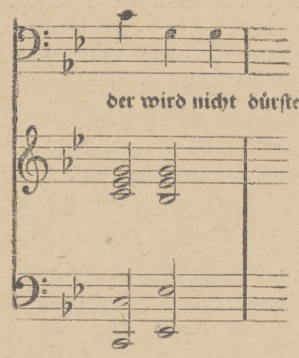
entwickelt sich zum Schluß ein vollständig abgeschlossener, frei erfundener Choral.

Im zweiten Teil leitet die „schaudervolle Kreuzespein" die uns bis in des Leidens tiefstes Dunkel hinabführt, eine von den tiefen Kontrabässen gespielte Quintenfigur treffend ein, die sich durch ganze Tonskalen fortsetzt;



das Quintenthema besteht aus verminderten oder übermäßigen Tonschritten. Ein Solo des Sängers des Jesus erinnert in seiner Harmonik an Vorbilder aus der alten Musik, lehnt sich jedoch positiv an kein Beispiel an:

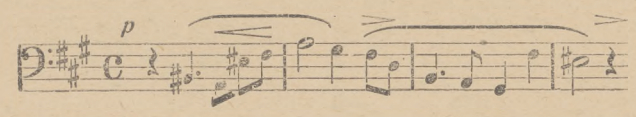




Der folgende große achtstimmige Chor: „Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet" zeigt große Klangfülle und arbeitet in der Hauptsache mit Imitationen.

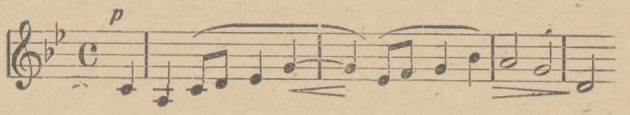
Der Selig-Chor beschließt den ersten Abschnitt des zweiten Teils.

An den Chor schließt sich unmittelbar ein breit angelegter Chorsatz, der das Erdbeben und den Aufruhr in der Natur wiedergibt, während Christus am Kreuze hängt. Dem bewegten Gesang steht im Orchester, von den Posaunen geblasen, die Choralmelodie „O Haupt voll Blut und Wunden" gegenüber. Dieser Satz gehört infolge seiner vielfachen Verschlingungen, denen mit Kraft der prächtige Passionschoral entgegentritt, zu den eindrucksvollsten des ganzen Werkes. Das Klagewort des leidenden Heilandes: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen" wird durch eine schluchzende Figur im Orchester eingeleitet:

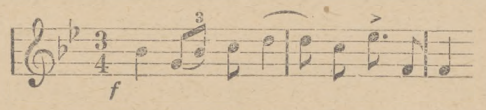


Im bewegten, kraftvoll synkopisch gearbeiteten Alt-Solo wird der Sieg über den Tod gepriesen, „er schreitet durch Kampf zum Sieg". Die Bässe zeichnen mit ihren langen Viertelnoten in Oktaven, die lebhaft zu den Synkopen kontrastieren, recht bedeutend das „schreiten" an; der Hörer glaubt es zu sehen. Der Chor singt im Choraltempo: „Mein Herze geht in Sprüngen"; der Chorsopran führt ihn nach der Melodie: „Wie soll ich dich empfangen" durch, während die übrigen Stimmen in punktierter Achtelbewegung kontrapunktieren, wiederum eine eindringliche Veranschaulichung der Worte: „Mein Herze geht in Sprüngen".

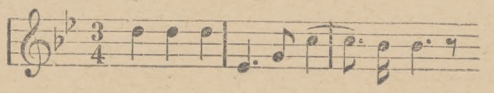
Der dritte Teil wird eingeleitet durch ein Solo des Nicodemus, das, im Tempo häufig variierend, seine Klage über den Tod des Meisters zum Ausdruck bringt. Nach dem Wort des Jesus: „Es ist vollbracht" baut sich ein auf harmonischer Grundlage basierender Chor auf: „Vollbracht, das heilige Werk". Er breitet sich in seinem Mittelsatz zu einem Doppelchor aus, der jenem „Selig-Chor" des zweiten Teiles ein Gegenstück bildet. Auch in diesem Chor herrscht ein breiter Stil, der auf ruhiger Grundlage zu einem voll entfaltenden Harmonieschwelgen Zeit gibt. Kurz vor dem Schluß legt der Dichter dem „heidnischen Hauptmann" eine Arie in den Mund, deren Inhalt sich über den Tod und die Vergänglichkeit des Menschenlebens verbreitet. Die Struktur des dreistrophigen Liedes ist nicht alltäglich, ja in seiner Harmonik nach nahezu gänzlich aus dem Rahmen fallendes Stück. Es erinnert an ältere Sätze des 17. Jahrhunderts, ist aber völlig ohne Vorlage gearbeitet. Die Eingangsphrase



bedingt eine merkwürdige Modulation; jede folgende Strophe führt notengetreu das Lied eine kleine Terz höher. Das Solo ist ein äußerst interessanter Ruhepunkt vor dem Schluß des Werkes. Der Choral „Jesus, meine Zuversicht" leitet den Faden der Handlung weiter: „Wenn auch der Mensch und sein Werk wie Dampf vergehen wird, so ist Jesus doch unsere Zuversicht". L. hat, entgegen den Gewohnheiten, den Choralsatz in wesentlich wuchtigere Formen gekleidet. Er geht in den Choralpausen mit ff Bläsertriolen ins Zeug, sicherlich von imposanter Wirkung. Denselben Choral verwendet er in dem folgenden Solo des Sängers des Jesus, um den Worten: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben", die handgreifliche Unterlage zu bieten. Auch hier bearbeitet er die Zwischensätze in kraftvollem Rhythmus mit Bläsertriolen. Im Schlußchor wechseln Soli und Chor. Die Solisten bringen zu den Worten: „Ob auch die Welt in Trümmer geht" das erste Thema,



während der Chor die Worte mit einem zweiten Thema wiederholt:



Nach längerer einzelner Durcharbeitung werden beide Themen zusammengeführt und laufen in eine Steigerung von großer Wirkung aus. Ein Choral nach der Melodie: „An Wasserflüssen Babylon" beschließt das Werk, von pp bis zu einem dreifachen f krescendierend.

Lorenz hat uns in seinem „Golgatha" eine Musik geschenkt, die man ohne große Fachkenntnisse leicht verstehen kann. Er bevorzugt den harmonischen schlichten Satz, komponiert schöne Arien und weiß das Orchester geschickt zu verwenden. Seine kontrapunktischen Künste leben sich in Imitationen, Kanon, Fugen und Doppelfugen aus; meisterhaft sind die schönen Passionschoräle verwandt und harmonisiert. Mit besonderer Kunst

und gutem Gelingen setzt er zu ihnen Gegenmelodien. Die Jesuspartie ist musikalisch wertvoll; die Behandlung derselben ist entlehnt aus älteren Vorlagen. Man kann nicht umhin, Stellen, wie die Anrede des Herrn an Johannes und seine Mutter, schlechthin als ergreifend zu bezeichnen. Die sonst gebräuchliche Form des Rezitativs benutzt L. nicht. Die Worte des „heidnischen Hauptmanns" erklingen wie im alten Volkston und üben gerade durch ihre Einfachheit eine fesselnde Wirkung aus. Das Werk trägt die Zeichnung op. 65 und ist damit das vorletzte große Chorwerk des Meisters. Infolge seiner Volkstümlichkeit ist jeder Aufführung ein bedeutender Erfolg beschieden gewesen, der ihm auch späterhin treu zu bleiben verspricht.

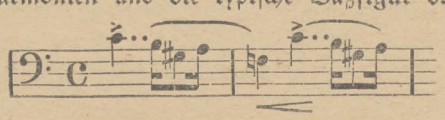
Von wesentlich tieferer Bedeutung, größerer Schwierigkeit und noch höherem Eindruck ist das letzte Chorwerk von Lorenz

„Das Licht".

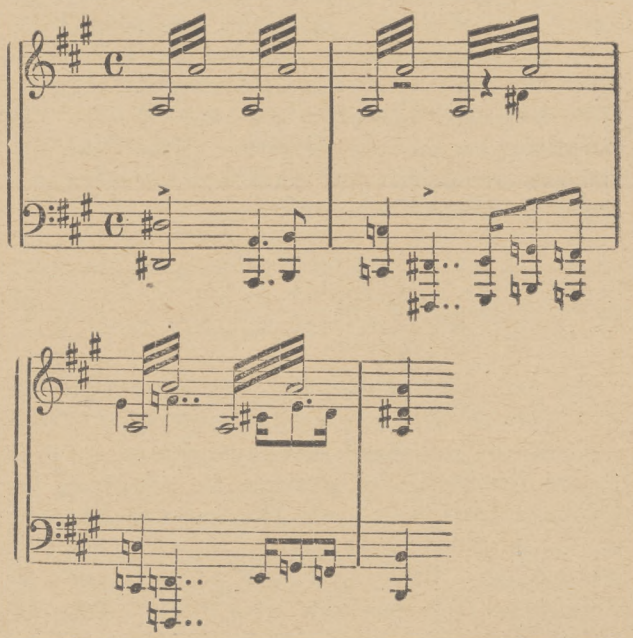
Es wurde im Jahre 1907 beendet und ist das 80. Werk des Meisters und damit sein letztes Chorwerk. Der Dichter H. Plötz, ein Stettiner Lehrer, hat der besseren Verständlichkeit des Textes halber der Dichtung ein Vorwort beigegeben. Thema des Werkes ist die Entwickelung der Menschheit zur wahren Sittlichkeit und befreienden Wahrheit. Diese Entwickelung, die durchaus philosophisch gehalten ist, wird dargestellt an dem allmählich wachsenden Licht. Der Dichter unterscheidet in dem allmählichen Aufstieg zum vollen Licht vier Stufen: Nacht, Dämmerung, Morgen und Tag. Vor der Ausführung dieser vier Abschnitte bringt er eine Hinleitung dazu. In dieser schildert er den Kampf zwischen Sonne und Finsternis, zwischen Leben und Tod. Die Sonne siegt in dem Kampf, und der Mensch erscheint und hebt „hoch in den Himmel den staunenden Blick". Durch den Sieg über den Tod erhält der Mensch die Fähigkeit der Vernunft: „Wir schimmernden Himmelswellen weihen den Menschen dem Dienste des Lichts und führen seine Geister von Stern zu Stern."

Dem Geiste des Textes hat L. seine Musik angepaßt. Ein nicht leichter Chorsatz voller imitatorischer Durcharbeitung führt uns zur siegenden Sonne hinauf. Ein Baritonsolo, das zu den schönsten Stellen des Werkes zählt, schildert den jungen Menschen, dem das Lebenslied, der Sonnenchoral entgegenbraust. Mit einem lebhaften Chorsatz, dem Lied „der strömenden Himmelswellen, die den Menschen von Stern zu Stern führen", schließt die Einleitung.

Der folgende Teil „Die Nacht" wird durch einen Orchestersatz im „maestoso" eingeleitet. Die düsteren Moll-Harmonien und die typische Baßfigur der Celli



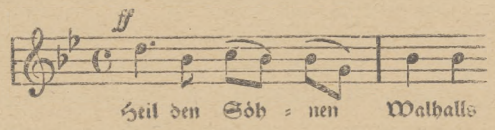
versetzen prächtig in die Nachtstimmung hinein. Dynamisch reich verwertet wird das Motiv, indem es sowohl in p erscheint, als auch zu einem gewaltigen fff anschwillt. Dieses Vorspiel ist tonmalerisch außerordentlich ausgiebig und für das Orchester ein dankbares Stück. Es ist übrigens eine Übertragung des Vorspiels zum zweiten Akt seiner Oper „Harald und Theano". In lebhaftem Wechsel zwischen Solo und Chor schildert dieser Teil die Nacht mit ihren Schrecken und Träumen. Den Menschen faßt Furcht vor der Nacht, und mahnend ruft der Chor: „Mächtige Götter beherrschen der Menschheit furchtsam Geschlecht." Vor den Blitzen, die aus der Nacht dunkel hervorzucken, stürzt der Mensch angsterfüllt zu Boden. Doch als er sich verschont sieht, und noch dazu die himmlische Gottesgabe, das Feuer, erblickt, erhebt er seine Stimme zu brünstigem Gebet. Das Baritonsolo: „Dank ihr Hohen, Unsichtbaren" verleiht diesem Gebet prächtige Ausdruckskraft. Voller Andacht erhebt der Mensch seinen Blick zu den Göttern. Im folgenden halten sich die Orchestervorspiele eng an das Anfangsmotiv: S. 45, S. 60. Besonders interessant erscheint es im letzteren S. 60:



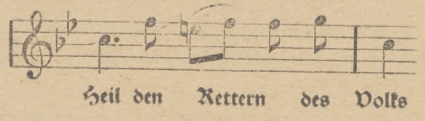
Ein Intermezzo von großem Liebreiz folgt: Der Mond erstrahlt in die Nacht hinein und zaubert dem Menschen jene Männchen, Elfen, Geister und Riesen vor, die wir alle im kindlichen Alter gesehen haben. Dieser Teil ist von so ausgiebiger Melodik und so dankbarer Wirkung, daß er (Seite 46 bis 59) als ein Stück für sich gelten darf und, herausgehoben aus dem Ganzen, ebenso wirken würde. Besonders viel ist der vierstimmige Frauenchor verwendet. Der Teil schließt in einem größeren Chorsatz mit der Bitte, daß Baldur, der Bringer der Frühlingssonne, die Menschen erlöse, die Riesen der Nacht stürzen möge.

Der zweite Teil, „Die Dämmerung" überschrieben, schildert die Menschheit, wie sie, allmählich aus Furcht und Angst erlöst, sich freier fühlt und die Freude, der Sonnenkinder Schönstes, im Volke Platz gewinnt. Der Dichter lehrt uns die Freude hier als eine dreifache kennen: als Frühlingsjubel, Ernteluft und Kampfeswonne. Ein liedförmiger Satz, von den Solisten vorgetragen, gibt den freudigen Stimmungen Ausdruck. Der Chor beschließt mit jubelnden Klängen zum Heil der Götter und der Sieger den Teil. L. hat in diesem Satz ein neckisches Melodiespiel getrieben: Er hat das auf S. 81 (Klav.-Auszug) gebrachte Motiv auf S. 83, im zweiten Teil des Chorsatzes umgedreht:

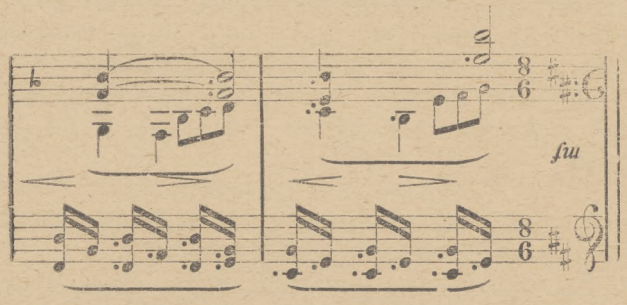
Thema:



Umkehrung:



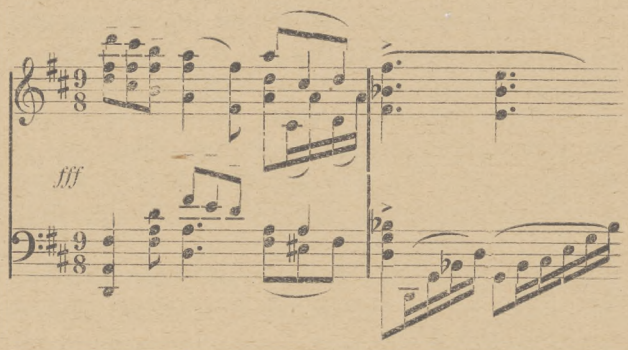
Dritter Teil: Morgen. Siegreich bricht die Sonne hervor; das Thema tritt ganz in seiner vollen Ausbreitung erst S. 89, Zeile 5 auf:



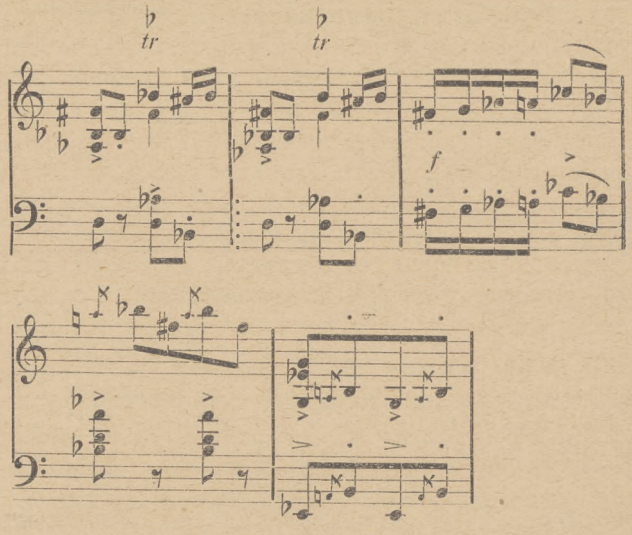
Das Aufsteigen des Sonnenballes, der glanzgolden die Schönheit des Landes begießt, wird durch Oktavensprünge, die sich chromatisch nach oben bewegen, gekennzeichnet.

Hat der Dichter bei den früheren Teilen die Germanen und ihre Entwickelung vor Augen gehabt, so ist es natürlich, wenn er jetzt nach dem klassischen Boden Griechenlands, der Quelle des Humanismus, Schönheit und Klarheit verweist. Hier ist der Morgen, der sein glanzgoldenes Licht über die Menschheit ausgießt; hier entströmen dem Munde des Dichters Lobgesänge und hier ringt des Jünglings zähe Kraft um die Siegespalme. Hier lebt in „goldenem Trug" ein Volk ein „holdes freies Leben".

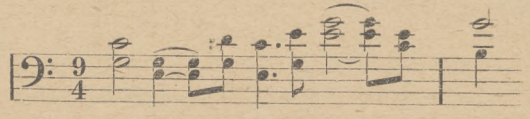
Der Teil, dessen Inhalt in verschiedenen Solis, die nur kurze Chorsätze unterbrechen, wiedergegeben wird, schließt mit einem äußerst schwungvollen Orchestersatz im $^{9}/_{8}$-Takt, der an Erfindung alles übrige in dem Teil weit übertrifft. Dasselbe Motiv tritt schon S. 94 (Klav.-Auszug) auf.



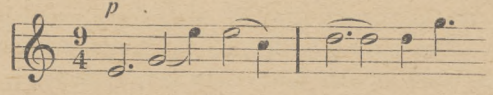
In dem chorischen, dionysischen Jubelgesang, S. 90, bringt L. einen merkwürdigen, an slavische Eigenart anklingenden Rhythmus:



Der letzte Teil „Der lichte Tag" wird durch ein kompliziertes, außerordentlich polyphon gearbeitetes Vorspiel eingeleitet. Während die Hörner ein selbständiges Motiv intonieren, S. 107, Takt 9:

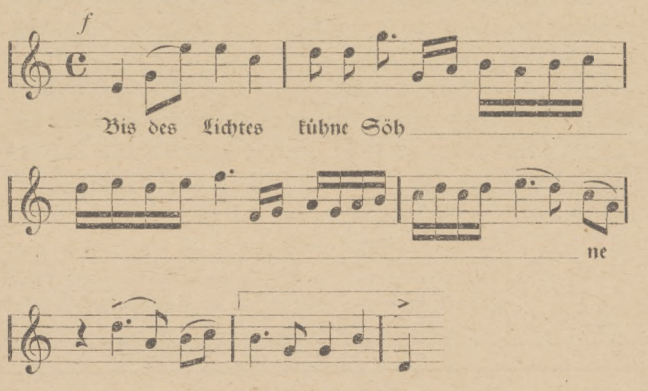


gibt die Trompete dagegen das Thema der Schlußfuge in erweiterten Maßstabe an:



die Streicher imitieren in den oberen Lagen das Thema der Hörner.

Von den Höhen her erobert sich das Licht alle Tiefen des Menschenlebens. Wo Gottes Licht hinscheint, da erglüht das Menschenherz in inniger selbstloser Liebe und schafft so auf der Welt einen neuen herrlichen Tag. Das Lied der Liebe klingt beglückend durch die Erdenrunde, und Gott segnet uns, die wir jetzt untereinander Brüder heißen. Mit Worten aus der Bergpredigt, die in einem Baritonsolo, wiederum einem Glanzpunkt melodiöser Erfindung, einen warmen Ausdruck finden, gibt der Dichter einen Fingerzeig zu dem Weg, den die Menschheit gehen soll. Das Ziel kennzeichnet der Schlußchor: Die Verbrüderung der Menschheit. Er wird durch das kurze wuchtige Einleitungsvorspiel zu dem Werke eingeführt, das große Akkorde des gesamten Orchesters bevorzugt. An ihn gliedert sich eine lebhafte Fuge an mit folgendem Thema:



Sie schließt sich zum Schluß zu einem harmonischen, in ein dreifaches f anschwellenden Satze zusammen.

Die Dichtung, deren Bedeutung teilweise recht schwer zu erfassen ist, bewegt sich oft auf den hohen Kothurnen der Klopstockschen Ode; zuweilen steigert sich diese zu unerträglicher Ausdrucksweise:

„Prangendes Blütengesinde über der schneefreien Flur;"
„Lenzender Jugend werbende Schar, bringt sich luftopfernd dem Lenze dar;"
„Weltenselig rinnt das Leben aus der Schöpfung ew'gem Born."

Im Gegensatz dazu hat L. eine Musik geschrieben, die jeglicher gekünstelten Ausdrucksweise entbehrt und durchaus natürlich ist. Dies ist insofern anzuerkennen, als tatsächlich die häufig geschraubte Redeweise auch zu unnatürlicher, vielleicht hyper-moderner Vertonung Anlaß zu geben imstande ist. Die Komposition will vor allem ein Chorwerk sein; es setzt einen wohldisziplinierten Chor voraus. Obwohl L. häufig außerordentlich polyphon arbeitet, läßt er erst zum Schluß eine Fuge eintreten; in den anderen Chorsätzen finden sich Imitationen und Verkehrungen kontrapunktischer Art verwandt. Secco-Rezitative sind nicht zu finden, rezitativisch beginnt auf S. 19 das Baritonsolo: „Aufwärts strebt er zur ragenden Höhe". Das Werk ist reich an schönen Einzelstellen: das Vorspiel zu „der Nacht" ist ein Stimmungsbild von großer Wirkung. Die Baritonsolis im ersten und letzten Teil sind auffallend melodiös und zählen zu den besten Kompositionen aus des Meisters Feder überhaupt. Hauptpartien des Werkes liegen im Bariton und Mezzosopran. Im dritten Teil „Die Dämmerung" hat L., dreimalig transponiert, die Liedform mit gleichem Inhalt verwandt. Die Komposition, in der Gesamtheit große Ansprüche stellend, mutet namentlich auch dem Orchester viel zu. Es ist daher nur für Chöre, die einen größeren, leistungsfähigeren Apparat zur Verfügung haben, zugänglich.

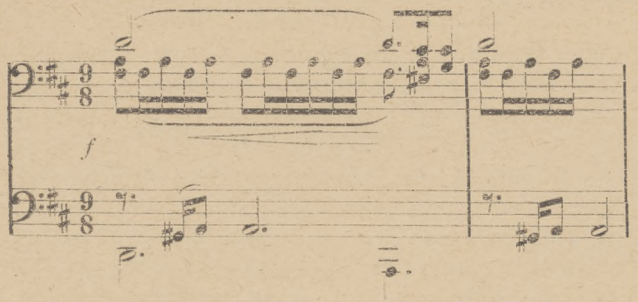
Die „Augsburger Abendzeitung" — in Augsburg wurde es zu verschiedenen Malen unter Prof. Weber aufgeführt — widmet dem Komponisten treffliche Worte. Einige, die den Wert des Werkes zusammenfassen, seien hier wiedergegeben: „Diese (Lorenz') Meisterschaft erstreckt sich sowohl auf den innern Wert der Musik, die in gemäßigter Weise dem künstlerischen Pulsschlag der Neuzeit huldigt, als auch auf die formelle Gestaltung und die ausgezeichnete, von hervorragendem praktischen Blick und Klangsinn zeugende Behandlung der verwendeten vokalen und instrumentalen Mittel."

Auch auf dem Gebiete weltlicher Musik größerer Formen hat sich L. mit Erfolg versucht. Neben einer Anzahl Kammermusikwerke, einer Sinfonie, vielen Gesängen stehen zwei Opern: „Komödie der Irrungen" und „Harald und Theano". Letztere Oper

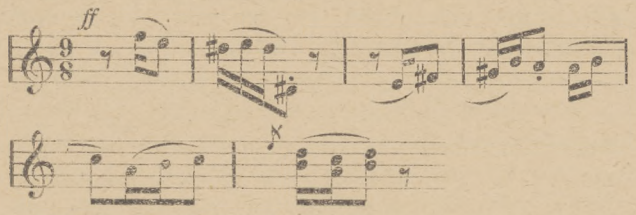
„Harald und Theano" (op. 50)

hat in Hannover verschiedene Aufführungen erlebt und ist 1892 bei Breitkopf & Härtel erschienen.

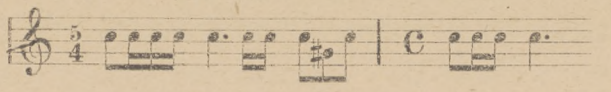
Der Text aus der Feder Felix Dahns führt in die Zeit der Christenverfolgungen zu Anfang des 4. Jahrhunderts nach der Insel Kypros. Die Sachsen, fern aus dem Norden kommend, haben die Insel erobert. Sie befreien zur gegebenen Zeit die Christen. In diese Außenhandlung ist die Liebesszene zwischen Harald, — einem sächsischen Großen —, und der jungen Römerin, Theano, eingewoben. Der schändliche Verrat, den der römische Statthalter auf Kypros, Palanthos, gegen Harald plant, wird vernichtet, und als Höhepunkt der Handlung befreit Harald seine Geliebte aus den Flammen des brennenden Schloßturmes. Die Musik hierzu schwelgt in Wohllaut; namentlich sind es wieder die Chöre, die in außerordentlich lieblichen Harmonien und in prächtiger Stimmführung dahinrauschen. Den ersten Akt leitet ein solcher ein; er bringt das Anfangsmotiv zu der ganzen Oper:



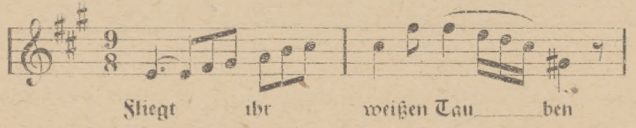
Ein lebhafter Tanz folgt:



Der erste Akt steigert sich bis zum Herannahen der Sachsen, deren Trompeten

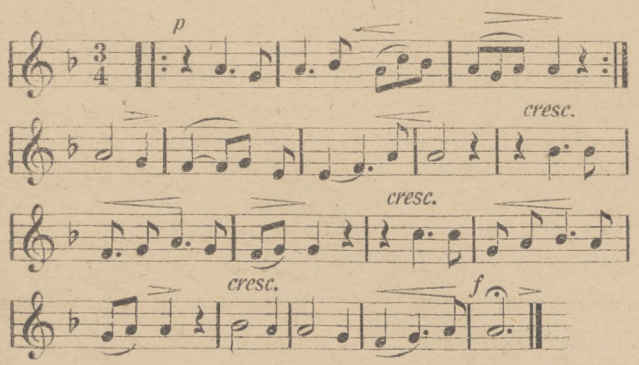


dem bacchanalen Treiben ein Ende machen. Aus diesem Akt ragen besonders der Eingangschor und das vom Chor begleitete, von sinnlichem Wohllaut getragene Taubenlied (Klav.-Auszug S. 31.) der Lysania:



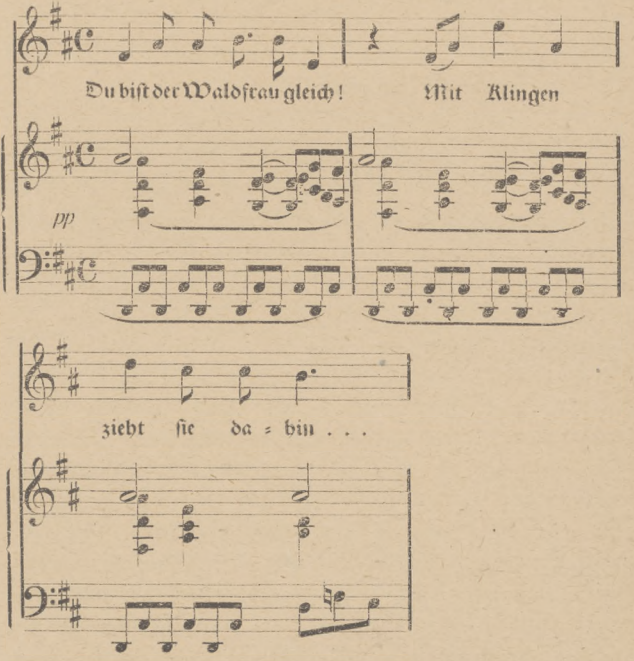
hervor. Breitkopf & Härtel hat dieses Lied, für Orchester bearbeitet, übrigens auch getrennt herausgegeben. Der Umstand, daß der Eingangschor sowie dieses Taubenlied in dem schwebenden $^{9}/_{8}$-Takt komponiert sind, breitet über den ganzen Akt eine gewisse Einheitlichkeit aus und verleiht mit Nachdruck dieselben rhythmischen Akzente.

Das Eingangsvorspiel zum zweiten Akt führt stimmungsvoll in den Anfang, die feierliche Gebetsszene der Christenschar, ein. Ein frei erfundener Choral in dorischer Tonart zieht sich weit in den Akt hinein, wird späterhin auch als cantus firmus gut verwertet.



Haralds Monolog: „Du riefst nach einem Mann" (S. 130) ist in seiner Vielseitigkeit, rhythmischer und rezitativischer Art, äußerst interessant und dankbar. Auch in diesem Akt hat L. eine Menge bewegter Chöre geschaffen; die Musik unterstützt die lebhafte Handlung ungemein.

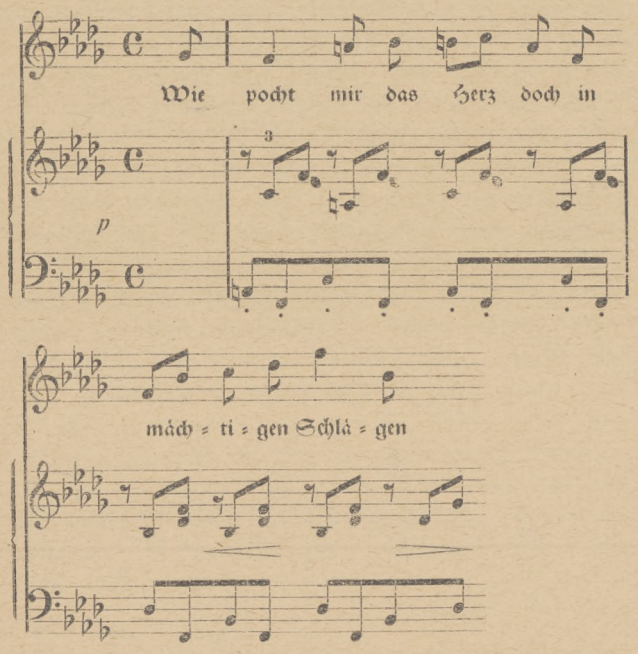
Ein liedförmiger Chorsatz, als Trinklied geschrieben, leitet den dritten Akt ein; dem Männerchor folgt der Frauenchor. Während ersterer das Lied in moll anstimmt, schließt sich letzterer zum gemischten Chor in demselben Liedsatz zusammen, so das Trinklied in großem Schwunge zu Ende bringend. Eine zweite Nebenhandlung, die Liebesszene zwischen Halgast, einem germanischen Krieger, und Glauke, einer jungen Römerin, bringt dem Hörer musikalisch nicht viel Neues. An dieses Intermezzo schließt sich S. 169 der Siegesgesang der Germanen, in dem Halgast mit dem Männerchor alterniert, an. Auch dieser sehr wirksame Satz mit Halgasts Solo: „Siegvater sandte den Acker aus" ist bei Breitkopf einzeln herausgekommen. Der Mittelpunkt des Aktes, der musikalisch der wertvollste ist, wird gebildet durch die Liebesszene zwischen Harald und Theano. Von S. 184 beginnt das Werk weit über seinen sonstigen Durchschnitt interessant zu werden. Wie Harald sich hinlegt und einschläft, wie das Orchester die tropische Nacht, den sinnlichen Zauber, der über ihr braut, malt, ist meisterhaft. Theanos Erklärung: „Ich biete selbst dir Herz und Hand" ist von hoher musikalischer Ausdruckskraft. Die langsame, träumerische Arie des Harald mit den sanften Baßtriolen (S. 200):



gehört zu den schönsten Stellen in Lorenz' Musik überhaupt. Bis S. 213 schwelgt man in Wohllaut; der

Komponist hat sich leise dem Verismus der modernen Komponisten genähert, läßt aber auch entfernte Anklänge an Wagner erkennen. Der Akt schließt mit einigen, die Handlung fortführenden Chorsätzen.

Der letzte Akt setzt mit einem schwungvollen, freudigen Monolog der Theano ein in großer Arienform. Diesem Gesang ist eine außergewöhnliche Verve und Ausdruckskraft nachzurühmen; namentlich der Teil: „Wie pocht das Herz dem Geliebten entgegen" ist äußerst charakteristisch vertont (S. 234):



Diese Arie ist auch als Fragment sehr dankbar und als Vortragsstück zu empfehlen.

Die zweite Szene bringt ein Intermezzo zwischen Halgast und Glauke. Da es der Haupthandlung ferner steht, auch vor dem Schluß, der mächtig herandrängt, eine Verzögerung der Lösung des Knotens nicht zu empfehlen ist, hat L. eine Kürzung der Szene vorgeschrieben, die bei Aufführungen an Stelle des längeren Druckes benutzt werden kann. Dadurch fallen zwei eingestreute Lieder: das eine Solo des Halgast: „Rose blüht auf Bergesgrat", sowie die dritte Strophe: „Hoch am Himmel ewig fern", die als Duett zwischen Glauke und Halgast komponiert worden ist, fort, nicht zum Schaden des Werkes da die Szene musikalisch nicht viel Neues bringt. Auch die folgende Szene bringt ein in Liedform komponiertes Solo des Alra, eines der Theano in Liebe ergebenen Sklaven. Von der vierten Szene an schreitet die Handlung kräftig fort und führt die Oper zu dem dramatisch spannenden Schluß, der auch musikalisch gut ausgebreitet wird. Die Chöre haben hier wieder Aufgaben zu erfüllen, die dankenswert sind und in ihren wirksamen Rhythmen:

der Chor der fackeltragenden Scharen
der Chor der Christen
der Chor der siegreichen Sachsen

dem Ganzen einen würdigen Rahmen geben.

Der Eindruck der Oper ist der einer stilvollen und außerordentlich fleißigen Arbeit. Die Stimmführung, die Orchesterbehandlung, vor allem wieder die Chöre bekunden den gewiegten Fachmann. Daneben gibt es aber auch Stellen, die über den Durchschnitt der Opernmusik herausragen. Die Liebesszene zwischen Harald und Theano im dritten Akt ist voller Poesie und schlechthin ein Meisterstück. Rezitative gibt es wenig in dem Werk; Parlando-Singen ist verpönt. Alles ist in durchaus musikalische Formen gegossen. Die Strophenbildung des Textes befördert nicht immer die Komposition; sie hat geradezu eine gewisse 8-Taktigkeit der Liedform provoziert. Auch sind nicht alle Strophen gleich meisterlich gereimt:

„Hoch am Himmel ewig fern
glänzt der schöne Morgenstern",

während andere Verse von hinreißendem Schwung sind:

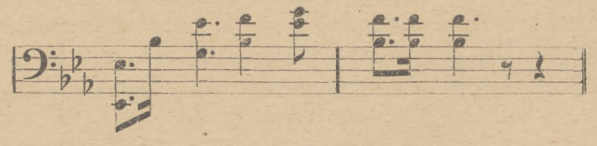
Die Bitte Haralds an Theano, mit ihm ins Nordland zu gehen, ist ein Rauschen und Singen schon in der Sprache allein. Im dritten Akt bei Halgasts Lied (S. 152) sei die bedeutende Alliteration bemerkt:

„Wie lacht doch lieblich das Land
des sonnigen Südens so selig"

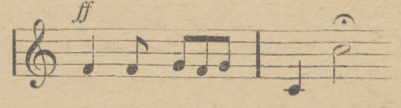
oder:

„Wohl wütet der Winter auch heut in der Heimat"

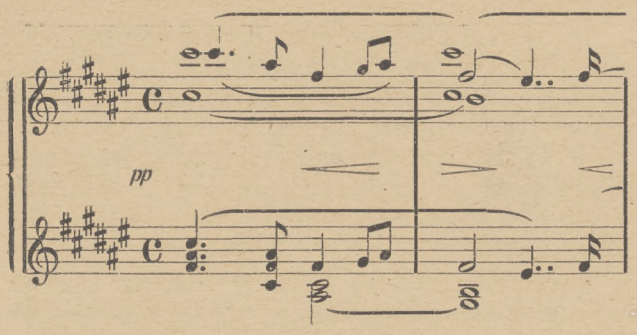
L. hat in seinem Werk eine ganze Anzahl eigener Themen verwandt, die charakteristisch und original erfunden sind. Das Leitmotivsystem befolgt er aber nur in einem Falle: Harald als dem Haupthelden gibt er ein Leitmotiv mit, das zuerst S. 18 auftritt und den Helden durch das Werk hindurchbegleitet:

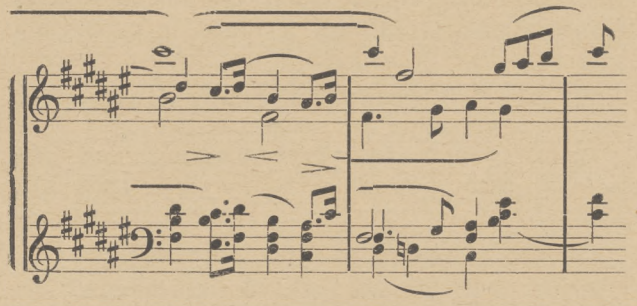


Ferner das Hornmotiv des Sachsenherzogs, zum erstenmal zu finden auf S. 135:

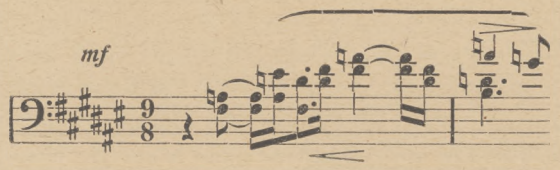


Das Anfangsmotiv der Liebesszene im dritten Akt ist von entzückendem Liebreiz:





Ein prächtiges Hornmotiv schreibt er, gewissermaßen um die Sinnlichkeit der Nacht zu bezeichnen, auf S. 184, Z. 3, und bringt es öfter wieder:



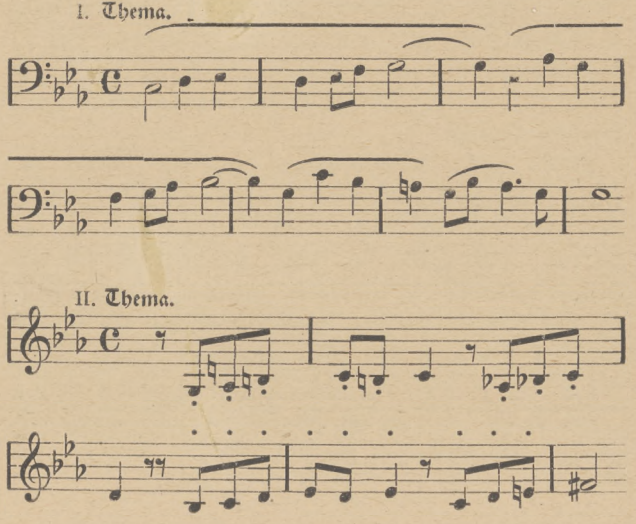
Die Gesangspartien sind durchweg interessant und dankbar; dem Bariton Halgast mutet er öfter das eingestrichene g zu, Theanos Partie ist vielleicht die einer Isolde. Das kurze Vorspiel führt direkt in den Geist des ersten Aktes ein; eine formgerechte Ouvertüre hat er nicht gebraucht. Vielmehr sind sämtliche Vorspiele Stimmungsbilder zum folgenden Akt. Die Oper bezeichnet man am richtigsten mit dem Attribut: „Musikalisches Drama", und es trägt die Signatur op. 50.

Auch hier ist die Tatsache nicht zu verkennen, daß die Oper ganz erheblich hinter dem letzten Oratorium des Meisters „dem Licht" zurücksteht. Die Jahre, die zwischen der Komposition beider liegen, haben L. musikalische Gestaltungskraft ungemein beeinflußt. Ich nenne von letzteren nur diejenigen, die auf Grund ihres scharf umrissenen Profiles als neue Fortschritte klar erkenntlich sind:

op. 60: „Die Oceaniden". Eine dankbare, gerne gesungene Komposition für Männerchor und Orchester.

op. 62: Tokkata und Fuge in c für Orgel. Die Tokkata schließt sich in der Handhabung des Technischen den älteren Meistern an und verlangt einen gewandten Spieler.

Die Fuge ist geschickt gearbeitet und in zwei Teile gegliedert. Man könnte auf den ersten Blick von einer Doppelfuge reden, wenn nicht das zweite Thema bei genauerem Hinsehen nur eine Verkürzung des ersten darstellte. Er hat beide Themen — wenn man von zweien reden will — meisterlich zusammengeführt.



Die Komposition ist ein Typ der klassischen Zeit.

op. 65 ist das oben besprochene Oratorium: „Golgatha".

op. 66: Eine Konzert-Fantasie in f; sie erinnert in der Struktur an Rheinberger und weist einen streng kirchlichen Inhalt auf.

op. 67: Eine Fantasie über Motive aus „Parsifal". Die Transskription ist durch die Auswahl der Themen — die Gralsmelodie, das Tugendmotiv, die Gralsglocken — zu einem der dankbarsten Vortragsstücke für den modernen Organisten geworden. L. hat sich in seiner Registerbezeichnung dem Orchester tunlichst angepaßt, und so birgt die Fantasie eine Fülle von überwältigenden Schönheiten.

op. 72 enthält eine Reihe freier Orgel-Kompositionen, unter ihnen auch die ansprechenden, einen tüchtigen Techniker voraussetzenden Variationen über: „Home sweet home". Das Thema wirrd bald im Tenor und bald im Baß gebracht und in mannigfaltiger, interessanter Weise kontrapunktiert.

op. 74: Symphonie in E-dur.

op. 75 enthält zwei Nummern:

Nr. 1 ist eine Konzert-Fantasie über die beiden Choräle: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und „Was Gott tut, das ist wohlgetan". Der erste Teil in Fis-Moll bringt den ersten Choral in verschiedener Weise durchgeführt. An ihn schließt sich ein melodischer Satz in kleiner dreiteiliger Liedform (3-Taktigkeit) mit völlig fremdem Inhalt in H-dur. Ein freies, kurzes Rezitativ leitet zum letzten Teil, dem anderen Choral:

„Was Gott tut, das ist wohlgetan", über. Durch das ganze Stück zieht sich figuratives Begleitungswerk hindurch und schweißt so die beiden Stücke zu einem Ganzen zusammen.

op. 75, Nr 2 bringt einen F-Moll-Konzertsatz. L. hat hier eine großzügige, massige Komposition geschaffen; er geht auch mit kühnen Harmonien ins Zeug. Dieses op. sowohl wie op. 87, eine Fantasie in Konzertform, sind wohl als die Höhepunkte von L.' Orgel-Kompositionen anzusehen und fordern zu einem Vergleich mit den Werken unserer namhaftesten Komponisten heraus.

Neben diesen Kompositionen größerer Formen hat sich L. hauptsächlich auch der Liedkomposition gewidmet und auch hier eine reiche Anzahl schöner Gesänge geschaffen. Ihre Schar ist groß, und es seien nur diejenigen genannt, die besonderes Interesse an dem Schaffen des Meisters erregen: op. 6: „Gretchen am Spinnrade" ist ein noch jetzt viel gesungenes Vortragslied, das in der Ausführung nicht zu den leichtesten gehört.

op. 9, Nr. 3: „In der Fremde" ist ansprechend und zeigt in den munteren Figuren, die das Rauschen des Bächleins darstellen, Schuberts Einfluß.

op. 17: „Ingeborgs Klage", ein dreistrophiges Lied ist auch mit Begleitung des Orchesters erschienen.

op. 58 enthält vier geistliche Lieder, die auf diesem Gebiete als besonders wertvoll zu bezeichnen sind.

op. 68, Nr. 1 ist im ganzen ein in seiner vollendeten Schönheit einzig dastehendes Lied. Es ist hinreißend in seiner glänzenden Steigerung und verlangt eine gute Stimme.

Ferner hat L. sich als besonders fruchtbar erwiesen auf dem Gebiete der Frauenchöre. Er hat in höchst dankenswerter Weise dieses bisher fast immer vernachlässigte Gebiet bebaut und in seinen Kompositionen einen originalen Typ geschaffen.

op. 24, 1: „Blumengruß" ist kanonartig gebaut und weist den Stimmen ihre Selbständigkeit zu.

op. 30, 2, verwendet Begleitungsfiguren und zeigt eine Struktur, wie sie in dem „Licht" auch vorkommen.

Da alle Frauenchöre — fast ohne Ausnahme — polyphon gearbeitet sind und im Texte glücklich gewählt sind, was ja hier besonders ins Gewicht fällt, so sind sie ein dankbarer Übungsstoff und gewährleisten immer einen besonderen Erfolg.

Robert Prutz und Adolf Stahr

Von Rudolf Göhler

(Fortsetzung.)

Liest Du die Elegante? Selbst H. Laube wird oppositionair!! Die Kölnische Zeitung arbeitet auch gegen Wind und Wetter, und Gutzkows Federnaufsatz im Telegraphen ist ein schweres Wort.

Schreib mir einen ordentlichen Brief, und denke daß ich einer bin bei dem das Zinsen bringt. Auf Ostern denk ich, wenn Karl nicht zu mir kommt, nach Stettin zu reisen, da könnten wir uns endlich wiedersehen!

Ade! Grüß die liebe Frau herzlich.

St.

Halle, 22. 2. 44.

Da hast Recht, liebster Freund: es ist eine vortheilhafte Speculation an Dich zu schreiben. Denn jedesmal verzinst Deine Freundschaft das (werthlose) Kapital meiner Briefe so reichlich, daß der Vortheil dabei ganz auf meiner Seite. Wenn ich also nichts desto weniger sparsamer schreibe, als mir selbst lieb ist, so magst Du daraus schließen, wie beschäftigt ich in der That bin und daß nur ein völliges Unvermögen an Zeit und Stimmung mich zu dem schlechten Correspondenten macht, als welcher ich mich seit einiger Zeit präsentire. Namentlich auch an letzterer: mir fehlt ganz jene innere Behäbigkeit, die dazu gehört, um mit einiger Lust Briefe zu schreiben, welche zu lesen und — zu schreiben sich wirklich verlohnt. Alles Briefschreiben dieser Art ist, näher oder ferner, Selbstvertiefung; die aber scheue ich oder wenigstens ich scheue, die Resultate derselben mitzutheilen, da ich zu viel Bitterkeit, Unzufriedenheit und Aufgeregtheit in mir trage, um mir selbst und Anderen angenehm zu sein. Aber man müßte ja auch wahrlich mehr sein als ein Mensch, vielleicht auch weniger, um nicht erbittert zu werden, wenn Einem die Infamie der Menschen und der Zeit so persönlich auf die eigene Haut rückt, wie gegenwärtig mir. Ich habe Dir einen kurzen Auszug aus meinen neuesten katis schon neulich gegeben. Seitdem ist ein neuer Gewaltstreich dazugekommen: Minister Eichhorn hat auf directe und officielle Anzeige, daß ich mich hier habilitiren wolle, einfach erklärt, er könne dazu seine Erlaubniß nicht geben. Warum? weshalb? wie so? Keine Spur von Gründen! auch nicht das geringe Schamgefühl, die Willkür wenigstens mit einem Schein des Rechtes

zu bemänteln. Für mich aber ist diese Sache sehr ernsthaft; ich habe seit 10 Jahren und länger die akademische Laufbahn ausschließlich zu meinem Ziel gemacht, ich glaube, daß sie es eigentlich ist, wozu meine Natur mich bestimmt und mir ein gewisses Talent mitgegeben hat; ich fühle auch deutlich, daß ich in dieser Thätigkeit mich selbst befriedigen und jene innere Heiterkeit und Ruhe gewinnen würde, deren ich so sehr bedarf —. Aber das Alles wird null und nichtig gegen die feige Willkür eines einzigen Menschen! gegen das Jo el Rey eines — — Es steht also mit mir so, daß gerade diejenige Thätigkeit, die mir die liebste und entsprechendste wäre, für die ich mich durch langjährige geistige wie materielle Opfer vorbereitet habe, die mir zugleich eine Aussicht bietet, eine gewisse feste praktische Wirksamkeit zu erlangen und auch äußerlich das Schicksal meiner Familie allmälich zu sichern — diese Thätigkeit wird mir abgeschnitten! ich darf das Beste, das ich weiß und kann, nicht thun! ich muß mein bisheriges Leben als verfehlt und zwecklos erkennen, — nicht, weil mir Kraft oder Muth gebricht, das gesteckte Ziel zu erreichen, sondern weil man mir keinen Raum dazu gönnt! Heißt das auch noch Leben? Existiren vielleicht! Aber wem kann damit gedient sein? Mir auch nicht: denn ich werde dabei nicht froh: und der Welt auch nicht: denn ich nütze ihr damit nicht.

Denke übrigens nicht, daß ich muthlos bin und gebrochenen Geistes: im Gegentheil! Nur die Bitterkeit und den Haß kann ich nicht los werden; aber Haß, der doch sich selbst als ohnmächtig vorkommen muß, daß ist was Böses. Ich werde mich direct an den König wenden und Eichhorn und Arnim gradewegs wegen Willkürlichkeit und gewaltsamer Eingriffe in die gesetzlichen Rechte unbescholtener Unterthanen anklagen. Ich werde ferner die Forderung stellen, entweder mir rite den Prozeß zu machen, oder wenn dazu kein Grund vorhanden ist, auch nicht für mich Exemtionen zu machen von dem Genuß der allgemeinen zuständigen Rechte jedes Bürgers. Den Erfolg sehe ich voraus; aber zum Mindesten werde ich das erreichen, daß die Infamie sich selbst bekennen muß. Und das ist auch etwas. Und dann lass' ich die ganze Geschichte drucken. Damit holla! was folgt, folgt. Ich bin wahrlich kein Mensch, der dergleichen provocirt oder nach einem modernen Märtyrerthum lüstern ist: dazu ist letzteres schon viel zu billig geworden: aber ich habe so meine Ahnung, als ob ich in Jahresfrist entweder außerhalb Deutschlands bin oder — eingesperrt. Kommt es nur auf meine Wahl an, so zieh ich immer das Letztere vor. Ich, in meiner Haut, wie ich nun bin, kann mir kein Leben außer Deutschland denken, auf die Dauer versteht sich.

Adieu, theurer Freund! Beigehend noch eine Anderung zum Moritz, die praktisch hoffentlich notivirter ist, als ästhetisch. In 8 Tagen schick' ich euch den Bourbon, derselbe ist völlig umgearbeitet; Du wirst Dich wundern.

Herzlichen Dank für Dein Anerbieten in Betreff des Literarhistorischen Taschenbuchs. Aber da schon Band 1. und 2. über Shakespeare gebracht haben, so muß ich wohl mit diesem Thema wenigstens für diesen Band Schicht machen. Du weißt, was für Rücksichten man dem Publikum gegenüber nehmen muß: toujours perdrix!

Herzliche Grüße.

Dein

R. E. P.

Prutz hat mit der Drohung, alle die Schikanen, die ihm in Halle anläßlich seiner Bemühungen, sich daselbst zu habilitieren, ferner wegen seiner politischen Wochenstube und dann in Berlin bereitet wurden, als ihm nach seiner ersten Vorlesung am 15. 1. 1847 die Erlaubnis zu weiteren literarischen Vorträgen wieder entzogen wurde, schließlich Ernst gemacht. In der Einleitung zu seinem Buche „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart" (Leipzig 1847) finden sich die sämtlichen darauf bezüglichen Aktenstücke S. XXII—LXXI zusammengetragen.

In Oldenburg war am 29. 2. 1844 „Moritz von Sachsen" aufgeführt worden, ohne daß Prutz eine Nachricht darüber zuging. Er schrieb deshalb an Stahr:

Dein diesmaliges Schweigen, liebster Freund, macht meine früheren Unterlassungssünden ähnlicher Art vollkommen wett. Am 29. v. M. habt Ihr den Moritz gegeben — und ich erfahre nichts davon, als vierzehn Tage später, durch eine Notiz im Frankfurter Conversations Blatt, die mir zufällig zu Gesichte kommt. Ja bis auf diese Stunde fehlt mir noch jeder authentische erBicht über Besetzung, Darstellung, Erfolg. Denn zwar habe ich vor ein paar Tagen einen Brief des Herrn von Gall erhalten, der jedoch mehr eine Anzeige von dem richtigen Empfang des Bourbon ist, als daß ich aus ihm irgend etwas über den Moritz erführe. Er verweist mich in diesem Betreff auf ausführliche Berichte von Dir — allein, mein alter Freund, diesmal scheinst Du durch ein eclatantes Schweigen Dich rächen zu wollen für das Schweigen, das ich mir mitunter habe zu Schulden kommen lassen.

Oder steht die Sache anders? Ich glaube es wirklich! Und will Dir offen sagen, was ich glaube. Nämlich der Moritz hat bei Euch nicht reussirt und Du scheust Dich, mir mit dieser Nachricht weh zu thun. Aber da verkennst Du mich gänzlich, lieber Freund! Ich binde meine poetische Zukunft wahrlich nicht an den Erfolg Eines Stückes; ich weiß sehr wohl, daß dies Alles, was ich gegenwärtig zu Tage fördere, lediglich Vorbereitungen und Versuche sind: und es liegt im Begriff des Versuchs, daß er mißglücken kann. Und davon ganz abgesehen, hältst Du mich denn überhaupt für pinselhaft eitel, daß ich die Nachricht einer Nieder-

lage nicht vertragen könnte?! Ich dächte, so hätt' ich mich nie gezeigt. Aber dies Schweigen ärgert mich — von Dir nicht, denn Du wirst schon Deine freundschaftlichen Gründe dazu haben: aber vom Herrn von Gall dünkt es mich ein sehr grober Verstoß gegen die Oehors, die jede Direktion jedem Poeten schuldig ist, von dem sie ein Stück zuerst auf die Bühne bringt, und wenn das Stück mit Trommeln und Pfeifen zu Grabe getragen wäre. Ich habe nichts dagegen, wenn Du Herrn von Gall auf freundliche Weise merken läßt, daß mich dies eine wenig indignirt hat; vielleicht merkt er es auch schon aus meinem Briefe.

Nun aber ernstlich die Bitte: Schreib mir unverzüglich Deine Ansicht über den Moritz und namentlich auch über die Veränderungen, welche, wie H. von Gall schreibt, sich als wünschenswerth herausgestellt haben. Das Stück ist vorgestern in Frankfurt gegeben worden; über den Ausfall bin ich natürlich, wegen der Entfernung, in diesem Augenblick noch ohne Nachricht. Doch erwarte ich sie morgen. Ausgang der Woche reise ich nach Berlin, Theils in Bibliothek Angelegenheiten, Theils und hauptsächlich des Moritz wegen; wo Du denn begreifst, wie Viel mir daran gelegen ist, von dem Resultat Eurer Darstellung genau unterrichtet zu sein und namentlich auch von den Stellen, die, und der Art, wie Ihr dieselben geändert wünscht. Schreibe also, sobald Du kannst und recht motivirt; Dein Brief wird mir sicher und schnell nach Berlin nachgeschickt. Im ellbrigen geht's, wie immer: die Hände voll Arbeit, den Kopf voll Sorgen, den Magen voll Aerger — aber das Herz doch voll Muth und Heiterkeit! Wie steht's mit Deiner projectirten Ferienreise nach Stettin? Wir würden uns herzlich freuen, Dich bei dieser Gelegenheit bei uns zu sehen.

Mit herzlichem Gruß

Dein

Halle, 19. 3. 44. R. E. Prutz.

Oldenburg, 23. März 1844.

Mein theurer Prutz,

Wenn Du diesen Brief erhältst wirst Du durch Freund Gall's Zusendung wohl schon wissen, daß und wie sehr Du mir Unrecht in Deinem so eben angelangten Schreiben gethan hast. Heut wo ich zum erstenmale seit längerem Krankenlager das Bett verlassen, will ich nun gleich das Nähere hinzufügen und glühende Kohlen auf Dein allzuhitziges Haupt sammeln indem ich Dir erzähle, daß und wie ich, während Du mich aus (lauter schlechten Gründen) Dich und Dein Stück vernachlässigend wähntest, den Erfolg des letzteren in aller Welt verkündet habe. Ja, den Erfolg und zwar einen ausgezeichneten. —

Zunächst in meiner Theaterschau, die du jetzt in Händen hast. Aber schon früher hatte ich in der Bremer Zeitung vom 3ten März in einem längeren Artikel über die hiesige Aufführung berichtet. Das Stück war mit Liebe einstudiert, und ward im Ganzen brav gegeben, vieles ausgezeichnet (Johann Friedrich der Narr, Karl V. auch Moritz) andres gut, weniges schlecht. Das Publikum, ein sehr kühles, kaltes, beobachtendes (die nordisch niedersächsische lauernde in sich gezogene Natur, von der Geschichte wenig berührt, früher in engster provinzieller Abgeschlossenheit Jahrhunderte lang lebend) war und zwar namentlich alles jüngere, rege strebende tief ergriffen, und wiederholt ertönte das kleine Haus von rauschendem Beifall, der sehr oft dem Dichter galt. Die Abschiedsscene zwischen Moritz und Anna, Moritz und Karl V. die Scene zwischen dem Kaiser und dem Narren erwiesen sich als Glanzpunkte. Unsre Elisabeth von R. fiel freilich zwischen die Bretter. Am Schluß war eine tiefe Erregung. Ich ging, schon krank, noch zu einem Bekannten, O. G. Anwalt Rüder und empfing von ihm und andern Freunden Glückwünsche für Dich, und mußte mit ihnen auf Dein Wohl trinken. Du hast hier überhaupt viel warme Freunde und Verehrer unter allen tüchtigen Leuten.

Nächst der Bremer Zeitung habe ich auch Berichte nach Hamburg in dortige Blätter und nach Carlsruhe in Lewalds Europa befördert und den durchgreifenden Erfolg Deines Stückes geschildert. Dann mußte der Aufsatz für die Theaterschau geschrieben werden; als er gedruckt war streckte mich Fieber und Grippe aufs Lager und verhinderte mich, Dir selbst zu schreiben. Nun weißt Du wie die Glocken hangen und wirst sicher nicht wieder Deinen treuen Freund ausschelten.

*

Nachmittag. — ich bin noch sehr matt, daher wills mit dem Schreiben auch nur ruckweise gehen. Bei der Aufführung des Moritz wurden einige Stellen gekürzt, namentlich Akt 2. Sc. 3. Doch wollen wir versuchen, sie das nächstemal wieder einzuschieben. Ueber das was mir in dem Stücke nicht recht ist findest Du das Nähere in der Theaterschau schon gedruckt. Moritz trat nicht entschieden genug in den Vordergrund. ich glaube er ist hier und da zu weich. Stellen wie S. 9 „Beißt doch kein Hund den Herrn pp." würde ich tilgen, desgleichen die allzureflectirten Ausdrücke, S. 27 „Athem der Geschichte" und „Kuß der Zukunft". In Summa es könnte nicht schaden wenn Dein Moritz etwas mehr von der stählernen Sprödigkeit Deines alten Karl von Bourbon hätte. Ich habe in dieser Zeit Ranke's Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation gelesen, und gefunden daß mit etwas mehr jungeichener zäher Biegsamkeit und Ausdauer ausgestattet der Moritz des Gedichts auch dem historischen näher gekommen sein würde. Alle übrigen Veränderungen des gedruckten Moritz von dem geschriebenen sind, finde ich, nur Verbesserungen.

Am schlimmsten gegen Moritz wirkte aber wie gesagt

der Name Verräther, den Du ihm und zwar von Anfang an und stets wiederholt von allen Seiten (Friedrich, Philipp, die Frauen, Granwella, Seiden, Narr, Albrecht) ins Angesicht schleudern läßt. Daran geht wirklich ein großer Theil des Interesses an ihm verloren. Auch den Grund der Schlußpointe des ersten Aktes „ich übernahm die Acht" kann ich nicht finden. Wäre dafür nicht eine andre Wendung zu wählen. Im ganzen Stücke wird weiter auf diese Uebernahme der Acht kein Nachdruck gelegt; warum ihn hier darauf legen? Es ist das ein Misklang. Man ist verdutzt und weiß nicht recht warum Moritz gerade mit diesen Worten scheidet.

Bedenke wenn Du diese Ausstellungen lieseſt daß ein Freund und daß ein Kranker sie macht.

Gutzkow ist mit dem Stücke wie er mir schreibt nicht zufrieden. Aber darauf gebe ich wenig. So scharf er urtheilt, so hat er doch ein unglückliches Auge er ist ein kritischer mal occhio, denn er sieht immer nur zuerst die Fehler, und dann hab ich bemerkt, daß alle Poeten gegen einander nicht gehörig gerecht sind. Das hab ich ihm auch geschrieben, und ihm gesagt, es wäre besser Ihr Leute Du Moſen, reichtet Euch die Hände zur gegenseitigen privaten Förderung oder wenn Ihr das nicht wollt noch könnt, Ihr kritisirtet Euch wenigstens nicht.

Meine Stellung zur neuern Poesie und insbesondere zur dramatischen als Kritiker ist eine rein praktische, wenn ich so sagen darf. Ich sehe in Euch dreien von verschiedenen Ausgangspunkten her ein neues Leben für die elendiglich versumpfte deutsche Bühne aufkeimen, und mache es zu meiner Mission dies neue Leben mit allen Kräften zu pflegen und gegen den Ostwind der schneidenden Kritik der nörgelnden Zeitgenossenschaft, die nur den Koth und Schmutz des Birchpfeifferschen und Französischen Dramas geduldig hinnimmt, zu schützen, und es der Nation so oft als möglich ins Angesicht zu sagen, daß sie die liebenswürdige Weise habe: Alles von ihren Dramatikern zu verlangen während sie nichts für dieselben thut. Auf diesem Wege einer unparteiischen aber liebevollen Kritik bin ich nun auch mit dem vortrefflichen Vischer in den Jahrbüchern der Gegenwart aneinander gerathen, der jetzt geradezu die deutsche Poesie der letzten 40 Jahre negirt. Was er sagt, das Richtige darin, weiß ich so gut wie er, und er ist ehrlich genug mir das auch zuzugestehen, aber ich leugne die Berechtigung einer solchen Robespierrisch-terroristischen Kritik, und bin begierig darauf, ob Ihr deren Sache ich bis jetzt geführt habe, Vischern das so hingehen lassen werdet. Ich hätte wohl Lust meinen Aufsatz über Dein Stück mit ein Paar Veränderungen in den Jahrbüchern abdrucken zu lassen. Findest Du es rathsam so laß ihn abschreiben, streiche das Locale weg und schick ihn meo nomine an Schwegler, mit dem ich in Verbindung stehe. (Die Theaterschau erscheint so erst im Sommer oder Herbst). Jedenfalls schreib mir was Du darüber denkst.

Dies führt mich auf ein anderes Kapitel. Werde ich soweit hergestellt, so reise ich mit meiner Frau Sonnabend d. 30ten von hier ab nach Stettin. Am 1ten April denk ich in Berlin zu sein, wohin Carl mir entgegenkommen und mich im Rheinischen Hof (oder wenn der besetzt sein sollte in Hotel du Nord) erwarten wird. Wie wärs wenn Du bis dahin in Berlin bleiben, oder nach Stettin kommen könntest. Es wäre herrlich. Schreib mir doch darüber jedenfalls indem Du den Brief an meinen Bruder Karl nach Stettin adressirst.

Ich bin von der verfluchten Grippe, die dazu gedient hat ein Nervenleiden dieses ganzen Winters zur vollen Blüte zu bringen, so elend matt und schwach, daß ich Dir diesen Brief hoch anrechne, denn er kostet mich einen ganzen Tag, den ich halb im Bette, halb auf dem Lehnstuhl, wo ich dies schreibe zugebracht habe.

Sei Dir im „Land-Jerusalem" alles Heil gegönnt von der Weltlichkeit des Theaters, denn „Gnade" wird Dir wohl so wenig wie Prinz Heinrich von den Gläubigen zu Theil werden, „nicht soviel um ein geröstet Ei zu gesegnen" wie der ehrliche Falstaff sagt. Indessen Du kennst ja das alte Burschenlied nach dem selbst der Schwanenwirth Musik und Tanz liebt. Vielleicht findet also Dein Moritz doch noch Aufnahme.

Was sagst Du zu Ruge?? ich habe nur eine Reflexion. Was er auch in der Revue gesagt hat — wer erzählt es uns? wer sind die Publizisten, die diese Revue in Händen haben, während ihr doch der Weg nach Deutschland verschlossen ist? — Hat Ruge die deutsche Nation wirklich so in Pausch und Bogen geschmäht? Es wäre schrecklich. ich bitte Dich, schreib mir darüber was Du weißt, ich bin sehr gespannt darauf. Es wäre ein Jammer, wenn der in Paris verloren ginge. Wie edel und großartig ist dagegen der vortreffliche Venedey in seinem „John Hampden" Preussen und seinen Ministern gegenüber!

Ade! theuerster, ich muß schließen, denn ich kann die Feder nicht länger halten. Mach' daß wir uns sehen und schreib jedenfalls

Deinem

treuen

Adolf Stahr.

P. S. Bitte schick diese Zeilen der Einlage sogleich an Karl nach Stettin. Gutzkows Zopf und Schwerdt hat hier sehr gefallen.

Halle, 10./4. 44.

Mein theuerster Freund!

Von Tag zu Tag hab' ich an Dich schreiben wollen, Theils um Dir mein Bedauern auszudrücken, daß ich bei Deiner Durchreise durch Berlin nicht mehr dort gewesen und auch in den Besitz Deines Briefes erst

gekommen bin, als ich schon wieder hierher zurückgekehrt war, Theils und hauptsächlich um Dich aufs Dringendste einzuladen, bei Deiner Rückkehr, die ja nothwendig über Halle gehen muß, bei uns einen Rasttag zu machen. Es wäre abscheulich, wenn Du das nicht thätest. Bedenke nur selbst, wie Manches wir auf dem Herzen haben, das sich nicht wohl anders als mündlich abmachen läßt und welche eine Reihe von Jahren (Jahre gerade, in denen wir uns, aus der Entfernung her, erst recht nahe getreten) vergangen ist, seit wir uns nicht gesehen haben. Wie ich so eben durch einen Brief von Gall erfahre, bist Du von Deiner Frau begleitet. Ein Grund mehr, hier eine Nation zu machen. Wir laden daher Euch Beide dringendst ein, uns mit Eurem Besuch zu erfreuen und in unserm Hause, eng wie es ist, freundlich vorlieb zu nehmen.

Aber noch bin ich Dir den Grund schuldig, warum ich erst so spät schreibe. Ich habe den Moritz, Akt 1. 4. und 5. noch einmal bedeutend, und wie ich hoffe, glücklich geändert; diese Aenderungen wollt' ich Dir gleich mit dem Briefe zusammen überschicken. Aber mein verwünschter Buchdrucker, obschon die ganze Geschichte keinen Bogen stark ist, läßt mich von Tag zu Tisch im Stich und obwohl er nun zu morgen mit tausend Eiden die Ablieferung versprochen hat, so überfällt mich doch plötzlich eine solche Besorgniß, Dich mit meinem Briefe am Ende gar in Stettin nicht mehr zu finden, daß ich selbst den Einen Tag nicht mehr warten will. Zwar seh' ich voraus, daß Du für jeden Fall gekommen wärst, auch ohne Einladung, nicht wahr? Aber um so gewisser verlasse ich mich nun darauf, daß Du unsre Bitte erfüllen und Dir, wie mir die lang entbehrte Freude des Wiedersehens verschaffen wirst.

Alles Andere also mündlich! Die neueste und — betrübteste Neuigkeit ist dies, daß Ruge in Paris sich mit seinem Mitredacteur Marx überworfen hat, daß Froebel von dem Unternehmen zurückgetreten ist und daß kein zweites Heft erscheinen wird. Die Nachricht ist leider authentisch, da ich sie aus einem Briefe von Ruge selber weiß. Er ist schrecklich verstimmt und, vielleicht zum erstenmal im Leben, total zerfallen mit sich selbst. Die Nemesis geht rasch.

Grüße alle Stettiner Freunde bestens, namentlich Deinen Bruder und unsre alten wackern Wellmann's (an die ich morgen schreibe.) Deiner Frau Gemahlin empfiehl uns bestens und setze uns, wenn es angeht, baldmöglichst von dem Tage Eurer Ankunft in Kenntniß.

Von Herzen
Dein
treuer
R. E. Prutz.

Berlin früh M. d. 19 April [44].

Theuerster Freund

Nur zwei Worte in größter Eile: Ist es irgend möglich so bin ich morgen Sonnabend d. 20ten bei dir; um dir diesen einen Tag zu schenken muß ich aber ohne Anzeige zwei Tage über meine Zeit von Amt und — Haus und Kindern wegbleiben und meinen geliebten Bruder Karl einen Tag vor seinem Geburtstage (20ten April) verlassen.

Hoffentlich gelingt es mir heute in Berlin dringende Geschäfte sehr unangenehmer Art (Familien und Geldsachen) zu beseitigen, und so Dich Morgen Nachmittag in meine Arme zu schließen. Hoffentlich erwarteſt Du uns auf dem Bahnhofe Morgen Nachmittag, denn ich weiß nicht einmal Deine Wohnung, obschon Deine liebe Schwester Röschen die Dich schön grüßte, sie mir gesagt hat.

Also auf fröhliches, wenn auch kurzes Wiedersehn nach langer Trennung. ich bin noch ganz von dem heute morgigen Abschiede von meinen Stettiner Lieben betäubt, der mir in das Herz schnitt. Tausend Grüße an Deine Frau von mir und der meinigen.

Dein
treuer
Adolf Stahr.



Stettiner Spaziergänge und Ausflugsziele ums Jahr 1800

Von Martin Reepel.

1. In Stettin.

Es ist nicht willkürlich geschehen, wenn ich für meine Betrachtung gerade die Verhältnisse um die Wende des 18. Jahrhunderts gewählt habe. Das Stettiner Leben war damals gewissermaßen auf einem Höhepunkt angelangt. Die fürsorgliche Tätigkeit der preußischen Könige hatte ihre Früchte getragen, Handel und Wandel blühten, und die ganze Lebensführung stand unter dem Einfluß einer behaglichen Wohlhabenheit. Man gab sich im Freundeskreise gern den Genüssen dieser Erde hin und noch mehr in der Gesellschaft auswärtiger Besucher. — Von der mittelalterlichen Herrlichkeit der Stadt war zwar in den Kriegsstürmen der Vergangenheit nicht viel übriggeblieben, und wenn sich auch unter dem ersten Preußenkönige und unter der Regierung Friedrichs des Großen eine rege Bautätigkeit entfaltet hatte, so war doch das Gesamtbild der Stadt mit ihren engen Straßen kein erfreuliches. Mit Ordnung und Sauberkeit stand es recht übel, wie u. a. auch Alexander von Humboldt in seinen Briefen zum Ausdruck bringt. Wenn Stettin in jener Zeit trotzdem alljährlich eine ganze Anzahl auswärtiger Besucher in seinen Mauern sah, so galt ihre Anwesenheit eben der regen Seehandelsstadt, ihren industriellen Anlagen, ihrem Schiffsbau usw. Die Stettiner aber verstanden es, sich selbst, ihren Reichtum und, was an Sehenswertem vorhanden war, im besten Lichte zu zeigen. Aus Briefen und Reisebeschreibungen baut sich uns daher ein lebensvolles Bild jener Zeit auf, das sich besonders auch aus den Zeitungen recht wohl ergänzen läßt. Wir erfahren aus ihnen, um eine Seite dieses Lebens zu beleuchten, wo man zur schönen Sommerzeit in und um Stettin lustwandelte, wohin man auf Sommerwohnung zog und überhaupt seine Stätte der Erholung und Zerstreuung zu finden wußte. Wir müssen uns aber, ehe wir den Spuren des Stettiner Ausfluggetriebes von einst nachgehen, erst ein wenig die örtlichen Verhältnisse vergegenwärtigen.

Stettin zählt um 1800 mit Garnison rund 23 000 Einwohner. Die Stadt ist durch einen Festungsgürtel eingeengt, der sie, wenigstens für die Mitte des 18. Jahrhunderts, zu einer der festesten in Europa macht. Die eigentliche Stadt beschränkt sich auf die Altstadt, ungefähr begrenzt durch die Oder, die heutige Grüne Schanze, Parade- und Königsplatz und Klosterhof. Jenseits ist auch die Lastadie in den Festungsgürtel mit einbezogen. Rund umher auf der linken Oderseite ein Kranz von Forts, das Gebiet der heutigen Hakenterrasse bedeckend, nach Nordwesten bis zum heutigen Kaiser Wilhelms-Platz reichend, im Süden ausklingend mit Fort Preußen. Nördlich am Strom die dörfliche Unterwiek, südlich die Oberwiek, beides Vorstädte. Grabow behauptet als Amtsdorf seine Selbständigkeit in jeder Beziehung und ärgert die lustwandelnden Stettiner durch seine bissigen Hunde und staubigen Wege. In der engen Stadt mangelt es an schönen Promenaden, außerhalb an schattigen Wäldern. Die Flußufer mit ihren hohen Rändern und Dörfern am Wasser sind die beliebtesten Ausflugsziele.

Im Gebiete der Stadt wandert man an schönen Sommer-Nachmittagen und milden Abenden auf die beiden Paradeplätze. Bevorzugt ist wegen seines Schattens der Weiße Paradeplatz, heute Königsplatz, der am monumentalen Königstor, dem ehemaligen Anklamer Tor, beginnt. Als König Friedrich Wilhelm I. die Festungswerke umbauen ließ, entstanden 1725 die beiden langen Plätze durch Zuschüttung des alten Festungsgrabens. An dessen Innenseite fielen damit auch die alten Mauern mit ihren Türmen und Wiekhäusern. Fortan dienten die Paradeplätze der Garnison zu ihren Übungen und den Einwohnern als Promenaden. Die aber erfreuen sich um 1800 herum noch an dem Original-Werk Schadows, dem Marmor-Standbild Friedrichs des Großen, dessen Aufstellung mit dem Grün der Wälle als Hintergrund alle fremden Besucher rühmen. Freilich, schon will das nordische Klima dem weißen Marmor nicht recht behagen, obgleich vom Magistrat eigens ein Aufseher zur Reinigung und Abbürstung des Standbildes bestellt ist. Auch ein Wachtposten steht dabei, der verhüten soll, daß, was jüngst geschah, Bubenhände die aufgeschraubten Knöpfe des Gitters abdrehen. Welch ein Leben aber entfaltet sich abends zwischen den Lindenbäumen des Platzes! Der Stettiner Professor Sell schildert es recht anschaulich in seinen Briefen: „. . . Hier sieht man einen gemischten Haufen von Herren und Damen nebst der fröhlichen und lauten Jugend; dort einen Trupp Handwerksgesellen mit ihren Schurzfellen, scherzend, lärmend, singend; hier schleichen Freudenmädchen einzelnen Mannspersonen mit ihren ausgeworfenen Netzen nach, um sie zu erhaschen; dort hat sich ein verliebtes Paar schon gefunden und wandelt abgesondert von dem Haufen traulich Arm in Arm . . .; in der Ferne hört man dumpfes Gemurmel, und in der Nähe hier und da ver-

liebte Seufzer und ein Taubengirren." — Indessen, der warmen Sommerabende, so klagt Sell, sind in Stettin nur wenige, und ihr Genuß wird bei trockenem Wetter durch die ständig aufwirbelnden Staubwolken getrübt. Hat es aber geregnet, so weist wiederum der Platz als Spuren von Reitern und Wagen so viele Unebenheiten auf, daß einem dadurch der Spaziergang „verderbt" wird. — Weniger besucht ist der Grüne Paradeplatz, der bis zum Passauer Tor, jetzt Berliner Tor, reicht. Er hat nur wenig schattenspendende Bäume und ist mit Gras bewachsen. Wenn dasselbe taufeucht ist, verbietet sich das Lustwandeln darauf um des guten Schuhzeuges willen. — Bleiben für den Spaziergänger innerhalb des Festungsgürtels noch die Wälle. Das Betreten derselben setzt aber das Vorhandensein eines Wallbilletts voraus, und das wird nicht jedem zuteil. Aber schön ist es unter den alten Linden des Walles, der ganz und gar übergrast ist. Es sind auch weniger militärische Rücksichten, als eben die Rücksicht auf das Gras, die die Wälle allgemeiner Benutzung entziehen. Gouverneur und Kommandant haben die Grasnutzung und ziehen ihren Vorteil daraus. Aus den Wallbilletts aber ziehen wieder die Schildwachen ihren Vorteil. Man erkauft sich nämlich ein ungestörtes Ergehen auf dem Walle, abgesehen von der Kontrolle beim Hinaufsteigen und Verlassen, am besten durch ein Trinkgeld. Wo die Wälle sich der Oder nähern, sind die hohen Batterien. Dorthin besonders führt man die fremden Besucher, um ihnen einen Blick zu geben auf die Betriebsamkeit des Hafens, über die weite Niederung des Odergebietes hinweg und, je nach Stellung, bis Gollnow, Altdamm und Grienhagen. Und damit haben wir die Aufzählung der Spaziergänge im Stadtgebiet beendet, wenn wir nicht noch der schönen Allee gedenken wollen, die vom Berliner Tor nach Fort Preußen führt. Aber es fehlt nach der Richtung an einem guten Wirtshause, und das gehört zu einem Spaziergang Anno 1800 — und soll es inzwischen nicht viel anders geworden sein.

Sehen wir uns nun einmal in der Umgebung Stettins um.

2. Um Stettin.

„Es sind in Grabow nahe am Wasser zwey geräumige Sommerstuben zu vermiethen und in der hiesigen Zeitungs-Expedition zu erfragen."

So zu lesen unter dem 4. Julius 1800 im „Stettinischer Intelligenz-Zettel". Woraus hervorgeht, daß man das Bedürfnis, auf Sommerwohnung zu ziehen, sofern man nicht ein Bad aufsuchte, schon damals empfand und zu befriedigen verstand. Wir wissen ferner, daß wohlhabende Stettiner in Grabow ihre Landhäuser besaßen und zugereiste fremde Besucher zur Sommerzeit dort empfingen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich den damaligen Zustand der Oder-Ortschaften auszumalen. Der noch fast ungestörte dörfliche Charakter verlieh ihnen gewisse Reize, die heute fast ganz verlorengegangen sind. Die Nähe der Stadt begünstigte den Gemüse- und Obstbau, und große Gärten zogen sich vom Wiesenrand landeinwärts, wenn sie nicht schon am Wasser begannen. So mag es sich tatsächlich z. B. in Grabow recht gut gewohnt haben, um so mehr als, wie angedeutet, der Aufenthalt in der engen Festung mit ihren meist ungepflasterten, staubigen Straßen im Sommer zur Qual werden konnte. Doch darf man, das wollen wir einschränkend bemerken, bei den Stettinern von 1800 eine „Sehnsucht nach der Natur", wie sie die heutige Zeit kennt, nicht erwarten. — Fünfzig bis sechzig Jahre später finden wir Sommerfrischler übrigens schon in Finkenwalde und Höckendorf. — Aber zurück zu den Zielen der Stettiner Spaziergänger!

Eines der beliebtesten Ziele der Stettiner ist, — wir haben es nun schon kennen gelernt —, das Dorf Grabow. Zwei Wege führen dorthin, der sandige Oberweg und der Weg am Wasser durch die Unterwiek. Der Oberweg läßt uns die Stadt durch das Königstor verlassen und in der Richtung der Grabower Straße und Birkenallee wandern. Der Unterweg beginnt hinterm Frauentor und ist der angenehmere, auch insofern, als er mit seinen Blicken auf den belebten Strom mehr Abwechslung bietet. Vielleicht kehren wir gar in der Unterwiek schon ein. Da empfiehlt sich am Fuße des Vogelstangenberges, jetzt Logengarten, ein Garten mit Wirtschaft. Nächstens ist da Konzert. „Dienstag, den 15. Julii abends 9 Uhr, wird in dem Leistikow'schen Garten ein von einem geschickten Feuerwerker verfertigtes Feuerwerk abgebrannt und der Garten geschmackvoll erleuchtet werden; auch wird dabei eine wohlbesetzte Musik schon von 7 Uhr zu hören, wie auch an Getränke, Obst und kalte Küche zu haben sein. Das Entree kostet 6 Groschen, und sind Einlaß-Billets bei dem Mahler Leistikow täglich zu haben." („Intelligenz-Zettel" vom 11. Julius 1800). — In Grabow gibt sich, besonders alltags, die bessere Gesellschaft ein Stelldichein in einer durchaus ländlichen Wirtschaft, deren Garten nicht einmal besonders schattig ist. So wenig man zu der Zeit selbst in den Wohnungen der Wohlhabenden Stettins besonders guten Geschmack in den Einrichtungen entwickelte, — wenigstens berichten Berliner Besucher davon —, so genügsam ist man bezüglich des Äußeren seiner Vergnügungsziele. Desto mehr Wert aber wird auf gutes Essen und Trinken gelegt. Besonders auf größeren Landpartien zu Wagen fehlt es nicht an einem guten Speisemagazin. Zu Fuß zu gehen, ist übrigens nicht gerade fein. Scharen von Reitern und ganze Reihen von Wagen bewegen sich daher an schönen Nachmittagen nach Grabow zu. Der Kaufherr hält sich mindestens einen Kutschwagen, der junge Kaufmann aber sein Reitpferd. Er

kann es sich auch leisten; denn die Gehälter sind nicht schlecht. (200 bis 500 Thaler.) — Die vorher genannte Wirtschaft in Grabow genießt einen besonderen Ruf. Sell deutet ihn an, wenn er in seinen Briefen (1797) von den Besuchern erzählt: „Man hört hier alle Tagesneuigkeiten. Die Chronique scandaleuse wird von den Erwachsenen durchblättert, und die junge Welt liebelt miteinander. Die Mütter producieren hier ihre Töchter; jede aufblühende Schönheit muß frühe in diesem Zierkel der jungen Leute eingeführt werden, um das savoir vivre zu erlernen, und so wird denn nebenher mancher Liebeshandel hier geschlossen . . . Dazu kömmt noch, daß auch Hasardspiele nicht wenig getrieben werden." — Und nachdem besonders der Sonntagsverkehr nach Grabow wieder einmal recht lebhaft gewesen ist, wird es uns nicht wundernehmen, daß am Montag, den 14. Julius, der „Intelligenz-Zettel" die Anzeige bringt: „Auf dem Wege von Grabow zur Stadt ist ein seidener Beutel mit 6 Stück Ducaten verlohren gegangen. Der Finder wird ersucht, ihn gegen 5 Thaler Douceur in der hiesigen Zeitungs-Expedition abzuliefern." — —

Die weiter Oder abwärts gelegenen Ortschaften Frauendorf und Gotzlow werden meist auf dem Wasserwege aufgesucht. Dabei bietet sich den Fahrenden ein buntes Bild des belebten Stromes mit seinen vielen Segelschiffen dar, und, dem binnenländischen Besucher besonders interessant, ein lebhafter Schiffsbau, der seine Stätten schon von der Unterwiek an ausbreitet. Über einen Aufenthalt in Frauendorf schreibt ein auswärtiger Besucher: „Man speist auf dem von oben bis unten mit Wald bewachsenen Frauendorfer Berge" (Elisenhöhe?), und „. . . die Tafel . . . ein Magazin der delikatesten Speisen." Mit „Wald" sind höchstwahrscheinlich die Obstgärten gemeint, denen die früher vorhandenen Weinbergsanlagen damals wohl schon gewichen waren. Ein anderer Besucher gedenkt der schönen Aussicht. „Frauendorf", so heißt es, „hat am Ufer der Oder eine ergötzende Lage: Buschige Gänge am Abhange der Berge, Hütten, die hinter Hügeln versteckt sind, Anhöhen, von denen man weit umher sieht usw. Der schönste Standpunkt ist bei dem Wirtshaus auf einer geebneten Bergspitze, die hoch über ihre Nachbarn emporragt, und nach der Oder hin vorspringt. Vor sich hat man diesen Fluß, eine große Wiesenfläche, den Dammschen See, den man über eine Meile weit verfolgen kann, dann die Stadt Damm . . ., hinter derselben eine Ebene, die endlich mit Wald und Bergen bekränzt ist. Links von Damm sieht man eine hohe Kirche und einen Turm von Stargard. Nordöstlich liegt Gollnow . . ." usw. Und noch ein anderer Besucher rühmt die grünen Wiesenmatten unter den Bäumen des Abhanges, die ja noch jetzt im ersten Frühjahr jeden Freund der Gegend durch ihr frühzeitiges Ergrünen erfreuen.

Von einem Ausflugsverkehr in die weitere Umgebung landeinwärts (Richtung Eckerberg, Bachmühlen, Glambecksee) hören wir aus jener Zeit nichts. Wohl aber sind in geringerer Entfernung von der Stadt zwei Ortlichkeiten gelegen, die sich eines regeren Besuches erfreuen, deren eine nach ihrer genauen Lage zu bestimmen, jedoch etwas schwer sein dürfte. Jedesmal verlassen wir die Stadt durch das Königstor und schlagen den Weg nach Jabelsdorf ein. Wir passieren zunächst das monumentale innere Tor und dahinter die lange hölzerne Brücke über den Wallgraben. Dann folgen links das Zollhaus und rechts die Wache und zuletzt das äußere Tor, und wir sind im Freien, soweit nicht die Anlagen der Forts den Gesichtskreis begrenzen. Der Jabelsdorfer Weg senkt sich allmählich zum Tale eines munteren Bächleins hinab. Es ist der Abfluß des heutigen Westendsees, der zum Teil nur noch ein Dasein in unterirdischen Zementröhren führt. Er treibt mehrere Mühlen, die Lübsche Mühle, die Malzmühle (Westendsee-Lokal) und die Kupfermühle, vielleicht dort gelegen, wo jetzt die Heinrichstraße das Gebiet schneidet. In einer Eingabe des Müllers der Malzmühle vom Jahre 1817 an die Königl. Regierung nennt derselbe die Umgebung seines Gehöftes ein „angenehmes Tal". Dort im Grunde, etwas abseits der Straße und durch eine Lindenallee erreichbar, liegt ein Wirtshaus mit Garten. Man wandert dorthin und vergnügt sich am Kegel- und Billardspiel und speist Spargel, Erdbeeren und anderes Obst. In späterer Zeit, als die Bebauung einsetzte, hat es dort einmal einen Stadteil Kupfermühle gegeben. Heute erinnert nur noch der Name „Grünhof" an die grüne Wiesen- und Gartenherrlichkeit von einst. — Das zweite Wanderziel der lebenslustigen Stettiner finden wir hoch oben auf der Höhe der Rollberge, gegenüber dem Vorwerk Jabelsdorf. Es ist mehr der einfache Bürgersmann, der oft schon vor Sonnenaufgang zur Schäferei pilgert, um Kaffee mit Schafmilch zu trinken und die schöne Fernsicht zu genießen. Doch auch für das Vergnügen der Jugend ist gesorgt. Neben anderem lockt ein Karussell mit zwei Reitpferden und zwei Schlitten. —

Unsere Aufzählung nähert sich ihrem Ende. Es bleibt uns noch übrig, unsere Blicke ostwärts zu richten, woher die grünen Höhen der Buchheide herüberlocken. Es scheint aber, als ob gerade sie um die Wende des Jahrhunderts noch nicht entdeckt war, als ob der Wald selbst erst zum Ziel der Ausflüge geworden sei, nachdem die Eisenbahn ihn schneller erreichbar machte und man nicht nach längerer Wagenfahrt froh sein mochte, in einem der Randdörfer zu landen. So wandern denn die Bewohner der Lastadie an schönen Sommerabenden gern ein Stück zum Parnitztor hinaus und den Dammschen Weg entlang. Rundum duften die Wiesen; stellenweis tritt auch der Bruchwald näher an die Straße heran. Jede Biegung gibt ein anderes Bild

der Ferne, bald die Schilfdickichte des Dammschen Sees als einförmigen Hintergrund, bald die lachenden Höhen der Berge oder das Städtchen Damm. Auch zu Vergnügungsfahrten wird der Weg, der ungewöhnlich gut ist, gern benutzt. Wen es nicht allzuweit treibt, der trinkt seinen Kaffee beim Blockhaus an der Kl.-Reglitz oder beim Zoll an der Brücke über die Gr.-Reglitz. Beliebte Ziele aber sind das Städtchen Damm und sogar — trotz des sandigen Weges dorthin — auch Rosengarten. Wer aber aus Damm heimkommt, der bringt sicher Dammsches Rosenbrot mit, Semmeln, die so schön nach Rosen duften und schmecken. Zwar sind sie um 1800, wie die älteren Leute meinen, lange nicht mehr so gut wie früher; aber warum sollen nicht auch die Semmeln schlechter werden, wenn die menschliche Lebensart schlechter wird, was im Anschluß an seine Schilderung des Stettiner Lebens besonders der Professor Sell beklagt. Aber wir wollen nicht rechten mit meinen Gewährsleuten, weder um der Semmeln, noch um der Sitten willen. Es ist wohl besser, wir beeilen uns, um rechtzeitig in die Stadt zu kommen. Um ½10 Uhr werden die Tore geschlossen, und nur alle Halbestunde wieder geöffnet. Zudem ist die Straßenbeleuchtung nur vom 1. September bis Ende April üblich. Und damit, eine gute Nacht, allerseits!

Zwei Zeitgedichte

(Aus einem demnächst erscheinenden Bändchen: „Auf Höhepunkten in großer Zeit.")

Von H. Inds

Barbaren

Lodernd eine Welt in Flammen,
Feinde rings um Deutschland her,
Die durch Lug und Trug zusammenbetteln Fremder Hilf und Speer!
Schwarze, Gelbe, alle Farben
Führen sie für sich ins Feld!
Deutschlands eigne Söhne starben
Für das Vaterland als Held!
Barbaren!

Lodernd Dorf und Stadt in Flammen!
Straßen, Wälder, Felder wüst!
Krachend stürzt Kultur zusammen,
Wo des Feindes Nähe grüßt!
Aber wo der Deutschen Spuren
Zeigen sich nach blutger Tat,
Grünen bald aufs neue Fluren,
Wächst aus Trümmern Dorf und Stadt!
Barbaren!

Benjamin Franklin an Woodrow Wilson

Dem Himmel entriß ich den Blitz,
Das Zepter der Hand des Tyrannen.
Du treibst auf erhabenem Sitz
Die Freiheit wieder von dannen
Und knüpfst das freie Vaterland
Nur fest an Englands Gängelband.
In Trauer verhüllt ihr Gesicht
Die herrliche Göttin im Hafen.
Trüb flackert das leitende Licht,
Amerikas Freiheit geht schlafen,
Weil du das stolze Vaterland
Geknüpft an Englands Gängelband.

Du wolltest mit gleißendem Wort
Bescheren den Völkern den Frieden
Und nährtest den gräßlichen Mord
Für Gold, das die Not dir beschieden.
Schon lang' an Englands Gängelband
Zappelt das reiche Vaterland.
Gedanken und Worte von Kant
Hast manchmal geführt du im Munde;
Doch schied eine riesige Wand
Dich von Deutsch, des hast du nicht Kunde.
Das büßt das arme Vaterland
Durch dich an Englands Gängelband.

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung)

Hatte ich geglaubt, daß man mich beargwöhnen, oder gar mich auszuforschen suchen werde, so war das eine Irrung gewesen; es regte sich nichts, kein Wort kam mir zu Ohren, ich möchte sagen, es traf mich kein Blick. Das Leben ging im Hause fort wie bisher, die Menschen waren wie sonst; und das begriff ich nicht, denn mir war der Himmel der Unbefangenheit und Unschuld in tausend Stücke zerbrochen. Mein Gefühl für die Mutter war von jeher, gleichsam instinktmäßig, nur schwach gewesen; jetzt, möchte ich sagen, verlor ich es ganz und sah sie beinahe als eine Fremde an. Ich mochte keinen von den beiden Menschen mehr ansehen — ich lauschte mit Angst in den Gesichtszügen der anderen, ob sie auch davon wüßten. Ich schlich und horchte umher, angsthaft und scheu, als habe ich selbst ein böses Gewissen. — Und dabei sah ich einmal am späten Abend, als ich zufällig hier am Fenster stand und kein Licht im Zimmer hatte, daß durch den Garten ein Mann kam und in die kleine, sonst nie benützte, stets verschlossene Korridor-Pforte trat. —

Am folgenden Tage, da ich nachmittags nach der Schule wie gewöhnlich in des Vaters Zimmer mein Vesperbrod aß, und er, auch wie immer, dabei in bester Laune war, fragte ich: ‚Papa, was hat denn Herr Leonhardi noch spät abends hier im Hause zu tun? Besucht er Sie?' — Ich meine es noch zu sehen, wie er zusammenfuhr, die lange holländische Tonpfeife fallen ließ und mich anstarrte, als sähe er ein Gespenst. — So stand er wohl eine Minute lang lautlos und ohne Bewegung, gleichsam zusammengesunken; dann richtete er sich wieder auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und entgegnete: ‚Davon mußt du nicht reden, Florentin; hörst du, zu niemand auf der Welt! — Er kam — zu mir, aber heimlich; denn ich habe Geldgeschäfte mit ihm und wünsche, daß keiner es erfährt. Es ist mir sehr unangenehm, daß du es gesehen. Aber ich verlasse mich auf dich.' —

Ich weiß nicht, was mir in diesen Worten anfänglich das Herz zusammenschnürte, denn ich konnte damals noch nicht einsehen, daß sie unwahr waren. Im Gegenteil erfüllten sie ihren Zweck, sie täuschten und beruhigten mich und nahmen eine Zentnerlast von meinem heitern Knabenkopf. Ich ließ das Spähen und Horchen — ich möchte sagen, auch das Nachgrübeln, und vergaß nach und nach fast das Geschehene. Nur ‚Herr Leonhardi', wie ich ihn in trotzigem Gegensatz gegen die Geschwister nannte, die ihn mit ‚Onkel Fritz' anredeten, ward mir seitdem womöglich noch verhaßter als vorher, und ich gab mir wenig Mühe, ihm das zu verbergen. Ich war dazumal aber das einzige Kind im Hause, da eure Tante in jenem Jahre Neubank heiratete, der als Stadtamtmann das Amt Harstenbeck verwaltete, und Vinzenz, euer Vater, nach England ging, um sich dort weiter auszubilden.

Im nächsten Jahre verließ ich die Schule und trat gleichfalls ins Geschäft, da mein Vater sich nicht entschließen konnte, mich von sich zu lassen. Lust hatte ich dazu verzweifelt wenig — ich fing schon damals an, mich mit allerlei poetischen Gedanken und Plänen zu tragen — allein, da ich wußte, daß ich den Vater hierin zum Gegner haben würde, fügte ich mich und gab mir die möglichste Mühe, so daß ich bei meinem guten Kopf schnell genug vorwärts kam und bereits nach einem weiteren Jahre von dem alten Buchhalter Maulert nach und nach in den innern Gang des Geschäfts eingeweiht ward. Da kam ich denn eines schönen Tags, da ich zufällig in Maulerts Pult schaute, auch über das Inventarienbuch, welches von jeher, wie ihr wohl wißt, vom Chef des Hauses selbst geführt ward. Nur damals hatte mein Vater, weil seine Zeit von gar zu vielen Geschäften in Anspruch genommen wurde, die Führung dem alten Buchhalter überlassen, der ja auch seit Gott weiß wieviel Jahren im Hause und mit demselben eins geworden war. Da fand ich zuerst, daß wir vor etwa sechs Jahren verzweiflungsvoll schlecht gestanden hatten. Der Ausbruch und das Umsichgreifen der Revolution, besonders aber der Abfall St. Domingos und der fast allgemeine Seekrieg hatten uns furchtbare Schläge versetzt. Ersichtlich waren wir nur durch sehr große Kapitalien gerettet worden, die unsrem Hause von — Leonhardi vorgestreckt wurden.

Kinder, ich war ein Knabe von noch nicht siebzehn Jahren — aber, was ich vorzeiten erlebt, durchschoß mich mit einem neuen, verzweiflungsvollen Licht, —

und mir war, als solle ich an dem Grimm meines Herzens, an der Schande unseres Hauses ersticken; und zuletzt ließ ich den Kopf auf das Pult sinken und weinte bitterlich. — Maulert fuhr erschrocken mir gegenüber auf — wir saßen beide allein in dem Zimmer — und fragte mich, was ich habe? — Ich konnte ihm nur stumm das Buch hinübertragen und stumm auf die beiden inhaltschweren Blätter zeigen. Erst des Alten plötzliches Auffahren gab mir das Gefühl der Gegenwart wieder. Er sprang von seinem Sitz und schloß die Tür ins große Kontor.

‚Wie könnt Ihr Euch unterstehen, Eure Nase in dies Buch zu stecken?‘ sprach er dann und trat hart auf mich zu und sah mich drohend an. ‚Wie könnt Ihr Euch erdreisten, dies Buch aus meinem Pult zu stehlen — ja, stehlen, Herr Florentin! Denn Ihr habt's vorhin getan, da ich hinausging und mich vor dem Sohn des Hauses sicher wähnte. Und meine alten blinden Augen haben nicht auf Euer Tun geachtet! — Herr Florentin, wenn ich das dem Herrn Papa sagte!‘ — ‚Aber Maulert,‘ unterbrach ich ihn, ‚ich bin ja der Sohn des Hauses und muß es ja doch erfahren.‘ — ‚Ja,‘ versetzte er, ‚wenn Ihr das Geschäft übernehmt — dann! Früher geht Euch das nichts an.‘

Genug, wir zankten noch eine Weile hin und her, bevor er sich besänftigen ließ und mir mein Unrecht vergab. Dann sprach er freilich auch weiter über die Sache. Es war allerdings so gut wie alles verloren gewesen, das Gesamtvermögen beider Eltern, und unser Bruch war vor der Tür, als die Vorschüsse Leonhardis uns wieder auf die Beine geholfen. ‚Und das,‘ setzte der Alte hinzu, ‚hat mich teils gewundert, denn er ist ein sehr genauer Herr und guter Rechner, und dabei trotz all seiner sauberen Manieren ein Mensch ohne Herz. Und teils hat's mich geärgert, denn er nahm unvernünftige Prozente, und ich kann ihn überhaupt nicht leiden, ich mag ihm nichts zu verdanken haben.‘ — ‚Das ist es ja, Maulert,‘ bemerkte ich, ‚so geht's mir auch, und daß wir von dem leben sollen, und daß der Vater von dem was genommen — das hat mich zu weinen gemacht. Denn ich hass' ihn!‘ Und die Tränen liefen mir wieder aus den Augen.

Er sah mich aufmerksam an und schüttelte dann den Kopf. ‚Na,‘ sagt' er, ‚so arg ist es auch nicht. Wir kommen schon wieder von ihm los. Aber leugnen kann ich nicht, es war mir selbst über die Maßen lieb, als der Herr mir vor zwei Jahren befahl, die erste Rückzahlung an ihn zu machen, obschon es uns noch nicht wenig genierte. Seht da, weil Ihr doch einmal hineingesehen!‘ Und er schlug das Buch auf und zeigte mir die erste und die folgenden Rückzahlungen — sie mußten etwa von der Zeit an begonnen haben, wo ich jenes oben erwähnte Gespräch mit dem Vater hatte. — Und dann zeigte er mir den Abschluß des letzten Jahres — wir standen schon wieder recht gut. Ja, im äußersten Notfall hätte man bereits den letzten Rest unserer Schuld an Leonhardi tilgen können. Aber freilich, dann hätten wir nicht gar viel besser gestanden als damals, wo sie kontrahiert worden. — Ich kann's euch nicht beschreiben, wie mir war; vergeblich rang ich an gegen diesen grausamen Konflikt der Ehre und der Schande unseres Hauses. Ich weiß nichts hinzuzufügen, als daß ich von der Zeit an die kaum erwachte Lust zu meinem Geschäft immer mehr wieder verlor. Ich war nicht genug der Sohn des Hauses van der Roos, um den Interessen und der äußern Ehre desselben alles Persönliche nachzusetzen.“

So weit hatte Florentin erzählt, als die Tür plötzlich geöffnet ward und den Handelsherrn hereinließ. Das war ein so überraschender und seltener Besuch, daß die beiden Söhne gleichsam erschrocken von ihren Plätzen auffuhren und selbst Florentin sich erhob — „Bleibt sitzen,“ sprach Roos, indem er mitten ins Zimmer trat und mit finsterem Blick von einem zum andern sah. „Bleibt sitzen und laßt euch nicht stören — oder ist mein Argwohn richtig, daß ich störe, und daß hier etwas vorgeht, was man mir zu verbergen wünscht?“

Florentin erhob den Kopf, aber sein Auge blickte milde auf den Bruder. „Wenn du dein unseliges Mißtrauen aufgeben könntest,“ erwiderte er ruhig, „so möchte manches wieder gutgemacht werden in unsrem finstren alten Hause. Du hast neulich am Sterbebett deiner Mutter schon manches richtiger erfahren, Vinzenz, und ich selbst habe dir und der Schwester neulich abend manches mitgeteilt, was dich aufklären könnte. Ist dir das nicht genug — willst du Genaueres hören, so bleibe hier. Ich erzähle deinen Söhnen das Kapitel ‚Florentin‘ aus unserer Familiengeschichte. Was ich an dir zu klagen habe, was du verschuldet, das weißt du, und du kennst mich wohl noch genug, daß ich deinen Söhnen nichts zu sagen habe, was sie mit dem Vater entzweite — traurig mag es sie wohl machen, — und daß ich nichts rede, was ich auch dir nicht mitteilen könnte und wollte. Du weißt, ich scheue niemand.“ — „Das weiß ich,“ gab Vinzenz zur Antwort.

„Du hast den Deinen viel Unrecht getan, Vinzenz,“ fuhr Florentin wieder ungestört fort, „aber ich klage dich längst nicht mehr deswegen an, in wie großem Zorn ich damals auch von dir schied. Wir sind beide keine Kinder mehr, die nur das Augenblickliche auffassen und nicht weiter denken und schauen, als ihre Nase reicht. Wir wissen jetzt beide, wo es gefehlt hat, wer uns beide ein Puppenspiel aufführen ließ — aber ein Puppenspiel, bei dem mehr als ein Menschenleben elend ward. Gegen den einen — gegen den Konsul — haben wir wohl beide keinen Grund zur Schonung. Von der andern — deiner Mutter, Vinzenz — können wir hier die Wahrheit nicht verbergen.

Deine Söhne wissen's bereits oder müßten es doch erfahren."

Der Handelsherr schaute den Bruder finster an. „Du weißt wohl," erwiderte er, „das alles ist schlimm genug für unser Haus — aber für uns, für mich gab es etwas Anderes, Schwereres! — Doch das soll ja ein Hirngespinst sein, heißt es jetzt! — Genug," setzte er hinzu, da er Florentin den Kopf schütteln sah, „erzähle jetzt weiter und geniere dich nicht. Ich bin begierig!" Und er ging zu dem alten Sofa, das früher in seines Vaters Zimmer gestanden, setzte sich tief in die weichen Kissen und stützte den Kopf in die Hand. Florentin und die Söhne nahmen auch wieder Platz, und nach einiger Zeit fuhr der erstere in seiner Erzählung fort.

„Ich sagte euch also, daß ich nach der Entdeckung unserer Schuld an Leonhardi die Lust zu dem Geschäft vorloren hatte und mich meinem alten Treiben hingab — ich nannte es: ‚den schönen Wissenschaften' — der Vater hieß es verdrießlich: ‚dem Unsinn.' Denn seit er meine Abneigung bemerkte, gab es zwischen uns eine Zeitlang allerlei Mißhelligkeiten. Aber so qualvoll mir dies auch war und so oft und eifrig ich versuchte, dem Handel wieder Geschmack abzugewinnen, — es wollte mir nicht recht gelingen, ich kam immer weiter davon ab. Und zuletzt fügte sich der Vater, wenn auch widerwillig, in meine Abneigung und ließ mich gewähren. — Mit der Mutter hatte ich fast gar keinen Verkehr mehr, als den das Zusammenleben im Hause bedingte; das alte Wesen ging, wie ich sehr wohl wußte, fort. Aber ich sprach nicht mehr darüber. Ich ging meine eigenen Wege, und ich will nicht leugnen, daß es dabei ein wenig wild herging. Ich war jung, reich und kein Duckmäuser.

So kam das Jahr 1802 heran, in welchem der Vater unwohl von einem Ausfluge zu eurer Tante Josefine zurückkehrte und sich bereits am folgenden Tage auf das Lager legte, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. An Vinzenz, der auf der Rückkehr begriffen bei seiner Braut weilte, ward sogleich ein Expresser geschickt, und als der Vater das angeordnet, ließ er mich ins Zimmer kommen — er lag in seinem Kabinett — wo ich den alten Stolzenburg bei ihm traf. „Das ist dein Vormund, wenn ich tot bin, Florentin," sagte er zu mir. ‚Sieh ihn an wie mich — ehre und liebe ihn, er verdient's um dich und mich. — Ich will, du sollst in deinem einundzwanzigsten Jahre majorenn erklärt werden. Bis dahin behält Stolzenburg die Leitung deiner Angelegenheiten allein und soll auch für dich bei der Testamentseröffnung zugegen sein. Du sollst früher davon nichts erfahren, damit du in diesen anderthalb Jahren frei deinen Beruf wählen kannst. Wende dich in jeder Verlegenheit an deinen Vormund; er hat Instruktionen für alle Fälle. Eins lege ich dir aber ans Herz — du weißt, wie es um unser Haus steht, du hast einen guten Kopf, du hast große Fähigkeiten — du kannst dem Geschäfte von Nutzen sein. Kannst du, so bleibe beim Handel und unterstütze deinen Bruder; er kriegt einen schweren Stand, und dein Bleiben wäre für euch alle am besten. Das rät dir dein sterbender Vater, der nie anderes gewollt als dein Bestes.' So sprach der Alte zu mir. Zwei Tage darauf starb er unerwartet schnell an einer Lähmung des Herzens. Euer Vater kam erst zum Begräbnis, da der Expresse ihn nicht daheim gefunden.

Ich kann über die folgende Zeit mit wenigen Worten weggehen. Wir beiden Brüder standen uns, wie von jeher, so gut es bei unserem verschiedenen Temperament und bei dem Altersunterschiede, der in solchen Jahren bekanntlich sehr viel tut, irgend möglich war. Euer Vater ist fünf Jahre älter als ich. Er war freundlich gegen mich, und ich vertrauensvoll gegen ihn; es gefiel mir wieder im Hause, und als nach einem Jahre eure Mutter hierher kam und die Großmutter in den Altenbau zog, schien mir ein heller Himmel über Turm und Rose aufzugehen. Ihr ehrt und liebt eure Mutter — und weiß Gott, wie sehr sie das verdient. Denn ein besseres, braveres, lieblicheres Wesen hat Gottes Sonne nicht beschienen auf Erden. Euer Vater liebte sie damals abgöttisch, das ganze Haus betete sie an — und ich war nicht der letzte dabei. So ist es gewesen, und so hast du es selbst gesehen, gewußt, gewollt, Vinzenz." —

„Fahre fort," versetzte der Handelsherr dumpf; es dämmerte stark, und man konnte sein Gesicht im Hintergrunde des Zimmers nicht mehr genau erkennen.

„Nur eurer Großmutter war das junge Weib niemals recht," sprach Florentin weiter. „Vinzenz hatte sie nicht nur mit Zustimmung, sondern auch auf den Wunsch des Vaters gewählt, und liebte sie so sehr, daß er sowohl selbst dadurch unabhängiger ward von der Mutter, als auch ihr gegenüber die Selbständigkeit seiner Frau vertrat und verfocht. Es war das alte Lied von mißwollenden und abgeneigten Schwiegermüttern, welches hier von vornherein sich wiederholte. Dazu kam aber auch, daß eure Großmutter von einem unglaublichen Stolz auf den Kaufmannsstand und im besonderen auf ihr und unser Geschlecht beherrscht wurde, und daß Magdalene die Tochter eines Mannes war, der, man wußte nicht recht wie — zu einem großen Güterkomplex und einem jungen Adel gekommen war. In der Großmutter Sinn war es eine Art Mißheirat. Und zu dem allen kam nun noch, daß Magdalenens bedeutendes Vermögen von ihrem vorsichtigen Vater zwar ausbezahlt, aber in einer Weise sichergestellt und verklausuliert ward, daß es nicht wohl verlorengehen konnte. Das war sogar eurem Großvater als ein Mangel an Zutrauen nicht angenehm; eurer Großmutter legte es aber eine stete Schranke auf, als sie jetzt nach ihres Gatten Tode sich in die Geschäfte mischte, und zugleich fühlte sie

sich verstimmt, daß sie auch nicht ihr Vermögen so gesichert habe."

Als der Erzähler eine Pause machte, sagte der Handelsherr: „Lasse uns Licht bringen, Philibert; man sieht sich nicht mehr." Nachdem seinem Willen genügt und die Läden geschlossen waren, drehte er die kleine Lampe so, daß der Kasten sein Gesicht mit Schatten bedeckte. Und die Augen noch mit der Hand beschattend, nahm er wieder die alte Stellung ein. Dann fuhr Florentin fort.

„Es wollte mir nicht gelingen, mich nach des Vaters Wunsch dem Geschäfte wieder mehr zu widmen. Maulert war gleichfalls gestorben, die Mutter und der Konsul herrschten und banden eurem Vater durch die Leonhardischen Vorschüsse die Hände und den Willen. Mir erleichterte niemand das Nähertreten, höchstens ward mir erlaubt, als Kommis zu arbeiten, was meinem Stolz wenig zusagen konnte. Und überdies begann damals plötzlich die Liebe in mir wach zu werden."

Der Handelsherr ließ die Hand von den Augen sinken und sah dem Erzähler mit einem langen Blick starr ins Gesicht; aber nur die Söhne bemerkten es; Florentins Auge hing still an der gegenüber befindlichen Wand, und um seinen Mund zog sich ein leises, trübes Lächeln.

„Seht," sagte er nach einer Pause, „ich hatte damals Musikunterricht genommen, denn ich bildete mir ein, auch Musiker zu sein, und mein Lehrer war der Organist an der Johanniskirche, ein strenger und oft rauher Mann und ein arger Hypochonder, so daß ich nach einigen Stunden drauf und dran war, ihm zu entlaufen. Da kam ich eines Morgens zur Stunde und traf ihn nicht, dafür aber seine Tochter — sie hieß Johanna nach dem Liebling des Vaters, dem großen Johann Sebastian Bach, — die seine Abwesenheit entschuldigen und mich zu einer andern Zeit bestellen sollte. Ich hatte sie noch nicht gesehen, da sie seit dem Tode ihrer Mutter dem kleinen Hauswesen vorstand, aber auch noch nie von ihr gehört, was bei meinem bunten, umhervagierenden Leben allerdings ein Wunder war. Der strenge Vater hielt sie in großer Abgeschiedenheit, wie es nach seinem Sinn für ein junges Mädchen allein schicklich war.

Ich bin nicht in der Laune und auch nicht der Mann, daß ich viel Worte über das Mädchen machen sollte. Ich kann es auch nicht einmal, denn etwas Himmlisches nimmt man mit der Seele auf und hat keine lauten Worte dafür. Und Johanna war himmlisch — ich weiß es nicht anders zu nennen — so gut war sie, so lieb, so schön und hold und so rein! — Schaut hinein in die milde Klarheit eines reinen Frühlingsmorgens, wo die Sonne mit ihren ersten, noch sanften Strahlen emporleuchtet zu der fleckenlosen Bläue des hohen Gewölbes, — da überkommt es den Traurigsten mit sanfter Heiterkeit, der Wildeste spürt den Frieden bis ins tiefste Herz, der Rohste fühlt sein ganzes Wesen leise bewegt. — So war das Mädchen, so mild und klar, — so heiter und schön und sanft umflutete sie das junge, eben erwachende Leben, so friedensvoll endlich, und so heilig überkam es vor ihrem lieben Wesen das wildeste, trotzigste Herz. Von heißem Ungestüm, von einer wilden Leidenschaft war ihr gegenüber keine Rede, sie war dazu einesteils viel zu klar und sanft und andererseits viel zu heilig. Aber an einen Widerstand gegen ihr Wesen, mein' ich, konnte auch niemand denken. Man mußte ihr zu eigen sein. —

Übrigens," setzte Florentin nach einer Pause hinzu, — „es ist hier in der Stadt noch heute ein Kind, das ihr äußerlich sehr ähnlich ist, und ich glaube, auch innerlich. Nur ist es leichteren Herzens, und lustiger, denn Johanna war nur zuweilen heiter und niemals ausgelassen. — Und das Kind ist ihre Tochter.

Es läßt sich wenig davon sagen," fuhr er fort, „und ich wüßte auch wirklich nicht mitzuteilen, wie es mit dieser Liebe weiter ging. Etwas Besonderes, Romantisches war gar nicht dabei, es müßte denn das ganz eigene, fromme Gefühl sein, welches das Hauptkennzeichen in meinem Herzen war, und mich stets erfüllte, ob ich bei ihr war, ob ich von ihr ging, wie und wo ich umhertollte, ich wilder Bursch. Wir mußten, nachdem wir uns gegenseitig ausgesprochen, unsern Verkehr sehr geheim halten, da ihr Vater ihn fürs erste nie gestattet haben würde, selbst wenn ich ihm als Schwiegersohn angestanden. Bisher — so weit kannte ich ihn — war ich ihm viel zu jung und gefiel ihm ganz und gar nicht, weil ich kein Geschäft betrieb, das mich selbständig ernähren konnte. ‚Was nützt mir eine Kasse voll Gold,' sagte er einmal von jemand, der damals auf sein Vermögen hin heiratete, ‚wenn die Kasse keinen Heckboden hat — keinen goldenen Grund, aus dem es stets wieder aufquillt? — Ein Geschäft — ein Handwerk, und sei's noch so gering, — das, Herr Florentin, wär' mir hundertmal lieber als alles Gold der Welt. Denn das kann man nicht ausgeben oder verlieren!' — So sahen wir uns sehr sparsam, sprachen uns nur hier und da auf ein paar flüchtige Worte und waren doch glücklich, und unsere Liebe blühte frisch und voll. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Zeit

„Wir treten mit Beten vor Gott, den Gerechten"

Die wohlbekannte Weise, die besonders in den ersten Monaten des Weltkrieges zu den meistgesungenen in Deutschland gehörte, ist bekanntlich zu Anfang der neunziger Jahre durch den nachdrücklichen Hinweis unseres Kaisers so schnell populär geworden. Weniger bekannt dürfte es sein, wie der Kaiser selbst auf das Lied aufmerksam geworden ist.

Es mögen jetzt ungefähr 25 Jahre her sein, daß der Stettiner Sängerbund mit der Veranstaltung eines großen Wohltätigkeitskonzerts in den Centralhallen beschäftigt war. Da die ganze Sache einen militärischen Hintergrund hatte, wurden von dem musikalischen Leiter des Bundes, dem Prof. Dr. C. Ad. Lorenz, unter anderem auch die niederländischen Kriegsweisen, bearbeitet von Kremser, aufs Programm gesetzt. Die Lieder waren damals dem Publikum noch ziemlich unbekannt. Den Proben wohnte mehrmals der Major von Moltke bei, der damals einen militärischen Posten in Stettin inne hatte.

Moltke war von den niederländischen Liedern aufs höchste entzückt, ganz besonders aber von dem niederländischen Dankgebet „Wir treten mit Beten vor Gott den Gerechten".

Nicht lange Zeit danach wurde Moltke Adjutant des Kaisers. Gelegentlich eines Gesprächs, das sich um allerlei Musikalisches drehte, machte Moltke in der ihm eigenen lebhaften und begeisterten Weise auf die niederländischen Weisen aufmerksam, die dieser noch nicht kannte.

Die Lieder wurden auf Befehl des Kaisers in kürzester Zeit vor ihm zu Gehör gebracht, und ihr Schicksal war entschieden.

In seiner energischen, impulsiven Art sorgte der Monarch dafür, daß die Lieder überall bekannt wurden, daß im besonderen das Dankgebet ein Volksgesang der Deutschen wurde, daß man es zum militärischen Betliede erhob, daß es in allen Schulen Verbreitung fand und — — — daß es Verleger und Bearbeiter zu wohlhabenden Leuten machte.

„Habent sua fata libelli."

Den Ruhm, indirekt den Kaiser zuerst auf die Lieder aufmerksam gemacht zu haben, kann demnach mit gutem Rechte unser Altmeister Lorenz in Anspruch nehmen. Wäre *seine* Wahl damals nicht auf diese Lieder gefallen, hätte sie sicherlich weder Moltke noch der Kaiser kennen gelernt — und vielleicht würde auch noch niemand den Weisen nachfragen.

Freie Vereinigung Stettiner Schriftsteller

Die Vereinigung hat im Winter eine überaus reiche Tätigkeit entfaltet. Vor wie auch nach Weihnachten veranstaltete sie im Festsaale der Oberrealschule einen Dichterabend, deren Erfolgen so leicht kein anderer an die Seite gestellt werden kann. Da konnte selbst ein Pessimist den Glauben an den starken Sinn für „alles Hohe, was Menschenherz erhebt" in seinen Mitmenschen wiederfinden: viele Hunderte schlug edelste Dichtung, edelste nach Form und Inhalt, in Bann. Ja, allen, die lyrische Massenwirkung mit einem Lächeln des Unglaubens in Abrede stellen wollen, sei es mit Jubel und Freude gesagt: sie ist zu erzielen, nicht einmal, nein, öfter, denn sie kommen wieder, die einmal gekostet, sind alle wiedergekommen beim zweiten Male und werden immer, immer wiederkommen. Die beiden Abende waren Triumphzüge zarter Kunst und feinduftige Gaben trug jeder beglückt nach Haus.

Und die Spender? Ihre Namen sind uns nicht unbekannt. Karla König und Paul Richter sind in unseren Blättern schon eingehend gewürdigt; auch der Dichterin Hildegard Voigt war ein Heft bereits gewidmet. Hermann Ploetz wird im neuen Jahrgang mit einer größeren Dichtung vorhanden sein. Gerhard Lolling, Hugo Kaeker und Lina Rosenberg sollen auch in Bälde ihre Sonderhefte haben.

So haben wir sie denn alle zusammen, sie, aus deren Blumengarten der duftige Strauß Pommernalmanach gebunden ist, die auch diese beiden Abende so überreich ausgestattet haben. Manche Viertelmillionenstadt muß unserm Stettin ihre Dichtervereinigung neiden.

A. K.

Pommerscher Künstlerbund

In der Zeit vom 23. Dezember bis zum 3. Januar hat der Bund seine erste größere Wanderausstellung in Pyritz veranstaltet, und zwar mit vollem Erfolge.

Über 70 Kunstwerke waren in den Räumen der Stadtbücherei ausgestellt, mehr als 500 Besucher fanden sich während der 14 Tage ein, sogar Verkäufe wurden in einem für den Anfang vielversprechenden Umfange erzielt.

Im Sommer ist eine zweite Wanderausstellung in Swinemünde geplant.

Zur Beachtung

Titel und Inhaltsverzeichnis des vierten Jahrgangs werden dem Hefte 2 des fünften beigegeben werden!

Drei neue Gedichtbücher

Die drei Bändchen Gedichte

Hugo Kaeker „Unter dem Roten Kreuz",
Paul Richter „Eiserne Herzen",
Karla König „Einsame Feuer"

werden in Heft 1 des neuen Jahrgangs eine eingehende Besprechung finden.

Mit dem April 1918 beginnt „Unser Pommerland" seinen fünften Jahrgang.

Wer da bedenkt, daß unsere Heimatprovinz nur halb soviel Einwohner wie Groß-Berlin zählt, wird billigerweise staunen müssen, daß „Unser Pommerland" bei so kleinem Absatzgebiet nach vier schweren Kriegsjahren immer noch am Leben ist — als eine der wenigen, als einzige fast von den vielen Heimatzeitschriften, die bis zum Kriegsbeginn blühten.

Der Weg durch das letzte Jahr hindurch ist für „Unser Pommerland" ein opfer- und dornenreicher gewesen. Gewaltige Teuerungsnöte und drückender Materialmangel drohten mehrere Male, uns den Todesstoß zu versetzen. Aber immer noch fanden sich rechtzeitig Mittel und Wege — und wir gehen mit ungebeugtem Mute ins neue Jahr hinein.

Ein ferneres Durchhalten ist aber nicht möglich, wenn uns nicht die tatkräftigste Unterstützung unserer lieben Landsleute in Heimat und Fremde zuteil wird. Von vielen haben wir sie bisher in reichem Maße erfahren, aber doch haben wir auch oft unter Teilnahmlosigkeit, manchmal sogar unter bekrittelndem Unverstand zu leiden gehabt. Hat uns doch ein ganz Unverständiger sogar den öffentlichen Vorwurf gemacht, daß „Unser Pommerland" gegen früher an Umfang abgenommen habe. Man denke: „Velhagen u. Klasings Monatshefte" z. B. bringen statt 160 Seiten für 1,50 M. früher jetzt 100 Seiten für 2 M. Das ist ein Aufschlag von 100 Prozent. Und der deckt noch nicht einmal die Mehrkosten, die durch die wahrsinnigen Kriegspreise hervorgerufen werden. Das überlegen sich aber diese traurigen Köpfe nicht. Darum wenden wir uns mit dringendsten Bitten an alle Einsichtigen und Heimatliebenden in unserer Provinz

Helft Ihr uns,

„Unser Pommerland"

auch durch das Jahr 1918 durchzuhalten!

Wir werden es nach dem Kriege durch vermehrten Inhalt und reichere Ausstattung wieder zu lohnen wissen.

Für den neuen Jahrgang liegt bereits eine Fülle von Beiträgen vor. Von größeren Erzählungen, die erworben sind, nennen wir

Konrad Maß „Um Gottes Wort". Ein Heimatroman aus der Zeit der Reformation.

Hermann Ploetz „Am Fuße des Demantberges". Eine eigenartige Dichtung von höchstem Stimmungsreize.

Von wissenschaftlichen Arbeiten und Abhandlungen seien erwähnt:

Dr. Erwin Ackerknecht: „Die Lichtspielbühne im Dienste der Gegenwart".

Dr. V. Schultz: „Gelehrte Frauen Pommerns im 17. und 18. Jahrhundert".

Prof. Meißner: „Aus E. M. Arndts Stammbuch".

H. Inds-Kolberg: „Fürstenreisen".

Marie Luise Becker: „Martin Meyer-Pyritz".

Hugo Ganske: „Ernst Kolbe".

Karla König: „Alte und neue Stettiner Friedhofskunst".

u. a. m.

Die Beilage „Jung Pommern" wird unserer Zeitschrift von nun an beigegeben werden. Neu eintretenden Abonnenten wird auf Wunsch der Anfang der darin begonnenen Erzählung „Eine Schreckensfahrt auf der Ostsee" nachgeliefert. Das gleiche gilt auch von dem Roman „Das Haus van der Roos", den wir erst im neuen Jahrgang zu Ende bringen können. Der Briefwechsel zwischen Prutz-Stahr, herausgegeben von Herrn Studienrat Dr. Göhler, sowie die Ergebnisse der Arndtforschungen der Herren Dr. Gülzow und Dr. Kobes werden gleichfalls ihre Fortsetzung finden.

Der Umfang von 24 Seiten wird trotz allen Papiermangels unverkürzt bleiben. Die Monatsbezeichnungen auf den Heften werden hinfort fehlen, der Preis des Heftes soll, wie auch bisher schon der Einzelpreis war, 75 Pf. betragen.

Wenn wir hier keinen Aufschlag eintreten lassen, tun wir dies in der Hoffnung, durch Zunahme der Abonnentenzahl eine Verminderung des Zuschusses zu erreichen, den der Verlag seit Jahren nur für die Deckung der technischen Herstellungskosten hat leisten müssen.

An jeden gebildeten Pommer in Heimat und Fremde, der Liebe zur Heimat in sich trägt und Sinn für heimatliche Bestrebungen hat, richten wir nun zum Schlusse nochmals unsern Bittruf:

Helft Eurer Heimatzeitschrift

„Unser Pommerland"

durch die Schwere des Krieges hindurch, indem Ihr es für Euch selbst bezieht und durch Euren Einfluß andere zum Bezuge veranlaßt!

Stargard und Pyritz, im März 1918.

Der Herausgeber:
Arnold Koeppen.

Der Verleger:
Max Mallin (Pommernverlag).

Verantwortlich für den gesamten Inhalt Arnold Koeppen. Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. sind zu richten an: Konrektor Arnold Koeppen in Pyritz, Bahnhofstraße 19.
Verlag: Pommernverlag Max Mallin, Stargard i. Pomm. Druck: F. E. Haag in Melle i. Hann.

1919.411

Unser Pommerland

Mit der Nebenausgabe: Pommerland und Neumark

4. Jahrgang | Herausgegeben von Arnold Koeppen | Ergänzungsheft 1918

Das Haus van der Roos.

Von Edmund Hoefer.

(Schluß)

Von ihrer Wirkung auf mich habe ich euch schon gesagt. Äußerlich blieb ich, wie ich gewesen, ich träumte oder ich tollte, denn instinktmäßig verbarg ich mein Inneres vor aller Welt bis auf ein einzig Wesen — das war eure Mutter. — So sehr ich sie auch von Anfang an verehrte, — ich war ihr bisher ziemlich fremd geblieben und hatte eine gewisse Scheu vor ihr gehabt, wie es damit einem jeden so ergeht, der wild und ausgelassen, ja ausschweifend, sich plötzlich einer durch und durch edlen und reinen Natur gegenüber sieht. Er mag sie verehren, allein er getraut sich nicht heran. Aber wenn sich dann in solchem Menschen zufällig selbst etwas Edles und Reines regt, wenn er sich nach Vertrauen und Mitteilung sehnt — dann trägt er sein volles Herz auch zu niemand lieber als zu dem Wesen, das er bisher nur stumm verehrte. Er fühlt sich dessen jetzt wert.

So kam ich zu eurer Mutter, so schüttete ich ihr mein Herz aus und fand mich in meinem Vertrauen nicht getäuscht, denn sie gab mir alles wieder, was sie vermochte, Rat und Trost, Teilnahme und Herzlichkeit — kurz, was man in solcher Lage begehrt. Hilfe freilich konnte sie mir nicht geben, im Gegenteil verbarg sie mir niemals ihre Sorge, daß diese Liebe ein trauriges Ende nehmen werde. Aber darin — im Mut — hatte ich wieder den Vorrang vor ihr, denn was hofft und glaubt man nicht, wenn man zwanzig Jahre alt ist und liebt! An ein Widerstreben der Meinen dachte ich nicht — weil ich dasselbe gar nicht für möglich hielt, weil ich nicht begriff, daß in solcher Lage etwas anders in Frage kommen könnte als das Herz, daß über mein Gefühl ein anderer urteilen dürfte als ich selbst. Dennn soviel ich mich in der Welt umhergetrieben — wie es eigentlich in ihr zugeht, wußte ich ebensowenig wie ein anderer in solchen Jahren.

Und doch, hätte ich nur die Augen aufgetan, so würde ich wohl gesehen haben, wie es wenigstens in unserem Hause zuging, das ja stets eine Art Welt für sich war, unabhängig von der wirklichen, großen. Man stimmte seit einiger Zeit schon und jetzt immer entschiedener einen anderen Ton gegen mich an, einen eigentümlichen Ton, der sich nicht wohl schildern läßt. Man beschränkte mich in der Freiheit, die man mir bisher gelassen, und in den mir gewährten Mitteln; es begann ein ewiges Mäkeln und Tadeln, während man mich bisher kaum zu beachten geschienen, man hielt mir überall das Wort entgegen: ‚So ist es Sitte im Hause van der Roos.' Mit einem Wort — man suchte mich zu brechen und gleichfalls in die Tyrannei zu zwingen, die damals vom Altenbau aus über das Haus sich erstreckte. Denn man wußte, daß meine Volljährigkeit nahe war, und mochte es doch endlich an der Zeit halten, sich meiner und meines Gehorsams zu versichern, was man über hunderterlei andere Dinge so lange versäumt. Ich sollte sagen: zu lange, denn ich weiß nicht, ob es jemals mit mir gelungen wäre, jetzt aber war es zu spät, zumal eure Mutter stets für mich war, nach allen Seiten zu mäßigen und besänftigen suchte und wenigstens das Verhältnis zwischen ihrem Mann und mir noch immer in erträglichem Gange erhielt.

Da ward ich einundzwanzig Jahre alt und majorenn, und zugleich wurde jetzt ein Kodizill eröffnet, in welchem die näheren Bestimmungen über mich niedergelegt waren. Im Testament unseres Vaters war nur bemerkt worden: Da ich keine Lust zum Handelsstande zu haben scheine, so wolle er mich zwar nicht zwingen, müsse jedoch, in Anbetracht der ernsten Lage des Hauses, sodann für mich andere Bestimmungen treffen und habe diese in einem Kodizill niedergelegt, welches erst am Tage meiner Mündigkeit eröffnet werden dürfe. — Der Inhalt stieß alle Welt vor den Kopf — den Meinen war ich zu sehr bevorzugt, ich selbst schien mir zurückgesetzt — ich wußte ja so wenig wie sonst jemand von meiner Geburt. Eine Summe von 30 000 Talern sei mir von dem Besitzer derselben bei seinem Tode vermacht worden, hieß es; sie stehe in Stolzenburgs Verwaltung und sei mir zu überantworten. Eine gleiche Summe habe ich aus dem Vermögen des Hauses van der Roos zu empfangen, jedoch in genau bestimmten Wechseln, deren Zinsen zwar mir zufallen sollten, während die Wechsel selbst bis zum fünfundzwanzigsten Jahre nach meiner wirklichen und eigentlichen Mündigkeit — also bis zu meinem fünf-

zigsten Lebensjahr — nicht gekündigt werden dürften. Außerdem war mir von der Familie eine mäßige Rente zu bezahlen — solange ich im Orte verweile; und zuletzt legte der Vater es mir noch einmal ans Herz, im Geschäft zu bleiben und demselben mit meinen Fähigkeiten und meinem Vermögen zu Hilfe zu kommen, wo ich dann mit den Geschwistern auch im Vermögen zu gleichen Teilen zu gehen habe. — Das war's. Und wenn die Erbschaft auch nicht unbedeutend war, so mußte sie mir, in Erwägung des sonstigen Vermögens, und da ich mich noch immer für einen Sohn des Hauses hielt, halb wie ein himmelschreiendes Unrecht, halb wie eine wahre Bettelei erscheinen.

Ich opponierte mich auf das entschiedenste. Ich erklärte, das könne nicht des Vaters Wille gewesen sein, daß er mich mit einer so armseligen, also verklausulierten Summe abfinden wolle; die kleine besondere Erbschaft sei ja eine Sache für sich und könne mich im übrigen nicht beeinträchtigen. Ich sei dem Vater stets gehorsam gewesen und habe ihm nie einen Grund gegeben, mich zu enterben. Niemals seien in unserem Hause die nachgeborenen Söhne gezwungen worden, dem Stande des Vaters zu folgen, niemals sei ihnen, weil sie einen anderen ergriffen, ihr Erbteil verkümmert. Sie hätten nur, wie auch die Töchter bei ihrer Verheiratung, sich eine bestimmte Zahl Jahre mit den Zinsen zu begnügen und das Kapital solange bei dem Hause stehenzulassen. Übrigens wolle ich keine Unehre auf unser Haus bringen und keinen Prozeß anfangen. Einstweilen trete ich hiermit ins Geschäft und in den Besitz meines vollen Vermögensteils. Sollte mir die Sache später nicht gefallen, so würde ich mich dann auch den andern Bestimmungen fügen. — So sprach ich, und — sei es wie es sei — man fügte sich mir. Am folgenden Tage nahm ich einen Platz im Kabinett ein und ward mit Vinzenz zur Konferenz bei der Mutter beschieden, wo natürlich auch der Konsul nicht fehlte.

Der Einblick, den ich jetzt in unseren Vermögensstand tat, war ein schreckhafter — wir standen schlechter und gefährlicher als je: der neubegonnene Krieg zwischen England und Frankreich hatte alles zerstört, was der Vater in den letzten Jahren wieder geschaffen, was die ebenso kühnen wie schlauen Spekulationen seitdem angebahnt. Man hatte — verzeihe mir, Bruder, aber es muß gesagt sein! — nicht nur zu neuen Anleihen bei dem Konsul schreiten müssen, sondern auch das Vermögen eurer Mutter heimlich angegriffen, und ich sah ein, daß einerseits der Abzug einer so geringen Summe, wie die mir vom Vater in Wechseln bestimmt war, das Haus dem offenen Ruin nahebringen konnte, und daß andererseits unsere Rettung von dem Erfolg eines neu unternommenen, ziemlich schmutzigen Geschäfts — einer Lieferung für die s—sche Armee — abhing. Euer Vater hatte sich dagegen gewehrt, solange er's vermochte, und erst die — natürlich von der Mutter insinuierte — Drohung des Konsuls, seine Hand von uns abzuziehen, und das ewige und einzige Wort der Mutter selbst: ‚Alles für das Haus van der der Roos' — hatten ihn zum Nachgeben gebracht.

Unter solchen Umständen mußte auch mein Widerstand brechen, denn es stand alles auf dem Spiele. — Aber gab ich hier auch nach, in anderer Weise und bei anderen Fällen blieb ich desto fester und rang gegen die Tyrannei des Altenhaus an, gegen die ‚Befehle' der Mutter, gegen die ‚unmaßgeblichen Meinungen' des Konsuls; und da ich zugleich meine gänzliche Entfremdung von der Mutter und den Haß und die Verachtung des armseligen Leonhardi nicht verbarg, könnt ihr euch vorstellen, wie man mich betrachtete. Es gab furchtbare Szenen, wo unsere Eisenköpfe hart aneinanderstießen, und mehr als einmal sah ich die Mutter in ihrer Erbitterung mit ihrem Innern ringen — sie hätte mir sicher so gern einmal den Makel meiner Geburt vorgeworfen und all die Demütigung zurückgegeben, die sie durch Verheimlichung und Ertragung derselben zu erdulden hatte.

Aber sie brachte es mir auch heim, und nicht allein darin, daß sie nach und nach euren Vater gegen mich aufstiftete, dem ich mit meiner steten Opposition und meiner Einmischung in alles, wo er bisher allein bestimmt, so schon unbequem genug ward — und nicht allein darin, daß sie mir stets und überall die eiserne Stirn bot und mich hundert und hundertmal durch Übereinstimmung zum Nachgeben zwang, daß sie sich mit meinem Privatleben beschäftigte und mir bald ein falsches, bald aber auch ein leider wahres Sündenregister vorhielt und mich leidenschaftlichen Menschen damit oft der Verzweiflung nahebrachte. Sie traf es bald noch besser; unter einem Hauptschlag sollte ich biegen oder brechen.

Ich habe euch wenig von meiner Liebe gesagt," sprach Florentin nach einem kurzen Schweigen weiter, „aber die Geschichte derselben baute sich nur in unser beider Herzen auf, an äußern Begebenheiten war diese Zeit unendlich arm, und doch sind es nur solche, über die man reden, von denen man erzählen kann. Dazu oder daher kam, daß es auch in unserem Innern keine große Abwechslung, keine besonderen Zwischenfälle gab, keinen Streit, kein Mißverständnis. Wir wußten nur von Vertrauen und Treue — es war in ihrem Herzen dasselbe wie in dem meinen. Das Leben des Tages freilich lebten wir auf verschiedene Weise. Ihr genügte ihre Liebe immer und überall und durchleuchtete ihr alle Einsamkeit und Trennung; wir sahen uns leider auch jetzt noch nur heimlich und selten genug. Mich aber drückte die Zeit der Trennung schier tot, und wenn ich nicht mehr arbeiten oder mich daheim herumzanken mochte, gab ich mich allen Genüssen und Torheiten hin, die mir Jugend und Reichtum gewähren konnten.

Nur treu blieb ich ihr und wußte nie von einer anderen Frau, das war meine einzige Tugend.

Aber da ich das Mädchen liebte wie mein Herzblut und das bisherige Leben endlich satt kriegte, bei dem ich nicht aus der Stelle kam, so wollte ich den Versuch machen, wohl oder übel bei dem Geschäft meiner Ahnen auszuharren. Denn nur dann mochte der Vater Johannas meine Werbung vielleicht annehmen. So entschlossen war ich und teilte niemand, selbst eurer Mutter nicht, diesen Vorsatz mit, da ich wußte, daß mir auch ihre Zustimmung nicht werden dürfte. Sie hatte von jeher die einzige Möglichkeit eines Gelingens unserer Wünsche im treuen und stillen Ausharren gesehen, bis sich meine Stellung im Hause verbessert oder bis ich mir anderwärts ein eigenes Haus gegründet hätte. Ich wollte aber nicht mehr warten. Und jetzt erhielt ich auch eine äußere Veranlassung zum Vorwärtsgehen.

Es war um die Weihnacht des Jahres 1805, als Frau Constanze mir eines schönen Morgens in ihrer gewohnten unumwundenen Weise mitteilte, daß es für mich Zeit zum Heiraten sei, damit der noch immer miserable Stand unseres Hauses durch das bedeutende Vermögen einer Frau verbessert werde. Sie hatte dazu jemand ausgesucht, die ich auch ohne meine Liebe zu Johanna sicherlich nie genommen; das Mädchen war bedeutend älter als ich, von wenig angenehmem Äußern und dazu auch geistig von der Natur so vernachlässigt, daß sich bisher noch kein Bewerber für sie gefunden, obgleich ihr Vermögen nicht geringer war als das eurer Mutter. Sie hätte in der Tat eher in eine Heilanstalt als in die Ehe gepaßt. — Als ich die Mutter auf diesen Vorschlag ganz verstummt anstarrte, setzte sie hinzu: ‚So ist's, ich habe mit ihrem Vormund Rücksprache genommen, und du hast es nun, wie du's verlangen kannst. Die wird dich nicht beschränken in deinem Leben.' Ich weiß noch heute nicht, woher ich die Kraft nahm, meinen aufsteigenden Zorn zu unterdrücken und schweigend das Zimmer zu verlassen.

Das war morgens. Nachmittags ging ich zur Musikstunde mit dem Entschluß, bei dem Alten um Johanna zu werben. Ich hatte gehofft, daß er noch in einer Probe sein werde und ich mit der Geliebten vor seiner Rückkehr ein paar Worte wechseln könne, allein er war schon daheim und empfing mich gegen seine Gewohnheit starr und kalt. ‚Mein Herr van der Roos,' sprach er auch in ähnlichem Ton, ‚ich habe Euch zu eröffnen, daß ich nicht mehr Euer Lehrer bin und mein Haus Euch fortan verschließe.' — Und da ich ganz bestürzt nach dem Grunde forschte, fuhr er fort: ‚Das sprach Euer Lehrer. Der Mann und Vater aber sagt Euch, daß er, wenn Ihr jemals dies Haus wieder zu betreten wagt und nicht jeden Versuch aufgebt, die Ehre und den Ruf meiner Tochter, der Braut eines Ehrenmannes, durch Eure Verfolgungen zu besudeln, Euch nicht mehr für einen leichtsinnigen Buben, sondern für einen — Bösewicht halten muß, gegen den er sein Recht weiter verfolgen wird.'

Der Schlag war zu stark, ich stand eine Minute wie zerschmettert, bis er sagte: ‚Macht Euch fort, leichtsinniger Knabe, und nehmt das Bewußtsein mit Euch, einen alten vielgetäuschten Mann trotz all seiner Vorsicht noch einmal getäuscht und ihn bis in das Allerheiligste seines Herzens getroffen zu haben — da war das Vertrauen zu meinem Kinde.' — Da kam ich zu mir selbst und rief: ‚Vater, Vater — das habe ich nicht verdient! Bei Gott im Himmel schwöre ich Euch, es ist kein unlauterer Gedanke in meinem Kopf gewesen, Eure Johanna ist rein wie der Schnee, der dort vom Himmel fällt!' — Er trat einen Schritt zurück und drückte meine Hand von sich fort. ‚Junger Mensch,' versetzte er stolz, ‚ich bin ein alter Mann, der ein Recht hat zum Mißtrauen, und es schmerzt mich tief, daß ich sogar das Vertrauen auf die Klugheit meiner Tochter aufgeben muß — sie ist eben auch ein dummes Ding mit einem törichten Herzen. Aber an ihrer Reinheit, an ihrer Tugend habe ich noch nicht gezweifelt, denn da ständen wir uns hier nicht gegenüber, sondern Ihr oder ich wäre bereits beim Pfeifer! — Und nun geht und lernt, daß dem Sebastian Bach heim seine Ehre zu hoch steht, als daß er sie selbst einem Könige zum Spielwerk lassen sollte, geschweige denn dem Herrn Florentin van der Roos.'

Ich ging nicht, ich bat und beschwor ihn, mich zu hören, ich sagte ihm alles und alles vom ersten Beginn unserer Liebe an; ich sagte ihm, daß ich heute im Sinn gehabt, ehrlich um sie anzuhalten, daß ich deswegen mich in das mir sonst unerträgliche Joch des Geschäftes füge, weil ich seine Grundsätze kenne und ehre; ich verwies ihn an meine Schwägerin, die schon damals in höchster Achtung und Ehre stand, der ich meine Liebe, meine Pläne bis auf meinen letzten Entschluß mitgeteilt; ich sagte ihm sogar von dem Heiratsprojekt meiner Mutter, und daß dies mich schon jetzt zur Ausführung meines Entschlusses gedrängt. — Es war alles umsonst. Nicht mehr heftig, aber mit eisiger Kälte und Bestimmtheit lehnte er alles ab. Seine Tochter sei von ihm längst einem anderen Manne zugesagt, heute, an ihrem zwanzigsten Geburtstag, habe er ihr, wie vorherbestimmt, die Mitteilung gemacht und den Bräutigam vorgestellt. Von einem Nein wäre in seinem Sinne keine Rede; er sei zwar von altväterischen Grundsätzen, habe aber gefunden, daß es so am besten sei. Wenn dem aber auch nicht so wäre, so passe seine Familie nicht zum Hause van der Roos, und seine Tochter sei ihm viel zu gut, als daß sie sich irgendwo mißbillig angeblickt und zurückgesetzt sehen solle; und andererseits verbiete ihm auch sein Gewissen, sie einem Manne ohne Zustimmung und Segen seiner Eltern zu geben. Diese Zustimmung sei von

den Meinen nie zu erhoffen. So sei's und damit sei es zu Ende. — Das war sein letztes Wort, von dem er nicht abging. Und verzweifelnd stürzte ich davon und trug mein wundes Herz zu eurer Mutter.

Es folgten für mich ein paar furchtbare Tage, wo ich vergeblich versuchte, die Geliebte zu sprechen, ihr irgendeine Nachricht zukommen zu lassen und mich beinah sinnlos umhertrieb, bald traurig zum Sterben, bald aufbrausend in zorniger Heftigkeit, mit mir selbst, mit aller Welt zerfallen, und bei allem, was ich tat und trieb, voll der nagenden, qualvollen Gedanken an das jähe, herbe Ende meiner Träume. Selbst die Teilnahme und das Mitleiden, die milden Trostversuche eurer Mutter taten mir weh — weshalb mußte es so weit gekommen sein, daß ich dies alles bedurfte! Und doch kehrte ich immer wieder zu ihr zurück, weil ich dort, unter ihren Worten am Ende noch einzig und allein Ruhe und Frieden fand. Denn im Hause, im Geschäft gab es den, wie ihr denken könnt, für mich nicht.

Die damalige Lieferung für die s—sche Armee hatte uns zwar viel Geld, aber verzweifelt wenig Ehre gebracht — es waren sogar bittere Reklamationen laut geworden. Und nun beabsichtigte man eine neue ähnliche Unternehmung, die sich noch schlimmer anließ, und zu der ich meine Einwilligung entschieden versagte, ebenso wie zu dem großartigen Schmuggel, der damals anfing durch unsere Vermittlung den ganzen Nachbarstaat mit billigen und schlechten Waren zu überfluten. Mein Widerstand war energisch, meine Weise dabei, da ich einmal verbittert war, sicher keine freundliche und gemäßigte, sondern vielleicht unerträglich für die Meinen. Und so war es natürlich, daß unsere Kämpfe immer heftiger, die Worte immer bitterer und rücksichtsloser wurden, daß man sich sehnen mochte, mich um jeden Preis loszuwerden.

So geschah es denn, daß die Mutter, als ich eines Morgens, ich weiß nicht mehr durch welchen Zufall allein bei ihr war, mir bei einem ähnlichen erbitterten Streit, wo ich schonungslos von der Ehrlosigkeit unserer Unternehmungen redete — in der höchsten Aufregung die Worte ausstieß: daß man freilich von einem Menschen nichts anders erwarten könne, der wie ich nicht zum Hause van der Roos gehöre und ihm überhaupt nur Unehre mache. Als sie das gesagt hatte und ich sie betroffen ansah, biß sie sich auf die Lippen und drehte mir den Rücken zu. — ‚Was bedeutet das, Mutter?' sagte ich aufgebracht, erhielt jedoch erst nach einer Pause die Gegenfrage zur Antwort: ‚Ich frage dich zum letztenmal, willst du dich dem fügen, was das Wohl des Hauses von dir verlangt — dem angeordneten Geschäftsgange und der bestimmten Heirat — oder nicht?' — ‚Nein,' versetzte ich heftig, ‚der Ehrlosigkeit füge ich mich nicht und ebensowenig der Heirat mit einer Blödsinnigen.' — ‚Das konnte ich mir denken,' redete sie mit höhnischem Lächeln, ‚ich weiß ja, wo dich dein verderbtes Herz fesselt. — Aber Geduld, mein Kind! — Jetzt bin ich fertig mit dir. Da ist die Tür.' —

Ihre Worte gingen mir, wie ihr mir glauben werdet, nicht wenig im Kopf herum. Bin ich ihr Sohn? fragte ich mich, aber weshalb dann ihr Haß gegen mich, und des Vaters Liebe? — Oder bin ich des Vaters Sohn, wie komme ich dann in diese Stellung? — Oder waren es nur leere Worte? — Bald entschied ich mich für das eine, bald für das andere; bald wollte ich zu ihr zurück mit einer offenen Frage, — bald wollte ich mich an meinen Bruder wenden. Und mit einem Male fiel mir dabei meines sterbenden Vaters Wort ein: Dein Vormund hat Instruktionen für alle Fälle, — und so eilte ich zu Stolzenburg, zu dem ich sonst seit meiner Mündigkeit wenig gekommen.

Es ward mir mehr Aufklärung, als ich gehofft; denn kaum hatte ich ihm die Rede der Mutter mitgeteilt, so unterbrach er mich mit den Worten: ‚Also doch! — Du hattest Recht, armer Roos!' Und damit holte er ein versiegeltes Papier herbei, das von meines Vaters Hand an mich adressiert war, und hieß es mich öffnen. Mein Vater teilte mir das Geheimnis meiner Geburt mit und fügte hinzu, daß seine Frau sich in Rücksicht auf andere Dinge dazu verstanden, mich durchaus wie eins ihrer eigenen Kinder zu halten und mir nie das Geheimnis zu verraten oder meine Geburt vorzuwerfen. Für solchen Fall habe er aber sich selbst die genaue Mitteilung an mich vorbehalten und autorisiere mich, ihr ein inliegendes versiegeltes Papier zu übergeben mit dem Beifügen, daß Stolzenburg weitere Instruktionen habe. — Ich bestimmte den Alten, einstweilen zu schweigen, und eilte fort, als sei mir ein Stein vom Herzen gefallen. Ich hatte meinem Vater kein Unrecht mehr vorzuwerfen in betreff meiner Erbschaft — und ich war frei von der Frau, die ich nicht ehren konnte. Aber es war nicht in den Sternen geschrieben, daß ich mich jemals frei fühlen sollte.

Schon seit einigen Wochen war mir eine stets zunehmende Verstimmung meines Bruders gegen mich aufgefallen, ohne daß ich jedoch bei dem Drange meiner eigenen Angelegenheiten besonders darauf achtgegeben; wenn das jemals geschah, so schrieb ich sie dem Unwillen über mein stetes Opponieren zu. Jetzt aber, da ich von Stolzenburg nach Hause kam und zu meiner Schwägerin gehen wollte, fand ich sie nicht nur in Tränen, sondern sie wies mich auch mit dem Bedeuten ab, daß sie jetzt nicht mit mir reden könne. — Bestürzt ging ich und erfuhr draußen von Kurt, der von Jugend auf mein großer Freund gewesen, daß mein Bruder vor einigen Stunden zu Frau Constanze berufen sei und hinterdrein eine zornige Unterredung mit seiner Frau gehabt habe. ‚Ach Gott, Herr Florentin,' setzte der Alte auf meine Frage nach dem Grunde hinzu, ‚Herr Vinzenz ist ja eifersüchtig auf Sie — haben Sie das noch nicht bemerkt? Es ist ja schon seit Wochen

so gegangen!' — ‚Bist du wahnsinnig?' rief ich und wußte doch zugleich, daß er wahr redete. Die Worte, welche eure Großmutter über mein verderbtes Herz gesprochen, zündeten mir ein schreckliches Licht an. — Ich eilte zu eurem Vater — er ließ sich nicht von mir sprechen.

Und nun laßt mich hierüber schweigen. Mögen die diese Schändlichkeit verantworten, die sie ausheckten und den Brand in das sonst edle Herz eures Vaters warfen und ihn mir zum Todfeinde machten für so viele Jahre, und eurer edlen, wackeren Mutter ein so qualvolles Leben schufen. Ich kann nur das sagen, was ich damals sagte und was jetzt das Bekenntnis einer Sterbenden bezeugt hat: So wahr ein Gott im Himmel lebt — niemals ist auch nur ein Gedanke an solch Verbrechen in diesem Kopfe hier gewesen. Denn ich glaube," setzte Florentin hinzu und warf den Kopf auf, und seine Augen blickten stolz und blitzend über seine drei Zuhörer, „nur ich allein bin's, der hierbei einer Verteidigung bedarf; — wer Magdalene van der Roos kennt, der würde ihr auf den Knien abbitten, wenn er jemals sie mit einem solchen Gedanken beleidigt hätte." —

Es war einen Augenblick totenstill im Gemach. Dann setzte sich der Kaufherr plötzlich fester in die Ecke und man hörte ihn tief Luft holen.

„Ein Geist des Unheils regierte über uns alle," fuhr Florentin wieder fort. „Vielleicht wäre alles noch gut geworden, hätte ich meinen Bruder sprechen können; allein als ich von ihm abgewiesen ward, bekam ich die Nachricht von einer Freundin Johannas, bei der wir uns früher zuweilen gesehen, daß sie einen Brief der Geliebten für mich habe. Ich eilte hin. Johanna schrieb ergeben in ihre Pflicht, gehorsam dem Willen des Vaters, daß sie mich aufgeben müsse, mich aber lieben werde bis an den Tod. Sie möge gar zu gern Abschied von mir nehmen — mich noch einmal sehen. Sie sei seit acht Tagen bei dem Prediger in Markshof und werde jeden Nachmittag zwischen drei und vier Uhr durch den Garten gehen.

Mein Plan stand fest in meinem romantischen Kopf — von hier mußte ich fort — ich wollte es nicht ohne das Mädchen — ich hoffte sie zu bewegen, mit mir zu gehen — heimlich, daß nie jemand wieder von uns erführe. So eilte ich wieder zu Stolzenburg und teilte ihm nicht nur die Begebenheiten hier im Hause, sondern auch meinen Plan mit; meine stürmische Beredtsamkeit besiegte seine Bedenken, seinen Widerstand; daß ich hier nichts mehr nütze sei, sah er selber klar genug ein, und lieb hatte er mich stets gehabt. So wurden noch an diesem Abend alle jene Teile meines Vermögens, die ich nicht selbst in Händen hatte, auf ihn übertragen, damit er die Zinsen erhebe und mir zufließen lasse. Dann bestellte ich mir einen Wagen — einen Paß wollte mir Stolzenburg zu verschaffen suchen — und eilte nach Hause, um heimlich zu packen, was ich für die erste Zeit bedürfen möchte. Das war am Abend des fünften Januar 1806.

Am folgenden Tage — es war der Dreikönigstag — war ich gegen Mittag mit dem Schließen meines Mantelsacks beschäftigt und dachte an nichts als an meine Liebe, da erschien Kurt und rief mich zu eurer Mutter. Ich fand sie in Tränen. Sie bestätigte, was Kurt mir am vorigen Tage verraten, sie fügte hinzu, daß die Hauptanklage gestern von Frau Constanze ausgegangen, sie teilte mir mit, daß sie nach den qualvollsten und heftigsten Szenen zum Beweis ihrer Unschuld und zur Erklärung ihres häufigen Verkehrs mit ihrem Gatten meine Liebe zu Johanna entdeckt, aber keinen Glauben gefunden habe. Sie beschwor mich, mit ihrem Mann zu reden. ‚Nein,' versetzte ich heftig, ‚ich will an die Quellen zurückgehen. Seien Sie ruhig, Magdalene, was ich noch vermag, geschieht. Leben Sie wohl auf immer — Gott gebe Ihnen alles Glück der Erde. — Ich reise heute nachmittag — sie wollen mich hinaus haben, weil ich nicht will wie sie. Ich lasse ihnen den Bettel von Vermögen, den sie wollen. Ich lasse ihnen die Ehrlosigkeit, die sie erstreben!' Und so stürzte ich fort, ohne ihre Antwort abzuwarten, holte das versiegelte Papier des Vaters von meinem Zimmer und trat bei eurer Großmutter ein.

Ich kannte die Allmacht, welche die feindselige Frau im Hause und über all die Ihren besaß, und daher die Kraft, anfänglich ruhig aufzutreten. Ich habe von dem Verdacht gehört, sagte ich, den sie und Vinzenz auf mich würfen. Zum Beweise der Unwahrheit desselteile ich ihr meine Liebe zu Johanna mit. — Sie entgegnete mir spöttisch, daß sie die Komödie gekannt und den Vater Johannas selbst davon unterrichtet habe, damit diese Narrheit auch äußerlich zu Ende sei, wie sie in meinem Innern nie existiert habe. Ich hielt noch immer an mich und versicherte sie, daß mir die Sache ernst und daß ich das Mädchen mir schon in der nächsten Zeit erringen werde, koste es, was es wolle. Da sprach die furchtbare Frau, als Frau van der Roos und in diesem Hause gewiß nicht. Willst du sie in anderer Weise haben, als Liebchen — das mache mit den Ihren ab; das geht mich nichts an.

Und da stand ich von dem Stuhl auf, auf dem ich gesessen und trat vor sie hin an den alten Tisch mit den Porzellanplatten, und sagte bebend und meiner kaum mächtig: ‚Madame, ich habe von Ihnen gestern gehört und dann auch sonst erfahren, daß ich nicht Ihr Sohn bin und keinen Teil an Ihnen habe. Für Liebe habe ich, wissen Sie, Ihnen auch nicht zu danken. Das sendet Ihnen mein Vater,' fuhr ich fort und legte das Papier auf den Tisch, aber ich legte zugleich auch die Faust darauf, da ich die Dame jäh auffahren sah. ‚Und ich sage Ihnen für die Schmach, die Ihre Worte einem reinen Mädchen und mir angetan: — das Liebchen eines andern Mannes zu sein, mag — andern

gefallen, aber nicht meiner Braut, denn das ist sie. Denken Sie an eine heruntergerissene Decke Ihres Teetisches.' Und damit drehte ich mich um und verließ Zimmer und Haus und ging zu Stolzenburg.

Mein Gepäck brachte Kurt mir heimlich nach. Um zwei Uhr stieg ich bei meinem Vormunde in den Wagen, nachdem ich ihm zur Pflicht gemacht, fortan nichts mehr in meinen Angelegenheiten gegen die Meinen zu tun."

Als der Erzähler schwieg, blieben auch die Zuhörer lautlos, das Entsetzliche hatte sie gelähmt; Florentin selbst wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Von dem übrigen habt auch ihr beide wohl gehört," sprach er endlich gegen die Neffen gewendet mit fast tonloser Stimme. „Das Wetter war meinem Vorhaben günstig, es nebelte so stark, daß man keine dreißig Schritt vor sich sehen konnte. Ich traf die Geliebte und suchte sie zur Flucht zu bereden, sie weigerte sich entschieden. Während dieses Streites zwischen uns erschien ihr Vater, der mein Vorhaben geargwöhnt, da ihn die Großmutter von meinen entschiedenen Worten und meinem Fortgange aus dem Hause unterrichtet hatte. Der Geistliche, in dessen Hause Johanna weilte, begleitete ihn und zwei Polizeisoldaten. Als der Vater erschien, warf Johanna sich ihm an die Brust und rief: ‚Vater, sei ruhig, dein Kind geht nicht von dir!' Da verzweifelte ich an Liebe und Leben; ich schlug mich durch die vier Männer, die mich festhalten wollten, erreichte meinen Wagen und die Grenze. —

Hier in der Stadt glaubte man, ich sei dieser Geschichte wegen davongelaufen, um der Strafe zu entgehen. Im Turm- und Rosenhause aber war einer, der meinte, ich habe damit der ‚Komödie' einen Anschein von Wahrheit geben wollen. — Da habt ihr die Geschichte meines armen Lebens." —

Er stand auf und ging mit auf den Rücken gelegten Armen im Zimmer auf und nieder. — „Und das Mädchen — Johanna?" fragte Viktor nach einer Pause. — Der Onkel blieb stehen. „Sie heiratete nach des Vaters Willen den ihr bestimmten Mann," versetzte er. „Er hieß Stephani und war Kupferstecher, — ich glaube, kein übler Künstler, wenigstens erinnere ich mich, hier und da ein Blatt von ihm gesehen zu haben, das ganz brav war. Aber er hatte kein Glück und ging nach und nach zu Grunde, so daß er bei seinem Tode die Frau und ein Kind in den ärmlichsten Umständen hinterließ. Sie ist dann vor einigen Jahren auch gestorben, vergessen von aller Welt. — So geht's!" setzte er hinzu.

Auch Vinzenz erhob sich jetzt, doch blieb er am Tische stehen. „Laßt uns einen Augenblick allein, Kinder," sprach er mit ungewöhnlich mildem Ton; und da beide Söhne zu ihm traten, reichte er ihnen, was sonst in vielen Jahren nicht geschah, die Hand und setzte hinzu: „nur einen Augenblick, wir haben ein paar Worte miteinander zu reden." Sie gingen still aus dem Zimmer.

Die Brüder standen sich eine Zeitlang schweigend gegenüber und sahen einander — forschend, möchte man sagen, in die Augen. — „Und wo bist du seitdem gewesen, Florentin?" fragte endlich der Handelsherr. — Ein trübes Lächeln zuckte über Florentins Gesicht. „In der Welt," war seine Antwort. „Das Register der Orte erlässest du mir wohl — es möchte zu lang werden. Doch habe ich manche Jahre in Schweden gewohnt, auch in Kopenhagen." — „Und du bist seit damals nie wieder hier gewesen?" fragte Vinzenz aufs neue. „Auch 1813 nicht? Es hieß damals so." — „Nein, Bruder, auch damals nicht. Ich war in dem Jahre weit genug von hier, an den nordamerikanischen Seen." — „Und weshalb bist du jetzt zurückgekehrt, Bruder?" — „Weil ich einesteils erfuhr, daß Stolzenburg sehr schwach wurde — du weißt, er ist über siebzig Jahre — und weil ich andererseits auch nach dem armen Mädchen und nach den Ihren forschen wollte, von denen ich wenig oder nichts mehr gehört. Ich habe nicht viel — wenig mehr als früher — aber es genügte doch, das Los der Armen zu sichern." — „Du hast deine Anwesenheit einem aus unserer Familie angezeigt?"

Florentin schüttelte den Kopf und warf auf den Bruder einen dunklen Blick. „Vinzenz, bist du noch nicht überzeugt?" sagte er. „Ich wollte mit den Meinen nichts zu tun haben, kannst du mir glauben. Nach unseren alten Begriffen hatten wir genug voneinander. — Da suchte dein Viktor, der durch Zufall mir auf die Spur gekommen, mich auf, und von ihm erfuhr ich, daß das alte Leid noch immer die Menschen dieses Hauses elend — ja elender als je mache. Darauf hielt ich's für meine Pflicht, aufzutreten — und es mußte dann freilich auch noch mehr zur Sprache kommen. Du weißt, daß nicht ich allein argwöhnte, man hätte mich damals aus diesem Hause gehetzt, eigentlich nur, um mich los und um meines Vermögens Herr zu werden. — Wir haben eben alle geirrt," setzte er mit leisem Kopfschütteln hinzu.

Vinzenz trat mit einer raschen Bewegung einen Schritt vom Tische vor und auf den Bruder zu. „Glaubst du, Florentin," sagte er, „daß ich aus mir selbst nie etwas gegen dich gehabt — daß ich nur getäuscht und aufgehetzt ward — daß ich so gut wie wir alle dem Verhängnis unterlegen bin?" — „Das glaube ich jetzt allerdings, Vinzenz. Und ich weiß auch, daß deine Lage schwieriger, daß deine Pflichten andere waren als die meinen."

Der Handelsherr schüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein, entschuldige mich nicht! Warum ließ ich mich verblenden, warum ließ ich mich betrügen! Ich sah ja so gut wie du ein, und besser als du, wie es hier zuging. Ich verachtete den schleichenden Burschen ja nicht minder als du! Warum zerriß ich den Zauber nicht, der mich umspann, den ich nicht nur ahnte — dessen

Wirken ich oft genug spürte — dem ich hier und da später oft genug entgegentrat! — Schüttle nicht den Kopf — entschuldige mich nicht!" setzte er heftig hinzu. „Ich bin nie ein Schwächling gewesen — immer und in jeder Lage habe ich mich Manns genug gefühlt und immer hab' ich gewußt, was ich wollte! Und nur hier — hier — war ich die Puppe eines elenden Gaukelspiels — nur hier mußte ich unterliegen! Nur hier! Aber das Hier war das Glück meines Lebens, meine Ruhe, mein Segen — meine Seligkeit! — Bruder, wie mache ich das alles gut? — Wie gebe ich euch — wie finde ich selbst Ersatz für all das Elend der langen Jahre?" Er hielt Florentin mit aufwallender Herzlichkeit beide Hände hin, und seine sonst so strengen, stolzen Augen schimmerten feucht.

Der Bruder nahm die Hände des Aufgeregten fest in die seinen. „Vinzenz," erwiderte er mit bewegter Stimme, „mache es nicht ärger, als es ist, tadle dich nicht, wo du keinen Tadel verdienst. — Es war von jeher des Teufels Kunst, sein Opfer zuerst da zu packen, wo es am verletzbarsten war — das war dein Jähzorn und deine Eifersucht. Sieh, ich habe deine Mutter nie geliebt, auch nicht, als ich sie noch für meine eigene hielt, — aber wie sie auch war, was sie auch getan und verbrochen, — sie hat bei ihrem Handeln wohl hier und da Schliche und Hinterlist gebraucht, um zu ihrem Zweck zu gelangen, allein aus ihr selbst kam das nicht, es mußte ihr erst von einem anderen gegeben werden — die Kraft hatte sie, aber nicht die Ränke. Glaube mir — ich habe in den langen Jahren meines Wanderns manche Blicke in das Menschenherz getan! — weil ihre Leidenschaft ihre eigene Ehre zugrunde gerichtet, warf sie sich mit der ganzen Energie ihrer gewaltigen Natur, mit der ganzen Leidenschaft und dem ganzen Fanatismus ihres Wesens auf die Ehre unseres Hauses und hielt sie aufrecht um jeden Preis, ohne Rücksicht auf das einzelne. Sie mußte doch eins haben, an dem sie sich aufrecht hielt."

„Sie ist jetzt dahin," fuhr er fort und faßte die Hände des Bruders fester, „und mit ihr ist der alte finstere Geist geschieden, der so lange hier geherrscht. Mache nun gut, Bruder Vinzenz. Bringe du jetzt den guten Geist zur Geltung — lasse die Ehre und Würde des Menschen gelten vor der des Hauses. Glaube mir, sie halten sich einander."

„Ich schwör' es dir — ich will bessern, wie ich kann!" versetzte Vinzenz; „ich möchte doch einmal fühlen, daß auch ich Mensch bin und ein Anrecht habe auf das Glück der Erde."

Sechstes Kapitel.

Die Rose vom Güllendamm.

Viktors Leben hatte sich bisher in einer Weise entwickelt, wie wir es bei Leuten, die in solchem Stande und solchen Verhältnissen aufwuchsen, nicht gerade selten ähnlich finden können. Als Sohn des großen Hauses und im Bewußtsein eines Vermögens erzogen, das seinen Neigungen und seinem ganzen Leben von dieser Seite nicht die entferntesten Schranken entgegenstellte, hatte er sich weder jemals einen Zwang angetan, noch die Notwendigkeit einzusehen vermocht, daß er sich einem bestimmten, festen Berufe widmen müsse, zumal er im Elternhause kaum jemals darauf hingewiesen und überhaupt nicht zu einem stetigen und geordneten Bildungsgange angehalten ward. Wie mancher hatte er sich ein Studium gewählt, weil es einmal so Sitte und weil er am lustigen Universitätsleben teilnehmen wollte. Statt der Hörsäle besuchte er aber ein Atelier, statt der Hefte schrieb er Gedichte, und wenn er dessen ungeachtet bei seinem Scheiden von der Universität auch einige Kenntnisse in seinem Fach mit fort nahm, so hatte er das nur seinem ausgezeichneten Kopf und seinen in der Tat glänzenden Fähigkeiten zu danken, mit denen er spielend erlangte, wozu manchem anderen nur ein eiserner Fleiß verhilft.

Auf großen Reisen, die er dann unternahm, verlor er auch die letzte Lust zu seinem Fach und gab sich, zurückgekehrt ins Elternhaus, jetzt völlig seiner Neigung zu den schönen Künsten hin. Er hatte das Unglück, bei seinem ersten öffentlichen Auftreten einen mäßigen Beifall zu finden, weil seine Produkte in die damals beliebten Richtungen der Malerei und Poesie paßten, und ihnen auch eine gewisse Originalität und frische Kraft nicht abzustreiten war, obgleich sie sich im Grunde nicht über das Niveau der Alltäglichkeit erhoben. Für einen Dilettanten — und mehr war Viktor nie — war dies freilich immerhin schon viel, ja das Höchste, was ein solcher überhaupt zu erreichen vermag.

Seine Mutter, deren Liebling er von Jugend auf geblieben, fand das Verständnis ihres tiefen und poetischen Innern, das ihr weder die unglückliche Ehe, noch der übrige Kreis ihrer Angehörigen zeigten, einzig und allein bei dem reichbegabten Sohne, ja sie glaubte bei ihm zum vollsten Leben erwacht zu sehen, was in ihr nur träumend sich regte; und sie war daher wenig geeignet, den Sohn zu überzeugen, daß sein Streben der echten Weihe der Kunst entbehre und auf die Dauer weder sein Leben ausfüllen, noch seiner Seele genügen könne. Der Vater, der ihn niemals geliebt, bekümmerte sich noch weniger um ihn als um seine übrigen Kinder und ließ ihn Jahr und Tag gewähren, bis er sich in einer Stunde des Zürnens einmal nach dem Fortgange seines Studiums erkundigte. Und auch da sprach er nur Verwandten und Bekannten nach, die seither mit mitleidigem Kopfschütteln hin und wieder nach dem Treiben des Jünglings geforscht und nicht gerade verhehlt hatten, daß sie ihn für ein mißratenes Subjekt hielten. Sie verstanden zwar Viktors Wirken nicht zu würdigen, aber sie fanden es unglaublich und

unleidlich, daß jemand auf anderen Bahnen als ihren eigenen durchs Leben zu kommen vermöge. Für sie hätte er ein Goethe und Raffael sein können, ohne daß sich die Sache in ihren Augen geändert haben würde.

Zuerst hatte Viktor mit wegwerfender Sicherheit verheißen, daß er sein Studium stets wieder aufnehmen und spielend darin zu einem Resultat gelangen könne. Da ihm das jedoch nicht so leicht gelang, war er tiefer als je in seine Beschäftigung mit der Kunst hineingeraten und nach und nach zu dem Vorsatz gekommen, sich hierdurch eine unabhängige Stellung zu schaffen. Der Erfolg, den zufällig gerade jetzt einige seiner Werke fanden, und andererseits seine immer mißlicher werdende Stellung zum Vater, bestärkten ihn so in diesem Gedanken, daß er, trotz der vom Vater verheißenen Verständigung, und obgleich Florentin, der den Neffen zu durchschauen begonnen, ernstlich abmahnte, am vergangenen Abend plötzlich mit der Mutter geredet und ihr den Wunsch mitgeteilt hatte, man möge ihm ein paar tausend Taler geben, daß er in der ersten Zeit gedeckt sei, und ihn dann hinausziehen lassen, damit er sich selbst sein Brod verdiene. Die Verbitterung gegen die Seinen, die ihn nicht beachteten, und die Überschätzung des Beifalls, der ihm draußen ward, hatten ihn zu diesem raschen Entschluß getrieben.

Am Morgen des heutigen Tages hatte Florentin auch zum erstenmal eingehend mit ihm über Regine und seine Bekanntschaft mit ihr geredet; bisher war zwischen ihnen nur in kurzen Andeutungen von dem Mädchen gesprochen worden, weiteren Erklärungen Viktors war der Oheim ausgewichen oder hatte sie auch mit ruhiger Offenheit auf eine andere Zeit verschoben. Heute jedoch hatte er, als er morgens erschienen und seinen schon gewohnten Platz in der Sofaecke eingenommen, mit einem festen Blick auf den Neffen gefragt: „Nun also wohlan, mein Sohn, sage mir offen und wahrhaftig — wie hast du Regine Stephani kennengelernt und was hast du mit dem Mädchen vor?“

Viktor begegnete dem Blick des Oheims mit voller Sicherheit und erzählte. Er hatte das junge Mädchen zufällig eines Abends vor der Zudringlichkeit eines Trunkenen geschützt und nach Hause geleitet. Im Zimmer, das die Kleine eines Einkaufs wegen nur auf einen Augenblick verlassen, fand er auf dem Tisch ihre Arbeit — künstliche Blumen und eine Stickerei nach einem originellen und hübschen Muster, von dem sie auf seine Frage gestand, daß sie es sich selbst erdacht und mühsam genug aufgezeichnet. Seine Aufmerksamkeit sei bei seinem nächsten Besuch durch einige andere Stücke noch lebhafter geworden, er habe ihr ein wenig Anleitung in der Zeichenkunst gegeben und sich zu gleicher Zeit bemüht, ihr einen besseren Verdienst in einer großen Stickereihandlung zu verschaffen und sie aus einer Lage zu erlösen, die nach dem Tode der Mutter und einer alten Verwandten für das junge Mädchen nicht gefährlicher und trostloser gedacht werden konnte. Er hatte sie inzwischen immer lieber und lieber gewonnen, die Unschuld und das schrankenlose Vertrauen des jungen Wesens, ihre Liebe zu ihm, die sich täglich offener zeigte, hatten ihm jeden Gedanken an einen Mißbrauch dieses Vertrauens ferne gehalten. Sie hatten sich ihre Liebe bekannt und einander Treue verheißen, und er hatte ihr dann die kleine Wohnung bei der alten Rümpler verschafft und eingerichtet. Seitdem hatte sich ihr Talent auf das glänzendste entfaltet. „So steht's,“ schloß Viktor bewegt, „und wenn zwei Menschen auf der Welt einander treu sind und mit ehrlichen Absichten einem Ziele zustreben, so sind wir es. Und wenn Herz und Kopf eines Mädchens von jungfräulicher Reinheit und Unschuld existiert — so ist es bei meiner kleinen Regine.“

Florentin hatte ihm schweigend zugehört. „Und dennoch hast du ihr deinen Stand und Namen verborgen, Viktor?“ fragte er endlich mit tiefem, fast strafendem Ernst. — Aber der Neffe schüttelte den Kopf und versetzte: „Onkel, sei billig! Bei Gott, ich hatte dabei nichts Unehrliches im Sinn. Zuerst mußte ich meinen Namen verbergen — hätte sie mich als Viktor van der Roos gekannt, so hätte sie mich nie aufgenommen, nie Vertrauen zu mir gefaßt; sie hätte nie für möglich gehalten, daß ich, in der Welt so hoch über ihr, es ehrlich mit ihr meine. Da nannte ich meinen Autor- und Malernamen, und da war es etwas andres — der arme Teufel stand ihr gleich. — Seit der Zeit hätte ich schon oft gern die Wahrheit bekannt, aber es hat sich nie so fügen wollen, und ich habe mich auch immer gescheut. Es ist vielleicht gar nicht nötig, daß sie das Richtige erfährt. Ich gehe ja weg von hier und dann behalte ich den anderen Namen. Und ich denke,“ setzte er stolz aufblickend hinzu, „ich habe dem bei ihr eben so wenig Unehre gemacht wie in der Welt.“

„Und wenn sie nun durch Zufall deinen richtigen Namen entdeckt hätte?“ fragte Florentin wieder mit demselben Ernst; „wie dann?“ — „Sie hätte mir verziehen, weil sie meine Gründe eingesehen,“ war Viktors ruhige Antwort. „Sie hat mich zu lieb und vertraut mir viel zu sehr.“ — Der Oheim schüttelte den Kopf: „Ein Geheimnis dort, wo die höchste Offenheit sein sollte, läßt immer eine Bitterkeit zurück, wenn es entdeckt wurde.“ — „Nein, Onkel, nein, bei Reginen nicht!“ erwiderte Viktor enthusiastisch. „Und wenn das sein könnte, so lege ich gegen dies eine — Unrecht meinen Umgang mit ihr in die Wage, diese zwei Jahre voll Liebe und Vertrauen, wo nicht ein einzig Wort ihr zu nahe getreten. — Glaube mir, ich kenne meine Regine!“ — Da war Florentin aufgestanden und hatte des Neffen Hand geschüttelt und gesagt: „Ihr seid ein paar brave Kinder, und Gott lasse euch seinen Segen für und für. — Ich will für euch tun, was ich kann, aber ich mache dir's zur Bedingung — sei offen gegen sie!“ — „Heute

noch!" versprach Viktor. „Heute sehe ich sie wieder!" — Er war manche Tage nicht bei dem Mädchen gewesen. —

So dachte er jetzt am Abend des Tages in seinem einsamen Zimmer beim einförmigen Auf- und Niederschreiten, und zumal von Reginen kamen seine Gedanken gar nicht los, es war ihm, als rede in seinem Innern eine mahnende leise Stimme fort und fort von seinem Unrecht gegen die Kleine, wie oft er sich auch seine Gründe für das Verschweigen seines Namens wiederholte, wie oft und wie genau er sich dieselben auseinanderlegte. — Wie kam der Oheim zu diesen — Grillen?

Da es noch zeitig und die Stunde nicht da war, wo er zu ihr gehen konnte, besuchte er noch, wenn auch nach schwerem Entschluß, das Zimmer der Mutter, wo er nicht nur die Seinen, sondern auch manche Verwandte zu Helenens Geburtstag vereint und in heiterster Geselligkeit fand. Sogar der Vater war, was seit vielen Jahren nicht geschehen, bei den anderen und in einer sehr freundlichen Laune. Aber Viktor fühlte sich, zumal in seiner jetzigen Stimmung, dort nicht mehr daheim und dankte Gott, als er sich endlich während des Aufbruchs der Verwandten unbeachtet zurückziehen konnte. Die Uhr war nahe an neun; er nahm Mantel und Hut, schlüpfte wie immer durch den Torweg und eilte mit hastigen Schritten seinem Ziele zu. Da vor dem alten Hause hielt er an und sah zu den Fenstern hinauf, die auch jetzt die einzigen waren, die sich in dem Gebäude erhellt zeigten. Er wußte diesen Druck nicht zu deuten, der auf ihm ruhte wie die Ahnung eines nahenden Unglücks. Und zagend stieg er die ächzenden Treppen hinauf.

Oben auf dem kleinen Vorplatz begegnete er der ehrbaren Witwe, die ihn ganz gegen ihre Gewohnheit ohne Lächeln, mit einem betrübten Gesicht begrüßte und ihn auf einen Augenblick in ihr Zimmer komplimentierte. — Es lief ihm kalt über den Rücken. „Ist Regine krank?" fragte er, indem er in der geöffneten Tür stehenblieb. — „Ich muß es Ihnen nur gleich sagen," erwiderte die alte Frau leise und sah ihn mit einem bekümmerten Blicke an, „sie ist krank, die Jungfer Stephani, aber sie ist noch mehr böse auf Sie. Sie hat Sie neulich bei dem Begräbnis der alten Frau van der Roos in der zweiten Trauerkutsche gesehen und erfahren, daß Sie nicht Rosen heißen, sondern van der Roos, und im Turm- und Rosenhause daheim sind als Sohn. Und so hat sie denn eingesehen, daß Sie ihr bisher mit solcher Unwahrheit begegnet, und doch nichts anderes als Unehrliches von ihr wollen könnten. — Und hübsch war das ganz und gar nicht von Ihnen, Herr van der Roos," setzte die alte Frau kopfschüttelnd hinzu.

„Also das war's!" sprach er nach einer Pause vor sich hin und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Also das! — Lassen Sie mich nur hinein, liebe Madame," setzte er dann hinzu; „ich will ihr sagen, daß ich sie zwei Jahre lang ehrlich geliebt und ehrlich gehalten wie meine Braut. Ich denke, das ist soviel wert und mehr als dies Geheimnis, zu dem ich meine Gründe hatte." — „Das hab' ich ihr ja auch gesagt," versetzte achselzuckend die Frau, „und der alte Herr tat's gestern abend, glaub' ich, auch, aber die kleine obstinate Person will von nichts wissen und nichts hören und will Sie nicht wiedersehen." — „Lassen Sie's mich immerhin versuchen," bemerkte er leise. „Ist sie wirklich — ernstlich krank? — Nein? — Nun gut, so wollen wir sehen, — und wenn nichts hilft, so müssen wir zur List unsere Zuflucht nehmen, und Sie unterstützen mich, — nicht wahr, Mama? — Sie trauen mir nichts Schlechtes zu? — Ich will und muß Regine sprechen, denn es geht fort von hier."

Damit schritt er festen Schrittes zu der Tür mit dem blanken Messinggriff, versuchte zu öffnen und nannte, da ihm das nicht gelang, flüsternd seinen Namen und sprach auch den der Geliebten wiederholt mit bittendem Tone aus. Allein es blieb drinnen alles still, und selbst, als er endlich mit wirklich bitterer und ziemlich lauter Stimme sprach: „Regine, ist das deine Liebe zu mir? — Regine — gehe ich einmal, so sehen wir uns niemals wieder!" — regte sich im Gemach nichts und kein Laut ward hörbar. Er wandte sich mit einem zornigen Ausruf ab und trat mit den laut gesprochenen Worten auf die erste Treppenstufe: „Leuchten Sie mir nicht, liebe Madame, ich finde mich schon zurecht. Der Regine aber sagen Sie einen ernsten Abschied — ich gehe für lange von hier fort."

Da sprang die Tür auf, und das Mädchen stand in der Offnung und mit zitternder Stimme sagte sie: „Komm her, — wir haben noch miteinander zu reden." — Er blieb stehen und versetzte kalt: „Wozu? Laß uns so scheiden — ich bin ja ein Betrüger, sagst du. Was willst du dem noch ein Wort gönnen!" — Sie sprang aus der Tür über den kleinen Platz und faßte heftig seinen Arm. „Ich will dich aber sprechen," entgegnete sie mit fast erstickter Stimme. „Ich will! — Kommst du?" — „Gut, ich komme," erwiderte er mit der gleichen angenommenen Kälte und folgte ihr in das Zimmer und verschloß die Tür.

Er war an der Schwelle stehengeblieben und sah sich im Gemach um — die Vorhänge der Fenster wallten weiß herunter, die kleine Lampe brannte gedämpft auf dem Tisch vor dem Sofa, der grüne Vorhang vor dem Alkoven war gehoben und ließ das kleine schmale Bett sehen, dessen Kissen zusammengedrückt waren, als das Mädchen darauf gelegen — und sie selbst, Regine stand nun vor der Lampe und hatte ihm den Rücken zugedreht, ihr Köpfchen war gesenkt, und ihre schlanke Gestalt durchflog hier und da ein leises und doch sichtbares Zittern.

„Regine!" sagte er nach einiger Zeit, da sie noch

immer sich nicht rührte, mit sanfter, weicher Stimme: sie fuhr zusammen, aber schwieg. „Regine!“ fuhr er fort, „sagst du mir nicht ein einzig Wort?“ Und da sie auch jetzt nichts entgegnete, trat er einen Schritt vor und setzte hinzu: „Regine, weißt du noch, was du neulich redetest? Wer ist nun dem andern zuerst untreu geworden?“ — Sie wandte sich nicht um, sie erhob auch den Kopf nicht, sie ließ die Hände ineinander gefaltet auf dem Tische ruhen, aber sie antwortete gepreßt: „Du!“ — „So? — Ich?“ versetzte er ernst, „kannst du mich darauf ansehen?“ — Sie blieb noch immer in ihrer bisherigen Stellung und sagte erst nach einer Pause: „Du wirst nun doch von mir scheiden.“ — „Das mußt du doch erst erwarten,“ entgegnete er ruhig, „bis jetzt bin ich doch noch da. Habe ich dir einen Beweis gegeben, daß ich von dir los wollte?“

„Und ist das kein Beweis,“ sprach sie fester und erhob den Kopf, „ist das kein Beweis, wenn ich erfahre, daß du deinen Namen mir verbargst, daß du mich betrogen hast und es unehrlich meinst mit einem ehrlichen armen Mädchen?“ — „Weißt du das schon so gewiß?“ fragte er kalt. „Ich dächte, das müßtest du doch auch wieder erst abwarten. Aber ist das keine Untreue,“ fuhr er fort, „wenn du zwei Jahre — hörst du wohl, Regine, zwei Jahre! — der Ehrlichkeit, der Treue und Liebe für nichts anschlägst, bloß weil du erfährst, daß ich einen anderen Namen trage — bloß, weil du dir ausgedacht, daß ich dir den rechten aus unehrlichen Absichten verborgen haben müsse? — Hängt deine Liebe an dem Namen oder an dem Menschen? Vertraust du nur dem Namen, den du in all der Zeit vielleicht nicht zehnmal gesagt und gedacht — — ich bin ja für dich nur Viktor gewesen und nicht Rosen oder Roos! — oder dem Herzen, an dem du so oft geruht, das dich nie von sich gelassen? — Und bist du so klug, mein Kind, daß du alle Verhältnisse durchschaust und alle Gründe weißt, die mich zu solchem Geheimnis zwangen, — und daß du sicher bist, die zwei Jahre Liebe seien Betrug und Täuschung, weil ich ein Geheimnis vor dir hatte?“ — Sie erwiderte kein Wort.

„Regine,“ sprach er nach einer Pause mit mildem Ernst, „sage mir — soll ich denn glauben, daß all deine heiße Liebe nichts war und nichts ist als dieser eine traurige — traurige Zweifel?“ — Da wandte sie sich jäh um und sah ihn starr an; dann stürzte sie laut aufweinend zu ihm und schlang beide Arme um seinen Nacken und warf ihr Haupt an seine Brust und zitterte und bebte vor der Gewalt ihrer unaufhaltsam hervorstürzenden Tränen. — Er hielt sie fest an sich gedrückt und ließ sie schweigend gewähren.

Es war eine geraume Zeit vergangen, als ihr Weinen sich endlich stillte und sie leise sagte: „Der alte Herr Westritz hatte wohl recht; nun haben wir uns so lieb gehabt und müssen doch voneinandergehen.“ — Er hob ihren Kopf auf, um ihr in die Augen zu sehen, aber sie hielt die Lider fest geschlossen. „Warum müssen wir das, Regine?“ fragte er sanft. — Sie ließ ihren Kopf an seine Brust zurückgleiten und versetzte: „Weil es nicht geht, daß wir zusammenleben, Viktor. Deine Frau kann ich nun nicht werden — ich passe nicht in ein so stolzes Haus. Da nehmen sie mich nicht, und ich gehe auch nicht hinein. Und —“ sie hob den Kopf wieder auf und sah ihn an — „wenn ich nicht deine Frau werden sollte und nur in Unehren dein — sieh, das kann ich nicht, — das nicht! Denn daran müßt' ich sterben, da hülfe mir all meine Liebe nicht und auch nicht all die deine, und hättest du mich noch tausendmal lieber. Das hab' ich wohl in diesen Tagen an mir gemerkt; mein Herz hat gar nicht mehr geschlagen, und mein Kopf war wie dumm, wie tot. So hab' ich mich gegrämt!“

„Wenn sie dich nun aber im Hause van der Roos nehmen?“ fragte er und sah ihr forschend in die trüben Augen, „wolltest du dann auch nicht mein sein?“ — „Nein, Viktor, denn ich passe da nicht hinein, nicht zu dir — ihr müßtet euch des geringen Mädchens schämen.“ — „Bist du gering, Regine? — Wer wie du ist, in solcher Reinheit, in solcher Unschuld, in solcher Ehre, die ist eines Königs wert, und wäre sie eine Bettlerin. Denn kein Weib auf der Welt hat mehr als ihre Ehre, — die ist wie die Sonne am Himmel, das einzige und das allmächtige Licht ihres ganzen Lebens und Wesens. — Aber ich bleibe für dich am Ende doch der Viktor Rosen, der ich bisher gewesen,“ fuhr er fort. „Komm, mein Herzenslieb, ich will dir von mir erzählen.“ Und sanft führte er sie zum Sopha und zog sie auf seinen Schoß nieder und erzählte ihr dann von seinem Leben im Elternhause und seinen jetzigen Plänen. —

„So siehst du wohl,“ schloß er seinen langen Bericht, „daß ich es nie böse mit dir im Sinn gehabt. Aber du siehst auch wohl, daß ich jetzt hinaus und mir einen Platz für uns beide suchen muß. Meine Mutter und meine Schwester Gretchen werden dir treu zur Seite stehen, aber ich selbst muß vielleicht Jahr und Tag von dir fern sein. Willst du auch auf mich warten, Regine?“

Sie hob den Kopf auf, setzte sich aufrecht und strich sich die Scheitel aus dem glühenden Gesicht hinter die kleinen Ohren. „Das fragst du mich wohl nicht im Ernst,“ versetzte sie, und ein trübes Lächeln glänzte in ihren verweinten Augen, „du weißt wohl, daß ich dir mein Leben lang treu bleibe und von niemand weiter weiß als von dir, und wenn ich dich auch heute zum letztenmal sähe für mein ganzes Leben. — Aber es geht auch so nicht, Viktor, — ich will keinen Unfrieden bringen zwischen dich und die Deinen. Du sollst hierbleiben und dem Willen deines Vaters gehorchen — du sollst was leisten in deinem Geschäft und deinem Namen Ehre machen. Ich meine so, dabei kannst du

auch tun, was dir lieb ist, deine Bilder malen und deine Verse schreiben. Sie werden drum nicht schlechter werden, da du's jetzt nicht fürs tägliche Brot zu tun brauchst. Was sollte das werden da draußen in Hunger und Kummer, in Mühe und Not? Damit verstehst du nicht umzugehen. — Siehst du, wärst du Viktor Rosen," fuhr sie fort mit glühenden Wangen und schimmernden Augen, „und hättest, wie ich's stets gedacht, in Armut zu arbeiten gelernt, und hättest niemand, der dich was anginge, der nach dir fragte, da ging ich mit dir, wohin du wolltest, und es wär' mir nicht bange um unser täglich Brod. Aber nun" — sie holte tief Luft — „nun ist das anders. Weißt du, wie das tut, ums Tägliche sorgen, wenn man nicht kann und doch muß? — Und dazu würden sie dort sagen: das ist der und der, und er hat von Haus müssen, weil er kein gut tun wollte; und die Frau hat ihn darin bestärkt. Und hier würde es lauten: ja, es ist unser Sohn gewesen, aber wir haben ihn gehen lassen müssen. Und die da — die Frau hat ihn von uns gerissen! — Sieh, Viktor, das geht nicht! — Ehre Vater und Mutter! heißt es. — Du hast mir all die Zeit nichts Übles getan oder gegeben, und ich hätt's auch nicht von dir genommen. Und nun sollte es so werden?"

Er war noch immer stumm vor Erstaunen, denn zur Betrübnis oder zum Zorn über die Weigerung der Geliebten konnte er davor noch nicht gelangen. So hatte er sie nie gekannt und nie geahnt. Das hatte ihm daheim niemand jemals gesagt, weil ihm niemand von denen unparteiisch gegenüberstand, die sich so oder so für sein Treiben interessierten, und weil Florentin trotz alles Verkehrs ihn noch zu wenig kannte, um mit aller Bestimmtheit über sein Schaffen urteilen und ihm mit Erfolg ab- oder zuraten zu können. Und das klang ihm jetzt aus den Worten des einfachen jungen Mädchens unabweislich entgegen: du bist ein Dilettant, und es sind zwei sehr verschiedene Dinge, ob du als solcher, in Verhältnissen, die dich nirgends beengen und dir stets den Rücken decken, deine Kunst betreibst, nicht auf den Ertrag deiner Werke siehst und dich des Beifalls freust, den dieselben als Schöpfungen eines Dilettanten erhalten, — oder ob du deiner Kunst leben und dieselbe ausbeuten mußt, um von deinen Erfolgen darin leben zu können. — Das hatte er so wenig bedacht wie die meisten seinesgleichen, ob ihm die Sache gleich, da sie einmal zur Sprache gekommen, jetzt auch einleuchtend genug war. Darum traf ihn die Wahrheit auch so überraschend, ja überwältigend und erschütterte mit einemmal all seine Berechnungen, all seine Illusionen, die sich in ihm nach und nach ausgebildet und festgestellt hatten. Und es kam dies Licht dazu von der, die ihn liebte und über alle Menschen stellte, und von der er gestehen mußte, daß sie ohne jegliche Illusion, allein in der Praxis des Lebens herangewachsen und geschult war.

Indessen, so tief er sich durch diese plötzliche Erkenntnis auch niedergedrückt fühlte, unter solchem Druck ward etwas von dem Erbteil seines Stammes in ihm wach — die Elastizität und Zähigkeit nicht nur, sondern auch die Geistesgegenwart und Unverzagtheit, die bisher den alten Stamm durch alle Stürme begleitet und erhalten hatte. Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er den Gedanken: Er muß also anders werden! — auch äußerlich zur Seite schieben, wie er es innerlich tat, und mit voller Kraft warf er sich darauf, die Geliebte wieder zu gewinnen und fester an sich zu binden, als sie's bisher schon gewesen. Damit gelang es ihm denn freilich besser, da das Mädchen ihn zu lieb hatte, als daß sie der Wärme und Innigkeit seines Wesens hätte lange Widerstand leisten, ihr ungerechtes Mißtrauen festhalten sollen. Und wenn sie auch traurig meinte: „Ja, scheiden müssen wir aber doch, denn wir passen nicht füreinander, und ich kann und will nicht die Friedensstörerin zwischen dir und den Deinen sein!" — so wußte er sie wenigstens für jetzt auch darüber hinwegzuführen, so daß sie endlich wieder wie vordem mit ruhigem und innigem Vertrauen an seiner Brust ruhte und ihm ihr Herz ausschüttete. Als er schied, waltete auch hier wieder der Friede, und seine letzten Worte waren: „Quäle dich nicht, Regine, — dazu ist immer noch Zeit! — sondern vertraue wie sonst auf eine freudige Zukunft. Glaube mir — es wird sich auch für uns ein Weg zum Glück finden lassen."

Und der Weg war schon gefunden.

Als Viktor vorhin das Zimmer der Mutter verlassen und auch die Verwandten Abschied genommen, hatte sich Florentin eingefunden, der am Morgen von seinem Bruder selbst in diese Räume und zu der Frau begleitet worden war, der er sich so lange nur unter dem finstersten Argwohn hatte nähern dürfen. Die drei Menschen waren über eine Stunde allein geblieben, und als sie schieden, hatte das Ehepaar Florentin über die Galerie bis zur Treppe begleitet, um dort den herzlichsten Abschied zu nehmen, und Vinzenz hatte gesagt: „Also gewiß, Bruder, heute abend kommst du und nimmst wieder deinen Platz im Hause ein, wie er dir gebührt. Wir haben nachzuholen miteinander." Darauf hatte er dem Bruder die Hand geschüttelt und war mit der Gattin in ihr Zimmer zurückgekehrt, wo sie noch bis zum Mittagessen allein verweilten.

Auch jetzt am Abend war der Empfang Florentins ein sehr herzlicher, und wenn sich auch bei dem Handelsherrn im Laufe des Zusammenseins hier und da ein gewisser Druck und bei Magdalenen eine immer aufs neue durchbrechende Bewegung verriet, so wußte doch der neue Hausgenosse mit seiner freundlichen, Zutrauen erweckenden Weise beide Gatten bald darüber fortzubringen, indem er dabei auf das gewandteste die

Erinnerungen zu vermeiden wußte, welche überall für diese drei Menschen auftauchten und ihre Heiterkeit hätten trüben können.

Als nach dem einfachen Abendbrode Philibert und die beiden Schwestern sich, wie es im Hause von jeher üblich gewesen, zurückgezogen hatten, diesmal jedoch mit einem herzlich gebotenen und herzlich erwiderten Gutenachtgruß, blieb Florentin nach einigen Gängen durchs Zimmer am Tische vor dem Gatten stehen und sagte: „Wenn ihr noch nicht müde seid, laßt uns ein Kapitel durchsprechen, das zu den mißlichsten hier im Hause gehört. Wir haben so lange Unruhe gehabt, daß wir uns alle nach Ruhe sehnen; wir haben so viel Unfrieden gesehen — laßt uns jetzt den Frieden suchen." — Magdalenens Auge streifte mit einem etwas scheuen Blick zu ihrem Gatten hinüber; allein Vinzenz ruhte ohne Bewegung in seinem tiefen Sessel, und nur über sein sonst so finsteres und strenges Gesicht glitt es wie ein beinahe schwermütiges Lächeln. „Ich weiß, wohin du willst," entgegnete er jetzt dem Bruder. „Du denkst an Viktor. — Glaube mir, Florentin, auch ich denke an meinen Sohn schon in all diesen Tagen mehr als genug, und zumal, seit Magdalene mir von seinen Plänen gesagt. Unzufrieden bin ich damit nicht — im Gegenteil, ich danke Gott, daß er endlich einmal aus dieser faulen Ruhe, endlich zu einem Entschlusse kommt."

Florentin schüttelte den Kopf. „Sei nicht zu schnell," versetzte er. „Ich habe Viktor in diesen vierzehn Tagen so gut kennenzulernen gesucht, wie ich's vermochte. Es zog mich zu ihm, weil ich eine Ähnlichkeit mit mir selbst an ihm fand. Allein ich sah bald, daß es damit nichts war; er hat teils mehr, teils weniger als ich. Mit seinem künstlerischen Schaffen ist es, soviel Anlagen er hat, — dummes Zeug —." — „Florentin, Sie urteilen zu hart," unterbrach ihn Magdalene bestürzt. „Mir däucht, seine Erfolge —." — „Auch das ist nichts, liebe Schwägerin," sagte er ruhig. „Man sieht es den Sachen an, daß sie nebenbei, zum Vergnügen geschaffen sind, und läßt ihnen als solchen leider eine gewisse Ehre widerfahren, während man absolut und prinzipiell allen Dilettantismus verwerfen sollte, möge er der wahren Kunst so nahe kommen, wie er wolle. Sehen Sie alles an, was man über ihn sagt — überall mahnt man ihn doch zu einer ernsteren Strenge gegen sich selbst. Und das ist es gerade, was ihm fehlt. Die hat niemand gegen ihn bewiesen, und er selbst ist auch nicht dazu gekommen. Er hat's nicht nötig! denkt er. Und wie ernstlich er's auch meinen mag, im Grunde ist all sein Schaffen und Treiben nur auch eine Manier, die Zeit auszufüllen, wie ein anderer sie mit Umherschwärmen, mit Trinken und Spielen verbringt."

„Ich glaube, du hast nur zu recht," bemerkte Vinzenz nach einer Pause. „Aber wie nun bessern?" — „Und doch ist er im Grunde durch und durch edel und brav," versetzte Florentin, „er empfindet, daß er einer Tätigkeit bedarf — er sehnt sich nach einer festen Basis für sich, das könnt ihr aus seinen neuesten Plänen entnehmen. Ich glaube, wenn man ihn mit Verstand zu lenken suchte, wenn man ihm die Möglichkeit gewährte, sich keine ideelle — sondern eine wirkliche reelle Stellung zu verschaffen, könnte man ihn dem praktischen Leben noch jetzt gewinnen und ihn noch jetzt zu einem praktischen tüchtigen Menschen machen." — „Aber wie?" fragte Roos wieder.

Florentin lächelte. „Willst du einen Rat von mir annehmen, so gib ihm — eine praktische Frau, für die er schaffen muß. — Gib ihm die, die er nicht als Dilettant, sondern als voller und ganzer Mensch liebt — die kleine Regine Stephani aus der Johannisstraße. Das ist ein Wesen, eines Königs wert, und man wird sie dereinst wieder mit Ehren ‚Die Rose vom Güllendamm' heißen, wie vor langen Jahren unsere Altermutter, die alte Serena, und wie zu unserer Zeit deine Magdalene. Wir haben was gutzumachen an dem Kinde," setzte er nach einer Pause hinzu. „Denn wäre es damals zugegangen, wie es sollte, so wäre sie als Regine van der Roos geboren, und meine Tochter." Als er jetzt schwieg, ließ er seine hohe Gestalt in einen Sessel am Tisch gleiten und legte das Haupt nachdenklich zurück an die Lehne.

Der Handelsherr hatte ihn schweigend und ohne einen Zug seines Gesichts zu verändern bis zum Schlusse angehört, jetzt stand er auf und ging mit auf dem Rücken ineinandergelegten Händen seiner Gewohnheit nach im Zimmer auf und nieder. Seit er mit dem Bruder ans Sterbebett seiner Mutter berufen war und von ihr über manche bisher unklare und ihm unbekannte Punkte Mitteilungen erhalten hatte, die es ihm enthüllten, daß er trotz seiner Kraft und Selbständigkeit mehr als einmal nichts gewesen war als die Marionette in den Händen der Mutter und ihres gewissenlosen Freundes — seitdem war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Besonders hatte ihn das offene Geständnis der Sterbenden, daß sie, um Florentin wegzubringen, die Idee des Konsuls von einer „Liebschaft" des jungen Menschen und der jungen Frau des Hauses aufgegriffen und die Eifersucht und den Haß des Gatten methodisch und absichtlich geweckt und genährt habe, — beinah von Sinnen gebracht. Der starke Mann war dem Druck des Gedankens fast unterlegen, daß es eine Lüge gewesen, die sein ganzes Dasein vergiftet, die das Glück des Lebens für so viele Jahre ferngehalten von der Schwelle des alten Turm- und Rosenhauses. Und als so der Dämon entweichen mußte, der ihn so lange und so furchtbar beherrscht hatte, da war es, als sei mit ihm zugleich der Grundstein der Wälle und Mauern zerbrochen und versunken, die er aus Finsterkeit und Härte, aus Starrheit und Bitterkeit um den tiefen edlen Kern seines Wesens nach und nach aufgebaut hatte.

Nachdem er Tagelang gerungen, um sich in diesem neuen Dasein zurechtzufinden, zerstörte Florentins ruhige und ungeschminkte Erzählung des vorigen Abends die letzten Reste des alten Mißtrauens, der alten Bitterkeit. Und da war er zurückgekehrt zu der Frau, die seine glühende und seine einzige Liebe gewesen sein Leben lang und der er dennoch nichts gegeben als Leid und Verzweiflung — und er war zurückgekehrt zu den Seinen, die noch niemals an ihm einen Vater gehabt. Er war nur ihr Tyrann gewesen.

Hatte er schon in den letzten Tagen, wo er überhaupt zum erstenmal mit Vateraugen in seine Familie schaute, auch Viktors viel und ernst gedacht, so war das noch ernster geschehen, seit seine Frau in der vergangenen Nacht zu ihm von den kurz zuvor ihr mitgeteilten Plänen und Wünschen ihres Lieblings geredet hatte. Er war zu ihr gekommen mit einem Herzen voll Trauer und Reue und fühlte es voller und voller werden, als die Langverkannte ihm nach allerdings schweren Kämpfen mit sich selbst endlich wieder ihr verzeihendes Herz öffnete und ihn offen hineinsehen ließ in sein Haus und den Kreis der Seinen. Auch hier war endlich zum Schluß ihrer langen und innigen Verhandlung sein Wort gewesen: „Ich will bessern, was und wie ich kann!"

Auch von dem Liebesverhältnis Viktors war die Rede gewesen, das der Mutter seit einiger Zeit bekannt war, und von dem auch Vinzenz als von einem schlechten Streich des Sohnes erfahren hatte. — Am Morgen jenes Tages, mit dem unsere Geschichte begann, hatte er mit Philibert schon darüber geredet und nach näheren Umständen gefragt. Philibert jedoch wußte von nichts und bezweifelte auch die Wahrheit der Nachricht, da er Viktor nie als ausschweifend kennengelernt hatte. An etwas Ernstes konnte er aber um so weniger glauben, da der Bruder so gut wie er selbst wußte, daß zu einer solchen Verbindung den damaligen Verhältnissen nach nie auf die Einwilligung des Vaters zu hoffen war. Um so stärker mußte es ihn daher überraschen, als er am selben Abend damals dennoch Viktor auf solchem Wege fand. — Mit dem Vater hatte er, zumal er von dem Bruder auf die erste offene Frage alles erfahren, und da in jener Zeit so manches Schwere über das Haus hereinzubrechen drohte, nicht mehr darüber geredet, und dieser war jetzt in der Unterredung mit Magdalenen von selbst, aber um vieles milder darauf zurückgekommen. Der Wink in Florentins Erzählung von der noch lebenden Tochter Johannas, der für den scharf beobachtenden Handelsherrn unschwer auf die Bekannte des Sohnes zu deuten war, ging nicht an ihm verloren, — und so war er, als er die Pläne Viktors, in die Ferne zu ziehen, erfuhr, bereits selbst auf den Gedanken gekommen, den vorhin Florentin aussprach: wenn das Mädchen brav und tüchtig sei, sie dem Sohn als Aussteuer und Halt mitzugeben auf den Weg, den er sich durchs Leben suchen und bahnen wollte, dies Mädchen, dessen Mutter von dem Turm- und Rosenhause aus ein schweres Los bereitet worden. — Vor dem glühenden Wunsche, zu bessern und zu vergüten, schwieg in dem stolzen Manne jetzt sogar das hohe Gefühl seines Stammes.

Als er sich jedoch jetzt, nach einigen Gängen durchs Zimmer, zum Tisch zurückwandte und seine Ansicht in dieser Weise aussprach, fand er bei dem Bruder einen entschiedenen Widerstand. „Wollt ihr mir hierbei eine Stimme zugestehen," sagte Florentin, „so überlegt ihr beide die Sache noch einmal und gebt diesem seinem Plan nicht nach. Daß es mit seinem Kunsttreiben nichts ist, könnt ihr mir glauben; das ist gut, um das Dasein zu schmücken, um vom derben Tagesleben dabei auszuruhen — dazu genügt's, und dazu soll er es auch behalten als eine schöne, dankenswerte Mitgabe des Himmels. Aber es reicht nicht hin, daß er sein Leben darauf begründe. Glaubt mir, nach kurzer Zeit würde er dabei unterliegen und ohne eure Hilfe zugrunde gehen. Gebt ihm einen Beruf, bei dem er sein richtiges, tüchtiges, tägliches Pensum zu tun hat. Er ist ein klarer, einsichtsvoller, ja geistvoller Mensch, — ich sehe nicht ein, weshalb du ihn für das Haus und Geschäft van der Roos verlieren willst, Vinzenz? Ich dächte, seine poetische, schwunghafte, kühne Natur könnte der prosaischen und bedächtigen Philiberts ganz passend assistieren. Seine Sprachkenntnis ist wahrhaft tüchtig, sein bißchen übriggebliebenes Jus schadet ihm nicht, und wenn er sich erst auswärts ein oder zwei Jahre lang in tüchtiger Arbeit gekräftigt, dann bürge ich dafür, daß er mit seinem dreißigsten Jahre ein brauchbarer Mensch ist, der euch Freude macht."

Magdalene schüttelte traurig den Kopf; sie konnte so schnell den Traum von einer glänzenden Laufbahn des Sohnes und den Glauben an eine ebenso glänzende Begabung desselben nicht aufgeben. Auch Roos schwieg lange Zeit in tiefem Nachdenken, und da er endlich sprach, meinte er: „Das möchte alles sein, aber es ist ja eben das Unglück, daß er zu nichts zu bringen ist."

„Bah!" entgegnete Florentin heiter, „verzagt doch nicht gleich an einem Menschen! Glaubt mir, meistens kommt es in solchem Falle nur darauf an, daß man ihm auf einen Weg, aber auf den richtigen Weg hilft und ihm dann einen derben Sporn in die Seite setzt. Der Handel ist sein Fach und Weg — ich schwör' darauf! — und der Sporn ist — Regine. Ich kenne das Mädchen, sie ist es wert, daß ihr sie ihm als Preis für sein ernstes Streben nach einer wirklichen Existenz zugesteht. Und wie ich ihn und seine Liebe kenne, die zwei Jahre lang die Ehre der Geliebten lauter wie Gold erhielt — so wird ihm der Preis des Strebens wert sein. — Damit sie aber auch äußerlich eurer und seiner wert sei," setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „so will ich's euch gestehen, was sonst

noch Geheimnis: ich adoptiere sie als mein Kind. — Wird das Platz haben im Turm- und Rosenhause?"

„Florentin, Sie sind ein edler Mensch!" sagte Magdalene bis zu Tränen bewegt; aber Vinzenz drückte lachend die Hand des Bruders und meinte: „Du warst von jeher ein schlauer Bursch! Ich sehe, du hast es noch nicht verlernt. — Aber," fuhr er fort, „wenn wir nur die Rechnung nicht ohne den Wirt machten, die Romantik auch dein Protegé ansteckte und sie lieber mit ihm in die Ferne möchte?" — Florentin schüttelte den Kopf und versetzte leichthin: „Hm, kein Gedanke! — Aber ich werde auf alle Fälle vorbeugen."

Wie man weiß, bedurfte es dessen nicht, da Regine bei all ihrer Liebe dennoch weder sich selbst noch Viktor verbarg, daß sein bisheriges Streben und Schaffen wenig geeignet sei, ihnen eine Existenz zu gründen. Das sprach sie nun auch gegen Florentin zwar nicht mit deutlichen Worten aus, denn dazu hätte sie tiefer gebildet sein müssen, als sie war, aber Florentin hörte es aus ihren Andeutungen heraus, wie es Viktor gehört hatte, und als er daheim von einem so ernsten Sinn des Mädchens berichtete, nahm er dadurch den Handelsherrn besonders aufs äußerste für sie ein. Vinzenz begriff daraus auch immer besser, weshalb Viktor das Mädchen nicht nur so über alles liebte, sondern auch durch ihre Vorstellungen und Einwendungen so tief erschüttert und so nachhaltig umgestimmt werden konnte, daß er auf die ihm vorgelegten Pläne und Absichten der Seinen jetzt ohne besonderen Widerstand einging. Als das einzige, was er bisher mit Ernst erstrebt und in Wirklichkeit erreicht, — der Besitz und die Liebe der Geliebten in Frage gestellt war, regte sich alles in ihm, was er an Energie besaß, und dankbar ergriff er die Vorschläge der Seinen, die ihn der Mühe des Erwägens und Selbstbestimmens überhoben und ihn sozusagen plötzlich auf den Kampfplatz stellten, wo es nur noch galt, die Kräfte zu gebrauchen, um des Erfolges ziemlich sicher zu sein.

Nicht die geringste Freude erweckte dieser Entschluß bei Reginen, allein es fehlte noch viel, daß sie sich mit dem Gedanken vertraut machte, dereinst dem stolzen Geschlecht anzugehören, welches bisher in übermütiger starrer Abgeschlossenheit der ganzen Welt, möchte man sagen, gegenübergestanden, und weder die Bitten und das Drängen Viktors, noch der ihr mitgeteilte Wille Florentins, sie zu adoptieren und sie dadurch diesem stolzen Geschlechte gleichzustellen, vermochten lange Zeit ihr Widerstreben zu besiegen. Es lebte in ihr nicht nur die tiefe Demut, die ihr ein solches Los zu groß und schön erscheinen ließ, sondern auch der heimliche Stolz, den wir oft bei Menschen finden, die sich durch eigene Kraft eine selbständige Stellung erschaffen, und der sie scheu vor fremden Verhältnissen zurückweichen läßt, wo sie fürchten können, daß sie ihre Selbständigkeit verlieren oder gar selbst nicht willkommen sein möchten. Sie rang und rang, sie hatte nur Tränen zur Antwort, als Viktor sie fragte: „Kannst du mich denn aufgeben, Regine?" — und sie weinte gleichfalls bitterlich, als Florentin mit ernsten Worten den Widerspruch zwischen ihrer Liebe und ihrem hartnäckigen Widerstreben ihr vor Augen hielt. Sie wußte und vermochte sich nicht zu entscheiden, und immer von neuem sagte sie: „Laßt mich sterben für Viktor, das kann ich, denn so lieb hab' ich ihn. Aber ins Turm- und Rosenhaus gehe ich nicht — ich schämte und grämte mich tot, wenn sie mich dort nicht wollten, und wenn ich Unfrieden brächte in die Familie dessen, den ich so liebe!"

Viktor wußte diese neue und unerwartete Qual kaum zu ertragen; in finsterer Trauer ging er umher und mochte weder die Seinen noch selbst Regine sehen. Und wer weiß, wohin der Widerstand des Mädchens endlich geführt, der den Stolz in allen Familiengliedern verletzte, hätte nicht Florentin ruhig und fest zu seinem Plane gestanden, den er auf die Liebe der jungen Leute und auf seine Neigung zu beiden gebaut hatte, und hätte andererseits Vinzenz nicht eine Art von Sühne und Vergütung darin gefunden, daß er dem Wunsche des früher so schwer mißhandelten und verkannten Bruders vollständig und selbstlos nachgab.

Das Mädchen war in all der Not dieser Tage ganz krank und blaß geworden und fühlte selbst, wie nötig ihr eine kurze Aufheiterung sei. Sie folgte daher willig Florentins Aufforderung, mit ihm in der frischen und leichten Luft des hellen Wintertags einen Spaziergang zu machen; der alte Herr war ihr so nahe getreten, daß sie schon jetzt für ihn wie für einen Vater fühlte. So gingen sie dahin auf dem knirschenden, festgefrorenen Schnee, aus dem Tore hinaus und auf den alten Stadtwällen entlang, denn die Kleine tat es nicht anders, sie scheute die Augen der Menschen, wenn man sie plötzlich am Arm eines so stattlichen, reichen Herrn durch die Straßen gehen sähe. Florentin erzählte dem Mädchen von seiner Liebe zu ihrer Mutter und wie sie durch ein böses Verhängnis voneinandergerissen worden.

So waren sie zu einer Stelle gelangt, wo sich von der Höhe des Walles eine Stufenreihe zum Stadtgraben hinabzog. „Komm," sagte Florentin, „ich will dir zeigen, wo ich wohne und wo auch du wohnen sollst, wenn die Dokumente endlich fertig werden, die dich zu meiner Tochter machen." Sie folgte ihm willig, denn sie wußte nicht, daß er wieder in seinem Ahnenhause wohnte. Sie gingen die Stufen hinab und über das Eis der Grabens, durch eine kleine, vom Alten geöffnete Pforte in der Mauer, durch einen großen, tief verschneiten Garten, dessen linke Seite mit hohen Speichern besetzt war, bis zu der Giebelseite eines alten Hauses. Florentin deutete zu den Fenstern droben hinauf. „Siehst du, da wohnte ich, als ich deine Mutter liebte und verlor."

Er öffnete wieder eine kleine Pforte und führte das nichts ahnende Mädchen einen Korridor entlang, eine kleine Treppe hinauf. Droben eilte jemand mit hastigen Schritten vorüber, aber sie sahen nichts von der Gestalt. — Dann kamen sie in ein großes, einfaches Schlafzimmer. „Lege ab," sprach Florentin und nahm dem Mädchen den Mantel ab, „es ist drinnen warm und ich lasse dich nicht schnell fort, ich will dir eine Tasse Kaffee machen." Und als sie auch den Hut abgenommen, führte er sie durch ein dunkles Kabinett und hob einen Vorhang. „Tritt ein," sagte er und schob sie vorwärts. —

„Regine!" rief Viktors jubelnde Stimme, und seine Arme umfaßten die zurückschreckende, geblendete Kleine und zogen sie vollends hinein in das prächtige, mit dem vollen Licht der tiefstehenden Sonne erfüllte Gemach, „Regine, meine Herzensblume, bist du da, bist du bei mir, Krone meines Lebens? — Mutter, — Vater — segnen Sie uns! — Sagen Sie ihr, daß Sie sie gern aufnehmen als Viktors Braut — als den Segen und Schmuck dieses Hauses — als die Rose vom Güllendamm!" —

„Das ist sie!" sprach die Stimme des Handelsherrn, dessen früher so strenge Augen jetzt mit einem milden, liebevollen Blick auf dem von glühender Röte übergossenen Gesicht, auf der zitternden, schlanken Gestalt des bestürzten Mädchens ruhten. Und Magdalene zog sie an ihre Brust und sagte ergriffen: „Du siehst wohl, Regine, Viktor kann nicht leben ohne dich, und du sollst unser sein, wie er es ist, das Kind unseres Hauses und Herzens."

Das Mädchen barg ihre stürzenden Tränen an der Brust der Mutter. Es währte eine lange Zeit, bis sie sich zu fassen vermochte, bis sie unter der Zärtlichkeit Viktors und der Herzlichkeit aller übrigen sich hineinfinden lernte und die so lange abgelehnte, jetzt freundlich sie umfangende neue Heimat.

„So hatte ich sie mir nicht gedacht," meinte später Vinzenz im Gespräch mit seinem Bruder. „Hätte ich sie früher gekannt — wer weiß, ob ich nicht früher auch anders zu denken gelernt. Sie zeigt, wie hoch die Ehre des Menschen steht über jeder anderen. Man muß der Ihre sein. Sie bezaubert!" —

Wie es bestimmt worden, zog Viktor in die Ferne, um noch einmal mit Ernst und Strenge gegen sich selbst das Leben zu beginnen. Es gelang ihm auch, und als er nach zwei Jahren zurückkehrte, konnte er sich mit ruhigem Bewußtsein den Seinen vorstellen als einen Mann, der nicht nur an Fähigkeiten, sondern auch an Kopf und Herz der Aufgabe gewachsen war — ein neuer, starker und dauerhafter Träger zu sein des alten Hauses van der Roos. Er fand die Braut, wie er sie verlassen — voll Innigkeit und Liebe, voll Reinheit und Schönheit und in dem vollen Zauber des Wesens, das ihn und all die Seinen ihr gewonnen und unauflöslich ihr zu eigen gemacht. Ja sogar die Familie des Bürgermeisters hatte endlich der Lieblichkeit des Mädchens nicht länger zu widerstehen gewußt und sie, zumal als Florentins Tochter, für ebenbürtig aufgenommen. —

Am Polterabend ihres Hochzeitstages, da auf der Straße vor dem Turm- und Rosenhause nach alter, nun längst abgekommener Sitte viel Lärm und Volksjubel war und allerlei Ausgelassenheit getrieben wurde, fiel, vielleicht infolge des starken Knalles von gleichfalls abgebranntem Feuerwerk, der alte Turmschild der Westritz aus der Türwolbung und zersplitterte auf den Granitstufen in tausend Stücke. Es war, als solle das ein Zeichen sein, daß der starre Trotz, der bisher die Menschen beherrscht und im Hause gethront, zu Grabe getragen sei und daß, nach Florentins Wort, die Ehre und das Glück des Menschen zur Geltung kommen sollten vor denen des alten übermütigen, rücksichtslosen Geschlechts der van der Roos. Der Schild ist zwar wiederhergestellt worden und hängt an seiner alten Stelle, allein der alte Sinn und Geist sind nicht zurückgekehrt. Ein offenes, frisches, heiteres Leben waltet in dem Geschäft, im Hause, in der Familie, und in der Stadt und im Lande und in aller Ferne, so weit man das Haus kennt, gilt als Krone und Ehre desselben seine noch immer holdselige Herrin, Regine, und man heißt sie weit und breit nur „Die Rose vom Güllendamm."

Der Konsul Leonhardi soll tot sein, ohne daß man davon Genaueres weiß. Man hat im Turm- und Rosenhause nie mehr von ihm gehört, noch von ihm geredet. Vinzenz und Magdalene sind tief betrauert von den Ihren vor einiger Zeit gestorben, nachdem sie noch manche Jahre das Glück der Einigkeit und Liebe genossen, das ihnen ein finster Geschick so lange verwehrt. Florentin lebt noch in hohen Jahren und Ehren im Altenbau, und neben ihm hausen Philibert und Margarete, von denen die letztere nach einer kurzen Ehe und nach dem Verlust ihres Gatten zurückkehrte, um dem Bruder die Wirtschaft zu führen. Denn Philibert hat sich seit einiger Zeit aus dem Geschäft zurückgezogen und nicht geheiratet, weil er die Unbequemlichkeiten des Ehestandes fürchtet und den Kindern Helenens, die endlich doch den Vetter Josef genommen, sein Vermögen hinterlassen will. Josef hat als Landmann wenig Glück und schlimme Jahre gehabt und kann an die Seinen nicht viel vererben. Die Kinder der Rose vom Güllendamm brauchen keinen Zuschuß, denn Viktors Geschäftsführung hatte reichen Erfolg, und nie stand es fester und ehrenvoller da als jetzt —

„das Haus der Westritz van der Roos."

Robert Prutz und Adolf Stahr

Von Rudolf Göhler

(Schluß.)

Einen Widerhall von den mit einander verlebten Stunden gibt das folgende Schreiben Stahrs:

Oldenburg 28 April 44.

Ich denke, Du und Deine liebe Frau werdet es uns angemerkt haben, wie wohl und gut es uns bei Euch geworden ist, und wie wir die kurzen Stunden die bei Euch zu leben uns gegönnt war, zu den schönsten und genußvollsten unsrer so reichen Reise zu zählen haben. Was brauchts da noch erst lange einer Versicherung, daß dem so gewesen, wo es Eurer Liebe und gütevollen Freundschaft gelang, uns den wehen Abschied von unsern theuren Brüdern und Verwandten mit all dem Schmerzlichen, was ein solches Scheiden im Geleite führt, so völlig vergessen zu machen, daß ich mich seit Jahren ähnlicher froher Stimmung und Seelenheiterkeit nicht zu erinnern vermag. Habt herzlichen Dank für all das Liebe und Gute womit Ihr uns so liebreich überschüttet habt, und vor allem gebt uns bald Gelegenheit Euch hier bei uns, wo nicht Gleiches, so doch Aehnliches zu beweisen.

Dies führt mich dann auf die Bitte, daß es Dir gefallen möge Deine Hoyaer Reise und die Zeit in welcher Du von da aus bei uns eintreffen könntest, bald anzugeben. Mit mir bittet darum auch unser Freund von Gall, und es wäre doch hübsch, wenn es sich so einrichten ließe, daß Du hier Deinen Moritz zu sehen bekämest. Gespielt wird hier noch bis in den Juni hinein werden, und so ließe es sich wohl machen, wenn man nur Deine Ankunft zeitig und bestimmt vorher wüßte.

Hier haben wir unser Kinderhäuflein gesund und munter wieder gefunden als wir am Mittwoch Abend wieder in unser kleines Oldenburg einfuhren. Am Tage darauf stand ich schon wieder im Amtstretrad, und die tägliche Qual der Stundenhalterei begann ihren einförmigen Lauf. Noch jetzt aber fließen mir die nächste Vergangenheit mit Laterna magica ihrer bunten Erlebnisse, und die Gegenwart mit ihrer Stabilität so in und durch einander, daß ich halb träumend umhergehe, und weder hier noch dort recht zu Hause bin.

Den 1ten Mai. Nach längerer Unterbrechung kann ich erst heute dazu gelangen, diesen Brief zu beenden. Der Frühling der mit all' seiner Schönheit auch über unsere Heiden gekommen lockt unaufhörlich ins Freie, und dann weiß ich nicht, wie es zugeht, aber es ist seit einiger Zeit eine Lust zum und am dolce far niente über mich gekommen, die mir kaum das Allernothwendigste zu thun gestattet. Meine durch Vielthuerei und allerhand Hetzerei abgespannten Nerven mögen freilich auch mit daran Schuld sein. Dafür hab ich an Deiner körperlichen und geistigen Rüstigkeit meine rechte Freude gehabt, und hoffe, daß Du uns bald ein und die andere Frucht derselben zu Gute kommen lassen werdest.

Hast Du in den Zeitungen gelesen, daß die Elbdampfschiffahrtscompagnien „Vergnügungstouren" nach London von Magdeburg aus für die Pfingstenzeit anbieten? Wer hätte an sowas vor 10—12 Jahren gedacht! Ich denke es soll noch besser kommen, und wir noch ein Stück Fortschritt erleben, wofür im Grunde unsere Generation allein den rechten Maßstab und somit auch den wahren Genuß hat.

So eben sagt mir Gall, der Dich schönstens grüßt daß ihm Gutzkow, der in 8—14 Tagen hierherkommen und uns besuchen wollte, abgeschrieben hat, weil ihn Briefe sofort nach Frankfurt gerufen. Dem Gutzkow hast Du doch wohl nicht volles Recht widerfahren lassen. Du bist leidenschaftlich gegen ihn eingenommen, ich nicht eben blind für ihn, aber ich meine daß ich ihn gerechter beurtheile. Wenn er gegen Dich die Nothwendigkeit der Cotterie behauptete, so lege ich nicht den Accent auf den Ausdruck, der immer etwas Anrüchiges hat. Aber soviel ist gewiß, daß die Deutschen weder im Ganzen noch im Einzelnen bis jetzt den Vortheil der Partheі verstanden, daß wir immer statt uns gegen den gemeinsamen Feind zu kehren geneigt sind dem Nebenmanne ins Gesicht zu schlagen. Ich weiß sehr wohl, daß Cotteriewesen und gegenseitige Lobpreiserei durch dick und dünn gemein und unwürdig ist, ich glaube auch, daß mit Gutzkow auf die Dauer schwer auszukommen sein möchte, aber ich halte ihn für besser als er dir erscheint.

Von Mosen weiß ich nur, daß er im Laufe dieses Monats hier eintreffen wird. Da ich seinen letzten Brief seit 7—8 Wochen noch nicht beantwortet, so bin ich etwas außer Zusammenhang mit ihm gekommen. Ueber unser Zusammenleben mögen gute Götter walten. Mit mir ist im Grunde leicht zu leben, wie Mosen sich praktisch in seiner neuen Stellung nehmen und zeigen wird ist abzuwarten, — hier bin ich nicht ohne einige Besorgniß, da er — eine Hauptschwäche des sonst liebenswürdigen Charakters — zu wenig Selbstkritik besitzt, um das Maaß seiner Befähigung überall zu erkennen.

Meine Frau grüßt die Deine herzlich und wird wohl noch ein Paar Zeilen selbst beifügen, wenn die häuslichen Sorgen für ihre Kinderschaar sie dazu kommen läßt. Dich hat sie sehr in Affection genommen, und muß

darüber von Freundinnen und Bekannten bei Gelegenheit ihrer Erzählungen sogar kleine Neckereien hören. Nun bleibt uns gut Ihr Lieben, und Du laß bald von Dir hören

Deinen treuen

Adolf Stahr.

NB. Wo hast Du denn Gall's Schriftchen angezeigt?

Du schreibst „in einem neuen litterarischen Unternehmen", was ist das für eins?

Bemerkenswert sind in dem Briefe Stahrs Worte über Gutzkow. Wie oft ist das Wort Koterie gegen Gutzkow im üblen Sinne angewandt worden, und doch mit Unrecht. So dankbar Gutzkow allen denen war, die seinen Werken eine eingehende, liebevolle Würdigung zuteil werden ließen, er vertrug ebensogut eine abfällige Kritik, wenn sie wohl begründet war, wie auch er seinen besten Freunden gegenüber mit einem absprechenden Urteile nicht zurückhielt, wenn seine Überzeugung ihn dazu nötigte. Leider haben aber die tüchtigsten Geister dieser Literaturperiode, Gutzkow so wenig wie Hebbel u. a. bei allen vorhandenen Gegensätzen treu zueinander gestanden, und wenn freundschaftliche Anbahnungen geschaffen waren, immer und immer wieder kam es zu Konflikten, die den Riß größer, schließlich unheilbar machten. Man braucht beispielsweise nur den Briefwechsel zwischen Hebbel und Gutzkow nachzulesen und Hebbels zu den verschiedensten Zeiten so verschieden lautende Urteile über Gutzkow in seinen Tagebüchern zu vergleichen. Gutzkow selbst hatte ja in den letzten Jahrzehnten seines Lebens unter literarischen Koterien unendlich zu leiden, und sein Dionysius Longinus ist gleichfalls der erschütterndste Schmerzensschrei gegen alle diejenigen, die, wie er glaubte, sich verschworen hätten, ihn und sein Wirken zunichte zu machen. Prutz ist übrigens in seinen späteren Urteilen Gutzkow bei aller Schärfe gegen dessen Schwächen gerechter geworden.

Am 5. Juni beantwortete Prutz den Stahrschen Brief:

Mein lieber alter Freund!

Du wirst mir gewiß recht böse sein, daß ich Deinen lieben Brief vom . . . v. M., der mir die angenehme Nachricht Eurer glücklichen Ankunft meldete, erst so spät und auch jetzt nur so flüchtig beantwortete. Dies, nebenher gesagt, ist jetzt so ziemlich der stereotype Anfang aller meiner Briefe; ich bin ein schrecklicher Briefsünder geworden. Allein diesmal bin ich es in der That nicht ohne Grund. Kurz nach Deiner Abreise, zu Anfang Mai, bekam ich einen sehr heftigen Anfall von Gesichtsschmerz, einem Leiden, das mich schon einmal, vor vier Jahren, (irre ich nicht, zu einer Zeit, wo du gerade bei Ruge zum Besuch warst) gepeinigt hat und das wohl mit zu dem Entsetzlichsten gehört, woran ein armer Erdenkrüppel die „Schranke der Endlichkeit" oder, wie ich lieber sage, die brutale Unvernunft der Natur empfinden kann. Es waren schlimme Tage, um so schlimmer, als meine Frau kurz zuvor nach Dresden gereist und ich nun sogar ihrer Gesellschaft und Pflege beraubt war. Desto angenehmer war mir Dein Brief, den ich gerade in dieser Zeit erhielt; er erinnerte mich aufs Lebhafteste an die guten Stunden, die wir mitsammen verlebt haben, und versöhnte mich auf diese Art einigermaßen mit meinem dermaligen Schicksal. Denn es ist nicht mehr billig, als daß dem Guten auch einmal wieder etwas Schlechtes folgt. Endlich wurde die Sache soweit besser, daß ich meine Frau in Person abholen konnte, wobei Oppermanns (er hat eine Schwester meiner Frau geheirathet) uns auf einige Tage hieher begleiteten und in denselben Räumen hausirten, mit denen Ihr so freundlich vorlieb genommen und die uns seitdem noch eins so lieb geworden sind. Seitdem ist mir die Zeit nun, wie es so geht, mit Arbeiten und Püffeln unter den Händen alle geworden und mit Schrecken sehe ich, daß wir schon den 5ten Juni schreiben. Ich sehne mich sehr danach, einmal einen Strich darunter zu machen und mich auch mal auszuruhen, wie andre Menschen. Aber für dies Jahr wird es nichts. Denke nur, nächste Woche (den 14ten) wird der Bourbon in Hannover gegeben, wir werden vermuthlich dazu auf zwei Tage hinreisen — sich so nahe sein, nur Eine Nacht von einander, und sich nicht sehen, es ist schändlich! Mit Oppermann's geht es uns ebenso; aber ich habe, beim besten Willen, keine Zeit, meinen Ausflug noch weiter auszudehnen, ja ich mache mir schon Vorwürfe, daß ich meiner Arbeit nur diese paar Tage abbreche. Der Journalismus! Der Journalismus! Wäre der Druck nicht schon angefangen, ich würfe die ganze Last zum Teufel; sie erdrückt mich.

Das journalistische Unternehmen, von dem ich an von Gall geschrieben, ist die Wigandsche Vierteljahrsschrift. Von mir sind darin das Einleitungsgedicht, der nächste Krieg (dies sub rosa) und etliche Kleinigkeiten, die Du wohl meist aus unsern Gesprächen wirst wieder erkannt haben: über Gall's Schrift, über Gutzkow, die Tantiemen, Jabeck, Saß und wenige andere. Principiell, die Leitung der Schrift betreffend, hab ich keinen Antheil, weshalb ich auch von ihrem Inhalt nichts vertrete, als was unmittelbar mein ist.

Lies doch ja Ruge's Nekrolog unsres armen Freundes Echtermeyer! In der Mannheimer Abendzeitung. Er hat mich durch seinen milden, warmen Ton recht sehr gefreut. Dem Gestorbenen selbst Friede! und ein liebevolles Andenken! Es war enfin ein guter Kerl; man muß die Menschen nehmen, wie sie sind.

Daß Deine Frau mich in gutem Andenken hat, freut mich sehr, und bitte ich dringend mir dasselbe zu erhalten. Von mir darf Sie eines Gleichen aufrichtigst

gewiß sein. An Gall, Mosen, Mayer meine schönsten Grüße. Nimm vorlieb und antworte bald

Deinem

Halle. 5/6. 44. R. E. Prutz.

Oldenburg 14 Juni 44.

Das war also mal wieder eine vergebliche Freude. Du bist in Hannover — und kommst nicht nach Oldenburg. ich muß freilich Deine Gründe gelten lassen, denn Nothwendigkeit geht vor Freundschaftsversprechen und Arbeitsnoth ist die schlimmste Noth. Nun mag es Dir wohl gefallen haben im Hannoverschen Musentempel und mögen sie Deinen Bourbon da wenigstens nicht verhunzt haben. Da ich das dortige Theater nicht kenne, so kann ich mir auch nicht einmal vorstellen, wie es dort gehen oder gegangen sein wird. Indessen ist ja Döring da — einer für hundert.

Ruge hat mir geschrieben mit aller Freundschaft aber auch mit altem Trotz gegen meine Monitorien über seine tollen Ausfälle auf Deutschland, die ich um Alles wegtilgen möchte so wie sein ganzes Journal zu dem er mit Heine fraternisirt hat. Er hat mich eingeladen ihn in Paris zu besuchen, das er sobald nicht zu verlassen Willens ist, und ich habe allerwegen Lust dazu, wenn es möglich ist die Reise in Gemeinschaft mit meinem Bruder Karl zu machen, an den ich dieserhalb schon geschrieben habe. Geht das nicht so werde ich wohl meine Schritte anderswohin lenken. Hier rathen mir manche Freunde von einer Pariser Reise ab, weil sie mich „eben Runges wegen sehr kompromittiren würde". Aber darauf achte ich nicht einen Strohhalm breit. Ruges Aufsatz über Echtermeyer habe ich mit gleichen Empfindungen wie Du gelesen. ich selbst habe einen kleinen Denkstein ihm gesetzt und den Schwaben für die Jahrbücher der Gegenwart zugeschickt, von dem ich wünsche daß er Dich gleifalls in seiner Art ansprechen möge. Echtermeyer war mir seit 1835 eng verbunden. Eine schöne Jugendzeit geht mit ihm ins Grab. Mein Bruder Karl ist ebenfalls tief durch den Tod des unglückseligen Mannes erschüttert und seine Klage um ihn in einem Briefe den ich vor einigen Tagen erhielt, hat mir den Schmerz um seinen Verlust wieder erneuert. Ein tiefsinniges Gespräch über Unsterblichkeit zwischen uns dreien, Karl, Echtermeyer und mir, Morgens früh um 5—7 Uhr auf der Rotunde der Brühlschen Terrasse im Sommer 1842 in Dresden bezeichnete mein letztes Zusammentreffen mit ihm. Feuerbach war der Anknüpfungspunkt, und was er über den Gegenstand sagte, wirkte gewaltig, erschütternd, unwiderstehlich auf uns beide. Er ist nun hinter den dunkeln Vorhang getreten und wird schlafen bis zum jüngsten Tag. Friede seinem armen müden Gebein! Er hat mehr gelitten als ein Mensch ertragen mag.

Deine Aufsätze und Gedichte in Wigands Vierteljahrsschrift hab ich alle wiedererkannt bis auf den „nächsten Krieg", der hier viel Aufsehen macht. Bei einigen Stellen dachte ich an dich aber ich hütete mich es zu sagen. Auch jetzt werde ich reinen Mund halten. Als ich bei Dir war erzählte ich Dir von einem Freunde hier einem Offizier den der Ekel des „Dienstes ewig gleichgestellter Uhr" in die Welt trieb der sich in Spanien und dann in Algier 2 Jahre mit dem Leben und allem was es Gräßliches von Noth und entmenschendem Elend bieten mag tapfer herumgeschlagen hat. Hier schick ich Dir nun, an dem er (Lamping) so viel herzlichen Antheil nimmt in seinem Namen sein Buch bei dem ich Hebammendienste verrichtet und das ich aus diesem verschloßenen ureignen stählernen Menschen herausgequält habe. Da ich fest und sicher weiß, daß Du an reiner ursprünglicher Natur und ihrem Schaffen Freude hast, so kann ich Dich versichern, daß Dir das Buch Genuß gewähren wird. Den Verfasser hat allein das Leben und die eiserne Noth gebildet, und sein Buch ist entstanden, wie die Bücher der Alten, ohne andrer Leute Bücher und ohne Vorarbeiten und Notizenkram. So knapp, kurz und wie ein Säbelhieb oder ein Dolchstoß die Sätze sind, so ist der Mensch. Sein ich tritt überall zurück, keine phantastische lügenhafte Ausschmückung, alles nackte Thatsache. Ich habe ihm versprochen Dich zu bitten den Eindruck den es Dir macht in Wigands Vierteljahrsschrift auszusprechen, und ich bitte hiermit herzlich darum. Kannst Du mir ein Paar Zeilen antworten (die Buchhandlung befördert jeden Brief an mich und Mittler in Leipzig ist Commissionair der hiesigen Schulzeschen Buchhandlung) so sag mir doch 2 Worte darüber.

Und nun für heute lebewohl! Wenn ich nicht nach Paris komme, so kann sichs treffen, daß es mir vergönnt ist Dich auf 1—2 Tage heimzusuchen, dazu muß ich aber gewiß sein, wo ich Dich vom 7 Juli — 7 August (das sind meine Ferien) zu finden habe.

Deiner Frau von mir und der meinigen die herzlichsten Grüße; und alles Glück Euch und Eurem Kinde.

Von Herzen Dein

Adolf Stahr.

Hier befindet sich eine Lücke in dem Briefwechsel; durch ein (verloren gegangenes) Briefchen hatte Prutz von Stahrs Unwohlsein Kenntnis erhalten. Dieser hatte Bad Ems aufgesucht, um seine anhaltende Heiserkeit zu beseitigen, die er sich durch eine heftige Erkältung in den Tagen der Jugend zugezogen hatte und die ihn schließlich nötigte, den Lehrerberuf aufzugeben. Er bemerkte dem Freunde, daß sein Zustand außer dieser Kur wohl noch eine Reise nach Italien nötig machen werde

Mein Theuerster Freund!

Dein letztes durch Hofrath Hoyer (der sich leider nur sehr kurze Zeit hier verweilte, so daß ich Deiner Empfehlung wenig Ehre machen konnte) überbrachtes Brief-

chen hat mich nicht erschreckt. Ich wußte durch Herrn von Buttel, daß Du nach Ems wärest, dachte aber nichts weniger, als daß Dein Zustand Dich ernstlich beunruhigte. Mache doch ja, daß Du diese Heiserkeit los wirst! Italien gewiß ein treffliches Remedium, mit dem Urlaub werden die Leute ja auch ein vernünftiges Einsehen haben — und so sehe ich Dich im Geiste schon auf dem Molo von Neapel wandelnd und dann bei der Rückkehr uns italienische Volkslieder vorsingend, daß die Wände dröhnen. — Schade nur, daß die Straße nach Italien nicht über Halle geht.

Ich habe nun seitdem mancherlei erlebt, zuvörderst dies, daß meine Frau mir vor drei Tagen am 11. d. einen gesunden Jungen leicht und glücklich zur Welt geboren hat; was ich hiemit, von Deiner und Deiner guten Frau freundschaftlicher Theilnahme überzeugt, formaliter angemeldet haben will. Ueber die Berliner Historien mit dem Moritz sodann wirst Du wohl aus den Zeitungen schon so viel entnommen haben, Wahres und Falsches, daß Du schwerlich nach mehr begierig [b] ist. Daher in Kürze nur dies: die Aufführung war, mit Ausnahme der Crelinger (Sybille) und des Herrn Franz (Granvella) in den meisten Stücken mittelmäßig, in vielen und wichtigen (Moritz—Hendrichs. Kaiser—Stawinsky) sogar hundeschlecht. Nichts desto weniger war die Aufnahme glänzend, so glänzend, daß mein Stück unmittelbar folgenden Tags vom Ministerium des Innern, unter dem Vorwande, der Markgraf Albrecht, als Zugehöriger des Brandenburgischen Hauses, dürfe nicht ohne specielle Erlaubniß auf die Bühne gebracht werden, mit Beschlag belegt und demnächst verboten worden ist. Dagegen habe ich eine Immediatbeschwerde beim König eingereicht, auf die ich zur Zeit noch ohne Antwort bin; doch hat Humboldt mir sein Fürwort und kräftigste Unterstützung zugesagt. Auch ist das Verbot noch kein allgemeines, vielmehr ist das Stück im Lauf dieser Woche hier (wie?! mögen die Götter wissen, da ich nicht darin gewesen bin, mich auch übrigens in nichts darum bekümmert habe) und in Magdeburg gegeben worden. Auch die Münchner haben es, wohl castrirt, losgelassen; in Hamburg wird es in den nächsten Tagen sein.

Daß übrigens diese Berliner Vorfälle, so unerheblich im Grunde die Sache ist, dennoch durch die viele Feigheit, Bosheit und Lüge, die dabei zum Vorschein gekommen, mich wirklich ungemein geärgert haben, magst Du Dir denken; ich war ein paar Tage ernstlich krank vor Aerger. Rechne dazu die Last von Arbeit, unter der ich seufze: das Taschenbuch (mit Beiträgen von Rapp, Wellmann, Bock, Hertzberg, Hofman von Fallersleben etc.) ingleichen der 1. Band des Journalismus müssen beide zum 1. k. M. fertig sein, in der Schweiz lasse ich eine Komödie drucken; habe zwei andre Werke unter der Feder, deren eins für Cotta, eins für Bassermann, und Erich 14. will endlich auch vom Stapel — und rechne ferner dazu die natürliche Hast. und nUnruhe meines Wesens, die immer um so heftiger arbeitet, je mehr es mir nachgerade gelingt, sie äußerlich durch ein gewisses humoristisches Phlegma zu maskiren —: und Du wirst mir sowohl mein bisheriges Schweigen, als jetzt die Eile dieses Briefchen verzeihen. Lebe wohl, mein lieber Freund, grüße Deine Frau von uns herzlichst, und melde bald recht Ausführliches und Gutes von Dir und den Deinen

Deinem

Halle. 14. 9. 44. R. E. Prutz.

Oldenburg 23 December 44.

Theurer Freund,

Ich bin auf lange Zeit Dein Schuldner geblieben, und wenn Dich das auch wenig bekümmert haben wird so hat es mich doch um so mehr gedrückt. Indeßen kennst Du mich wohl lange und gut genug, um zu wissen, daß nur unübersteigliche Hindernisse der schlimmsten Art mich von der Erfüllung einer Freundespflicht, wie die Beantwortung Deines lieben letzten Briefes abzuhalten vermochten. Obenan stand hier mein körperlicher Zustand, der seit der unseligen Emser Badekur sich so verschlimmerte, daß ich der Verzweiflung oft nahe war, und zuletzt den Entschluß faßte, mich mit einem Gesuch um theilweise Enthebung von meinem Amte und eventuell um Anstellung als Bibliothekar (dies unter uns) an den Großherzog zu wenden. Geschehen ist's, doch da seit Kurzem mein Halsleiden wenigstens etwas minder unerträglich geworden ist, so weiß ich nicht ob man meinem Gesuche Folge geben wird. Geschieht es so würde ich Muße erhalten durch eine Radikalkur einen Herstellungsversuch zu machen.

In solchen Zuständen einer Existenz wo man mühselig den Tag dem Tage abringen muß, ist es schlecht Briefe schreiben. Dazu kam noch ein Zweites. Dein Erich XIV den Du uns gesendet hattest, wollte mir nicht eingehen. Du weißt wie sorgsam ich stets Deinen Sachen gefolgt bin, und wie sehr ich überhaupt mich bestrebe das Positive, Geleistete, Wirksame in der Poesie der Gegenwart anzuerkennen. Zuerst schob ich die Schuld meines Mißhagens auf mich selbst und meinen Zustand und hoffte bessre Eindrücke von wiederholter Lektüre. Sie blieben aus, und da ich Dich kenne, darf ich Dir meine Meinung nicht verhehlen, wenn ich auch wollte: das Stück ist ein Fehlgriff, ein Fehlgriff in der Behandlung. Du hast einen rein pathologischen, titanisch wilden Gesellen, der eine Macbethische Behandlung mit etwas Lear versetzt erforderte durch die Tendenz ins Weichliche gezogen. Statt Alles zu wagen und dranzusetzen, um diese Leidenschaft tüchtig in Scene zu bringen, wird ein resignirender Wilhelm Meister aus diesem eisernen Menschen, giebt er sich auf, wie die Würtemberger mit Uhland die Opposition. Er mußte durchgreifen und glücklich durchgreifen, den Adel brechen.

Bauern kommen. Sie klagen über die Tyrannei der Brüder (der Prinzen) zeigen ihre verstümmelten Glieder. Da entschließt sich Erich zur schrecklichsten Rache. „Ihr sollt Genugthuung haben." Er bekriegt die Brüder, schlägt sie nimmt sie gefangen. Sie sollen sehen, wie's den Bauern thut. Vor den Pflug spannt er die Fürsten im Angesicht des Volkes und Heeres und läßt sie, mit der Geißel sie treibend, eine Furche des Ackers pflügen. So auf der Höhe stehend, stürzt der Mann des Volkes, der Bauernkönig durch das — miserable, was immer noch die Tyrannei gehalten hat — (cfr. Befreiungskrieg) durch das Mitleid. An das „gutmüthige Herz des Volkes" wendet sich der Aristokraten Verrath, der Todfeinde Erichs. So durch das Edelste in ihm wird der Umschwung, der Sturz herbeigeführt. Jene That der Gerechtigkeit war doch nicht frei von ὕβρις. Das ist die eine Seite, die andre das Mitleid, die Schwachherzigkeit des Volks nannt' ich schon. Nun wird er inne, daß dies Volk in der That noch nicht reif zur Freiheit ist, und jetzt, wo er um die eigne Behauptung kämpfen muß, wird er auch gegen das Volk Tyrann. So fällt er wie Macbeth. Er wird gefangen. In den Thurm setzen ihn die Brüder, und entmenscht von Rache stößt ihm dort Johann nun König den Dolch ins Herz. Heraustretend aus dem Thurmgemach mit dem blutigen Dolche trifft er den greisen Sture der ihm nachgeeilt, und eintretend den Todesschrei hörend ihm den zusammenstürzenden entgegenruft:

„Kain! wo ist Dein Bruder."

Verzeih mir diese Expectorationen, die das Resultat mancher Besprechung sind. Die hier gegebenen zwei Wendepunkte darf ich vortrefflich nennen; denn sie gehören nicht mir sondern Mosen, der sich oft früher mit diesem Stoffe getragen, ihn aber fallen lassen, weil er „sich die Hüfte auszurenken fürchtete".

Wenn Du die Bremer und die Weserzeitung (das Sonntagsblatt zu derselben) zwei der gegenwärtig besten deutschen Zeitungen ließt so wirst Du sehen, daß wir uns hier rühren, um das moderne Drama würdig zu vertreten. Mosen ist ein ehrlich, tapferer, und ganz verläßlicher Mann. Er und wir Alle freuen uns immer mehr an Deinem Moritz — wenn auch Freund Gutzkow widerspricht, der einmal keine Tragödie machen kann. Sein Pugatscheff beweist das, und ich kann ihm nicht helfen, wenn er mein Urtheil allzu „unter den Tisch werfend" findet. Das Lustspiel, die historische Intriguenkomödie ist sein Feld, und sein Urbild des Tartuffe ist ein Griff um den ihn alle Dramatiker der Gegenwart zu beneiden, oder wenn sie mir folgen, zu beglückwünschen haben. Es ist ein furchtbarer Commentar zu dem Heinischen: „Beleidige die Götter die alten und neuen, Beleidge nur nicht den Dichter". Der Berliner Rozcus wird sichs hinters Ohr schreiben. Suche das Stück zu lesen, und sage dann selbst, ob es in der deutschen Litteratur nur entfernt so eine Komödie giebt. Im Sonntagsblatt zu Weserzeitung hab ich eine Exposition davon geschickt. Die Aufführung hier riß alles hin, und über den Werth des Stücks herrscht nur eine Stimme. Führen Sie's in Berlin auf — und fast müssen Sie's, denn die Blame wäre sonst schrecklich — da jede Abweisung eine Bewahrheitung der Komödie selbst ist, so geb ich viel darum dabei zu sein. In Dresden wollen Sie's ja im Januar 45 aufführen. Sieh Dirs ja an! — Wir sind hier jeden Tag in Erwartung, daß von Preußen aus gegen die Bremer Zeitungen eingeschritten wird. Die Jesuitentriumphe in der Schweiz öffnen nachgerade dem Verblendetsten die Augen. Es ist kein Ausweg mehr: Jesuitenknechtschaft oder Geistesfreiheit, Kirchenregiment oder freier Staat; tertium non datur. Wie denkst Du, Ihr, über diese Dinge, und wie stehen die Sachen bei Euch?

Ruge soll nach der Magdeburger Zeitung wieder nach Dresden zurück wollen. Ist das wahr? ich bitte Dich dringend hierüber um Nachricht. Der Aufsatz meines Bruders über die „alte Demagogie" in der Hall. Litteratur Zeitung N. 296—97 hat mich lebhaft an ihn denken lassen! Wie hat dieser Aufsatz können gedruckt werden, während ich in der Kölner Zeitung keinen Artikel mehr durchkriegen kann, und Andree selbst nahe dran steht, das Gewehr in den Graben zu werfen.

Zu Deinem Söhnchen meinen und meiner Frau zwar späten aber herzlichen Glückwunsch. Mög er ein Kerl werden wie sen Vaiter dann ist ihm geholfen. Halt mir ein längeres Schweigen zu gut, wie ichs Dir ja auch oft und gern vergeben habe und bestätige es mir dadurch, daß Du diesen Reuebrief recht bald beantwortest. Von Stettin höre ich kein Wort. Mein Herr Bruder ist seit 1/4 Jahr der völligste Tacitus. Darum denke, daß jede Zeile von Dir mir eine Herzensfreude ist. Dein litterarisches Jahrbuch habe ich mit Freude gelesen, und theile die Zufriedenheit des Kölner Zeitungsfeuilletonisten (ich denke es ist Karl Stahr in Stettin?) mit Deiner Philippica gegen die exclusive poetische Litteratur (mit einiger Einschränkung einer historischen NB.) vollkommen.

Da hast Du einen langen Brief dem ich nichts weiter hinzuzufügen weiß als den Wunsch daß Dirs mit Weib und Kindern in Fest- und Werkeltagen wohlgehen und daß Du lieb behalten magst Deinen treuen Freund

Adolf Stahr.

Meine Marie grüßt Deine liebe Frau herzlich. Sie putzt den fünf Kindern eben den Weihnachtsbaum, und ich habe eben den Knecht Ruprecht copirt, der hier 1 Tag vor heiligem Abend erscheint um den Kindern einen Vorschmack der Hauptfreuden zu geben. O Kinderlust. Dies Kinderchristenthum soll wohl stehen bleiben.

Obwohl Prutz sich in Schweigen hüllt, sendet ihm Stahr einen zweiten Brief, angeregt durch die Lektüre der „politischen Wochenstube“:

Oldenburg 16 Februar 45.

Theuerster Freund,

Du läßt mich meine einmal begangene Sünde längeren Schweigens schwer entgelten. Denn weder auf meinen letzten Brief vom 23 December 44 noch auf die hoffentlich an Dich gelangte gedruckte Begrüßung Deiner vortrefflichen Komödie in der Bremer Zeitung erhalte ich von Dir eine Zeile Antwort. Und doch drängt es mich von Dir zu erfahren, zu hören, ob man wirklich die Sokratische Methode der ästhetischen Komödienkritik mit der Tzschoppeschen vertauscht und dieser vor jener den Vorzug gegeben d. h. den preussischen Aristophanes des Hochverraths angeklagt hat. Ein Freund, von dem ich Dir wohl früher geschrieben, der Dich recht im Herzen trägt, der vortreffliche Oberst Mosle las gestern in einer eigends dazu geladenen Gesellschaft die politische Wochenstube, unter einem wahren Jubel von Beifall vor — das gewöhnliche Philosophicum das uns an diesem Tage zusammenzuführen pflegt, war ausgesetzt worden, obschon die meisten die Komödie schon gelesen hatten, so wollte man doch die Lust in Gemeinschaft noch einmal und doppelt genießen. Nachher entspann sich ein Gespräch über die Möglichkeit einer Anklage und ihren wahrscheinlichen Ausgang. Fast alle waren der Ansicht, es könne sich kein Richtercollegium finden, daß diese ächt Aristophanische, freie, von der frischesten eignen Schöpfungslust durchwehte Dichtung zu richten und — zu deuten sich unterfange. Denn daß Du Dich nicht dazu verstehen werdest den Ravenatischen Scholiasten zu Deinem Stücke zu machen, darüber war man gleichfalls einig. Und doch stehn jetzt die Dinge so wunderbar, daß man eigentlich nichts mit irgend einer Gewißheit für unmöglich halten kann. Soviel ist aber gewiß, daß Deine Komödie eine That ist, und daß Du damit allerdings „dem Fasse den Boden ausgeschlagen hast“. Ach was! sagte Mosle als wir Dich bei gutem Weine leben ließen, wenn sie den auf die Festung setzen, so macht er ihnen auf der Festung eine neue Komödie! Auch Mosen ist von der Wochenstube entzückt, und trägt mir auf Dir seinen herzlichen Gruß zu bringen. Alle hierhergelangten Exemplare der Wochenstube sind vergriffen, und die Exemplare wandern von Haus zu Haus, und wenn Du die betreffende Nummer der Bremer Zeitung erhalten hast, so wirst Du gesehn haben, daß man hier noch die Courage hat, die Vortrefflichkeit, Zeitgemäßheit und Berechtigung einer solchen Dichtung frei zu bekennen.

Wenn ich Dir heute nicht mehr und Besseres schreibe, so laß mich entschuldigt sein, wenn Du bedenkst, daß ich seit längerer Zeit immer anhaltender kränkle, jetzt seit acht Tagen das Zimmer hüte, und endlich mit Spannung dem endlichen Erfolge meines Reiseurlaubs nach Italien zur Herstellung meiner Gesundheit entgegensehe. Erhalte ich ihn so könnte ich Dich in Halle im April heimsuchen, muß aber dazu erfahren, ob ich Dich dort treffe. Dazu ist mir das Herz schwer über den ganz nahe bevorstehenden Verlust eines theuren Freundes, meines geliebten Theodor von Kobbe der an unheilbarer Krankheit (Brustleiden) in diesen Tagen mit dem Tode ringt, und vielleicht, wenn Du diese Zeilen erhältst, nicht mehr sein wird. Ich habe keine Worte um Dir zu saglen, was ich bei seinen Leiden, wie der des treusten Menschen, den die Erde trägt, empfinde.

Ist Ruge wirklich aus Paris vertrieben und wohin wird er sich wenden? Was Du darüber weißt, theile mir mit, ich bitte dringend darum. Sollte er für Deutschland verloren sein?!

Hier spricht man jetzt von nichts als von der Preußischen Verfassung, die „keine Constitution“ sein soll. — Die Vorlagen der Landtage sehen freilich nicht darnach aus.

Und nun mein theurer Prutz laß Dir den alten Freund empfohlen sein, und antworte mir bald. Schreib mir auch was Dein Erich macht, über den ich neulich so arg hergefahren bin. Laß uns gute Gesellen bleiben und nach wie vor fest an einander halten so lange wir — und ich denke das soll wohl ein Stück Ewigkeit vorhalten — in dem Streben und Kämpfen für die Jugend der Menschheit für Geistesfreiheit — geeint bleiben. Meine Frau grüßt Dich und die Deinige herzlich und erkundigt sich nach Eurem kleinen Volke. Dem unsern geht es gut, sie wachsen und gedeihen aus einem Rock in den andern mehr als meinem Geldbeutel lieb ist.

Von ganzem Herzen
der Deinige
Adolf Stahr.

P. S. Es grüßen Dich die bekannten und unbekannten Freunde von Buttel, Mosle und von Gall. Mosle war so erregt durch Deine Komödie daß er selbst an schreiben wollte.

Halle. 4. 3. 45.

Wie konntest Du nur auf den Gedanken kommen, daß ich aus Rachsucht geschwiegen — Rachsucht?! Du lieber Himmel, ich war ja, auch ohne Deinen Dich schreiben wollte.
letzten Brief, schon in Deiner Schuld, da ich Deine der Bremer Zeitung, richtig erhalten und Dir noch nicht einmal ein leisestes Wort des Dankes für Deine unermüdliche Theilnahme gesagt hatte. Die Sache war einfach die, daß ich zum Schreiben keine Zeit und keine Stimmung hatte: eine Sache, die ich oft selbst aufrichtig beklage, weil mir ein großer und von mir nach Gebühr geschätzter Genuß darüber verloren geht,

die aber doch zu tief mit meiner ganzen Lage, äußerer wie innerer, zusammenhängt, als daß ich sie ändern könnte. Nimm diese Ruhelosigkeit von mir, lieber Freund, in der ich mich verzehre: und ich will wieder ordentliche vernünftige Briefe schreiben, nicht wie jetzt, Anzeigen, Beides, der Komödie wie des Moritz, in inhaltleere und eilige Wische, bei denen allezeit der Postillon mit der Peitsche hinter mir steht. Ihr seht Alle nur meinen dicken Bauch und denkt, ich müßte mich so recht schändlich wohl fühlen in meiner Haut: aber oft ist recht sehr das Gegenteil der Fall. Ich bin ein pensionirter Mensch, obenein ohne Pension, der nirgend praktisch angreift, nichts eigentlich zu thun hat, das Leben nirgend zu fassen kriegt — da hast Du's. Wenn Du im April herkommst (worauf ich mich sehr freue, zu Hause findest Du mich gewiß), mündlich mehr davon. Es giebt Stunden, wo ich mir wünsche, Registrator oder meinetwegen Abschreiber zu sein, nur eben etwas zu sein, etwas Positives, in positiven Verhältnissen. Am Liebsten möcht' ich Zeitungsredacteur sein: dieses tägliche Eingreifen, täglich auf dem Platze sein müssen, mit täglichen kleinen Resultaten, würde mich außerordentlich erfrischen.

Aber siehst Du, so geht es: ich wollte bloß ganz leise hintippen auf den wunden Fleck, um mich wegen meines Schweigens zu entschuldigen: und nun strömt die schwarze Galle gleich in dichten Fluthen über. Halt' es mir zu Gute — und nun von was Anderem, Lustigem!

Da steht natürlich mein Proceß obenan; die Geschichte ist eine bloße Posse, die von ihrem komischen Charakter nicht das Mindeste einbüßen wird, auch wenn sie mich, wozu alle Aussicht vorhanden, einige Monate einsperren. Im Gegentheil, das wäre der rechte Witz! Ich habe schon wieder so einige Ahnungen und Anwandlungen von einem neuen komischen Stoffe; den wollt' ich im Gefängniß schon verarbeiten — und da käm' es doch darauf an, was länger gegen hielte: ihr Zorn oder mein Humor.

Beigehend der Erich. Er ist ein neuer Mensch geworden; ich hatte beim ersten Stück zu viel auf die Sentimentalität des Publikums, die Prüderie der Bühne und den andern Quark der Art gegeben; unsre infamen Ver[hältnisse] depraviren Einen unvermerkt selbst. Es ist eine verteufelte Klemme, bühnengerecht und doch ohne Rechnung auf die Bühne zu schreiben. In dem jetzigen Stück hab' ich mehr mir selbst genug gethan; ob dem Publikum? ist eine Frage. Gieb Acht: Dieser Erich wird den weichen Seelen viel zu gewaltthätig, viel zu stachlich sein. Der Teufel hole am Ende die ganze Wirtschaft.

Wie geht es Dir? was macht Dein Reiseprojekt? Mit einl. Circularen bringt das Literarhistorische Taschenbuch sich in Erinnerung; auf Dich wird diesmal wohl nicht zu rechnen sein. Aber Mayer'n könntest Du wohl ein wenig animiren. — Kobbe's Tod hat mich sehr erschüttert; er machte den Eindruck (NB. ich sah ihn einmal) eines in sich glücklichen Menschen, da thut's Einem doppelt leid, wenn sie scheiden müssen. Meine Frau grüßt Dich und die Deine. Empfiehl mich allen Theilnehmenden. Dein

R. E. Prutz.

Oldenburg 8 März 45.

Theurer Freund

Dein gestern an mich gelangter Brief hat mir doppelte Freude gemacht, da er zugleich den ganz neuen Erich zu mir geleitete. Der sieht denn nun, denk ich, aus andern Augen, und ich besorge nicht, daß Du indem Du Dir Genüge thatest, dem deutschen Publikus nicht genügt haben wirst. Mag sein, daß ich ihn nicht in seiner ganzen Glorie kenne, und daß was ich hier so nennen darf trotz seiner Kälte noch reichlich das Beste in Deutschland ist. Ich habe das Stück gestern durchgelesen und bin davon überall wohltuend berührt worden. Ich schreibe Dir das gleich, weil ich Dir einen Ersatz für meinen früheren Zoilismus gegen den seeligen Erich schuldig bin. Find ich Zeit, und giebt man das Stück noch so lang ich hier bin, so sollst Du von mir hören. Jetzt überstürzt mich die Fluth der Arbeit und Amtsscheererei, nach der Du „Freier" Dich sehnst; ach ich begreife es, daß unter lauter Buckligen selbst der Geradgewachsne einen Höcker vermißt. Wo alle ihre Paten keuchend tragen, schämt man sich frei und ledig zu gehn. Aber — Guter! Denk an Lessing! Ohne seine Freizügigkeit wär er nicht Lessing geworden. Sonderbar! Du möchtest Zeitungsredacteur sein, und just sucht die Bremer Zeitung einen solchen, und hat vor 3—4 Wochen angefragt, ob ich für kommendes Jahr keinen wisse. Hielte ich Deine Äußerung nicht für Scherz, so ließe sich am Ende Rath finden, da in 14 Tagen der eine der beiden Besitzer der Zeitung Herr Ad. Krellenberg Associé des Buchhändlers Heyse in Bremen zu mir kommt. Sie wollen statt der zwei Redacteure, von denen der eine Dr. Klugkist Ostern austritt, und der andere, der Jurist und Advokat Dr. Donadt gekündigt wird auf Neujahr (dies unter uns) — einen tüchtigen haben. Donadt erhielt für drei Stunden Redact. Arbeit täglich — ein Jahrgehalt von 1200 rl, wie mir der p. Krellenberg selbst gesagt hat. Es wäre der Teufel, wenn Du wirklich Lust hättest. Ich glaube bei den Inhabern der Bremer Zeitung würde am Ende die sichere Hoffnung durch einen solchen Redacteur wie Du mit Deinem Namen, ihrer Concurrentin der jungen Weserzeitung die Stange halten, sie wohl gar überflügeln zu können, die Angst vor Deiner politischen Anrüchigkeit überwinden lassen. Ich werfe das nur so hin, solltest Du aber Ernst machen wollen, so schreibe mir umgehend, damit ich Schritte thun kann. Doch wie gesagt, bis jetzt nehme ich die

Sache von Deiner Seite nicht für Ernst, wiewohl auf der andern Seite Manches dafür spricht. Das einzige Bedenken habe ich, daß Bremen kein irgend geistig Leben bietet, aber Bibliotheken soll's gute haben, und Oldenburg ist nahe, das ich freilich — in 4—6 Wochen auf $^3/_4$ Jahr und länger verlasse. Doch ehr würdest ja auch Du — dummes Zeug, ich muß die Feder anhalten, die mit mir durchgeht. Nimms indessen für Liebe zu Dir und guten Willen! —

In dem deutschen Taschenbuche sind 4 prächtige Gedichte von Dir; aber sage mir, wer ist Apelles Storchschnabel wenn Du's nicht bist? Ein Philolog ist's, und Tholuck, Bernhardi (dessen Wort ich übrigens nicht verstehe) sprechen auch dafür. Mosle bot eine Wette Du wärst es nicht. Schreib mir wenn Du den Verfasser nicht kennst, wenigstens ja und nein hinsichtlich Deiner.

Die Papen und ihr Pfaffismus siegt! Vischern haben sie richtig unter. Jetzt wird er merken, wie poetisch und berechtigt Herweghs Hassesgluth ist. Und doch ist dieser Vischer ein Prachtmensch, kernig, tüchtig, gründlich, formfrisch wie junger Birkensaft, mit einem Kunstblick wie keiner neben ihm. Bei Bauer schrien sie doch noch: „ja wenn er kein Theologe sein wollte?!" Aber hier ein Prof. ord. der Ästhetik, und abgesetzt um eines Bekenntnisses das er tausendmal gethan, ohne das er nichts ist angegriffen von den Pfaffen auf Leben und Tod. Die Pfaffen stellen sich hüben und drüben an die Spitze der geistigen Proletarier, der Nichtsbesitzenden und führen sie zum Sturm gegen den geistig Besitzenden und Wissenden!

Siehst Du nicht schwarz? ich thu es zuweilen. Die Fürsten haben seit 1815 den Freiheitsdrang zurückgehalten. Der Jesuitismus und Pfaffismus hat dem Volke den Branntweinfusel des Aberglaubens unaufhörlich eingeschenkt, um es zu verdummen und sein Wachsthum zu verkrüppeln. Jetzt bricht die ekle pietistische Krätze aus und das delirium tremens der Glaubenswuth faßt das blöde Volk. O dies Volk! Es hat allein von allen Völkern seine Jugend verrathen. Es hat sie verrathen von 1815—24 an Mainz und Spandau Köpnik pp. Verrathen hat es Männer und Jugend 1830 ff. Jordan Weidig Welcker pp. und jetzt —! Ach lieber Freund, (es mag von meinen angegriffenen Nerven kommen, denn ich fühle mich schwer krank,) aber ich bin oft trostlos und glaube daß der pfäffische Fanatismus der sich jetzt zur Tatsache zu borniren scheint, alle Bildung und Kunst fürs Erste zertreten und uns das Schicksal der Gironde bereiten wird. Sag mir ein Wort des Trostes, denn ich werde Dich wohl nicht sehen, da ich wahrscheinlich an den Rhein und von da zu Wasser nach Basel gehe. Aendert sich aber mein Plan, und geh ich über München, so komm ich sicher zu Dir. Aber vorher schreibst Du mir noch, und das bald, daß Dein Brief meinen Bruder trifft, den ich hier am 18ten März erwarte (also schon in 10 Tagen). Ich hoffe es durchzusetzen, daß man Dein Stück noch giebt, so lange ich hier bin. Soviel für heute, liebster Freund! —

Ich wurde gestern unterbrochen und benutze heut einen schulfreien Augenblick um fortzufahren. Je mehr ich über das Zeitungsproject nachdenke, desto mehr tritt die Besorgniß an mich heran, daß Preußen gegen eine solche Wirksamkeit protestiren und machiniren würde. Indessen versuchen kann man's ja doch. ich weiß nicht was mi dämmer wieder diesem Gedanken zutreibt.

Gestern sprach ich mit Mosen lange über Dein Stück bei Mosle. Mosen war ganz damit einverstanden, daß es ein tüchtig Werk geworden sei, nur über zweierlei begegneten wir uns nämlich darin daß 1. die Jagellonica mehr hätte in Scene gesetzt werden sollen — ich dachte sogar an das Motiv verschmähter Liebe ihrerseits gegen Erich, und 2. daß Erich hätte von besserer Hand fallen mögen. Doch darauf ist nicht viel zu geben, und jedenfalls muß man das Stück noch einmal darauf ansehen und vor allen Dingen sehen. Mit dem Magnus hatte Mosen auch eine kleine Aenderung im Sinne. Nun er wird Dir wohl selbst später schreiben.

Deine Anlage an Mayer hab' ich besorgt und ihn zu einer Arbeit aufgefordert. Ein Thema was mir sehr zweckmäßig erscheint wäre Paul Louis Courier Stellung zur französischen Litteratur — auch nach Passow's Aufsatz in Raumers Taschenbuche. Vielleicht behandelt er's. Diesem Franzosen ist von allen Nachfahrern im Grunde doch keiner an Character, und politischer Bildung, noch weniger an Stil gleichzusetzen. Er ist der pamphletische Lessing der Franzosen.

Meine Reise wird sich nach dem Wetter und der Passirbarkeit der Gebirgsstraßen richten müssen. Du erfährst darüber wohl noch das Nähere, wenn mir Zeit bleibt. Ich dachte so gegen die Mitte des April fortzugehn.

Meine Frau grüßt die Deine und Dich mit mir tausendmal. Unser kleines Volk ist wohl, und freut sich des ersten Verwandtenbesuchs der Stettiner. Du aber, liebster Freund, lebe wohl und schreibe baldigst wärs auch nur um des einen Punktes willen.

Dein treuer

Ad. St.

Hast Du Nachrichten von Ruge? Mosle grüßt bestens.

Liebster Freund!

Wenn auch nicht umgehend, so kommt diese Antwort auf Deinen lieben Brief vom 8. d. doch hoffentlich noch immer rasch genug, um Dich sowohl von meiner Dankbarkeit für Deine Theilnahme, wie auch davon zu überzeugen, daß es mir mit dem Zeitungsproject vollkommen Ernst ist. Mein früheres Leben auf einen gelehrten Zuschnitt eingerichtet; ich wollte Docent werden etc. Damit ist und wird es nun, wie

die Dinge stehen, nichts; ich muß mit diesen Plänen d. h. mit meiner ganzen Vergangenheit, soweit sie die praktische Bestimmung meines Lebens betrifft, brechen und mir von Grund aus, äußerlich wie innerlich, ein neues Leben, mit neuer Thätigkeit, neuen Interessen und neuen Hilfsquellen zu bauen suchen. Da ist eine Zeitungsredaction beinahe das Einzige, was mir bleibt; sie würde mich innerlich befriedigen, und mir zugleich äußerlich den Halt gewähren, den ich brauche und nachdem ich, als ordentlicher Hausvater, dem nun schon zwei Buben heranwachsen, mich doch auch umsehen muß. Der ganze Gedanke stammt nicht von heut und gestern; ich habe bei meiner Geschichte des Journalismus (von der nun endlich der erste dickleibige Band in etlichen Wochen erscheint) Veranlassung und Zeit genug gehabt, über Aufgabe, Stellung und dermalige Bedeutung des Journalismus nachzudenken, auch meine eigene Kraft und Neigung deshalb zu prüfen. Und das Resultat davon ist eben der Wunsch, den ich Dir neulich beiläufig aussprach und den Du so freundlich gewesen bist gleich aufzufassen.

Auf diesen letzteren Punkt näher einzugehen, so wird wird es mit der Bremer Zeitung wohl nichts sein, da sie, so viel ich weiß, in der Person des Dr. Wohlbrück in Berlin (bisherigen Unterredacteurs der Spenerschen) bereits ihren Mann gefunden hat. Aber auch ohne dies würde man sich gewiß vor der radicalen Färbung meines Namens scheuen; — obwohl das im Grunde thöricht ist, da man mir doch billiger Weise zutrauen muß, was ich will, auch wirklich zu wollen — d. h. eine Thätigkeit, die ich eben selbst erstrebe, nicht auf eine solche Art zu üben, daß sie ohne Weiteres unmöglich wird. Damit sollen natürlich weder der Censur, noch der Mantelträgerei, der Halbheit etc. irgend welche Zugeständnisse gemacht werden. Ich meine nur: um eine Sache zu bessern, ist das Erste, daß ich mich überhaupt auf sie einlasse; ich kann unsre miserablen Verhältnisse nicht ändern, wenn ich sie, à la Bauer, überhaupt und kurzab negire. Wer erobern will, muß erst eine Position nehmen; um zu wirken, muß ich die Massen gewinnen — und dazu ist das Brusquiren natürlich der schlechteste Weg. Man nennt das gewöhnlich, mit zweideutigem Accent, Politik; ich möchte es lieber Pädagogie nennen. An diesem pädagogischen Element aber fehlt es unsern vorzüglichsten Geistern gerade — summa: weil es ihnen an der Liebe fehlt. Das klingt mystisch; aber Du wirst es Dir zu reimen wissen.

Daß Erich Dir gefällt, freut mich sehr. Bitte doch Mosen, mir seine Aenderungsvorschläge recht bald machen zu wollen, damit ich sie allenfalls auch noch anderwärts benutzen kann. Den Apelles Storchschnabel kenne ich auch nicht, doch hoff' ich es nächstens von Froebel zu erfahren. Ich selbst habe keinen Theil daran — leider! Denn ich wollte wohl, ich hätte das Gedicht gemacht, es ist vortrefflich und hat mich wahrhaft entzückt. Zu Deiner Reise nach Italien tausend Glück! Aber das wäre nicht Recht, wenn Du uns nicht vorher besuchen wolltest. Alle Wirkung, weißt Du, beruht im Gegensatz: und da, welche kräftigere Folie für das schöne duftige Hesperin könntest Du finden, als das gottverfluchte stänkerige Nest, so man nennet Halle an der Saale, mit seinem eigentlichen Namen aber Halle im Dreck?! — Mein Aufenthalt hier ist mir schrecklich über geworden; doch kann ich, vor Beendigung des Processes, nicht wohl von hier weg. Was hast Du zu der Fluggeschichte gesagt?! Solche heillosen Lügen!! — Ruge kommt in wenigen Wochen nach Dresden zurück; er wartet nur auf besseres Wetter. Von Herweghs haben wir Briefe; sie sind munter und glücklich, er selbst gesund und thätig, ein 3r Band wird nächstens erscheinen. Adieu, lieber Freund. Grüße Deine Frau und Deinen Bruder, zu dessen Anwesenheit ich Dir gratulire; es wird Euch eine große Freude sein. Auch Gall (dessen Brief ich richtig empfangen habe) Mosen etc. meine schönsten Grüße. A propos, schreib mir doch, wer bei Euch den Erich geben wird? und wer den Magnus? Von Herzen

Dein

Halle 18. 3. 45. R. E. Prutz.

Stahrs Reise nach Italien, die infolge der Bekanntschaft mit Fanny Lewald nicht nur eine völlige Wandlung seines Lebens herbeiführen, sondern auch manchem langjährigen Freundschaftsbunde ein jähes Ende bereiten sollte, unterbrach den Briefwechsel reichlich 1½ Jahr. Aufgenommen wurde er wieder durch Prutz am 30. 11. 1846:

Unendlich lange ist es her, Mein theurer Freund, seit wir direct nichts von einander erfahren. Deine Reise Italien, gewiß für all Deine sonstigen Verhältnisse so außerordentlich anregend und fruchtbar, scheint für Deinen Verkehr mit mir gerade das Gegenteil werden zu wollen. Aber sieh in dieser Aeußerung keinen Vorwurf! Ich finde es ganz natürlich, daß Du, sowohl in Italien, unter den zusammenströmenden Eindrücken dieser ganz neuen, reichen Welt, als auch jetzt, wo Du vermuthlich, hoffentlich, beschäftigt bist, diese Eindrücke zu ordnen und zu sichten, keine Zeit findest, Dich solcher armseligen hallischen Dreck- und Mauerschwalben, wie unsereins, zu erinnern. Eigentlich hatte ich gehofft, mich im Lauf dieses Herbstes persönlich in Dein Gedächtniß zurückzuführen; ich war kürzlich in Hamburg und hätte gar gerne einen Abstecher zu Euch gemacht. Allein meine Zeit war zu kurz. So schick ich denn, statt meiner Person, dies Briefchen. Und weil doch einmal jeder Brief, wie jeder Besuch heuzutage, in dieser Zeit der unmittelbaren Praxis, seinen bestimmten Zweck, seine ausdrückliche Absicht haben muß, die abstracten Freundschaftsbriefe aber, so gut wie die abstracten Freundschaften selbst, außer Cours gekommen sind, so

habe denn auch ich allerdings ein solches bestimmtes praktisches Anliegen: und zwar will ich mich dessen sogleich zu Anfang entledigen, um nachher noch einigen Raum zu etlichem Geplauder übrig zu behalten. Ich beschäftige mich seit Längerem mit einem Stücke, das die Adrienne Leconvreur, in ihrem Verhältniß zum Grafen von Sachsen (Moritz, dem Marschall) zum Gegenstande hat; es ist ein Versuch im modernen, bürgerlichen — beinahe möcht' ich sagen, socialen Trauerspiel, an dem ich mit Vorsicht und Liebe arbeite und den ich, soll Eines von Beiden sein, lieber zu spät als zu früh vom Stapel lassen will. Nun was ich vor wenigen Tagen von einem Stück eines gewissen (entsinn ich mich recht) Masson: Das Pfand der blauen Schleife (oder so ähnlich), das auch bei Euch kürzlich gegeben worden und das, allem Anscheine nach, nichts Anderes ist, als der von mir gleichfalls gewählte Stoff. An und für sich schreckt mich das nun noch gar nicht zurück; wohl aber wär' es mir äußerst lieb und würde gewiß auch meiner Arbeit von nicht geringem Vortheil sein, wenn ich gedachtes Stück einmal einsehen könnte, Theils um zufällige Aehnlichkeiten in Situationen pp, wo dergleichen vorhanden wären, nach Möglichkeit zu beseitigen, Theils um mich von der innern Unsicherheit und Unruhe zu befreien, welche die Besorgniß, jenem Stücke unwissentlich zu ähnlich zu werden, in mir hervorbringt, Theils endlich, um auch aus dem Stücke selbst zu lernen — und wär' es auch nur aus seinen Fehlern. Mein Anliegen geht nun dahin, ob Du es nicht vielleicht bei Freund Mosen, oder wer sonst besagtes Manuscipt unter Händen hat, vermitteln könntest, daß ich es auf ein paar Tage zugeschickt erhielte — oder aber mir wenigstens Mittel und Wege angeben, wie ich anderweitig zu diesem meinem Zweck gelangen möchte. Der strengsten Discretion darfst Du unter allen Umständen gewiß sein. Nimm Dich also, ich bitte schönstens, dieser Sache ein wenig an, und erfreue mich bald durch die erbetene Auskunft. —

Nun von etwas Anderem: und da liegt wohl Dir und mir nichts näher, als die vor Kurzem erfolgte Rückkehr unsers alten Freundes Ruge. Nach Preußen darf er nicht kommen; dagegen hab' ich ihn bereits einige Male in Leipzig, wo er sich fest niedergelassen, besucht, und mich jedesmal an der frisch erhaltenen — und also wohl unverwüstlichen Gesundheit dieser prächtigen Natur erfreut. Er ist vollkommen der Alte, wie ehedem; diese an sich so bittere, so schmerzlichen Paris-Züricher Enttäuschungen sind an ihm schmerzlos, spurlos vorübergegangen, er ist derselbe Sanguiniker, ebenso enthusiastisch, ebenso illusorisch, aber auch ebenso tapfer, ebenso siegsgewiß, wie nur immer vor seiner Hedschra, in seiner besten Zeit, (die ich, nach meinem Wissen, so ungefähr in die Jahre 39—41 setze): Nur vielleicht an persönlicher Liebenswürdigkeit, weil an Form und einem gewissen geselligen Vernehmen, hat er noch gewonnen. Ich habe mich herzlich an ihm gefreut und bedaure sehr, daß er nicht dauernd in unsrer Nähe leben kann. Eine andere Frage ist freilich, ob und wie es ihm gelingen wird, sich bei uns wieder einzuleben und jenen Graben, den er selbst mit so kühner, fast muthwilliger Hand zwischen ihm und uns aufgeworfen, auszufüllen. Aber auch darin trau' ich der Zeit und ihrem berichtigenden Einfluß, mehr noch der eigenthümlichen, unzerstörbaren Sprung- und Schnellkraft dieses wunderbaren Geistes; ein Cäsar muß auch Cäsars Glück haben, sein Schiff kann sich wohl einmal festfahren, aber scheitern? Nimmermehr: dafür ist es Cäsar's. — Seine gesammelten Schriften, in 4. Bänden, hast Du vermuthlich schon gesehen. Auch Echtermeyer's Nachlaß, von Hiecke in Merseburg besorgt, wird nächsten Sommer erscheinen.

Und damit ist mein Papier zu Ende und von mir selbst hab' ich, wie mir jetzt erst einfällt, und von meinem Treiben, Dir so gut wie nichts gesagt. Aber das ist Dir schon Recht, warum hast Du Dich so lange nicht um mich gekümmert. Nun, wenn Du wirklich noch ein bischen Interesse für mich hast, wird Dir das nur ein Sporn sein, mir desto eher zu antworten, damit unsre Correspondenz bald wieder flott wird. Für heute also nichts mehr, als viel schöne Grüße an Dich, Mosen, Mayer, von Buttel pp. Auch meine Frau grüßt Dich und die Deine bestens. Mit alter treuer Freundschaft

Dein

R. E. Prutz. Halle 30. 11. 46.

Dieser Brief beweist, daß Prutz durchaus nicht der Bühne den Rücken gekehrt hatte; vielmehr trug er sich auch fernerhin, wie die Veröffentlichung einiger Szenen aus einem historischen Drama „Jud Süß" (Deutsches Museum 3. Jahrgang 1853, 1. Halbjahr S. 49—63) zur Genüge zeigt, noch des öftern mit dramatischen Stoffen.

Oldenburg 3 December 1846.

Theuerster Freund,

Die umgehende Beantwortung Deines heute morgen hier angelangten lieben Briefes mag Dir ein Zeichen sein, daß ich wenigstens im Erfüllen der Wünsche meiner Freunde noch immer der alte bin. Da Mosen, der seit seiner Krankheit sehr schwerfällig ist, allerhand Bedenklichkeiten machte, die Verantwortung für eine Wegsendung des Regieexemplars des von Dir gewünschten Stückes zu übernehmen so ging ich sofort zu dem Regisseur des Lustspiels, Herr Jenske selbst, und ließ mir von ihm für mich auf 14 Tage sein Regieexemplar geben. Ich sende Dir nun dasselbe gleich heute, aber mit der dringenden Bitte mir dasselbe jedenfalls innerhalb der gedachten Frist zurückzusenden. Ich würde diese Bitte nicht so premiren, da das Stück in diesem Winter schon zweimal gegeben ist, wenn nicht der Großherzog, wie Jencke selb äußerte, das Wort hingeworfen hätte: das sei ein Stück das er bei

einem Besuch aufgeführt zu sehen wünschte. Nun bitte ich den Oldenburgischen Gott, daß er solchen Besuch innerhalb dieser nächsten Tag verhüten möge, und Dich, daß Du mich bald möglichst von der kleinen Verantwortlichkeit befreien mögest.

Das Stück hat hier Beifall gefunden, zumal es ganz allerliebst gespielt wird — ein solches Zusammenspiel kennt man in Berlin gar nicht mehr — auch ist es nicht ohne Vorzüge, hat flinken gut pointirten Dialog und einige sehr wirksame Scenen. Aber es ist zu stofflos und — zu lang, und der Hauptheld Moritz eine jammervolle, waschlappige, verächtliche Persönlichkeit. Nun Du wirst ja sehen. Concurriren thust Du — wenn ich Deine Andeutungen anders recht verstanden habe — übrigens gar nicht mit dieser Arbeit des Herrn Gustav Monsen, von dem hier niemand weiß wer er ist. Da ich einmal von Theatralien rede, so melde ich nur noch, daß Mosen diesen Winter einen Cyclus von deutschen historischen Dramen aufführen läßt, in welchen er zu zeigen beabsichtigt, wie die deutsche dramatische Poesie die Hauptmomente der geschichtlichen Bewegung umfassender und tiefer als die Poesie irgend eines andern Volkes zur Gestaltung gebracht habe. Auch Dein Moritz von Sachsen ist diesem Cyclus eingereiht. Demnächst wird Gutzkows Uriel Acosta hier wohl zur Aufführung kommen, dagegen sind Hebbels Maria Magdalena und Laube's Karlsschüler, das erste auf moralische das zweite auf Hofanstands-Hindernisse gestoßen. Unser Großherzog εὔχεται εἶναι (was hier kein Mensch wußte, ein naher Verwandter des Würtembergischen Herzogs Karl, und will „seinen Großonkel" nach Stettin zu verzichten. Ich bereue das jetzt um so mehr, da die mir von Dr. K. Andree in Bremen gemachte Hoffnung, Dich bei uns zu sehn gleichfalls zu Wasser geworden ist. Dafür habe ich mir aber fest vorgenommen, daß das nächste Jahr uns sowie nur die gute Jahreszeit beginnt zusammenführen soll.

Für die Nachrichten über unsern alten Ruge tausend schönen Dank, doch schreibst Du mir nicht, ob er schon mit Familie in Leipzig ist. Gieb mir doch darüber Auskunft, sowie über seine Pläne, und schreib mir seine Adresse. Durch die prompte Erfüllung Deines Wunsches hab' ich ja auch wohl nach Deinen eigenen Worten ein Anrecht gewonnen, von Dir und Deinem Treiben mehr und Näheres zu hören, als die kurzen Zeilen Deines letzten Briefes enthielten, und ich rechne sicher darauf schon in Deinem nächsten Briefe verdientermaßen entschädigt zu werden. Dein neustes „literarisches Taschenbuch" habe ich noch nicht gesehn, hätte aber wohl Lust Dir für den nächsten Jahrgang eine Kleinigkeit, eine Charakteristik des besten Neapolitanischen Historikers Coletta (Storia del reame di Napoli) zu schreiben, sowie ich auch eine Skizze oder Notiz über die Goetheschen im Besitz der Familie Kestner in Hanover befindlichen Originalbriefe Goethes an Lotte, welche die Wahrheit der Wertherdichtung enthalten, liefern könnte.

Deine Geschichte des Journalismus Bd. I und besonders die Einleitung war, nächst Ruge's prächtigem Pariser Buche das erste Buch was ich auf deutschem Boden wieder mit Lust gelesen. Eine Sammlung Deiner vermischten Schriften habe ich als unter der Presse befindlich angezeigt gefunden, weiß aber nichts weiteres davon. Jetzt beschäftigt Dich wohl Bd. II des Journalismus? Und der Berliner Roman — Riez Lichtenauischen Andenkens — ist der ganz in den Winkel geschoben? und das Drama — werden Deine dramatischen Berliner Vorlesungen gedruckt werden? Nach den Zeitungen wirst Du ja aufs Neue den Berlinern Vorlesungen über neuste Litteratur halten. Dabei fällt mir Herrn Mundts Litteraturgeschichte ein, der zwar Glasbrenner und Frau Mundt aber weder Ruge noch Echtermeyer, noch Hallische Jahrbücher noch Vischer und Prutz auch nur dem Namen nach anführt. Was sagt man zu solchem Wesen?

Vischer hat mir seine Aesthetik Bd. I geschickt, aber ach! daß ich das an dem erleben muß! Dies schwerfällige Kettengerassel philosophischer Kategorien, dieser §§ phen und akademische Lehrbuchstil — diese unerhörte literarisch polemische Ausführlichkeit! Wer soll in Deutschland das Buch lesen, da mir der Athem dazu vergeht!

Berlin hat mich mit Grausen und Ekel erfüllt. Da ist auch kein Sonnenstrahl der durch dieses Graudunkel leuchtet. Ihr Theater ist in Agone, im Bild [d]es preußischen Makrokosmus, und Ehren Rötscher dieser ächte philosophische Zopfgamin de Berlin hat nicht auf der Bühne sehen. Es ist eben überall derselbe Jammer.

Mosen arbeitet (aber langsam) an einer neuen Tragödie Karl I von England (doch ist dies Geheimniß). Der arme Gute ist wohl für immer an der linken Seite an Arm und Fuß gelähmt, und dadurch sehr in seiner Wirksamkeit gehemmt. Ich glaube nicht daß er jemals seinen Johann von Oestreich übertroffen wird. Leider habe ich mein Exemplar nicht bei der Hand, sonst würde ich es Dir beilegen. Schreib mir, sobald Du mir das Monsensche Stück zurückschickst, ob es Dich interessirt, jene Tragödie zu lesen, ich schicke sie Dir dann entweder unter Kreuzband zur Post oder durch die Buchhandlung. Meine Theaterschau ist Dir doch hoffentlich zugeschickt worden? wenigstens hatte ich vor meiner Abreise nach Italien den Auftrag meinem Verleger hinterlassen.

Du hast mit Deinen Vermuthungen in Betreff meiner Schweigsamkeit so ziemlich das rechte getroffen. Seit meiner Rückkehr im Juni d. J. habe ich ein wunderliches Leben geführt. Da ich nicht von meiner Halsschwäche geheilt bin, habe ich mein Amt aufgegeben und gebeten mich auf andere Weise zu verwenden. Da ist nun meine Lage sehr kritisch. Vorläufig beziehe ich auch schlecht, und so bin ich mit der Redaktion meiner

Zukunft, die doch wohl auf ein Wartegeldsetzung mit bedeutendem Abzug hinauslaufen wird, macht mir viel sorgenvolle schwere Stunden, wie Du Dir leicht denken kannst. Auch habe ich durch dies Aufgeben meines Amtes mit der 17 Jahre lang gewohnten Thätigkeit meinen Boden unter den Füssen verloren — denn auch an die Kette gewöhnt man sich, und doch konnte ich nicht anders, wenn ich mich nicht aufreiben wollte. In solcher Gemüthsverfassung nun arbeitet es sich auch schlecht, und so bin ich mit der Redaction meiner Italischen Eindrücke — es sind meine wirklich nach Hause geschriebenen Briefe welche die Grundlage bilden sollen, lange nicht soweit vorwärts gekommen, als es eigentlich bei der Muse die mir zu Gebote stand, hätte der Fall sein sollen. Dazu kommt, daß ich Italien seinen Himmel, seine Luft, seine göttliche Schönheit, das ruhige in sich befriedete Leben inmitten all der Jahrtausend alten Herrlichkeit seiner Erinnerungen mit ungeheurem Schmerz entbehre, daß ein Gefühl der absoluten Trostlosigkeit unter diesen kymmerischen Himmel und in diesen miserablen deutschen Verhältnissen mir wie Blei die Seele niederdrückt sodaß ich zuweilen wünschen möchte, Italien nie gesehn zu haben. Doch kommt sicher ein großer Theil solcher Stimmung auf Rechnung meines krankhaften Zustandes und der dadurch bedingten äußern Lage. — Als ich in diesem Herbste nach Berlin reiste um Schönlein zu konsultiren — zog es mich mächtig Dich in Halle heimzusuchen, und nur die späte Jahreszeit und die Rücksicht auf die Bitten meiner Frau der ich in Berlin schon zu lange ausblieb nöthigten mich auf diesen sowie auf einen Abstecher mir mit seiner Abhandlung über das Verhältniß des dramatischen Dichters zur Geschichte im 2ten Bande seines Cyclus dramatischer Charaktere wahres Bauchgrimmen verursacht. Dieser langweilige Narr will eine Frage „prinzipiell" dh. mit philosophischer Construirerei lösen, die lediglich und allein durch historische Betrachtung, durch die Geschichte der Poesie selbst gelöst werden kann. Ich bitte Dich lies diese Abhandlung und sage mir ob er oder ich ein Narr ist. Dazu nimmt er mit ächt Berlinischer Unverschämtheit aus meiner Theaterschau, Mosens und meine Lösung dieser Frage, übersetzt sie in seinen Jargon, wiederholt ein und denselben Gedanken ein Dutzendmal hintereinander und sagt dann in der Schlußnote: „etwas Aehnliches hat Mosen vorgeschwebt." — Ich hätte Lust ihm dafür etwas Unangenehmes zu erzeigen.

So nun hast Du einen langen Brief der wenigstens bunt genug an Inhalt aussieht. Laß Dir den guten Willen genügen und schreib bald, ich bedarf eines guten Wortes von einem Freunde wie Du jetzt doppelt, wo ich fast in menschenscheuer Einsamkeit lebe. Schreib mir wie Du im Winter und Frühling und wo Du zu leben gedenkst, daß ich Dich finden kann, wenn mir die Lust kommt.

Meine Frau grüßt Dich und die Deine von ganzem Herzen und bittet um ein freundliches Andenken.

Von ganzem Herzen wie immer

der

Deine Ad. St.

Grüß doch den braven Meier die treue Seele, und wer sonst noch von Hallensern meiner gedenken mag. Wislicenus ist ein Bekannter von mir, auch ihm einen Gruß.

Tausend Dank, Liebster Freund, für die schleunige Erfüllung meiner Bitte! Ich hätte Dir das Buch umgehend zurückschicken können (denn es ist herzlich wenig daran zu lesen), hätt' ich nicht gleichzeitig, zur Erwiederung Deines lieben Briefes, Dir ausführlich dazu schreiben wollen. Aber da kommt plötzlich Freund Döring aus Berlin, spielt uns einige Gastrollen, zugleich aber auch mir meine Zeit so aus den Händen, daß ich es für diesmal beim guten Vorsatz bewenden lassen muß. Denn ich möchte um Alles nicht den von Dir gesetzten Termin versäumen — und darum mag das Buch lieber einstweilen ohne Brief, als zu spät kommen.

Ruge ist mit seiner Familie in Leipzig; er wohnt in der Elstergasse. Doch braucht wohl überhaupt keine Adesse angegeben zu werden. Willst Du, aus irgend allem Sehen und Sprechen und Trinken pp, so müde, kannst Du an die Jurany'sche Buchhandlung adressiren; durch die bekommt er Alles sicher. Oder auch durch Otto Wigand.

Adieu für heut, mein liebster Freund! Ich bin, vor allem Sehen und Sprechen und Trinken pp. so müde, daß ich kaum weiß, wo mir der Kopf steht; Du wirst esi diesem ledernsten aller ledernen Briefe anmerken. Nun, ich will mich bessern und das noch in diesem Jahre. Einstweilen wünsche ich Dir von Herzen ein frohes Fest und bin, mit nochmaligem herzlichen Danke

Dein

treu ergebener

R. E. Prutz.

Halle 14. 12. 46.

Im Januar 1847 übersandte Prutz seinem Freunde aus Merseburg durch Garckes Vermittelung, der seine „Kleinen Schriften zur Politik und Literatur" 2 Bde. verlegte, einige Zeilen, worauf Stahr antwortete:

Oldenburg 18 Februar 47.

Lieber Prutz

Deine Zeilen welche als Begleitschreiben Deines Buches dienen sollten erhielt ich 3 Wochen nach Ihrer Absendung gestern als Einschluß mit einem Briefe des Herrn Garcke worin derselbe mir anzeigt, daß er, da ihm Deine Briefe zu lange ausgeblieben, mir kein Exemplar mitsende, sondern mich anweise, ein von ihm an die Redaction der Weserzeitung bereits früher von ihm geschicktes Exemplar „für mich zu reklamiren". Ich glaube schwerlich daß diese naive, um nicht zu sagen unverschämte Zumuthung des gedachten

beste Gelegenheit zu häufigen Tanzvergnügungen, zu denen schöne und blühende Tänzerinnen aus Barth und Stralsund in großer Zahl zu kommen pflegten, wie der alte Oberkonsistorialrat Zöllner (in seiner „Reise durch Pommern nach der Insel Rügen“ 1795) zu erzählen weiß. — Auch die Kirchenbücher helfen mit: So ist die Fischern im August 1794 zu Saatel (damals Zatel) Patin bei dem Kinde des Herrn Joh. Friedr. von Stumpfeldt und seiner Frau Louisa Sophia Wilhelmina von Platen, ein Name, der ja auch in dem Pensionat begegnete. Und im Mai 1798 finden wir die „Demoisell Fischern aus Barth“ bei einer Taufe in Langenhanshagen.

Nach diesem Dorfe, das 4 km südwestlich von Löbnitz liegt, zog zudem das Fischersche Pensionat alle Jahre in die Sommerfrische, während das Haus in Barth renoviert und frisch geweißt wurde. „Dann spannte Pohlmann seine alten Kracken an, und die ganze Pension rollte auf einem großen planbedeckten Frachtwagen nach Langenhanshagen zum Pastor Gräff“, einem 20 Jahre älteren Bruder der hübschen Adjunktin, wo man mehrere schöne Sommerwochen verlebte. Sonntag nachmittags ging es von hier aus oft in die Nachbarschaft. „Dann fuhr alles auf vielen Wagen nach einem großen, stolzen Hof, wo Hahnengefechte gehalten wurden“, so erzählt Suckow. „Zwei junge Herren gaben den Ton an und kamen uns stets zu Pferde entgegengesprengt. Der eine ritt eine schöne Gelbschecke. Es waren stattliche Jünglinge und wilde Reiter, die dahinflogen wie Beduinen in der Wüste. Ihren Familiennamen weiß ich nicht bestimmt anzugeben, doch möchte ich ihn erraten.“ Nichts hindert uns, in diesem Gutshofe den alten Grafensitz Löbnitz, und in den Jünglingen Arndt nebst einem seiner Brüder zu sehen, zumal die Bekanntschaft des Pastors Gräff mit Arndts Eltern sehr nahe war, wie wir noch erfahren werden.

In Barth, Langenhanshagen und Löbnitz also hat Arndt seine Lotte häufig getroffen. Die Liebe ist gleich in ihm erwacht zu dem blühenden und lebensprühenden Mädchen. Und als noch nicht Jahresfrist verstrichen war, da versprachen sich die beiden jungen Menschen den Bund fürs Leben.

Im Jahre 1844 schreibt Arndt einige „Erinnerungen, Gesichte, Geschichten“ aus seinem Leben auf. Dabei gedenkt er auch eines halsbrechend gefährlichen Nachtlagers, das er einmal, wie so oft, unter freiem Himmel, aber hoch oben auf einer Kornmiete gehalten hat, von der er beim Erwachen fast herabgestürzt wäre. Am Abend vorher, einem schönsten Sommerabend, war er, wie oben schon erwähnt, mit den Eltern in Barth auf einer fröhlichen Gesellschaft gewesen. „Nach Mitternacht waren wir unter lieblichsten Phantasien auf unserem Viergespann frisch zu Hause geschaukelt. Mir war Herz und Blut in Freude wallend. So spazierte ich ein Stündchen im Garten herum“, schreibt Arndt; dann suchte er das genannte übermütig kühne Nachtlager auf und hielt noch beim Einschlafen „Nachtgespräche mit den Sternen und den hübschen Mädeln, d. h. ihren Erinnerungen“. „Ich weiß durch schönste Erinnerungen, es war der dritte des Herbstmonds des Jahres 1795.“ Wenn der Dichter diesen Tag fünfzig Jahre hindurch fest im Gedächtnis hält, so muß er eine ganz hervorragende Bedeutung in seinem Liebesleben gehabt haben, und der Schluß liegt sehr nahe, die Verlobung mit Lotte Quistorp wirklich auf den 3. September 1795 in Barth festzulegen. Die Mehrzahl der „hübschen Mädel“ kann uns daran nicht irre machen, da Arndt von Liebesdingen, außer in Briefen, stets verschleiernd spricht. Jedenfalls dürfen — das muß jeder einräumen — diese schönsten Liebeserinnerungen, die Herz und Blut vor Freude wallen machten, 1795 kaum auf jemand anders bezogen werden, als auf Lotte Quistorp, und stützen somit als neuer Beweis wieder die Behauptung, daß Arndt seine Lotte erst in Barth kennenlernte und nicht schon in Greifswald.

Die Eltern Arndts ahnten nichts von seinem Verlöbnis, wenn auch dem Auge der Mutter die Neigung ihres Sohnes nicht ganz verborgen blieb. Einer wirklichen Verbindung der beiden durch die Ehe sollten sich aber noch mancherlei Schwierigkeiten in den Weg stellen. Charlotte selbst verkehrte nichtsahnend mit dem Mädchen, das ihre Nebenbuhlerin werden sollte und ihr Eheglück verhindert hätte, wenn Arndt den Wünschen seines Vaters und einiger Bekannten gefolgt wäre. Es war Friederike Gräff, die Tochter des Langenhanshäger Pastors.

Bei der nahen freundschaftlichen Verbindung des Arndtschen Hauses mit der benachbarten Pastorsfamilie ist es selbstverständlich, daß Ernst Moritz Friederiken schon seit seiner Schülerzeit kannte. Steht doch die „Frau Pastorin Gräffen“ bereits 1787 gleich nach dem Einzug in Löbnitz unter den Paten des jüngsten Töchterchens an erster Stelle. Auch als Arndt Ende Oktober 1794 aus Jena zurückgekehrt war, ist er — ganz abgesehen von Suckows Bericht — sicherlich oft genug mit Friederike Gräff zusammengekommen. Zum Überfluß haben wir in den Kirchenbüchern urkundliche Beweise dafür. So finden wir beide zusammen am 15. Februar 1796 als Paten beim vierten Kinde des benachbarten Pächters Döhn zu Redebas genannt, und zwar „Herrn Candidat Moritz Arndt von Löbnitz“ als Vertreter eines Verwandten des Gutsherrn aus Voigdehagen, „Demoiselle Friederica Gräff von Langenhanshagen“ selbst vertreten durch ihren Vater. Arndts ältester Bruder Karl ist sogar zweimal (Oktober 1796 und August 1797) mit Maria Sophia Friederica Gräff zusammen im Langenhanshäger Kirchenbuche als Gevatter genannt.

Heiraten mit Pastorentöchtern waren damals für Kandidaten der Theologie fast zur notwendigen Vor-

bedingung geworden, wenn sie eine Pfarre erhalten wollten. Die schwedische Regierung ersparte sich dadurch die Versorgung der Hinterbliebenen verstorbener Prediger. Als nun Arndt nach bestandenem theologischen Examen von Herbst 1796 an in Altenkirchen a. R. bei Rosegarten als Hauslehrer und gelegentlicher Prediger tätig war, wurde ihm bald von verschiedenen Seiten nahegelegt, sich auf ähnliche Weise eine Pfarre zu verschaffen. Arndt aber lehnte diese Art der Versorgung ab. Einmal fühlte er wohl in sich, daß er bei seiner damaligen Stellung zum Christentum nicht mit ganzem Herzen sein Amt ausfüllen könnte; vor allem jedoch schreckte ihn der Gedanke, daß er ein ungeliebtes Mädchen heiraten und auf seine Lotte verzichten sollte. Lieber nahm er den unsicheren Daseinskampf wohlgemut auf; winkte ihm doch der schönste Preis in der Vereinigung mit Lotte. Zwar auch bei seinen Eltern mußte er mit seinem Plane Schwierigkeiten fürchten. Doch er blieb sich treu. Aus dieser Zeit der Entscheidung (1798) stammen nach der Angabe der ersten Gedichtausgabe 1803 die folgenden Verse, die allerdings die zweite Sammlung 1811 in das Jahr 1799 rückt:

An Sie.

Wenn freundlich meines Mädchens Aug'
Mit süßem Gruß mir lächelt
Und lieblicher als Rosenhauch
Ihr Frühlingsatem fächelt,
Wenn zärtlicher als Saitenlaut
Erklingt des Mundes Rede,
So biet' ich um die süße Braut
Auf Tod und Leben Fehde.

— — — — — — — —

Denn köstlicher als goldner Wein
Ist Frauenlieb' und Treue.
Sie schimmert wie der Sternenschein
Mit jedem Tag aufs neue;
Sie lächelt süß und schmeichelt süß
Und spielt um dich und scherzet.
O Tor, hast du kein Paradies,
Wenn dich dein Evchen herzet?

Um nun bei dem Verzicht auf die geistliche Laufbahn den zu erwartenden mancherlei Verwunderungen und Unannehmlichkeiten zunächst zu entgehen, und um die große Welt zu sehen, in die ihn sein ungestümes Arndtsblut sehnsuchtsvoll hinaustrieb, entschloß sich Arndt zu einer längeren Reise durch Mitteleuropa, für die ihm auch der Vater die Mittel gewährte. Bevor er aber das gastliche Haus Rosegartens auf Rügen verließ, entdeckte er seiner geliebten Mutter in einem Briefe nach Löbnitz das Geheimnis seiner Liebe. Folgende Worte aus dem wichtigen Schreiben vom 14. März 1798 seien hierhergesetzt:

„Weil die Mütter die ersten und natürlichsten Mitwisser unserer Geheimnisse von Jugend auf sind, oder doch seyn sollen, so ist es meine Pflicht, Ihnen, liebe Mutter zu beichten, daß meine alte Liebe zu Lotte Quistorp, die Sie wohl kennen, noch nicht veraltet ist, und unter uns nie veraltet gewesen ist, obgleich wir aus guten Gründen den Briefwechsel abgebrochen hatten. Was Sie auch davon denken mögen, so ist sie doch die einzige, mit der ich einst glücklich zu leben hoffe. Sie ist jung und wild, ich weiß es, aber hoffentlich nicht, was ihre Sittenrichterinnen aus ihr machen, und gewiß nicht, was diese selbst sind. Ihr altes Übel hat sich fast ganz verloren und sie ist blühend und stark jetzt wieder. Daß sie ein Herz und ein lebendiges Gefühl für alles Gute und Schöne hat, weiß ich; daß sie mich liebt, empfinde ich. Doch behalten Sie dies für Sich und Tante Sophie, dem Vater sage ich es vielleicht selbst."

Arndt sagte es aber nicht, obgleich er bald darauf vor Antritt seiner Reise auf vierzehn Tage nach Hause kam. „Ich habe einmal das Unglück, in einer sehr tief empfindenden Brust ein verschlossenes Herz zu bewahren, sobald es auf Worte ankömmt", schrieb er dem Vater hinterher. Besonders schwierig aber wurde seine Lage dadurch, daß sein Vater ihm jetzt allen Ernstes vorschlug, auf die Reise zu verzichten und es doch mit dem geistlichen Amte zu versuchen, da sich gerade eine günstige Gelegenheit nahe beim Vaterhause dazu bot. Am 28. April nämlich starb der Langenhanshäger Pastor Gustav Friedrich Gräff an einem hitzigen Brustfieber, erst 49 Jahre alt, und Arndt hätte sich die Pfarre durch Heirat seiner Tochter Friederike sichern können. Von den Freunden des Hauses unterstützte besonders Pastor Scheer aus Starkow den Vater in seinen Wünschen. Und so wurden diese Tage im Elternhause für alle Familienglieder trübe und heimlich lastend, weil Arndt den Ratschlägen einen stummen Widerstand entgegensetzte. Erst nach seinem Abschiede von Löbnitz, in Greifswald, findet er (am 16. Mai) nach einer Gesellschaft bei Billroth mit umnebeltem Kopfe die Stimmung, dem Vater den innersten Grund seiner Ablehnung Friederikens mitzuteilen:

„Nun noch Eins, lieber Vater. Sie sowohl als Pastor Scheer haben mir von der Langenhanshäger Pfarre allerlei vorgeschlagen. Ich werde nun und nimmer, wie die Sachen stehen, kein Prediger; aber auch wenn das Mädel in meinen Augen die untadelichste wäre, dürfte ich diese Bedingungen nicht eingehen. Ich bin seit manchem Tage mit meinem Mädchen verbunden, durch ein Band, das nur eine gewaltige Macht zerreißen kann. Dies ist die Mamsell Quistorp, die einst bei der Fischern in Barth in Pension war. Wenn ich glaube, mit diesem Mädchen einst einzig glücklich zu seyn, wenn ich trotz manches äußern Scheins ein gefühlvolles und edles Herz in ihr achte, wenn ich sie also allen Mädchen in der Welt vorziehe, so werden Sie mir ihre Beistimmung nicht versagen, und mir

und sittlichen Harmonie auf mich gewirkt hat, läßt sich leichter ahnen als beschreiben. Es hat mir, mitten in meine umdüsterte Welt, eine liebliche Fata Morgana künftiger, seliger Tage gezaubert und dadurch wesentlich beigetragen, mich über manche verzweifelte Momente hinwegzuheben. Herzlichen Dank dafür! Sowie der 2te Band heraus ist, beabsichtige ich eine ausführliche öffentliche Besprechung. Einstweilen, wie ich zu meiner Freude aus der Allgemeinen und sonst ersehe, hat auch dieser erste den verdienten Beifall bereits reichlich gefunden. —

In höchstens 14. Tagen gedenk' ich mein wandelbares Zelt von hier wegzutragen — zunächst nach Dresden, wo ich den Winter zuzubringen gedenke; die ferneren Pläne hängen noch von allerhand Umständen und Zufälligkeiten ab.

Wie nun geht es Dir, Lieber Alter Freund? Die Zeitungen ließen Dich im Sommer einmal an den Rhein gehen, in eine Wasseranstalt; ich hoffe, daß Du es nicht nöthig gehabt hast und daß diese Zeilen Dich gesund und rüstig in der gewohnten Heimath finden. Wie gehts Mosen? und wo steckt er so eigentlich?

Das beigehende Buch sei Deiner Theilnahme und Nachsicht bestens empfohlen. An dem, was man so gewöhnlich Muth nennt, fehlt es mir, wie Du daraus ersehen wirst, noch nicht; wohl aber die eigentliche Lebenslust und Frische, die droht zum Teufel zu gehen.

Inzwischen die Welt ist ja rund und so wird sie sich auch wohl für mich einmal wieder auf die Sonnenseite kehren.

Meine Frau empfiehlt sich bestens, Dir und den Deinen. Lebe glücklich! und laß bald von Dir hören.

Von Herzen Dein

R. E. Prutz.

Hamburg 28. 9. 47.

Oldenburg 12/2 48.

Geliebter Freund,

Laß dies friedliche Buch, dessen erster Band Dir, wie ich ja zu meiner Freude ersah, eine gute Stunde in all Deiner Trübniß und Lebensnoth gemacht hat, Dir einen warmen Herzensgruß eines treuen Freundes sein, der Deiner oft und viel zu jeder Zeit gedenkt, und sei überzeugt daß die guten Worte, welche Du mir über den ersten Band geschrieben, mir eine Herzenserquikkung in der Wüste gewesen sind.

Was ich am Schlusse des Buchs ausgesprochen, ist volle Wahrheit. Mit Wehmuth trenne ich mich von diesen Blättern und ihrer friedlichen Atmosphäre, die mir so erquicklich war. Aber wie hat dies prächtige Volk meinem guten Zeugnisse Wort gehalten! Wie überflügelt es jede Erwartung! Wie hält es zu seinen Führern, wie achtet, wie liebt es die, welche für seine Sache gelitten haben! Es ist eine Seelenlabsal zu sehen, wie diese „feigen", „entarteten" Italiäner Blut und Leben immer wieder gegen die Tyrannen und für die Freiheit einsetzen, während wir, die Schulmeister Europa's, die servi litterarii der Welt, — nicht einmal 50 000 rl zusammenbringen für einen Patrioten, und uns beklagen daß die Polizei uns daran hindert! Prutz! Ich habe gehört wie ein Schweizer 1845 in Zorn zu einem Deutschen sagte: „Von jedem andern wollt' ich das ehr ertragen als von so einem deutschen Sklaven!" — Und doch muß man Muth behalten. In der Schweiz die Diplomatie zum erstenmale auf den Sand gesetzt und die Jesuiten gestürzt, in Italien von Messina bis Venedig alles im Aufstande, Oesterreich und sein Metternich am Rande mit allen ihren Mitteln. Wär' ich nur zehn Jahre jünger, 32 statt 42, so wollte ich all meine Privatnoth für Nichts achten gegen diese Erfolge.

Marienbergs Kaltwasserheilanstalt hat mir über ein Vierteljahr gekostet und leidlich gut gethan. Aber geheilt bin ich doch noch nicht.

Was wirst Du betreiben, wo Deine Zeltstangen bleibender als in Hamburg einstecken. Bitte, sag mir das, und wo ich Dich im Sommer suchen darf.

In treuer Neigung

der Deine

Adolf Stahr.

An Deine liebe Frau von mir und der meinen tausend Grüße. St.

Du wolltest ja, schreibst Du mir, ein Wort über mein Buch sagen. Nun so thu es jetzt ich bitte Dich darum. Ich hab' noch Stoff für einen Band Ital. Erinnerungen (dieser Band schließt mit dem 22 Februar und ich war bis Ende Mai 46 in Italien) und schreibe sie vielleicht auch. —

Das Wehen einer nuen Zeit nahm auch den beiden Freunden die Ruhe zu ausführlichen Briefen. Das Jahr 1848 führte Prutz nach Berlin; er trat hier dem constitutionellen Club bei, in dem er emsig tätig war, wie die Nummern 28—30 des 1. Jahrganges der constitutionellen Clubzeitung ausweisen. Und im Jahre 1849 sah er endlich durch Vermittlung Alexanders von Humboldt den sehnlichsten Wunsch seines Herzens erfüllt. Minister von Ladenberg berief ihn als außerordentlichen Professor nach Halle, in eine Tätigkeit, die, wie er oft ausgesprochen hat, das Ziel seines Lebens bildete und in der er, trotz aller Schwierigkeiten, die ihm von den eigenen Amtsgenossen gemacht wurden, 9 Jahre lang „eine hohe und aufrichtige Befriedigung" gefunden hat. Auch Stahr nahm den lebhaftesten Anteil an den Bewegungen der Jahre 1848 und 49. Einen Teil dieser Zeit verlebte er in Berlin und sammelte hier Stoff zu seinem Werke „Die preußische Revolution". Zugleich aber hatte er in diesen und den folgenden Jahren die schwersten Herzenskämpfe zu bestehn, deren Tiefe der bisher unveröffentlichte Briefwechsel zwi-

schen ihm und Fanny Lewald in oft ergreifender Weise zum Ausdruck bringt. Ende 1852 trennte er sich von seiner Frau und schloß, nachdem diese ihn freigegeben, am 6. Februar den Lebensbund mit F. Lewald.

Die in der Revolutionszeit entstandenen „Neuen Gedichte" (Mannheim 1849) sandte Prutz aus Halle am 10. 6. 1849 an Stahr mit den Geleitworten:

Lieber alter Freund!

Die Zeit zum Briefschreiben ist vorbei, darin sind wir einig, nicht wahr? Nimm denn das beikommende Büchelchen als einen einzigen, etwas corpulenten Brief; er giebt Dir über die Erlebnisse und Stimmungen meiner letzten Jahre getreuere und wahrhaftere Auskunft, als je ein Brief in hergebrachtem Stil es könnte!

Von Herzen

der Deine

R. E. Prutz.

Stahr erwiderte diese Gabe mit einem Gegengeschenk:

Oldenburg 27/7 49.

Lieber alter Freund,

Wohl hast Du Recht: „Dies ist keine Zeit zum Briefschreiben" — wenigstens nicht für uns, und so mögen wir uns denn immerhin daran genügen lassen uns von Zeit zu Zeit mit unsern Büchern Signalschüsse in diesem nächtigen Durcheinanderbrodeln aller Dinge zu geben, aus denen der Eine vom Andern sieht, daß er Herz und Kopf noch oben behalten hat.

Diesen Eindruck haben mir Deine Lieder gemacht, und wenn ich dieselbe Hoffnung für mein geringes ἀντίδωρον hegen darf — die „Republikaner in Neapel" werden Dir bereits zugekommen sein — so gieb davon ein Zeichen, in dem Du zwei Worte irgendwo zur Empfehlung eines Versuches sagst, dessen Absicht jedenfalls auf Deinen Beifall rechnen darf.

Ich bin matt und dumpf gearbeitet, und wenn Du Deines Märchens gedenkest das der Poet seinem Knaben erzählt, so wirst Du Dir sagen können, warum mich Dein Buch auch noch speziell tief erschüttert hat.

Deiner lieben Frau von mir und der meinen die besten Grüße!

Treueigen

Dein alter

Adf. St.

Obgleich in den folgenden Jahren nur noch selten Briefe zwischen Prutz und Stahr gewechselt wurden, so ergiebt doch Stahrs fleißige Mitarbeiterschaft an den ersten Bänden des „Deutschen Museums", zu der Prutz auch F. Lewald aufforderte, daß die Freunde miteinander in Verbindung geblieben sind. Der Freundschaftsbund lockerte sich erst, als Prutz in derselben Zeitschrift (1853. 2. Halbband S. 641 ff.) Fanny Lewalds neusten Roman „Wandlungen" einer scharfen Kritik unterzog. Trotzdem haben beide auch in Zukunft miteinander persönlich und schriftlich weiter verkehrt. So findet sich in Stahrs Tagebuch vom 6. 10. 1856 die Bemerkung: Besuch von Prutz. Bald nach diesem Wiedersehn scheint Stahr dem alten Freunde sein Buch „Nach 5 Jahren" mit einem (verloren gegangenen) Briefe gesandt zu haben, den Prutz am 12. 2. 1857 von Halle aus beantwortete:

Herrn Professor Dr. A. Stahr in Berlin (Anhaltsche Communication no. 3.)

Was wirst Du von mir denken, Lieber Freund, daß ich Dein freundliches Geschenk nebst dem Briefe, womit Du mir eine so angenehme Ueberraschung gemacht hast, so lange ohne Antwort gelassen?! Doch muß und wird mich der unglaublich elende Gesundheitszustand entschuldigen, in dem ich diesen Winter verbringe; nicht zwei gesunde Tage habe ich in der ganzen Zeit gehabt, der Gesichtsschmerz, dieser Dämon meines Lebens, der mir alle Kraft und Freude verdirbt, plagt mich fast unaufhörlich; um der Schmerzen nur einigermaßen Herr zu werden, bin ich zum veritablen Opiumfresser geworden und da kannst Du Dir leicht vorstellen, was für eine miserable Creatur man dabei wird. — Dein Buch hab' ich mit großem Interesse gelesen und bin Dir dankbar für vielfache Anregung und Belehrung, habe auch diesen Dank in einem kleinen Artikel ausgesprochen, den Du demnächst im Museum finden wirst und bei dem ich nur zu beachten bitte, daß er „in doloribus" geschrieben ist.

Einstweilen bitte ich Dich als Gegengabe den beifolgenden II. Band meiner „Zehn Jahre" anzunehmen; Du schenktest den Anfängen des Buchs einige Theilnahme und würde es mich freuen, wenn auch die Fortsetzung einigermaßen Deinen Beifall hätte. Es ist, in dieser Ausdehnung und unter den heutigen Umständen, ein mühsames und undankbares Werk, doch ists einmal begonnen und muß also zu Ende geführt werden. — Das „Museum" darf wol gar nicht mehr auf Deine Betheiligung hoffen? Ja Du kriegst es wol gar nicht mal zu sehn? Ich weiß wie das in Berlin geht. Mir für mein Theil würde es jedenfalls höchst erwünscht sein, könnte ich mal wieder etwas aus Deiner Feder bringen.

Mit alter herzlicher Freundschaft

Dein

R. E. Prutz.

Stahr widmete dem 2. Bande des „Zehn Jahre" eine sehr anerkennende Besprechung in der Nationalzeitung (21. 4. 1857). Vom 13. bis 21. Juni 1857 weilte er in Stettin und traf hier mit Prutz zusammen, wie zwei Handbilletts desselben vom 15. und 17. Juni beweisen. Im Januar 1858 reichte Prutz sein Entlassungsgesuch

als Universitätsprofessor ein und zog sich nach seiner Heimat Stettin zurück. Hier übermittelte er seine neue Gedichtssammlung „Aus der Heimat" an Stahr, der vom 19.—27. 6 zum Besuche seines Bruders Karl in Stettin sich aufhielt.

Lieber Freund!

Stettin 23. VI. 58.

Darf ich Dich bitten, Deiner Frau Gemahlin das beigehende Buch in meinem Namen zu überreichen? Ich sollte füglich selbst dazu schreiben und meine lange und unartige Versäumnis auf diese Weise endlich gut zu machen suchen: allein Du weißt ja wol selbst, wie es mit Briefen ist, die man seit Jahresfrist tagtäglich hat schreiben wollen und nie geschrieben hat. — Was die Gedichte selbst betrifft, so wirst Du Dich gewiß nicht wenig wundern über diese plötzliche lyrische Anwandlung, die es bis zu einem ganzen dicken Bande gebracht hat. Indessen geschieht es ja wol, daß alternde Bäume plötzlich einen neuen Trieb ansetzen; mögen es nur in diesem Fall wenigstens keine Holzäpfel gewesen sein! Auch sind die meisten dieser Gedichte nur scheinbar neu, die Mehrzahl gehört längst vergangenen Zeiten an, da das Blut noch heißer, das Herz noch hoffnungsreicher war; es sind Reminiscenzen alter sturmbewegter Tage, nun in die dämmernde Beleuchtung des Alters gerückt, was denn freilich stellenweise sich etwas wunderlich ausnehmen mag.

Reise glücklich, lieber Freund, und behalte in gutem Glauben

Deinen

R. P.

Neue Leiden brachen über Prutz herein, 1860 traf ihn ein Schlaganfall, 1861 verlor er plötzlich seinen jüngeren Sohn Erich. Als sein älterer Sohn Hans nach zweijährigem Besuch der Universität Jena seine Studien in Berlin fortsetzte, empfahl er diesen seinem Freunde mit der Bitte, „ihm Rat und Fingerzeig in Betreff seiner Studien zu erteilen" (17. V. 1862). Prutz' ferneres Leben war eine fast ununterbrochene Kette von Krankheiten, und es ist dabei nur zu bewundern, wie er trotz alledem sein „Deutsches Museum" bis 1865 selbständig leitete und in seinen Vorträgen die große Anzahl seiner Zuhörer aus den verschiedensten Gesellschafts- und Bildungskreisen entzückte. Als er Januar 1869 Vorlesungen in Berlin abhielt, sandte er Karten zu denselben auch an seinen alten Freund, und es finden sich in Stahrs Tagebüchern folgende Einträge: 15. In die Vorlesungen von Prutz. 18. Besuch von Prutz und Frau. Lange Vorlesung von Prutz. Dies dürfte die letzte persönliche Begegnung beider gewesen sein. Zu größeren Arbeiten kam Prutz nicht mehr, doch hat er uns gerade in dieser Leidenszeit mit einer Fülle köstlicher lyrischer Poesien beschenkt. Und die Muse blieb ihm treu bis in die letzten Lebensjahre, sowie er es sich gewünscht hatte:

O köstlich Sterben, selig Scheiden,
Wenn eines Dichters müder Geist,
Erschöpft von Wonnen wie von Leiden,
Das Band der Endlichkeit zerreißt!
Da droht kein feindliches Gerippe,
Die Muse naht sich ungesehn,
Und mit dem letzten Hauch der Lippe
Läßt sie das letzte Lied verwehn.



BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ

Verantwortlich für den gesamten Inhalt Arnold Koeppen. Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. sind zu richten an: Konrektor Arnold Koeppen in Pyritz, Bahnhofstraße 19.
Verlag: Pommernverlag Max Mallin, Stargard i. Pomm. Druck: F. E. Haag in Melle i. Hann.

Unser Pommerland

4. Jahrgang | Begründet von Ludwig Hamann | Ergänzungsheft 1918



Illustrierte Monatsschrift für Heimatpflege und Kultur, für Kunst und Geschichte sowie für die wirtschaftliche Entwicklung Pommerns und der Neumark

Herausgegeben
von
Arnold Koeppen

Verbandsorgan des Pommerschen Künstlerbundes in Stettin, des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Messenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins

Pommernverlag Max Mallin Stargard in Pommern

H. Krug
Buchbinderei
Greifswald
Langestr. 72.

nd. Slg.

nd A
I
2441
4°

Biblioteka Główna UMK
300022079048